Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXVIII.

(Januar — Februar — März 1894.)

34215
3/7/94

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 72

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtundsiebzigsten Bande (Januar — März 1894).

		Seite
I.	Caritas. Der Roman einer Familie. Von **Emil Marriot.** VII/X.	1
II.	Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von **P. D. Fischer** I.	30
III.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** XV./XIX.	53
IV.	Was Frauen vermögen. Von **Lady Blennerhassett**	72
V.	Ein Staatsmann der alten Schule. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. Nach Staatsacten und Correspondenzen von **Ludwig von Hirschfeld.** IV.	87
VI.	Die Culturentwicklung Australiens. Von **E. Reyer**	108
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	122
VIII.	Das Raimund-Theater in Wien. Von **Sigmund Schlesinger**	132
IX.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau	136
X.	Politische Rundschau	147
XI.	Moltke's türkische Briefe. Von **L. Friedlaender**	153
XII.	Ein Amerikaner über Herman Grimm	155
XIII.	Literarische Notizen	158
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Caritas. Der Roman einer Familie. Von **Emil Marriot** XI./XIV.	161
XVI.	Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin. Nach den Briefen mitgetheilt von **Jakob Baechtold.** II. Berlin (1850—1855)	194
XVII.	Merowingische und karolingische Bauthätigkeit. Von Dr. **Konrad Plath**	225
XVIII.	Aus meinem Leben. Von **Eduard Hanslick.** XX./XXV.	254
XIX.	Die Börsenreform im Deutschen Reich. Von **Gustav Cohn.** I./IX.	278

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Eduard Zeller. Zu seinem achtzigsten Geburtstage (22. Januar 1894). Von Dr. **O. Saul**	303
XXI.	Politische Rundschau	309
XXII.	Lipsius' Dogmatik. Von **Rudolf Eucken**	315
XXIII.	Literarische Notizen	318
XXIV.	Literarische Neuigkeiten	320
XXV.	Caritas. Der Roman einer Familie. Von **Emil Marriot.** XV./XVIII. (Schluß.)	321
XXVI.	Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin. Nach den Briefen mitgetheilt von **Jakob Baechtold.** (Schluß.)	348
XXVII.	Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Von **P. O. Fischer.** II.	379
XXVIII.	Die Börsenreform im Deutschen Reich. Von **Gustav Cohn.** X./XXII. (Schluß.)	404
XXIX.	Erinnerungen und Ausblicke. Vorwort zur fünften Auflage der Vorlesungen über Goethe. Von **Herman Grimm**	439
XXX.	Deutsche Ausgrabungen im Orient. Von **Georg Steindorff**	453
XXXI.	Politische Rundschau	458
XXXII.	Neuere militärische Literatur. Von **H. von Zobeltitz**	464
XXXIII.	Denkwürdigkeiten über die Revolution und das Kaiserreich. Von **Lady Blennerhassett**	470
XXXIV.	Die Memoiren Theodor von Bernhardi's	473
XXXV.	Lothar Bucher	474
XXXVI.	Die Entstehung der Volkswirthschaft	476
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Literarische Neuigkeiten	480

Caritas.

Der Roman einer Familie

von

Emil Marriot.

VII.

Sommer und Herbst waren vergangen und Randows längst nach Wien zurückgekehrt. Cornelius arbeitete schon seit Monaten im Geschäft. Er hatte darauf bestanden, sich sofort auf sein neues Arbeitsfeld zu begeben, und während der stillen Sommermonate hatte Philipp vollauf Gelegenheit gehabt, den unkundigen Bruder in die Geschäftsgebahrung einzuweihen. Daß Cornelius hinter dem Ladentische stehe und Kunden bediene oder hinter der Casse sitze — davon konnte füglich nicht die Rede sein. Philipp fand es für passender, dem Bruder die Führung der Bücher zu überlassen, womit dieser vollkommen einverstanden war, denn er wollte zwar arbeiten, jedoch mit fremden Leuten so wenig wie möglich zu thun haben. Im Hintergrund des Ladens befand sich ein kleiner Bretterverschlag, das „Comptoir" genannt, und in diesem niedrigen Raume, der nichts enthielt als ein Pult, eine eiserne Casse, einen Schrank für Briefe und Geschäftsbücher und ein paar Stühle, saß Cornelius vom Morgen bis zum Abend und schrieb, und Philipp wurde es immer eigenthümlich zu Muthe, wenn er, durch die Glasthüre schauend, die gebückte Gestalt erblickte, welche, beim Schein einer Gasflamme, unermüdlich schrieb und rechnete und sich in der Arbeit nur unterbrach, wenn eine Auskunft einzuholen war. Es dünkte Philipp ferner ganz sonderbar und ungewohnt, daß er den Bruder, zu welchem er, so weit er zurückdenken konnte, wie zu einem höher stehenden Wesen aufgeschaut hatte, nunmehr unter sich stehen sah, daß nunmehr er es war, der den Bruder leiten und unterrichten mußte, und daß Cornelius im Laufe eines jeden Tages, wie der Schüler zum Lehrer, wiederholt zu ihm kam und ihn fragte: „Ich bitte Dich, Philipp, wie ist das zu machen?" oder: „Ist es so in Ordnung? Sieh' einmal her. Habe ich es recht getroffen?" In solchen Fällen wendete Cornelius sich immer nur an Philipp, niemals jedoch an Hanna, welche jetzt an der Casse saß und Zeit

genug gehabt hätte, dem neuen Mitarbeiter behiflich zu sein. Nicht selten ereignete es sich, daß Philipp mit dem Bedienen der Kunden zu thun hatte oder sich nach dem Hofe begab, wo das Waarenmagazin sich befand, und daß Cornelius gerade in solchen Augenblicken eine Auskunft nöthig gehabt hätte. Hanna entging dann nicht, wie er sich suchend nach dem Bruder umsah, die Arbeit sein ließ und wartete, bis ihm Philipp wieder zur Verfügung stehen würde. Sie hätte ihm jede Frage beantworten, jede Auskunft ertheilen können. Aber da er sich freiwillig nicht an sie wendete, kam auch sie ihm nicht entgegen. Sie sprachen auch sonst nicht mit einander. Ein stummer Gruß beim Kommen und beim Gehen — das war Alles. Hanna fühlte, daß sie ihm lästig war, und daß er vorgezogen hätte, mit dem Bruder allein zu sein. Aber worin störte sie ihn? Sie schwatzte nicht, sie verhielt sich ganz still, sie schaute ihn kaum an. Ihr that es wohl, ihn in ihrer Nähe zu wissen; freilich ohne recht sagen zu können, warum dem so war. Aber auch er schien sich langsam an ihre Gegenwart zu gewöhnen. Wiederholt traf es sich, daß ihre Blicke einander begegneten; und wenn sie am Morgen sich ein wenig verspätete (sie wohnte so weit vom Geschäft entfernt), fühlte sie oder glaubte sie zu fühlen, daß sie erwartet worden war. Immerhin traten sie einander äußerlich nicht näher . . . und als Hanna ihrem Schwager eines Tages mittheilte, daß sie heute zum letzten Male gekommen wäre, weil sie vom morgigen Tage an in einem fremden Geschäft arbeiten würde, ließ Cornelius die Feder sinken und schaute das junge Mädchen wie erschrocken an. Philipp sprach sein Bedauern über das Ende ihres Beisammenseins aus. „Du warst mir eine große Stütze, Hanna," sagte er und ergriff ihre Hände. „Und wir sind so gut mit einander ausgekommen! Man hörte Dich kaum, aber gearbeitet hast Du für zwei. Ich wußte zum Voraus, daß Deines Bleibens nicht lange sein würde — und dennoch kann ich es kaum fassen, daß Du weder morgen und noch jemals wiederkommen sollst. Gott sei mit Dir und vergelte Dir all' das Gute, was Du an mir gethan hast."

Er war sehr bewegt . . . und auch dem jungen Mädchen ging der Abschied von dem gewohnten Leben nahe. Jetzt fühlte sie erst, wie gern sie hier geweilt und gearbeitet hatte . . .

„Wenn ich nicht auf einen Erwerb bedacht sein müßte, Philipp," begann sie mit schwankender Stimme und verstummte wieder.

„Ich weiß, ich weiß," sprach er gerührt. „Aber Du mußt auf Gelderwerb sinnen. Ja, wenn das Geschäft größer, oder wenn ich ein reicher Mann wäre! Dann dürftest Du nimmermehr bei fremden Leuten dienen."

„Das müssen Millionen thun," sagte sie mit erzwungener Heiterkeit. „Das ist nicht so schlimm, lieber Philipp."

Als sie sich zum Fortgehen ankleidete, brauchte sie länger dazu als sonst. Philipp stand hinter ihr und half ihr, ihr dünnes Jäckchen anlegen. Sie konnte lange nicht damit zurechtkommen, weil sie nicht auf die Jacke achtete, sondern unwillkürlich nach dem Bretterverschlag spähte . . . Aber der, welchem ihre Blicke galten, schaute nicht auf. Er saß tief über seine Bücher gebeugt und überschrieb Rechnungen in das Waarenconto, und schrieb so eifrig,

als ob dieser ganze Abschied ihn nicht das Geringste anginge. Sogar als Hanna mit absichtlich erhobener Stimme zu Philipp sagte: „Leb' denn wohl und denke morgen an mich!", sogar da blieb Cornelius' Kopf gesenkt und hörte seine Feder nicht zu knirschen auf.

„Dein Bruder ist so vertieft in seine Arbeit, daß ich ihn nicht stören will," flüsterte Hanna nicht ohne Bitterkeit . . . „Vermelde ihm einen Gruß von mir. Vermissen wird er mich ohnedies nicht."

Und rasch ging sie fort. Und erst, als sie schon auf der Straße war, hob er den Kopf in die Höhe.

„Es ist aus!" sagte Philipp ganz betrübt. „Ich habe meinen braven, fleißigen Kameraden verloren. Morgen wird schon die Mutter wieder an der Casse sitzen . . ." Er seufzte. „Unsere guten Zeiten sind um, Bruder. So still und bescheiden, so thätig und geschickt wie sie, ist weder die Mutter noch meine Frau."

Cornelius sagte nichts auf diese Worte.

„Daß ich nicht vergesse: sie läßt Dich grüßen," sprach Philipp und ging wieder nach vorn, da ein verspäteter Kunde sich eingefunden hatte.

Cornelius arbeitete nicht sogleich weiter. Etwa eine Minute lang starrte er nach der Casse, an welcher er die anspruchslose Mädchengestalt Tag für Tag hatte sitzen sehen . . . Dann ermannte er sich, griff nach der Feder und fuhr fort, zu schreiben.

Am nächsten Morgen, dem ersten December, trat Hanna ihren neuen Posten an: als Cassirerin in einem großen Confectionsgeschäft auf der Mariahilferstraße, mit fünfzig Gulden Monatsgehalt und einer Arbeitszeit von elf Stunden täglich. Sie wurde in eine Art Uniform gesteckt — jede der jungen Damen erhielt von dem Principal im Jahr zwei Kleider aus schwarzem Cachemir geschenkt — und anders als in diese eng anliegenden, einfach, doch geschmackvoll gemachten und der neuesten Mode streng entsprechenden Roben gekleidet, durfte keine im Geschäft erscheinen. Auch war ihnen vorgeschrieben, wie sie frisirt sein mußten: die Haare, à l'anglaise, glatt gescheitelt und den Zopf in einem Knoten am Hinterhaupt befestigt. Jeder Schmuck oder sonstige Toilettentand war streng verpönt. Hanna saß von acht Uhr Morgens bis Mittags an der Casse. Sodann folgte eine einstündige Pause, welche ein Theil der Bediensteten, darunter auch Hanna, benutzten, im nächsten besten Wirthshaus das Mittagsmahl einzunehmen. Manche, welche in der Nähe wohnten, rannten nach Hause, um da in aller Eile zu essen. Hanna wohnte zu weit entfernt; sie mußte sich Jenen anschließen, welche sich ins Gasthaus begaben. Von ein Uhr Nachmittags an bis Abends acht Uhr saß sie neuerdings an der Casse, und nach acht Uhr, um welche Zeit das Geschäft geschlossen wurde, erfolgten die Abrechnungen, und es wurde oft neun Uhr und auch später, bis Hanna endlich, halbtodt vor Hunger und Ueberanstrengung, den weiten Weg nach Hause antrat. An Sonn- und Feiertagen stand das Geschäft von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr offen. Es blieben dem jungen Mädchen also nur die Nachmittagsstunden dieser Tage, um ihrer Erholung und häuslichen Arbeit zu leben, und sie verbrachte ihre karge freie Zeit damit, daß sie

die Schwester besuchte, Wäsche und Kleider flickte, ein wenig ins Freie ging, ein wenig las oder sich auf das Sopha legte und schlief. O schlafen! Nur die übermüdeten, immer schlafbedürftigen Arbeitssclaven wissen, wie wohl es thut, sich wenigstens einmal in der Woche nach Herzenslust ausruhen und ausschlafen zu dürfen.

„Ach! wie viel es bei uns zu thun gibt und wie fieberhaft angestrengt wir arbeiten müssen, um fertig zu werden," sagte Hanna zu Charlotten. „Wenn ich dagegen an Euer Geschäft denke und wie ruhig es da zugeht, wird mir ganz traurig zu Muthe." Die Schwester nickte still dazu.

Der ruhige Gang des Geschäftes war ja die offene Wunde, welche nicht zu bluten aufhörte . . . Es war ein Geschäft für Schreibrequisiten — eines jener alten Wiener Geschäfte, welche schon als kleines Kind gekannt zu haben, Jedermann aus der Nachbarschaft sich erinnert, die über einen Kreis bewährter alter Kunden verfügen, diesen Kreis aber Jahr für Jahr spärlicher werden sehen. In solchen alten, als „solide" geltenden Geschäften kauft man Alles ein bißchen theurer ein als anderswo und findet dagegen selten das, was man gerade haben möchte und anderswo ohne Schwierigkeit haben könnte; und alle diese Umstände haben zur Folge, daß die Kunden sich mit der Zeit verlaufen. Frau Randow, Philipp und Charlotte waren ängstliche Leute. Sie führten das Geschäft in genau derselben Weise fort, wie es vor dreißig Jahren der selige Vater geführt hatte, und wollten von Reformationsideen nichts wissen. War es früher flott gegangen — warum sollte das nicht auch heute der Fall sein können? Hanna, welche ein Kind ihrer Zeit war und weiter schaute als die Anderen, war während ihres Alleinseins mit Philipp wiederholt mit Umsturzgedanken hervorgerückt. Sie rieth ihm, das Geschäft zu vergrößern, für eine brillante Beleuchtung zu sorgen, den Laden elegant einzurichten, die Schaufenster in geschmackvoller, ins Auge fallender Weise auszuschmücken. „Sieh', wie es die und die machen," sagte sie zu Philipp und zählte ihm die Namen siegreicher Concurrenten auf. „Die scheuen keine Kosten und verstehen es, das Publicum anzulocken. Die Zeiten haben sich geändert. Heute ist die Kundschaft schwerer zu befriedigen; man muß auf Mittel und Wege sinnen, um ihre Schau- und Kauflust zu reizen; muß dem Fortschritt Thüren und Thore öffnen. Und wer nicht mitthun will, ist bald bei Seite geschoben und mag getrost abtreten."

Aber Philipp und seine Damen wollten von Neuerungen nichts hören. Mit verzweifelter Hartnäckigkeit hingen sie am Alten fest und verachteten das Neue als marktschreierisch und unsolide. Sie sparten und sparten und suchten nach wohlfeilen Einkaufsquellen, verlangten eine lange Zahlungsfrist, was die Waaren vertheuerte, befanden sich stets in Geldverlegenheiten und erklärten, daß so schlechte Zeiten wie heut zu Tage niemals dagewesen wären. Es verhält sich mit solchem alten Geschäft wie mit einem Menschen, den ein unheilbares organisches Leiden befallen hat. Es geht abwärts, abwärts, trotz aller Curen und Pflaster. Vergebens sind alle Versuche, dem schleichenden Uebel Halt zu gebieten. Es steht nicht stille, sondern geht langsam, oft bei-

nahe unmerklich, aber unaufhaltsam, seinen Weg bergab, bis es endlich sein letztes Ziel erreicht hat — das Grab, den Ruin.

Cornelius hatte sich schnell in die Leitung und den Gang dieses armen Geschäftes eingelebt. Er brauchte längst nicht mehr zu fragen, wie das oder jenes zu machen sei, sondern arbeitete still für sich und schüttelte den Kopf über die traurigen Verhältnisse, welche sich vor seinen Augen zu enthüllen begannen. An der Casse thronte jetzt seine Mutter, welche mit würdevoller Miene die Kreuzer und wenigen Gulden aus den Händen der Kunden in Empfang nahm und im Laufe eines jeden Tages oft und oft Zeit fand, zu stricken, ihre Zeitung zu lesen oder zu plaudern. In den Abendstunden pflegte Charlotte sich einzufinden, um ihren Mann im Bedienen der Kunden zu unterstützen; aber nicht selten ging sie bald wieder fort, da sie einsehen mußte, daß Philipp auch ohne ihre Beihülfe bequem fertig wurde.

Die häuslichen Verhältnisse hatten sich übrigens besser gestaltet, als nach der Scene im Garten zu erwarten gewesen wäre. Zu Cornelius' Verwunderung sprachen seine Mutter und Charlotte wenige Tage nach dieser Scene so mit einander, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen — was seine theilweise Erklärung darin fand, daß solche und ähnliche Wortgefechte viel zu häufig vorkamen, als daß man jedem einzelnen lange Zeit hätte nachhängen können. Cornelius' Eintritt in die Familie brachte weder in dieser noch in einer anderen Hinsicht eine Aenderung mit sich. Ehemals hatte er ihnen imponirt und hatten sie sich in seiner Gegenwart mancherlei Zwang auferlegt. Damit war es endgültig vorbei. Er selbst hatte sich aus seiner Höhe herabgestürzt und war nun ihresgleichen — ja, weniger noch als sie: denn er brauchte sie, während sie sich ebenso gut ohne ihn hätten behelfen können. In seiner erniedrigenden, von der Familie abhängigen Stellung hatte er jede Macht über ihre Gemüther verloren. Man kümmerte sich einfach nicht um das, was ihm etwa gefallen oder mißfallen mochte. Während des Tages wurde gearbeitet, und am Abend saß die Familie um den runden Tisch herum und sprach — das heißt, die Frauen sprachen: von der Magd und was für eine Noth man mit diesen Creaturen hätte, vom Kochen, von den Marktpreisen, vom Geschäft. Frau Randow, welche große Stücke auf eine gute Küche hielt, konnte eine Stunde lang über die Zubereitung eines Lieblingsgerichtes schwatzen. Dann wurde genau erörtert, wie diese oder jene Frau die beregte Speise zubereitet hätte; man wog die Vor- und Nachtheile der verschiedenen Küchenrecepte gegen einander ab und stritt lange hin und her, bis man sich endlich darüber geeinigt hatte, welcher Art der Zubereitung die Palme zu reichen sei. Philipp schwieg gewöhnlich und nickte nach dem Abendessen nicht selten auf seinem Stuhle ein, und als Cornelius, der Mitleid mit dem Bruder hatte, diesen einmal fragte, warum er denn nicht rauche, er sei doch früher ein leidenschaftlicher Raucher gewesen, da fertigte ihn Charlotte in der ihr eigenen kurzen und groben Weise sofort ab.

„Das habe ich ihm längst schon abgewöhnt," sagte sie. „Solche unnütze Ausgaben!"

Das Rauchen war des armen Mannes einzige Zerstreuung gewesen.

Charlottens Groll war noch keineswegs geschwunden. Cornelius hielt zwar sein Wort: er stand Niemandem im Wege und stellte außerordentlich geringe Ansprüche. Das war jedoch in den Augen der jungen Frau ein bloß negatives Verdienst. Hätte Cornelius Geld erworben und mit diesem Gelde den wackeligen Haushalt unterstützt, würde Charlotte den jungen Schwager auf Händen getragen haben. So aber haßte sie ihn. Cornelius fühlte diese Abneigung, auch wenn Charlotte, aus Furcht vor neuen Auftritten mit der Schwiegermutter, bestrebt war, ihre Empfindungen nicht laut werden zu lassen. Für diese unfreiwillige Zurückhaltung hielt sie sich jedoch in anderer Weise schadlos. Bald hatte sie herausgefunden, an welchen Stellen Cornelius verwundbar war, und es bereitete ihr ein unedles Vergnügen, diese Stellen, wann immer sie nur konnte, mit rauher Hand zu berühren. Wenn die Schwiegermutter nicht zugegen war, sprach sie in aufdringlicher Art aus, daß die Religion ihr gleichgültig wäre und sie an Gott nicht glaube; sie spottete (auch in Gegenwart der Kinder) über kirchliche Ceremonien und die Geistlichen, machte sich über die dummen Leute lustig, welche in die Kirche laufen und die Sacramente empfangen, und lachte über allen diesen „Unsinn", wie sie sich ausdrückte, mit welchem man, zu ihrem Leidwesen, in der Schule die Köpfe ihrer kleinen Töchter vollsteckte. Philipp vergötterte seine beiden kleinen Mädchen. Inmitten seiner geschäftlichen und häuslichen Wirrnisse waren seine Kinder der einzige Lichtpunkt, auf welchem seine müden Augen gerne verweilten. Wenn es nach *seinem* Sinne gegangen wäre — er hätte die Kinder verzärtelt und geliebkost und Alles gethan, was sie nur wollten. Aber seine Frau dachte anders. Es fehlte ihr an Geduld und echt mütterlicher Milde; Philipps allzuweiche Vaterzärtlichkeit ärgerte sie, und so war sie in seiner Gegenwart besonders hart und streng gegen die kleinen Mädchen. „Seht den schwachen Vater!" pflegte sie zu spotten, wenn Philipp, auf ihre Aufforderung hin, eines der Kinder zu strafen oder zurechtzuweisen, sich stellte, als hätte er sie nicht gehört. „Das wäre eine schöne Erziehung, die Kinder in dieser Weise zu verwöhnen. Streng muß man sein — sonst wachsen sie uns über den Kopf." Sie sah und merkte, daß Cornelius auf Philipps Seite stand. Um so mehr Grund für sie, eigensinnig auf ihrer Erziehungsmethode zu beharren. Ihre Härte und rohe Heftigkeit kehrten sich übrigens vorzugsweise gegen die jüngere Tochter. Christel, die Aeltere, ein bald zehnjähriges Mädchen, war der Mutter Liebling. Das Kind glich ihr im Aeußeren und im Charakter, war gesund, kräftig und arm an weichem Empfinden wie sie. Von Natur anstellig und geschickt, war Christine jetzt schon zu allerhand kleinen Dienstleistungen zu gebrauchen, worauf sie sich nicht wenig zu Gute that. Den schwachen Vater, der so wenig Geld erwarb und sich von Mutter und Großmutter Alles gefallen ließ, achtete sie schon heute gering. Instinctiv schlug sie sich auf jene Seite, welche im Hause das Regiment führte. Sie wußte in Allem Bescheid, redete in Alles drein, war altklug und in hohem Grade selbstzufrieden. Alles in Allem genommen, war Christel ein unsympathisches Kind, indessen eines jener Geschöpfe, von welchen man fast mit Bestimmtheit vorhersagen kann, daß sie im Leben nicht krumm gehen werden. Gegen ihr um zwei Jahre jüngeres Schwesterchen, die kleine

Else, spielte Christel die ewig scheltende Gouvernante. Die arme kleine Else war Christels gerades Gegentheil: ein unschönes, blasses, schwächliches Kind, rührend unbeholfen und weich von Gemüth, eines jener armen kleinen Wesen, welche Liebe und nichts als Liebe brauchen, um zu gedeihen. Charlotte hielt das Kind für dumm, weil Else ungeschickt und schüchtern war und sich in nichts zu rathen und zu helfen wußte. An jedem Morgen gab es Zank. Die Kleine sollte sich selber ankleiden und brachte das nicht zu Wege.

„Siehst Du schon wieder wie ein Hanswurst aus?" schrie die Mutter sie an, wenn Else, mit dem Schulsack auf dem Rücken, zu ihr kam, um ihr Adieu zu sagen. Sie zerrte das Kind hin und her, brachte unter Schelten und Püffen die Toilette der Kleinen in Ordnung und nannte sie das dümmste Geschöpf, so jemals auf Erden gewandelt. Else schluchzte, Christel schaute spöttisch lächelnd zu, und Philipp litt unsägliche Qualen . . . aber leider ohne den Muth zu haben, sein Kind zu schützen. Manchmal wollte er der Kleinen beim Ankleiden behilflich sein. Das aber duldete Charlotte nicht.

„Sie muß es endlich capiren!" sagte sie. „Man darf ihre Dummheit und Faulheit nicht noch unterstützen. Rühre sie noch einmal an, und Du wirst mich kennen lernen."

Er kannte sie schon zur Genüge. Und da er einsehen mußte, daß er die Lage des Kindes durch seine Eingriffe verschlimmerte, anstatt zu verbessern, schwieg er gewöhnlich still und härmte sich im Verborgenen ab.

Auch Cornelius verhielt sich schweigend zu alledem. Was Charlotte auch sagen und wie immer sie gegen den Gatten und die Kinder sich betragen mochte: Cornelius sagte kein Wort dazu. Freilich — über Blick und Mienen konnte er nicht immer gebieten, und sein jähes Erblassen, seine nervös bebenden Finger und seine finsteren Augen sagten oft deutlich genug, was er dachte und empfand. An Sonn- und Feiertagen war er gewöhnlich vom Hause abwesend. Niemand fragte, wohin er ging; so wenig Jemand ergründen wollte, warum er seine mit so großer Liebe und Begeisterung verfolgte Laufbahn gegen das armselige Leben, welches er hier führte, vertauscht haben mochte. Philipp hatte zu viel mit eigenen Sorgen zu thun, um über ein fremdes Schicksal nachzusinnen. Charlotten war es zwar unlieb, daß es so gekommen, aber über das Warum zerbrach sie sich nicht den Kopf. Und Cornelius' Mutter — nun! die war einigermaßen enttäuscht und ärgerlich über den Sohn; da jedoch seine Gegenwart sie nicht störte und er gleichsam ein Schatten war, der laut- und anspruchslos durch das Haus glitt, fand sie sich ab mit diesem Schatten — ohne rechte Liebe, aber auch ohne wahren Groll.

„Mein Cornelius hat vielleicht zu viel studirt," sagte sie in einer vertraulichen Stunde zu Charlotten. „Ich fürchte, er ist übergeschnappt."

Mit diesem Gedanken, welcher das so unbegreifliche Vorgehen des Sohnes vollkommen erklärte, befreundete sie sich und hielt es fortan für eine ausgemachte Sache, daß Cornelius eben nicht bei Trost wäre, und man deshalb keinen Vorwurf wider ihn erheben dürfe.

Und so schlichen die Tage hin — ein jeder seine kleinen Plagen und Plackereien und Leiden mit sich bringend und einer dem andern so ähnlich

daß man, wenn man zurückschaute, sich verwundert fragte, wohin denn die langen Wintermonate gerathen seien. Jeder dieser Tage war schwer zu verleben gewesen, aber in der Erinnerung verschwammen sie in einander und wurden zu einem grau in grau gemalten Bilde, als ob der ganze lange, kalte Winter ein einziger Tag gewesen wäre.

VIII.

An einem Sonntagnachmittag kam Hanna zum Besuche. Man schrieb schon den März; aber von einem Frühlingsnahen war noch nichts zu verspüren. Draußen regnete und schneite es wirr durcheinander, und ein rauher Wind trieb mit den Tropfen und wässerigen Flocken sein muthwilliges Spiel. Im Zimmer, wo die Familie sich aufhielt, herrschte eine frostige und unreine Luft. Charlotte wollte die Fenster nicht öffnen, um nicht die Kälte hereinzulassen, und wollte auch nicht einheizen, weil Holz und Kohlen Geld kosteten. Als Hanna eintrat, saß Charlotte am Fenster, an der Nähmaschine, die Kinder am Tisch, mit ihren Schularbeiten beschäftigt.

„Das ist einmal eine Ueberraschung!“ empfing Charlotte die Schwester. „Wo steckst Du denn? Seit drei Wochen bist Du nicht hier gewesen.“

„Ich konnte nicht kommen, Lotti,“ sagte Hanna. „Ich war immer so müde. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie müde ich immer bin.“

„Doch nicht müder als ich,“ entgegnete Charlotte. „Niemand ist im Stande, ärger zu roboten als ich.“

Hanna begrüßte die Kinder, streichelte Christel's Haar und küßte Else auf die Stirn. Christel gab ihr die Hand und fuhr sogleich zu schreiben fort. Else hingegen legte die Feder bei Seite, stützte den kleinen Lockenkopf mit den mageren Händchen und schaute die junge Tante unverrückt an.

In ihren kindlichen Augen war Hanna der Inbegriff aller Schönheit und Vornehmheit. Vielleicht darum, weil sie um sich her so wenig des Schönen und Vornehmen sah, die arme Kleine. Sie bewunderte Hanna's schwarzes Kleid, die Pelzkappe, die mit Pelz verbrämte Jacke, ihren Muff und sogar die abgenutzten Glacéhandschuhe. Dann vertiefte sie sich in das Gesicht der Tante. Es war ein bleiches Antlitz, das kaum für hübsch gelten konnte; und sicherlich gingen die meisten Menschen an diesem Gesicht vorüber, ohne einen zweiten Blick auf dasselbe zu werfen. Immerhin hatte es feine, intelligente Züge und einen Ausdruck von Sanftmuth und Güte, welcher einem tiefer blickenden Auge vielleicht sehr anziehend erschienen wäre. Aber tiefer blickende Augen gibt es nicht viele, und so wurde die blasse, schlanke Mädchenerscheinung in jene Kategorie verwiesen, welche die Etikette „gewöhnlich“ oder auch „nicht hübsch und nicht häßlich“ trägt. Ihren bleichen Mund umspielte ein leidvoller Zug; und auch ihre Augen, prachtvolle, große, dunkle Augen, das Schönste an ihr (das einzige Schöne, nach ihrer Meinung) blickten ernst und sorgenschwer.

Sie zog einen Stuhl an sich und setzte sich an Charlottens Seite.

„Wo ist Philipp?“ fragte sie.

„Ausgegangen. Bei dieſem Wetter und wo er obendrein nur ein paar gute Stiefel hat. Aber er ſagte, daß er ſich Bewegung machen müſſe. Nun! wohl bekomme ihm und ſeinen Stiefeln dieſe Bewegung.“

Hanna ſenkte das Geſicht und ſchwieg.

„Und wie geht es Dir?“ fragte Charlotte.

„Wie immer.“

„Gibt es in Eurem Geſchäft noch ſo viel zu thun?“ Ein verhaltener Neid klang aus dem Ton ihrer Stimme heraus.

„Schrecklich viel. Man kann kaum zu Athem kommen.“

„Wie dieſe Leute es nur anſtellen, um ſo zu floriren!“ murmelte Charlotte. „Ich verſtehe es nicht. Nein! das verſtehe ich wirklich nicht.“

„Wie ſteht es bei Euch?“ fragte Hanna zögernd.

„Schlecht natürlich,“ rief Charlotte voll Ingrimm. „Was noch daraus werden ſoll, weiß ich nicht. Mein Mann iſt eben ein Dummk —“ „Weshalb gaffſt Du mich an, albernes Ding?“ unterbrach ſie ſich zornig und ſprang in die Höhe. Die kleine Elſe duckte ſich furchtſam. „Da ſtarrt ſie und ſtarrt,“ fuhr Charlotte erbittert fort, „und vergißt zu arbeiten. Willſt Du wieder eine ſchlechte Note nach Hauſe bringen? Davor nimm Dich in Acht. Ich ſchlage Dich braun und blau, wenn es geſchieht.“

Hanna ſtand auf und trat zum anderen Fenſter hin.

„Darf ich es nicht ein wenig öffnen?“ fragte ſie. „Ich erſticke in dieſer Luft.“

„Meinethalben,“ brummte Charlotte. „Aber wenn wir Alle uns den Schnupfen davon holen, biſt Du ſchuld daran. Was für Bedürfniſſe und Anſprüche die Menſchen doch haben! Mich ſtört keine Luft, und mag ſie noch ſo verdorben ſein.“

„Aber den Kindern iſt es ungeſund, eine gänzlich verbrauchte Luft einzuathmen,“ erwiderte Hanna und öffnete den einen Fenſterflügel.

„Ja, ja. Das weiß ich bereits. Den Kindern iſt dies und iſt jenes nicht geſund. Die Kinder ſollten das und ſollten jenes haben. Ich kenne dieſes Lied. Du haſt es mir ſchon oft genug vorgeſungen. Ich bitte Euch, macht mich nicht toll. Sparen ſoll man, immer ſparen, und doch Alles aufs Beſte herſtellen, auf Alle Rückſicht nehmen, allen Wünſchen Rechnung tragen. Wie mir, dem Laſtthier für Alle, zu Muthe iſt, darnach fragt Keines. O! dieſes Leben! dieſes Leben!“ rief Charlotte, ſchlug die Hände vor das Geſicht und brach in lautes Schluchzen aus. „Wenn es nur endlich vorüber wäre!“

„Lotti! Lotti! um Gottes Willen!“ Hanna eilte erſchrocken zur Schweſter hin und legte die Arme um ſie. Die kleine Elſe fing zu zittern und zu weinen an, und ſogar die nüchterne Chriſtel hörte zu ſchreiben auf und verzog weinerlich die Lippen.

„Sieh' nur, wie wir wohnen,“ fuhr Charlotte ein wenig gefaßter fort. „Ein Zimmer und eine Kammer — das iſt Alles, was wir haben. In dieſem einen Zimmer ſchlafen die Kinder und ich und halten wir uns am Tage auf, und Eines ſtört das Andere, weil der Raum zu beſchränkt iſt. Die Kammer

kann ich im Winter nicht brauchen. Es ist zu kalt drinnen. Man hält es da nicht aus!"

„Aber Philipp schläft doch in der Kammer," warf Hanna ein.

„Zum Schlafen braucht man keine Wärme, und am Tage ist Philipp im Geschäft. Die Kammer ist nicht zu heizen. Sie hat keinen Ofen. Aber selbst wenn sie zehn Oefen hätte, würde es sich für uns gleich bleiben. Wir dürfen nicht so viel Holz und Kohlen verbrennen. Das kostet zu viel Geld. Kann man sich denn rühren in diesem verwünschten Zimmer? Um Raum zu gewinnen, habe ich Elsens Bett entfernt; sie schläft jetzt auf dem Sopha. O! es ist niederträchtig, wie ich behandelt werde. Das Vorzimmer, hieß es, gehöre uns, zu unserem Gebrauch. Aber sowie ich einen Schrank hineinstellte, zog die Alte ein schiefes Gesicht und brummte so lange, bis ich den Schrank wieder in Philipps Kammer unterbrachte. Sie, die Alte, bewohnt zwei große Zimmer und ein Cabinet. Ihre Fenster gehen nach dem Garten, die unseren nach dem schmutzigen Hofe. An unser Zimmer stößt die Küche, so daß wir den Speisengeruch stets im Zimmer haben. Die Alte drüben verspürt nichts davon. Zwischen ihren Zimmern und der Küche liegt das Vorzimmer. Und wozu, frage ich Dich, braucht die Alte zwei Zimmer? Eines zum Schlafen und das andere zum Wohnen; beide hübsch eingerichtet, hell und behaglich durchwärmt. Für sich spart sie nicht an Brennmaterial, o nein! aber mir wirft sie beständig vor, daß ich nicht zu wirthschaften verstehe. Könnten wir nicht tauschen und sie diesen Trakt, wir den anderen bewohnen? Sie hätte, scheint mir, an einem Zimmer genug. Und für ihren Sohn wäre Philipp's Kammer wahrlich nicht zu schlecht. Aber nein. So etwas fällt dieser egoistischen Alten nicht bei. Sie muß das Beste für sich haben. Immer, immer."

Sie hatte sich Luft gemacht und schwieg, tief aufathmend, still. Hanna blickte zum Fenster hinaus.

„So bewohnt Cornelius die kleine, dunkle Dienstbotenkammer?" fragte sie mit halblauter Stimme.

„Natürlich," sagte Charlotte. „Glaubst Du, die Alte hätte sich seinetwegen — und wenn er tausendmal ihr einziger Sohn ist — in ihren Eintheilungen stören lassen? Aber das geht mich nichts an und kümmert mich nicht. Meinethalben mag dieser kostbare Cornelius in einer Mausefalle oder in einem Kellerloch hausen." (Christel kicherte). „Mit dem Essen," sprach Charlotte weiter, „hält sie es ebenso. Wir essen selbstverständlich sehr einfach und just so viel, um nothdürftig satt zu werden. Sie nimmt die Mahlzeiten, wie Du weißt, mit uns ein, und hören solltest Du sie, wie sie Alles preist und schmackhaft findet und mit den Kindern zankt, wenn diese einmal eine Speise nicht berühren wollen. Hierin hat sie freilich Recht, denn auch ich bestehe darauf, daß die Kinder von Allem essen, was auf den Tisch kommt, oder überhaupt nichts kriegen sollen. Aber sie selbst genießt von den so laut gerühmten Speisen beinahe nichts. Ich habe längst herausgebracht, daß sie, wenn sie ausgeht (und sie geht täglich aus), stets einen kleinen, leckeren Mundvorrath mit nach Hause bringt. Und so hegt und pflegt sie ihren

Gaumen und naſcht den ganzen Tag, und hat keine Ahnung davon, daß ich ſie durchſchaue und von allen dieſen Schlichen und Kniffen unterrichtet bin."

„Und Cornelius?"

„Der," ſagte Lotti, „ißt nichts Anderes als wir, und man muß ihm laſſen, daß er, ſozuſagen, von nichts ſatt wird. Er braucht weniger als unſere Elſe. Freilich iſt er auch dürr und durchſichtig wie ein Geſpenſt." Abermals begann Chriſtel zu kichern. „Die denkt wie ich," ſprach Charlotte mit einem Blick auf das Kind. „Auch ſie mag dieſen Mann nicht leiden." Und da ſie Chriſtel aufſtehen ſah, fügte ſie fragend hinzu: „Seid Ihr nun mit Euren Aufgaben fertig?"

„Ja," antwortete Chriſtel und that die Schreibhefte und Bücher in den Schulſack. Elſe ſchaute ihr mit träumeriſchem Blick zu.

„Was gibt es da zu gaffen?" fragte Chriſtel unfreundlich. „Mach' es lieber wie ich, damit ich, wenn wir morgen zur Schule ſollen, nicht durch Dich aufgehalten werde. Das kommt ſo oft vor," wendete ſie ſich in klagendem Tone an Hanna. „Wenn es ſchon die höchſte Zeit iſt, fortzugehen, fängt ſie erſt an, nach ihren Sachen zu ſuchen, und wir kommen dann zu ſpät in die Schule, und ich erhalte ihretwegen einen Verweis."

„Du mußt Geduld mit ihr haben," ſagte Hanna. „Sie iſt noch ſo klein."

„Ich war ſchon mit ſechs Jahren ſo ordentlich wie heute," erwiderte Chriſtel, die niemals eine Antwort ſchuldig blieb. „Gelt, Mutter?"

„Ja, ja!" ſagte dieſe. „Elſe iſt eine Schlampe. Das wiſſen wir bereits. Nehmt jetzt euer Strickzeug zur Hand und geht in die Küche. Da iſt es wärmer als hier. Auch ſeid Ihr uns im Wege. Aber daß fleißig geſtrickt wird, hörſt Du?" Sie ſchob die kleine Elſe zur Thüre hinaus. „Sonſt kriegſt Du am Abend nichts zu eſſen. Hab' Acht auf ſie, Chriſtel, daß ſie nicht wieder maulafft, anſtatt zu arbeiten."

„Ja, Mutter," ſagte Chriſtel, von dem ihr ertheilten Auftrag ſichtlich befriedigt.

Als die Kinder draußen waren, ſprach Charlotte: „Mir liegt es centnerſchwer auf dem Herzen, Hanna, centnerſchwer."

„Wenn ich nur helfen könnte!" murmelte dieſe. „Ich bin nur darum drei Wochen lang nicht gekommen, weil ich Euch nicht helfen kann und mir das ſo unſäglich wehthut. Aber gedacht habe ich täglich an Euch," ſagte ſie und nahm die Schweſter bei der Hand.

„Komm, ſetzen wir uns auf das Sopha," ſagte Charlotte und zog Hanna an ihre Seite nieder. „Du weißt noch nicht Alles. Noch lange nicht Alles."

„Mein Gott! was iſt geſchehen?" fragte Hanna und ſchaute ſie mit erſchreckten Augen an.

„Höre," flüſterte Charlotte und beugte ſich ihr ſo nahe wie möglich. „Wir ſind im Februar den Zins ſchuldig geblieben."

Hanna erblaßte.

„Weil wir ſchon ſo lange im Hauſe wohnen," fuhr Charlotte fort, „hat der Hausherr eingewilligt, ſich bis zum Maitermin zu gedulden. Aber am

ersten Mai müssen wir beide Quartale bezahlen, und ich sehe voraus, daß wir bis dahin keinen Kreuzer übrig haben werden."

„Aber wie ist Alles das nur möglich? So viel mir bekannt ist, bezahlt Frau Randow den größeren Theil der Miethe, und Frau Randow hat doch Geld genug, um ihrer Verpflichtung nachkommen zu können!"

„Ganz richtig. Die Schwiegermutter *hat* uns auch das Geld für den Zins ausgefolgt. Aber wir haben es dem Hausherrn nicht übergeben. Wir haben es behalten."

„Lotti!" stammelte Hanna voll Entsetzen. „Wie konntest Du nur . . ."

„Laß mich ausreden. Die Alte ist in Geldsachen sehr genau und mißtrauisch. Gewöhnlich ist *sie* es, die dem Hausherrn das Geld einhändigt. Aber dieses Mal war sie krank und lag zu Bett, und so beauftragte sie meinen Mann, an ihrer Statt zum Hausherrn zu gehen. Dreihundert Gulden wären zu zahlen gewesen: zweihundert aus der Tasche der Mutter und hundert aus der unsrigen. Wir haben jedoch nichts davon erlegt."

„Aber hat denn Frau Randow nicht die vom Hausherrn ausgestellte Quittung zu sehen begehrt?"

„O freilich! Das hatten wir auch vorausgesehen und der Gefahr vorgebeugt, indem ich der Mutter eine alte Quittung entwendete und das Datum fälschte."

„Aber Lotti! das ist ja ein — *Betrug*!" sprach Hanna mit Anstrengung.

„Wir wollten nur Zeit gewinnen," versetzte Charlotte hastig. „Philipp *mußte* einen seiner Lieferanten befriedigen, sonst hätten wir keine neue Waare bekommen. Er *mußte*, Hanna! Aber wie es uns bis zum ersten Mai möglich sein soll, vierhundert Gulden zu erübrigen — das mag ein Anderer wissen. Ich weiß es nicht."

„Du mußt Frau Randow Alles bekennen," sagte Hanna und wollte sich erheben.

„Eher sterben!" schrie Charlotte auf. „Daß ich von dieser Stunde an täglich zu hören bekäme, daß ich und mein Mann Diebe seien! Du kennst die Alte nicht. Sie ist rachsüchtig und boshaft. Wenn sie das erführe, würde sie uns tausendmal ärger quälen als bisher."

„Du mußt ihr sagen," sprach Hanna unbeirrt weiter, „daß Ihr das Geld für die Miethe nicht auftreiben könnt und daß Ihr Schulden habt. Unter einem Dache wohnen, eine Familie bilden und einander täuschen und betrügen, ist ein Weg, der zum Abgrund führt. Ihr müßt umkehren. Sie wird Euch helfen."

„Sie wird uns *nicht* helfen. Unzählige Male schon hat sie gesagt, daß sie lieber Alles zu Grunde gehen lassen würde, als ihr Vermögen antasten. Du kennst sie nicht. Sie ist hart wie Stein."

„Was aber soll aus alledem werden?" fragte Hanna und ließ die Arme sinken.

„Das weiß ich nicht," antwortete Charlotte mit dumpf klingender Stimme.

Eine Stille trat ein.

„Könntest nicht *Du* uns helfen?" fragte Charlotte endlich.

„Ich?“ entgegnete Hanna mit trübem, verwunderten Lächeln. „Mit meinen fünfzig Gulden monatlich?“

„Nun! zum großen Theil erhält Dich doch der Vater.“

„Der Vater — mich? Redest Du im Ernst?“

„Gewiß. Du bist doch erst seit wenigen Monaten angestellt. Wie war es denn früher? Da mußte ausschließlich der Vater sich selbst und Dich erhalten.“

Hanna antwortete nicht sogleich.

„Die Bürde Deiner Sorgen ist zu schwer, als daß ich jemals das Herz gehabt hätte, Dir von den meinigen zu erzählen,“ sprach sie sodann mit einer gewissen Ueberwindung. „Was der Vater erwarb, verbrauchte er für sich, und was für mich abfiel, war gerade so viel oder so wenig, als er für eine Magd hätte ausgeben müssen. Nun ich eine Anstellung habe und ein Gehalt beziehe, gibt er mir einfach nichts. Er hält jetzt eine Bedienerin, und was diese ihm kostet, entzieht er mir. Ich bin ganz und gar auf mich selbst gestellt und muß mich noch glücklich preisen, wenn er mir kein Geld abverlangt.“

„Das ist schrecklich!“ murmelte Charlotte vor sich hin. „Der gewissenlose, selbstsüchtige alte Mann!“

„Laß uns nicht richten, Lotti,“ sprach Hanna schnell. „Ich würde auch nichts davon erwähnt haben, hättest Du mich nicht dazu gezwungen. Ich mußte mich rechtfertigen vor Dir. Jetzt siehst Du wohl ein, daß ich Dir nicht helfen kann, so gern ich's auch thun möchte.“

„Ist er denn immer noch der Alte?“ rief Charlotte verzweiflungsvoll und rang die Hände. „Immer noch der Alte!“

„Er ist schlimmer als jemals. Still. Klagen wir ihn nicht an.“

„Ihn nicht anklagen? ihn, der uns, ungefragt und ungebeten, ins Leben hinein gestoßen hat . . .“

„Lotti, ich bitte Dich . . .“

„Ach was! Ich bin keine so sanfte Närrin wie Du.“

„Wärest Du sanfter, duldsamer! Du würdest Alles leichter tragen.“

„Daß ich nicht lache! Die guten und sanften Menschen sind diejenigen, auf welche die anderen mit Füßen treten. Das ist der ganze Lohn für ihre Güte und ihre Geduld. Was sollen wir denn thun, an wen uns wenden, wenn Niemand uns helfen will!“

„Ich wiederhole Dir, daß Du oder Philipp — daß eines von Euch mit Frau Randow sprechen und ihr Eure Lage aufdecken muß. Sie ist die Einzige, welche Euch helfen kann.“

„Und ich wiederhole Dir, daß sie uns nicht wird helfen wollen. Und ehe ich mich vor dem alten Weibe so tief demüthige, eher stürze ich mich in die Donau.“

„Das sagst Du bei jeder Gelegenheit — daß Du Dich in die Donau stürzen willst. Wozu sagst Du das? Du thust es ja doch nicht und darfst es auch nicht thun. Wer Pflichten gegen Andere hat, muß leben. Wenn es Dir übrigens so schwer fällt, mit Frau Randow zu sprechen, überlaß es mir. Ich spreche mit ihr, wenn Du willst. Und zwar auf der Stelle.“

Abermals wollte sie aufstehen, wurde jedoch von Charlotten daran gehindert.

„Auf der Stelle geht es nicht. Sie ist eine eben solche alte Hexe, wie sie selber ist, besuchen gegangen. Und bis diese zwei alten Weiber mit ihrem Tratsch und Klatsch fertig sind, wird es später Abend geworden sein."

„Dann will ich auf sie warten. Das thut ja nichts."

Eine neue Pause folgte. Dann fragte Hanna plötzlich: „Ist Cornelius zu Hause? Wahrscheinlich nicht! Man trifft ihn niemals daheim an."

„Ich glaube, daß er zu Hause ist. Es ist rührend, wie innig dieser Sohn und diese Mutter an einander hängen," fügte Charlotte mit einem zweideutigen Lächeln hinzu. „Wenn sie daheim sitzt, läuft er fort; und wenn sie ausgeht, bleibt er zu Hause."

„Was meinst Du," fragte Hanna zögernd, „wenn ich mich an ihn wendete? Er hat ohne Zweifel größere Macht über seine Mutter als wir und könnte ihr Eure Sache vortragen."

„Sobald das liebe Geld mitspricht, ist auch seine Macht zu Ende. Indessen . . . Du hast vielleicht Recht. Er ist nicht so boshaft und niedrig gesinnt wie die Alte; er wird keine Freude daran haben, uns zu demüthigen. Aber Du mußt mit ihm sprechen, Hanna. Mich — kann er nicht ausstehen, und Philipp würde die Sache sicherlich verkehrt anpacken. Er ist in solchen, überhaupt in allen Dingen, schrecklich ungeschickt."

„Gut. So will ich sogleich . . . Wo hält er sich auf?"

„Wahrscheinlich in seiner Kammer. Die Wohnräume der geliebten Mutter betritt er nur, wenn er muß."

„Erwarte mich hier," sagte Hanna mit schlecht verhehlter Erregung und verließ das Zimmer. Ihre Hand zitterte, als sie die Klinke niederdrückte, und ihr Gesicht war sehr blaß geworden.

IX.

Im Vorzimmer blieb sie stehen, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und versuchte sich zu sammeln. Ihr gegenüber befand sich eine kleine Tapetenthüre, und diese kleine Thüre führte nach Cornelius' Kammer — ein von den übrigen Wohnräumen abgesondertes schmales, luft- und lichtloses Gemach, dessen ursprüngliche Bestimmung war, als Magdzimmer zu dienen. Hanna hatte einmal gesagt: „Es ist grausam, eine arme Magd in solchem Kerker wohnen zu lassen." Jetzt fiel dieses Wort ihr ein . . . Frau Randow und Charlotte hatten sie ausgelacht und eine überspannte Närrin geheißen. Sie aber war dabei geblieben, daß jedes Geschöpf nach Licht und Sonnenlicht verlange, und daß es unmenschlich wäre, Dienstleute in Räume zu verbannen, die man selber nimmermehr bewohnen wollte. Nun bewohnte Cornelius diesen Kerker. Und seine Mutter duldete das. Und hatte zu eigenem Gebrauche zwei große, helle, gesunde Zimmer. Wie verschieden die Menschen doch sind! Was dem Einen unnatürlich, herzlos, nichtswürdig erscheint, findet der Andere ganz in der Ordnung . . .

Sie machte einen Schritt nach vorn, zur kleinen Thür hin, und blieb wieder stehen. Sie konnte nicht, nein! sie konnte nicht. Hätte einzig und

allein der Wunsch, den Ihren zu helfen, sie beseelt, wie leicht wäre es dann gewesen, an die kleine Thür zu klopfen! Aber dem war nicht so. Sie wollte ihrer Schwester und dem armen Philipp helfen, o Gott! wie gern — aber — sie wollte auch ihn wiedersehen, ihn endlich einmal wiedersehen. Und weil sie das wollte, wagte sie sich nicht vorwärts und stand vor seiner Thür, blaß, zaudernd und ungewiß, ob es nicht besser wäre, umzukehren.

Sie hatte ihn so lange nicht gesehen. Kaum, daß sie ihm während der langen Wintermonate ein oder das andere Mal flüchtig begegnet war. Fast immer, wenn sie zum Besuch kam, hieß es, er wäre ausgegangen. Aber auch ohne ihn zu sehen und ohne von ihm zu hören, hatte sie seiner gedacht; jeden Tag, jede Stunde. Sie dachte an ihn, wenn sie am Morgen nach dem Geschäft ging; sie dachte an ihn, während sie an der Casse saß; und Abends, auf dem Wege nach Hause, dachte sie wieder an ihn. Immer an ihn; bei Tag und bei Nacht. Daß er sich nichts aus ihr machte, wußte sie. Die Zeit, wo sie nebeneinander in Philipp's Geschäft gearbeitet, hatte sie dessen belehrt. Und dennoch war sie in jener Zeit glücklich gewesen — ohne es zu wissen. Sie wußte es erst jetzt, wo jene Zeit um war. Bloß ihn sehen und beobachten dürfen — mehr verlangte sie nicht. Ihn so lange beobachten, bis sie ergründet, was ihm fehle. Und dann nachsinnen, wie ihm sagen, daß sie um sein heimliches Leid wisse. Und wenn sie es ihm gesagt, ihn trösten, ihm rathen, vielleicht ihn retten. Ihn aus der Gewalt des finsteren Geistes, von welchem er besessen war, erlösen. Sie schaute tiefer als die Anderen und glaubte nicht an seine Narrheit, von der Alle im Hause faselten. Mit dieser wohlfeilen Lösung mochten die Anderen sich zufrieden geben. Sie fühlte, daß diese Krankheit ihren Sitz nicht in seinem Gehirn, sondern in seinem Herzen hatte. Was ihn betroffen, wußte sie nicht. Aber etwas Schweres mußte es sein; etwas so Schweres, um ihn zu Boden zu werfen und da festzuhalten, so daß er sich nimmer zu erheben vermochte. Sie wollte ihm die Hand entgegenstrecken. Wenn er allein nicht aufstehen konnte, vielleicht ging es zu Zweit. Ein warmes Wort, ein verständnißvoller Blick haben oft Wunder gewirkt, waren oft im Stande, einem Verzweifelten die Hoffnung wiederzugeben. Warum sollte sie das nicht vermögen? Sie hatte einmal gehört, daß man Alles könne; man müsse es nur ernstlich wollen. Nun! sie wollte. Sie wollte ihm helfen. Ohne etwas dafür zu begehren, noch zu erwarten. Nur anhören sollte er sie; bloß ihr andeuten, was ihm fehle. Sie würde den Rest errathen und ihm helfen.

Nichts als die kleine Thür da vor ihr trennte sie von ihm. Warum nur ihr Herz so heftig schlug? Sie hatte ja nichts Böses vor. Und die Schwester harrte, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, auf eine Botschaft. Feiger Wortbruch wäre es, träte sie zurück. Sie mußte. Schon der Schwester wegen mußte sie. Das schärfte sie sich ein, um Muth zu fassen ... Mit unsicherem Schritt trat sie an die Thür heran und schloß die Augen, wie Jemand, der den Abgrund nicht sehen will, in welchen er hinabsteigen muß, erhob die Hand und klopfte an, so laut und ungestüm, daß sie selber davor erschrak ...

Drinnen blieb es still. Die Stille dünkte sie sehr lang, obschon sie in Wirklichkeit kaum eine Viertelminute währte. Sodann fragte drinnen eine widerwillig klingende Stimme: „Wer ist da?“

Zu sprechen vermochte Hanna nicht. Sie öffnete die Thüre und überschritt die Schwelle. Ihr war, als ob eine unsichtbare Hand sie vorwärtsstieße. An der Schwelle blieb sie stehen. Die Thür ließ sie offen. Ihre Kraft war zu Ende. Kein Glied vermochte sie zu rühren.

Cornelius saß im Hintergrunde der engen Kammer, am vergitterten Fenster, welches die Aussicht auf den finsteren Treppenflur hatte. Er saß im Dunklen — augenscheinlich mit nichts beschäftigt.

„Sind Sie es, Anna?“ fragte er, in der Meinung, die Magd wäre eingetreten.

„Nein. Es ist nicht . . . ich bin es,“ sagte Hanna mit stockendem Athem und ohne zu hoffen, daß er sie an der Stimme erkennen würde.

Dennoch hatte er sie erkannt. Er stand rasch auf und zündete eine Kerze an.

„Wollen Sie näher treten,“ sprach er hierauf — ohne das junge Mädchen anzusehen.

Sie schloß die Thüre und wußte kaum, daß sie es that. Sodann näherte sie sich ihm. Cornelius deutete stumm auf einen Stuhl, und sie setzte sich. Ihr war zu Muth, als ob sie träumte.

Er blieb stehen, stützte sich mit beiden Händen auf einen anderen Stuhl und blickte durch das Fenster.

„Was führt Sie zu mir?“

Sie schaute ihn an. Obwohl er sich von ihr abgewendet hielt, fiel ihr doch etwas in seinem Gesicht auf: ein Schatten, ein dunkler Fleck oder was es sonst war. Sie sah genauer hin. Ueber seine linke Schläfe, am Auge beginnend und sich im Haar verlierend, zog sich ein dunkler Streifen hin, der einem Schnitte ähnlich war. Das Lid des linken Auges war ein wenig verschwollen.

„Was ist Ihnen geschehen? Haben Sie sich verletzt?“ fragte Hanna, ihre Scheu vergessend, rasch und besorgt.

„Ich? Nein.“

„Was aber haben Sie da . . . . am Auge?“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Nichts. Wenigstens nichts von Belang. Bitte, wollen Sie mir sagen, was Sie hierhergeführt hat.“

Er schien über ihr unerwartetes Kommen nicht verwundert zu sein. Hanna hatte einmal in einem Buche gelesen, daß Menschen, welche ausschließlich von Einem Gedanken beherrscht sind, sich gegen alles Uebrige vollkommen gleichgültig zu verhalten pflegen. An diesen Ausspruch dachte sie jetzt. Vielleicht hätte der Schatten eines Verstorbenen in die Stube hereingleiten können, ohne daß Cornelius hiervon in Erstaunen versetzt worden wäre. Auch er dachte sonder Zweifel nur an Eines, an sein Geheimniß, das, außer ihm, Niemand kannte. Und alles Andere war Rauch für ihn und Dunst.

„Ich habe eine Bitte an Sie," hob Hanna mit Anstrengung an. Sie mußte ihm doch Antwort geben auf seine Frage. Er richtete seine zerstreut und unfroh blickenden Augen auf sie, sagte jedoch nichts. So mußte sie fortfahren in ihrer Rede. Stockend und mit niedergeschlagenen Lidern berichtete sie ihm, was die Schwester ihr bekannt hatte. Sie verschwieg und beschönigte nichts, sondern erzählte einfach die Thatsache. Dann verstummte sie und harrte unter starkem Herzklopfen seiner Antwort.

Diese erfolgte nicht sogleich. Er wartete eine kurze Weile, ob sie nicht noch etwas hinzuzufügen hätte. Endlich fragte er: „Und was soll ich da thun?"

„Mit Ihrer Mutter sprechen und sie bewegen, die Unglücklichen aus ihrer peinvollen Lage zu befreien," sagte Hanna.

„Das hätte man früher thun müssen. Philipp hätte diese peinliche Lage nicht erst heraufbeschwören sollen. Warum sprach er nicht aufrichtig mit meiner Mutter? Sie hätte ihm gewiß geholfen."

„Meine Schwester ist vom Gegentheil überzeugt," bemerkte Hanna.

„Ich spreche nicht von Ihrer Schwester. Ich spreche von Philipp. Philipp hätte offen und ehrlich zu Werke gehen sollen. Mag er nun seine faule Sache selber ausfechten."

Eine heiße Röthe trat in die Wangen des jungen Mädchens. Sie hatte nicht erwartet, in so dürrer Weise abgefertigt zu werden.

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte sie mit bebenden Lippen.

„Ja," antwortete er und schaute sie mißmuthig an. Dieses zarte, erhitzte, von angestrengter Arbeit erschlafft und leidend aussehende Mädchenantlitz und diese dunkel umrandeten, ernsten, vorwurfsschweren Augen mußten doch einen gewissen Eindruck auf ihn machen, denn er setzte in milderem Tone hinzu: „Ich wundere mich, daß Sie sich mit so unsauberen Dingen befassen. Ueberlassen Sie das lieber Jenen, welche Schuld daran haben. Weshalb bekümmern Sie sich darum?"

„Weil ich diese Unglücklichen liebe und ihnen beistehen möchte," entgegnete Hanna nicht ohne Unwillen.

„Diesen Menschen ist nicht zu helfen, glauben Sie es mir. Philipp wird den Zusammenbruch seines Geschäftes doch nicht aufhalten können. Ich bin kein Kaufmann, aber so viel habe ich während dieser Monate doch gelernt, um voraussagen zu können, daß Philipp, über kurz oder lang, zu Grunde gehen muß. Ich weiß nicht einmal, ob es von Vortheil für ihn wäre, materielle Opfer zu bringen, um die Katastrophe hinauszuschieben. Fast dünkt es mich klüger, den Knoten so rasch wie möglich zu durchhauen."

„Weiß Philipp um seine Lage?" fragte Hanna, deren Röthe einer tiefen Bläße gewichen war.

„Wie sollte er nicht? Aber er will blind und taub sein. Als ob man das Verhängniß aufhalten könnte, indem man sich die Augen verhüllt und die Ohren verstopft!"

„Aber haben Sie ihm nicht gesagt . . .?"

„Mehr als einmal. Er will jedoch nicht hören."

„Indessen . . . vielleicht ist doch noch nicht Alles verloren. Im Gang eines Geschäftes treten manchmal Stockungen ein. Ueberwindet man diese, geht es wieder flott vorwärts. Helfen Sie dem armen Bruder! Nur dieses Eine Mal. Ist es vergeblich gewesen — nun! dann mag das Bewußtsein Sie trösten, daß Sie, wenn vielleicht auch nicht klug, so doch brüderlich an ihm gehandelt haben."

Aufs Neue blickte er durchs Fenster und blieb stumm.

„Sie würdigen mich nicht einmal einer Antwort," fuhr Hanna bitter fort. „Vielleicht befremdet es Sie, daß ich mir anmaße, Sie zu einem Entschlusse drängen zu wollen. Sie haben mir schon früher einmal bedeutet, daß Sie das nicht lieben."

„Wann wäre das geschehen?" unterbrach er sie.

„Damals, im Sommer, als ich, thöricht genug, mich verleiten ließ, Ihnen hinsichtlich Ihrer Zukunft Rathschläge zu ertheilen. Das hätte ich mir merken sollen. Sie wollen von Niemandem belehrt werden, und das am allerletzten von einer Frau. Sie schätzen wahrscheinlich mein Geschlecht gering und halten es für unerhörte Ueberhebung, wenn ein Weib sich herausnimmt, einen Mann meistern zu wollen."

„Warum glauben Sie das?" fragte er verwundert.

„O! so etwas erräth man bald. Als wir im Geschäft Ihres Bruders nebeneinander arbeiteten, wären Sie eher gestorben, als sich eine Auskunft von mir zu erbitten. Sagen Sie nichts dagegen. Meine Schwester verachten Sie, ich weiß es. Es steckt eben noch viel vom christlichen Asketenthum in Ihnen. Die christliche Askese lehrt den Mann, im Weibe die Urheberin alles Uebels zu sehen und das Weib wie die Sünde selber zu meiden. Und darum sind die christlichen Asketen die letzten, welche das Weib als dem Manne gleichstehend ansehen wollen. Aus allen Schichten und Ständen erheben sich Stimmen, welche für die Rechte der Frau das Wort ergreifen: nur die Frommen hängen mit hartnäckiger Zähigkeit am Alten und predigen nach wie vor die schrankenlose Unterwerfung des Weibes unter den Mann. Wir brauchen bloß einen Blick in die Bücher der Kirchenlehrer und Heiligen zu werfen. So oft darin vom Weibe die Rede ist, tönt uns das alte Lied entgegen: Das Weib sei die Sünde und habe dem Manne unterthan zu sein. Denken Sie nur an die Briefe des Apostels Paulus. Und wer solche Lehren von Kindheit an in sich aufnimmt, dem gehen sie in Fleisch und Blut über, und er wird sie nimmer los — selbst wenn er es versuchte. Und Sie haben es nicht einmal versucht."

Sie hatte sich ganz warm geredet, und er, der ihr voll Erstaunen zugehört hatte, senkte jetzt vor diesen prächtigen dunklen Mädchenaugen den Blick zu Boden. Was sie ihm gesagt hatte, klang ihm so neu, so fremd, daß er im ersten Momente nicht wußte, was er darauf antworten sollte.

„Sie thun den christlichen Asketen Unrecht," sprach er am Ende. „Nicht gegen das Weib richtet sich die Feindseligkeit dieser Männer, wohl aber gegen die Sünde, zu welcher sie durch die Frau — auch gegen deren Absicht und Willen — verleitet werden. Ohne das Weib entfällt die Möglichkeit zu dieser einen Sünde, und darum gebietet die Klugheit, das Weib selber zu fliehen."

Er verwirrte sich plötzlich, und auch Hanna wurde verlegen. „Diese Bemerkungen sind allgemeiner Natur," fügte er rasch hinzu. „Und was nun mich persönlich betrifft, so müssen Sie bedenken, daß ich Ihr Geschlecht nicht kenne. Ich kann es demnach weder hassen noch lieben. Niemals habe ich mit Frauen verkehrt, mit Frauen gelebt — außer mit meiner Mutter und jetzt, seit Kurzem, mit Ihrer Schwester. Und wenn Sie diese Beiden mit unbefangenem Auge betrachten: sind sie darnach angethan, mich für Ihr Geschlecht zu begeistern?"

„Nein," gab Hanna mit einem schwachen Lächeln zu. „Warum aber waren Sie gegen *mich* so hochmüthig und wollten Sie mit mir durchaus nichts zu schaffen haben?"

„Versetzen Sie sich in meine Lage, ehe Sie mich verurtheilen," erwiderte er, und ein flüchtiges Roth färbte seine Wangen. „Ich bin in diesem Hause widerwillig geduldet und überflüssig. Das weiß und fühle ich. In den Augen meiner Mutter und Ihrer Schwester haben nur jene Männer Werth, die es zu Wege bringen, Geld zu erwerben. Und auf Gelderwerb verstehe ich mich nicht. Ich fühle mich von meiner Mutter bemitleidet und gering geschätzt und von Ihrer Schwester verachtet. Es fiel mir nicht ein, vorauszusetzen, daß Sie anders denken könnten. Wohl vermuthete ich in Ihnen eine edlere Natur, als diejenige Ihrer Schwester ist. Dennoch aber glaubte ich, daß Sie die denkbar übelste und niedrigste Meinung von mir hätten. Und da kann es Sie nicht wundern, daß ich mich von Ihnen zurückzog und nichts mit Ihnen zu thun haben wollte."

„Nun aber sind Sie anderer Ansicht?" fragte Hanna und war nahe daran, ihm die Hand hinzustrecken, bezwang sich jedoch und ließ es sein. „Ich Sie verachten! Mein Gott! warum denn? Daß ich Sie nicht verstehe, daß Ihre Art zu leben mir ein Räthsel ist — alles das ist noch kein Grund, Sie zu verachten. Ich halte Sie für unglücklich, für so unglücklich, daß ich es mit Worten nicht auszudrücken vermag. Warum Sie Ihr Leben verderben und sich zu einem Dasein verurtheilt haben, das mich fast schlimmer dünkt als dasjenige eines Gefangenen, welcher zwischen Kerkermauern seine Tage verrinnen sieht — das müssen *Sie* wissen. Ich weiß es nicht und werde es niemals ergründen, wenn Sie mir nicht helfen. Aber sagen Sie mir nur Eines. Da Sie an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glauben: wie werden Sie einstens vor seinem Richterstuhl bestehen können? was ihm antworten, wenn er Sie fragen wird, was Sie aus Ihrer Kraft und Ihrer Jugend und allen den Herzens- und Geistesgaben, die er Ihnen gnädig verlieh, gemacht haben?"

Er schaute sie an und schwieg.

„Sie haben wohl von Sündern gehört und gelesen, welche sich in tiefe Einsamkeit zurückzogen, um da Buße zu thun," sprach er nach einer Weile. „Auch ich dachte daran. Aber die Buße schien mir zu leicht. Hier, in diesem Hause, unter diesen kleinlichen Verhältnissen zu leben, gekettet an mir übelwollende, selbstsüchtige, im Herzen und Geist beschränkte Menschen, abhängig von ihnen, täglich ihren Nadelstichen, ihren großen und kleinen Bosheiten überantwortet, gering geachtet, verächtlich angesehen: das ist, glauben Sie mir, eine

tausendfach schwerere Buße, als in einer Wüste zu leben, ein härenes Hemd zu tragen, sich zu geißeln und von Wurzeln zu ernähren. Aber eben, weil es schwerer ist, habe ich mir diese Buße erwählt. Sie wird mir keinen Heiligenschein erwerben, und wenn mein Leib einmal todt und zerfallen ist, wird Niemand sie rühmen. Man wird — wenn überhaupt — meiner als eines Narren gedenken. Das weiß ich, und gerade weil ich es weiß, habe ich mich zu dieser Buße entschlossen."

„Aber weshalb?" rief Hanna, von unbestimmter Angst ergriffen. „Was haben Sie gethan, um eine so schwere Buße auf sich zu laden?"

„Nichts . . . in den Augen der Welt. Eine Todsünde vor Gott."

Hanna lächelte ungläubig. „Das sind wohl nur krankhafte Einbildungen," meinte sie.

Er schüttelte den Kopf. „O nein. Sie selbst haben mich hochmüthig genannt. Und unter den sieben Todsünden steht der Hochmuth obenan."

„Du guter Himmel! Das sagte ich so . . . ohne etwas Arges dabei zu denken. In diesem Sinne sind alle Menschen mehr oder weniger hochmüthig."

„Das entschuldigt mich nicht vor Gott. Würden Sie einen Mörder freisprechen, bloß weil er nicht der Einzige ist?"

„Ach! das ist etwas ganz Anderes."

„Weil es weniger Mörder als hochmüthige Menschen gibt? Darnach fragt Gott nicht. Er hat uns seine Gebote verkündet, und wir sind verpflichtet, sie zu halten; ohne Klausel und ohne Ausnahme."

„Darum also führen Sie dieses Jammerleben!" rief Hanna mitleidvoll und schlug die Hände zusammen. „Und wollen dabei verharren — bis an Ihr Ende?"

„Voraussichtlich — ja. Ich habe das meinem Charakter am wenigsten entsprechende Loos gewählt. Oft dünkt es mich unerträglich. Aber je unerträglicher es mir erscheint, um so mehr erkenne ich, wie recht ich that, es zu erwählen. Ich kann für den Hochmuthsteufel, der mich beherrscht, niemals hart genug gezüchtigt werden."

Hanna blickte ihn mit stiller Verwunderung an. Es war ihr seltsam, beinah unbegreiflich, daß er so vertraulich, so aufrichtig zu ihr sprach. Und doch war es so natürlich! Ein junges Herz mag sich noch so streng unverbrüchliches Schweigen auferlegt haben: es kann nicht widerstehen, wenn ihm ein anderes junges Herz in warmer Theilnahme entgegenschlägt. Dann springen die Kerkerthüren auf und fallen die Ketten ab, und die gefangen gehaltene Jugend stürmt hinaus in die freie Luft, dem Sonnenlichte zu, und sagt und klagt, was sie gelitten in einsamer Haft, und ist gleichsam erlöst, weil sie es sagen und klagen darf. Sie war zweiundzwanzig und er fünfundzwanzig Jahre alt: wie hätten sie da einander nicht verstehen, nicht finden sollen!

„Nun aber lassen Sie uns von anderen Dingen reden," sagte Cornelius, ehe Hanna Zeit gefunden, auf seine letzten Worte etwas zu erwidern. Vielleicht reute es ihn halb und halb, ihr so viel anvertraut zu haben. „Um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht eigensinnig bin," fuhr er fort, „will ich heute noch mit meiner Mutter sprechen. Aber sie soll die volle Wahrheit hören.

Zu lügen verstehe ich nicht. Und außerdem verlangt jede Schuld ihre Sühne."

Hanna war aufgestanden.

„Ich danke Ihnen," sagte sie warm und hielt ihm mit treuherziger Miene die Hand hin. Flüchtig berührte er die zarte, blasse Mädchenhand . . . und trat dann schnell von Hanna weg.

„Ich danke Ihnen," wiederholte sie, und ihr Gesicht war von einem frohen Lächeln erhellt, das es beinahe schön erscheinen ließ. „Für Alles danke ich Ihnen; auch dafür, daß Sie mir ein wenig Vertrauen geschenkt haben. Leben Sie wohl."

Als sie draußen stand, lag noch dasselbe strahlende Lächeln auf ihrem blassen Antlitz. Sie war glücklich. Inmitten ihres freudlosen, opfervollen und kummerreichen Arbeitslebens — war sie glücklich.

X.

Der junge Arthur Strobler litt seit einiger Zeit an einer gewissen Schwermuth. Er war im Geschäft des Oheims fleißiger als früher, hielt die Geschäftsstunden mit größerer Pünktlichkeit ein und couvertirte und adressirte die Briefe mit solcher Emsigkeit, daß der Oheim einmal zu ihm sagte: „Wenn Du so fortfährst, wirst Du bald so viel leisten, wie mein jüngster Praktikant." Dieses Lob machte jedoch keinen Eindruck auf den, welchen es anging. Arthur seufzte bloß und runzelte bedeutungsvoll die Stirn.

Er war ein gesuchter und viel umworbener Freier. Aber alle diese jungen Mädchen und deren Mütter, welche ihm und seinen Eltern den Hof machten, diese kichernden, aufgeputzten Mädchen und die allzu freundlichen, allzu entgegenkommenden Mütter waren ihm gleichgültig, ja widerwärtig. „Ich heirathe nicht," sagte er zu seiner Mutter. „Sie halten mich bloß zum Narren. Weil ich reich bin, thun sie so, als ob Alles, was ich sage, Aussprüche eines Weisen wären. In Wirklichkeit macht sich keine Einzige etwas aus mir. Und wie dumm, wie unausstehlich alle diese Mädchen sind mit ihrem ewigen Gekicher und ihrem sich Drehen und Zieren! Sagt jemals Eine etwas Vernünftiges? Nichts als Dummheiten bekommt man zu hören. Ja freilich, wenn Eine gewollt hätte!" schloß er melancholisch.

„Ich habe Dir tausendmal gesagt, daß mir jede Schwiegertochter willkommen ist," erwiderte darauf Mama Strobler, die eine gute, einfache Frau war und den Sohn vergötterte. „Mag sie nun arm sein oder reich: wenn sie nur verständig und gemüthvoll ist und Dich lieb hat. Warum hast Du Dich um diese Eine nicht beworben?"

„Ich bitte Dich, Mutter, sprechen wir nicht davon. Die Eine mag mich nicht."

Das wollte und konnte seine Mutter nimmermehr glauben. Und sie redete ihm so lange zu, sein Glück zu versuchen, bis er ihr versprach, ihren Rath zu befolgen und das noch heute.

Er hatte Hanna lange nicht gesehen, jedoch erfahren, in welchem Geschäft sie bedienstet war, und so lenkte er noch am selben Abend den Schritt nach der Mariahilferstraße. Im Geschäft wurde noch gearbeitet. Kunden, von

höflichen, die Thüre angelweit öffnenden Commis begleitet, traten aus dem glänzend erleuchteten Laden. Drinnen herrschte ein lebhaftes Thun und Treiben, und draußen stauten sich die Passanten, um die hinter den mit elektrischem Lichte erhellten Schaufenstern aufgestapelten Jacken, Mäntel, Kleider und anderen Herrlichkeiten zu bewundern.

„Und da drinnen sitzt sie den ganzen Tag," dachte Arthur, „und plagt sich für einen Hungerlohn. Warum ich sie nicht vergessen kann? Sie ist doch bei Weitem nicht die Schönste."

O nein. Tausende und aber Tausende waren schöner als sie. Jedoch dieses liebe, blasse Gesicht mit den dunklen Augen und dem klugen und sanften Lächeln . . . Tag und Nacht schwebte es ihm vor, dieses anspruchslose, liebe Gesicht. „Andere mögen gelehrter sein als sie," dachte Arthur weiter, „und geschwätziger und lustiger. Aber ein besseres Herz als sie kann Keine haben. Und verständig ist sie auch. Mit einer solchen Frau zu leben, müßte der Himmel auf Erden sein. Warum mag sie mich denn nicht?"

Er wurde ganz trübsinnig. Die Vorübergehenden stießen ihn und beklagten sich über ihn, weil er ihnen im Wege war.

„Wie grob die Menschen sind!" dachte er. „Und was will denn der lange Kerl dort, welcher sich nicht von der Stelle rührt? Vielleicht befindet er sich in der gleichen Lage wie ich und wartet er auf das Schließen des Geschäftes, um eines der Fräulein heimzugeleiten. Mag er! Wenn es nur nicht Hanna ist, auf die er wartet. Das wäre eine Unverschämtheit."

Er fing an, den „langen Kerl" mit scheelen Blicken anzusehen. Dieser entfernte sich wiederholt zehn, zwanzig Schritte weit, so daß Arthur ihn aus dem Gesicht verlor und im Stillen hoffte, der Lange wäre endgültig seiner Wege gegangen. Aber immer wieder kehrte er zur alten Stelle zurück, faßte, wie Arthur, vor einem Schaufenster Posten und that, als wenn er die Kleider und Mäntel und Jacken mit großem Interesse betrachtete.

„Ein unangenehmer Mensch!" entschied Arthur am Ende.

Es schlug acht Uhr, ein Viertel auf neun, halb neun. Die Gasflammen wurden abgedreht, das Geschäft geschlossen. Hastig strömten die Bediensteten heraus auf die Straße, und als eine der Letzten erschien Hanna in ihrer schwarzen Uniform mit einem Halbschleier vor dem erhitzten Gesicht und über den vom Gaslicht und dem vielen Rechnen trübe blickenden Augen.

Arthur wollte sie nicht ansprechen, so lange dies von neugierigen oder gar boshaften Collegen und Colleginnen bemerkt werden konnte. Das wäre ihr wahrscheinlich unbequem gewesen. Er ließ ihr einen kleinen Vorsprung und folgte ihr sodann — ihr Hütchen fest im Auge behaltend, um sie im Gedränge nicht zu verlieren.

Da — überholte ihn Jemand. Er blickte diesen Jemand an und erkannte den Langen.

„Wem läuft er denn nach?" fragte sich Arthur voll Unwillen. „Jetzt sehe ich sie nicht mehr. Dieser Bengel mit seiner langen Gestalt hat sie meinen Blicken entzogen. Hol' ihn der Kuckuck!"

Er beschleunigte den Schritt, blieb jedoch plötzlich wie angewurzelt stehen. Er hatte das Hütchen wieder entdeckt. Aber neben dem Hütchen tauchte ein anderer Hut auf — ein runder, schwarzer Männerhut. Und Hut und Hütchen waren einander besorgnißerregend nahe. Blaß vor Wuth stürmte Arthur weiter. Aber es war zu spät.

Der Lange hatte Hanna bereits angesprochen. Er hatte gewagt, auf Hanna zu warten und sie nun anzusprechen!

„Eine solche Frechheit!“ murmelte Arthur. „Sie kennt den Laffen wahrscheinlich gar nicht. Ich muß ihr zu Hülfe kommen.“

Und sich mit dem Ellbogen eine Gasse bahnend, eilte er den Beiden nach. Schnell hatte er sie eingeholt und war dicht hinter ihnen. Er hörte sogar, was sie zu einander sagten.

„Ich bin . . . sehr überrascht,“ stammelte Hanna, unsicher wie Jemand, dem es Mühe kostet, zusammenhängend zu sprechen. „Daß Sie es wären, hatte ich nicht vermuthet. Darum erschrak ich auch, als Sie mich anredeten.“

„Das thut mir sehr leid,“ antwortete der Lange.

„Ach! was liegt daran? Es ist schon vorüber. Ich wußte gar nicht, daß Ihnen bekannt sei, wo ich arbeite.“

„Philipp sagte es mir.“

„Haben Sie lange auf mich warten müssen?“

„Es kam mir nicht lange vor. Ich dachte, das Geschäft würde schon um sieben Uhr gesperrt und fand mich eine halbe Stunde vor sieben ein, um Sie nicht zu verfehlen.“

„Schon um halb sieben Uhr! Mein Gott! dann mußten Sie fast zwei Stunden lang warten! Bei diesem Wind und dieser Kälte,“ sagte Hanna mit einem Bedauern und einer Theilnahme, daß es Arthur kalt überlief.

„Das thut ja nichts. Ich wollte Ihnen ungesäumt zu wissen machen, daß ich gestern noch mit meiner Mutter sprach.‘

„Nun . . . und was sagte sie?“ fragte Hanna voll Hast.

„Es ist ein liebenswürdiger Zug in der angenehmen menschlichen Natur, ein Behagen darin zu finden, auf eine Bitte Anderer vorerst Nein zu sagen. Einstweilen hält meine Mutter für gut, die Gekränkte und Unversöhnliche zu spielen. Indessen wird sie — daran zweifle ich kaum — diese Rolle bald aufgeben. Sie will sich nur vorerst noch ein wenig bitten lassen.“

„Es ist also Hoffnung vorhanden . . .?“

„Ja, ja. Jedenfalls wird es mein Bestreben sein“ . . .

„Guten Abend, Fräulein Hanna,“ sagte in diesem Augenblick Arthur Strobler, der nicht länger an sich zu halten vermochte.

Hanna und ihr Begleiter fuhren herum. Mit unsicherem Lächeln trat Arthur an Hanna's rechte Seite und lüftete grüßend den Hut.

„Welche angenehme Ueberraschung!“ sagte er mit schlecht gespieltem Erstaunen. „Wohin belieben Sie zu gehen?“

„Nach Hause,“ antwortete Hanna noch ganz fassungslos in Folge dieses unerwarteten Ueberfalles, während ihr Begleiter den zudringlichen Fremden

mit finsteren Blicken ansah. „Aber bleiben wir nicht stehen. Wir hemmen den Verkehr."

„Kennen Sie diesen Menschen?" murmelte Cornelius.

„O ja!" versetzte Arthur, der die Frage gehört hatte, an Hanna's Stelle und warf sich in die Brust. „Ich habe die Ehre, mit Fräulein Henzel bekannt zu sein. Wollen Sie die Güte haben, mich dem Herrn vorzustellen, Fräulein Hanna?"

Diese kam seinem Wunsche nach und nannte auch des Anderen Namen. Beide rückten kurz den Hut und schauten einander nichts weniger als wohlwollend an.

Cornelius fand den Fremden widerwärtig. Vielleicht hatte er — ohne es zu wollen — gestört. Vielleicht pflegte dieser Fremde sie allabendlich heimzubegleiten. Jetzt erinnerte er sich, daß im Hause von einem jungen Manne dieses Namens wiederholt die Rede gewesen war; daß sowohl seine Mutter als Frau Charlotte erwähnt hatten, daß dieser junge Herr Strobler sich für Hanna interessire, und was für ein Glück es wäre, wenn er sie heirathete. Nun — stören wollte er nicht. Was hätte er ihr auch in der Gegenwart eines Dritten noch sagen können — er, der so weltfremd und menschenscheu geworden war, daß ihn die bloße Nähe eines Unbekannten aufregte?

„Gute Nacht," sagte er ganz unvermittelt und bog so rasch in eine spärlich erleuchtete Seitengasse ab, daß er Hanna's Blicken im Nu entschwunden war. Sie hatte nicht einmal Zeit gehabt, seinem Gruße zu danken.

„Was fiel Ihnen ein?" wendete sie sich mit einer Heftigkeit, welche sonst nicht in ihrem Wesen lag, an Arthur. „Was wollen Sie von mir? Sie haben ihn vertrieben."

„Ich bedauere sehr, wahrnehmen zu müssen, daß Sie seine Flucht beklagen," antwortete der junge Mann. „Es lag nicht in meiner Absicht, ihn zu vertreiben. Was that ich ihm denn, daß er wie ein Wirbelwind davonsauste? Gleich ihm habe ich auf Sie gewartet, weil ich Sie sehen und sprechen wollte. Daß er mir zuvorkam, ist nicht meine Schuld. Er hat eben längere Beine als ich. Aber wenn seine Flucht Sie betrübt, will ich ihm nachlaufen und versuchen, ihn einzuholen und ihn zurückzubringen."

„Ach! lassen Sie es sein!" sagte Hanna noch immer ungehalten.

„Aber ich würde es gern thun," erwiderte Arthur. „Was thäte ich nicht, um Ihnen angenehm zu sein, Fräulein Hanna!"

Sein Ton und sein ergebener, furchtsamer Blick entwaffneten das junge Mädchen. Sie schaute ihn freundlicher an und begann von anderen Dingen zu reden.

In ihrem Herzen hatte sie oft und oft gebetet, er möchte ablassen von ihr und nimmer um sie werben. Seine Werbung anzunehmen, schien ihr unmöglich; und fast ebenso schwer dünkte es sie, ihn abzuweisen. Sie liebte ihn nicht; wie konnte sie ihn da heirathen? Er war reich! wie durfte sie ihn abweisen in ihrer bedrängten Lage? Wenn sie allein gestanden im Leben — sie hätte nicht geschwankt. Sie hatte so wenig Bedürfnisse. Niemals, niemals

hätte sie sich um des Geldes willen verkauft. Aber die Ihren! Sie liebte ihre Familie, liebte sie mit jener blinden und unbegreiflichen Liebe, deren nur Frauenherzen fähig sind; liebte sie, wie das Thier seinen dumpfen und finsteren Stall, wie der Vogel seinen engen Käfig liebt, weil sie kein anderes, besseres Heim haben. Sie suchte und wußte keine Erklärung für ihre blinde, instinctive Anhänglichkeit. Sie fühlte sich Eins mit der Schwester, deren Gatten und Kindern — vielleicht weil sie nichts Besseres hatte als diese Menschen, und lieben mußte, um leben zu können. Für diese Menschen arbeitete sie, für diese Menschen sorgte sie sich; tausend Opfer hatte sie ihnen schon gebracht und würde noch tausend Opfer bringen — am Ende vielleicht auch das schwerste, dessen ein keusches Mädchenherz fähig ist: sich einem ungeliebten Gatten hinzugeben. Sie wußte, wie schwach sie war in ihrem Opfermuthe. Möchte diese eine Versuchung niemals an sie herantreten! möchte der reiche Freier, dessen Geld alle Sorgen der Ihren wie mit einem Zauberschlage bannen würde, niemals das entscheidende Wort sprechen! Entsetzlich wäre es, zu unterliegen; fast ebenso entsetzlich, zu widerstehen, die Ihren vielleicht zu Grunde gehen zu sehen und sich dann sagen zu müssen: In deiner Hand lag es, sie zu retten, und du hast dich nicht opfern wollen!

Arthur blieb an ihrer Seite und begleitete sie bis nach Hause. Sie sprachen nichtssagende Dinge — was, um Alles in der Welt, konnte Arthur auch sonst sagen! — aber ungeachtet seiner Selbstgefälligkeit schlug er dem jungen Mädchen gegenüber einen so bescheidenen und zaghaften Ton an, daß Hanna aus jedem seiner Worte herausfühlen mußte, wie viel ihm daran gelegen war, sich ihr Wohlgefallen zu erringen. Ihrer Natur nach vermochte sie gegen Menschen, die ihr freundlich begegneten, nicht abstoßend zu sein, und so ließ sie sich, ehe sie sich am Thore von ihm trennte, halb gegen ihren Willen, zu dem Versprechen hinreißen, seine Mutter (die sie so gern, o! so gern kennen lernen möchte, wurde Arthur nicht müde, ihr zu versichern) am nächsten Sonntag zu besuchen.

Dieses Versprechen reute sie, kaum daß sie es gegeben hatte, und sie befand sich in gedrückter Stimmung, als sie in ihrem bescheidenen Heim anlangte.

Ihr Vater war zu Hause. Er hatte bereits zu Abend gegessen und schritt, in einen bunten Schlafrock gekleidet, mit einem Fez auf dem Kopfe und aus einer türkischen Pfeife schmauchend, im Zimmer auf und ab.

Er sah wie die Karrikatur eines Künstlers aus: lang, hager, mit wehenden, bis auf die Schultern herabfallenden schwarz gefärbten Haaren, das glatt rasirte, von unzähligen feinen Runzeln durchzogene Gesicht über und über mit Reismehl bestäubt. Dieser bald fünfundsechzigjährige Mann hatte sich (und er rühmte sich dessen) ein jugendliches Herz zu bewahren gewußt. Er hatte in seiner Jugend davon geträumt, wenigstens ein Franz Liszt oder Thalberg zu werden, war jedoch vom Virtuosen bald zum Klavierlehrer herabgestiegen. Seine Schülerinnen, in die er abwechselnd verliebt war, lachten ihn aus; aber da er — Gott wußte, warum! — im Rufe stand, ein „genialer" Lehrer zu sein, hatte er stets zu thun und war sogar ziemlich gesucht. Er hatte jung geheirathet — aus Neigung — und sieben Kinder gehabt. Seine

Frau liebte ihn abgöttisch . . . er jedoch legte geringen Werth darauf, war selten zu Hause und ließ seine Familie Mangel leiden — seiner Frau ein für alle Mal gebietend, ihn nicht mit Haushaltsorgen zu plagen und ihm niemals von traurigen Dingen zu erzählen, weil trübe Gespräche ihn krank machten. Zum Glück (hauptsächlich für sie selbst) starben fünf der Kinder, bevor sie das erste Lebensjahr erreicht hatten, und ihr Vater pflegte, wenn eines der armen Kleinen im Sterben lag, sich vom Hause zu entfernen, unter dem Vorwand, daß er die Leiden der Kinder nicht mit ansehen könne. Als es mit seiner Frau zum Sterben kam, lief er ebenfalls davon. Um seine beiden Töchter scheerte er sich wenig. Charlotte war ihm zu roh und prosaisch, Hanna zu still und vernünftig. Die jüngere Tochter durfte ihn bedienen und für seine Ordnung und Bequemlichkeit Sorge tragen — in allem Uebrigen kümmerte er sich nicht um das, was sie trieb und wie sie mit dem Leben fertig wurde. Schöne, glänzend verheirathete, sich in der großen Welt bewegende Töchter würde er aus Eitelkeit geliebt haben. Aber so, wie die Dinge standen, glaubte er keine Ursache zu haben, auf seine Töchter stolz zu sein, und war der Ansicht, daß *er* ganz andere Töchter hätte haben müssen, wären sie *ihm* nachgerathen. Er hielt sich für genial und huldigte dem Grundsatz, daß für geniale Menschen die hausbackene Moral, der sich die Dutzendwaare zu unterwerfen hätte, nicht existire. Und so lebte er ausschließlich sich selbst und seinem Vergnügen, ohne sich jemals vor Augen zu führen, daß es ein Ding, das Pflichtgefühl geheißen, auf der Welt gebe.

„O! o!“ bewillkommnete er seine heimkehrende Tochter in der ihm eigenen scherzhaft herablassenden Weise und drohte ihr mit dem Zeigefinger. „So spät erscheinen Sie, mein Fräulein? Hoffentlich war es etwas Angenehmes, was Sie so lange aufhielt.“

„Ich verlasse das Geschäft selten früher,“ antwortete Hanna, „und der Weg nach Hause ist ein weiter.“

„Ja, ja, der Weg ist weit, und das ist Dir gesund,“ sagte er eilfertig. „Du sitzest den ganzen Tag und mußt Dir Bewegung machen.“

Hanna lächelte ein wenig. An ihrer Gesundheit war ihm nichts gelegen. Aber die Wohnung und deren Lage sagten ihm zu, und er wäre sehr ungehalten gewesen, wenn man ihm zugemuthet hätte, auszuziehen. Daß Hanna, der kurzen Mittagspause halber, gezwungen war, das Mittagsmahl in einem wohlfeilen und schlechten Gasthause einzunehmen, focht den guten Mann nicht weiter an; und ebenso wenig, daß sie am frühen Morgen und spät Abends einen weiten und häßlichen Weg durch enge oder lärmende Gassen zurückzulegen hatte. Er war nun einmal so. Längst hatte sie sich gewöhnt, ihn hinzunehmen, wie er war, und ihm, wenn ihr Verstand und ihr Rechtsgefühl ihn nicht mehr zu entschuldigen vermochten, mit dem Herzen zu vergeben.

„Du bist gestern bei Charlotten gewesen, nicht wahr?“ fuhr er zu sprechen fort, während sie sich anschickte, den kärglichen Rest des Abendbrotes, den ihr der Vater übrig gelassen, zu verzehren. „Alles in Ordnung dort? Alle frisch und wohlauf?“

„Nun . . . wenn ich ehrlich sein soll . . . so *ganz* frisch und wohlauf . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Unsinn!“ rief er mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Laß Dir durch diese sauertöpfischen Menschen nicht die Laune verderben. Die klagen immer. Eines steckt das Andere an. Stets klagen, stets seufzen! Wer achtet darauf? Aber was macht meine verehrungswürdige Feindin, die liebenswerthe Frau Randow? Zürnt sie mir noch immer?“

„Ich sah sie nicht. Sie war gestern nicht zu Hause.“

„Philipp ist ein herzensguter Junge, aber langweilig, haarsträubend langweilig. Der Familiensklave, wie er im Buche steht. Sein Geschäft, seine Frau, seine Kinder — seine Kinder, seine Frau, sein Geschäft: das ist seine Welt, um welche sich für ihn Alles dreht. Gewiß sehr schön, sehr lobenswerth, sehr rührend; aber für einen Dritten — niederdrückend. Wahrhaftig, niederdrückend. Mich stimmen solche Ehekrüppel melancholisch.“

Hanna saß schweigend am Tisch und sann über das Arthur Strobler gegebene Versprechen nach. „Es verpflichtet mich ja noch zu nichts, wenn ich seine Mutter einmal aufsuche,“ bemühte sie sich hierüber ruhig zu werden. „Seine Mutter dürfte, nach seiner Schilderung, gut und freundlich sein. Vielleicht gelingt es mir, ihre Zuneigung zu gewinnen. Es geht uns so schlecht, daß es wohl geboten erscheint, sich nach Freunden umzusehen . . . und reiche Leute können helfen, wenn sie wollen. Ich denke dabei nicht an mich. Mein Gott! ich brauche Niemanden. Aber die Anderen. Und ihnen zu Liebe will ich die alte Dame besuchen. Ich darf nicht selbstsüchtig sein, sondern muß stets der Anderen gedenken . . .“

„Hast Du den Ex-Pfaffen zu Gesicht bekommen?“ fragte der Vater, sie ihrer Grübelei entreißend.

Sie wollte Nein darauf sagen — so unerträglich schien es ihr, mit dem Vater von Cornelius zu sprechen. Aber zu lügen vermochte sie nicht.

„Ich bin so müde, Vater,“ gab sie ausweichend zur Antwort, „wirklich unfähig zu reden.“

„Dann geh zu Bett, mein Kind. O diese glückliche Jugend! an jedem Abend schläfrig und der Gewißheit voll, einen gesunden und erquickenden Schlaf zu thun. Begib Dich zur Ruhe, meine Tochter, und freue Dich Deines gesunden Jugendschlafes. Aber daß ich noch einmal auf Philipp zurückkomme: wie hält es der Arme nur zwischen jener Betschwester von einer Stiefmutter und jenem Betbruder von einem Ex-Pfaffen aus? und wie versöhnt er diese Elemente mit dem mir nachgerathenden, von mir erzogenen Freigeiste, meiner Tochter Charlotte? Hoffentlich läßt Philipp sich von seiner Sippe nicht beeinflussen und erzieht er seine Kinder nach den Principien der Vernunft.“

„Das war Deine Erziehungsmethode,“ erwiderte Hanna unwillig. „Ob sie gut und richtig war — ist eine andere Frage.“

„Pfui, meine Tochter!“ sagte er im theatralischen Tone eines schlechten Comödianten. „Die Heftigkeit ist unschön und verunstaltet jedes Gesicht. Ein heftiges Weib ist immer häßlich. Merke Dir das. Und sei mir dankbar dafür, daß ich Dich vernünftig erzog.“

„In der Schule lehrt man die Kinder Religion," versetzte Hanna, „und zu Hause sagt man ihnen, daß Alles, was sie in der Schule hören, Fabel und Lüge sei. Was sollen sie glauben?"

„Das, was ihnen die Eltern sagen, natürlich. Von Kleinauf müssen sie jeden Pfaffentrug durchschauen und verachten lernen."

„Wenn aber dieser Zwiespalt zwischen Haus und Schule ihre kleinen Köpfe und Herzen verwirrt und sie unglücklich macht — was dann?"

„La, la, la. Kinder sind nicht so überspannt. In den Kindern wohnt ein gesunder Realismus."

„Nun, ich erinnere mich, daß ich mich als Kind oft sehr elend und von Zweifeln aller Art gepeinigt fühlte."

„Weil Du ein Närrchen warst. Auch bildest Du Dir alles das wohl nur nachträglich ein."

„Nein, Vater," sprach Hanna mit Nachdruck. „Ich weiß noch ganz genau, wie ich als Kind empfand, und wie furchtbar schwer mir oft zu Muthe war. Aber ich habe mich, mit Gottes Hülfe, durch alle diese Wirrniß glücklich durchgerungen und seit Langem erkannt, auf wessen Seite der Irrthum stand."

„Schön, mein Kind. Ich will Dich gern in Deinem frommen Wahne belassen."

„Es wäre auch vergebliche Mühe, wenn Du versuchtest, mich umzustimmen."

„I bewahre, daß ich es versuche! In meinem Alter ist man tolerant, mein Kind."

„Frau Randow gegenüber hast Du das nicht bewiesen."

„Weil sie mich reizte. Es reizt mich immer, wenn von einem Pfaffen die Rede ist. Einen einzigen Sohn haben und einen Pfaffen aus ihm machen wollen! Das ist ein Verbrechen an der menschlichen Gesellschaft und verdiente eine Rüge."

„Charlotten, Philipp und mir zu Liebe hättest Du schweigen und den Frieden nicht stören sollen."

„Ruhig meine Tochter. Ereifern wir uns nicht. Was liegt daran, daß ich nicht mehr zu diesen Leuten komme? wer vermißt, wer entbehrt mich? doch nicht Charlotte? Charlotte macht sich nichts aus mir. Und Philipp? oder Frau Randow? Ich bin ihnen gleichgültig, ja, die alte Frau kann mich nicht ausstehen. Es ist also für alle Theile besser, daß ich mich ihnen aus dem Wege geräumt habe. Wenn Charlotte Sehnsucht nach mir empfindet, so weiß sie, wo ich zu finden bin. Warum besucht sie mich niemals?"

„Weil sie von Sorgen gebeugt und traurig ist und weiß, daß Dir traurige Menschen nicht willkommen sind."

„Ach diese Thörin! ist jung und gesund und läßt den Kopf hängen. Das ist, vom Standpunkte der Vernunft aus betrachtet, sündhaft. Ja, wenn sie so unvernünftig ist, dann ist es allerdings besser, sich mir fern zu halten. Ich müßte sie tüchtig auszanken, und das würde mir leid thun."

„In Deinem Behagen willst Du nicht gestört werden — das ist's!" dachte Hanna. „Mögen alle die Deinen verderben — wenn nur Du davon nichts siehst und hörst." Sie preßte die geballte Hand an die Stirn, wie

um diese Gedanken zu erdrücken. „O Gott! Gott! bewahre mich davor, gegen den eigenen Vater allzu bitter zu werden. Ihn würde meine Bitterkeit doch nimmer ändern, und mich brächte sie um den letzten Anker, an den ich mich klammern kann: um das Mitleid, welches ich für ihn habe, daß er so ist, wie er eben ist, und nicht anders, nicht besser."

Sie bot dem Vater eine gute Nacht und flüchtete in ihre kleine Stube. Als sie sich entkleidet hatte und todtmüde auf ihr Lager sank, dachte sie an Cornelius. Wie eigenthümlich, wie unerwartet es doch war, daß er heute gekommen. Als er so plötzlich an ihrer Seite stand und sie ansprach, war sie tödtlich erschrocken. Sie hatte gefühlt, wie sie erbleichte, und kaum zu reden vermocht. Am ganzen Leibe hatte sie gezittert ... und dennoch — wie glücklich war sie gewesen! Und auch er hatte sich unsicher gefühlt; er war erröthet, als er sie grüßte — sie hatte das wohl bemerkt. Und zwei Stunden hatte er vor dem Geschäft auf sie gewartet. Das that ihr um seinetwillen leid. Aber ungeachtet ihres Mitleids und ihrer Besorgniß erfüllte sie die Erinnerung an sein langes und geduldiges Warten auf sie mit unschuldigem Stolze. Sie konnte ihm nicht mehr ganz gleichgültig sein: sonst wäre er nicht gekommen, hätte ihrer nicht so lange geharrt. Und wie lieb und gut es von ihm war, daß er noch gestern Abend ungesäumt mit seiner Mutter gesprochen! Wenn das nur auch von guten Folgen begleitet wäre! Aber mochte dem sein wie immer: seine freundliche Bereitwilligkeit blieb sich gleich, und ihretwegen, ihr zu Liebe, war er so bereitwillig und freundlich gewesen. Nun war das Eis gebrochen. Sie würden einander näher kommen; mit der Zeit würde er ihr Alles sagen, Alles ...

Einem Schatten gleich huschte eine Erinnerung an ihr vorbei und schlug alle die hellen Gedanken in die Flucht. Sie gedachte des Versprechens, das sie einem Anderen gegeben hatte, und ihr war, als hätte sie, indem sie dieses Versprechen gab, Cornelius ein Unrecht zugefügt, einen Betrug an ihm verübt; als bärge dieses Versprechen mehr in sich, als sie sich bekennen wollte, als hätte sie es nimmer, nimmer geben dürfen. War damit nicht der erste Schritt gethan, der sie wieder von Cornelius entfernte? die Annäherung an die Mutter nicht gleichbedeutend mit einer Annäherung an den Sohn?

Wie unbedacht, wie unrecht, wie unwahr hatte sie gehandelt!

„Nein, das kann ich nicht. Mich in Stücke reißen lassen, sterben kann ich für sie — aber dieses Opfer kann ich ihnen nicht bringen. Jedes, jedes Opfer, nur dieses nicht. Ehe ich mich verkaufe — lieber Alles und Alle zu Grunde gehen sehen."

Sie weinte plötzlich laut auf ... Ihr fiel ein, wie oft die Menschen sagen: „Das kann ich nicht. Und wenn es dazu kommt, so überlebe ich's nicht." Und dann kommt es dazu und sie können's und müssen's erleben, und kein Einziger stirbt daran.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Von

P. D. Fischer.

I.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, vor fünfzig Jahren seine erste Reise gemacht, der hat die größte Umwälzung im Reisen erlebt, die je vorgekommen ist, seitdem Menschen auf Erden ihren Aufenthalt wechseln. Denn damals waren die Eisenbahnen im Entstehen begriffen; weite Strecken wurden noch mit der Post, im eigenen Wagen oder zu Fuß zurückgelegt; jetzt aber, wo alle fünf Welttheile vom Flügelrade durcheilt werden, wo selbst China ihm nicht länger sich verschließen kann, jetzt ist wirklich

so weit die Menschheit hauſ't,
Der Schienenſtrang gespannt.

Entfernungen, die noch vor wenigen Jahrzehnten der Mehrzahl der Menschen für unüberwindlich galten, sind zu Ferienausflügen zusammengeschrumpft, die auch mäßig Bemittelte sich leisten können. In den Orient und Occident, rings um die Küsten des Mittelmeeres oder nordwärts bis ins Land der Mitternachtsonne führen wohl organisirte Massentransporte alljährlich Scharen von Vergnügungsreisenden, die sich vordem mit einer Rheinfahrt oder dem früher so gepriesenen Donauthalwege von Regensburg nach Wien begnügt hätten. Die Schweiz, die Tiroler Alpen, ja Italien sind jetzt für Tausende erreichbar, denen vor fünfzig Jahren der Harz, die Ufer der Elbe oder das Riesengebirge als begehrenswerthe Reiseziele erschienen.

Heute wird unendlich viel mehr und viel weiter gereist, als da unsere Väter jung waren; aber wissen wir in Deutschland besser Bescheid als sie? Werden uns auf unseren vielen und weiten Reisen Land und Leute auch nur so weit bekannt, als unsere Väter sie kennen gelernt haben? Als Adolf Diesterweg Anfangs der vierziger Jahre von Siegen nach Berlin berufen wurde, um die Leitung des Stadtschullehrer-Seminars zu übernehmen, kaufte er sich ein Gespann und einen Planwagen, auf den er seine Familie verlud und den

er selbst im blauen Fuhrmannskittel quer durch Hessen, Thüringen und Sachsen bis in die dem Rheinländer damaliger Zeit so fremde preußische Hauptstadt kutschirte. Auf solcher Fahrt mußte man seine Sinne anders zusammennehmen als jetzt, wo man um 6 Uhr 35 Minuten Nachmittags aus Siegen abreist, um über Hagen im Schlafwagen des Nachtschnellzuges Verviers-Berlin am nächsten Morgen um acht Uhr am Ziele zu sein. Und wenn unsere Eltern oder bei jüngeren Lesern die Großeltern — einmal in ihrem Leben! — im eigenen Wagen oder mit Extrapost sich zu einer sorgfältigst überlegten und vorbereiteten Badereise, etwa nach Homburg oder Baden-Baden aufschwangen, dann hatten sie, wenn sie wohl durchrüttelt heimkehrten, mehr von Deutschland gesehen als ihre Nachkommen, die alljährlich zur Reisezeit ihr Vaterland Nachts durchschlafen, um ihre Reise am Bodensee oder allenfalls in München eigentlich erst zu beginnen.

Nicht anders war's mit den Reisen bestellt, die nicht zur Erholung oder zum Vergnügen, sondern zu bestimmten Zwecken oder berufsmäßig gemacht werden mußten. Die höheren Schulen waren damals nicht so dicht gesäet als heute, die Entfernungen von und nach Haus weiter, Eisenbahnen nicht vorhanden, die Plätze im Postwagen für Schülerbeutel unerschwinglich. Was blieb übrig als die pedes apostolorum? Und ging's aus den Kartoffelferien wieder schulwärts, dann rüstete mancher brave Pastor oder Gutsbesitzer den Ackerwagen mit Mundvorrath für den Winter, und die Herren Scholaren trabten zu Fuß fröhlich neben her durch die Haide zur Gymnasialstadt hin. Die Cadetten, deren muntere Schwärme beim Beginn und zu Ende der Ferien jetzt die Bahnsteige beleben, wurden damals vielfach auf Leiterwagen aus Culm, Wahlstatt u. s. w. nach der Heimath befördert; wohl ihnen, wenn der Himmel ein Einsehen hatte und die Zöglinge des Mars und der Minerva, zu deren Kriegstracht ein Mantel nicht gehörte, mit so harter Kälte verschonte, wie sie Albrecht v. Roon, der nachherige Kriegsminister des alten Kaisers Wilhelm, auf der Leiterfahrt von Culm nach Pommern wiederholt hat erleiden müssen. — Im Wagen reiste der Kaufmann, reiste der Fabrikant, um seine Kundschaft heimzusuchen; zu den unerläßlichen Fertigkeiten des Handlungsreisenden — damals meist Männer in gesetzteren Jahren — gehörte die Kunst, den Einspänner, mit welchem die „Tour" gemacht wurde, selbst zu lenken und für Roß und Wagen gebührend zu sorgen. Zu den Messen in Leipzig, Frankfurt a. O., Magdeburg, welche noch um die Mitte dieses Jahrhunderts in weit höherem Grade als jetzt den Absatz zwischen Producenten und Consumenten, sowie den Verkehr zwischen dem Groß- und dem Kleinhandel vermittelten, zogen aus allen Richtungen der Windrose die Theilnehmer in langen Beiwagenzügen der Post, deren Ankunft alle Zwischenstationen, Treuenbrietzen, Müncheberg ꝛc. in nicht geringe Aufregung versetzte. Zu ihnen stießen Karawanen fremdartiger Gefährte, welche bärtige Männer in Kaftanen, die Vorbilder von Gustav Freytag's Schmeye Tinkeles, aus dem fernen Osten Polens und Galiziens heran brachten, die hoch geschätzten Abnehmer deutscher Tuche, Barchents und anderer Industrieerzeugnisse. Viel Vergnügliches wurde auf solchen Meßfahrten nicht erlebt; der Kaffee und die sonstigen Genüsse der

Passagierstuben ließen manches zu wünschen übrig, und mit den Betten war's beim etwaigen Nachtquartier unterwegs nicht immer zum Besten bestellt. Allein man reiste doch als Person, in eigener Verantwortung und mit der Möglichkeit eines gewissen selbständigen Verhaltens, und man sah in Folge dessen unterwegs unzweifelhaft mehr als man jetzt aus dem Wagenfenster des Schnellzuges nach Leipzig oder Magdeburg beim besten Willen wahrzunehmen im Stande ist.

In noch weit stärkerem Maße war dies der Fall bei den Fußreisenden. Für ganze Stände war noch vor zwei Menschenaltern der Wanderstab die einzige Reisegelegenheit. Vor Allem für den ehrsamen deutschen Handwerkerstand, von dessen Gesellen die Zurücklegung eines oder mehrerer Wanderjahre vor Erlangung des Meisterrechts durch Brauch und Satzung verlangt wurde. Der „Handwerksbursche, den Stab in der Hand", war eine durch und durch volksthümliche Gestalt, die uns, nachdem sie der nivellirenden Wirkung der Eisenbahn erlegen ist, noch durch manch' frisches Wanderlied und manches Bild lebendig erhalten wird. Den Knotenstock in der Hand, den wachstuchüberzogenen Hut auf dem Kopf, auf dem Rücken das wohlgefüllte Felleisen, zu dessen Seiten die Sohlen eines Reservestiefelpaares vertrauenerweckend hinausschauten, so zog Bruder Straubinger unverdrossen die deutschen Landstraßen entlang, meist zu Zweien oder Dreien, nicht selten guter Leute Kind, um sich in den Centren des deutschen Gewerbefleißes in seiner „Profession" zu vervollkommnen, sich in die Leute zu schicken und dereinst als gereifter, erfahrener Mann seinen Platz auf der Innungsbank würdig auszufüllen. Die Erinnerungen an die nicht immer leichte, aber den ganzen Menschen anfassende und festigende Wanderzeit sind tüchtigen Männern ein Schatz fürs Leben gewesen, aus dem sie in späten Jahren der aufhorchenden Jugend gern mittheilten. Sie werden durch den Besuch der Baugewerks-, Webe- und sonstigen Fachschulen, die jetzt von jungen Handwerkern vor der Niederlassung als selbständige Unternehmer aufgesucht werden, nicht ersetzt. Trotz der verfassungsmäßigen Freizügigkeit bekommt der Durchschnittshandwerker heute weniger von Deutschland zu sehen als in den Zeiten des viel gescholtenen Zunftzwanges, und er ist der Gefahr, selbstsüchtigen Agitatoren als Spielball zu dienen, stärker ausgesetzt als seine Vorfahren, die sich auf der Wanderschaft mehr praktischen Verstand und vor Allem mehr Menschenkenntniß anzueignen vermochten.

Mag es nach alle dem unentschieden bleiben, ob wir Deutschland besser kennen als unsere Väter und Großväter, so kann darüber schlechterdings kein Zweifel bestehen, daß die Kenntniß unseres Vaterlandes uns dringender nöthig ist als sie ihnen war. Was hatte zur Zeit des deutschen Bundes, vormärzlichen Andenkens, der Süddeutsche mit dem Norddeutschen, der Hesse mit dem Holsteiner, der Sachse mit dem Oldenburger und der Mecklenburger mit allen anderen Deutschen viel zu theilen? Mit Ausnahme des Zollvereins besaßen die Angehörigen der achtunddreißig souveränen deutschen Bundesstaaten vor der Aera der Eisenbahnen wenig gemeinsame Einrichtungen; ihre Staatsangehörigen waren in erster Linie Preußen, Württemberger, Sachsen-Gothaer, Frankfurter; als Deutsche fühlten sie sich nur in geschichtlichen Erinnerungen

oder durch die geistigen Interessen der Literatur, der Kunst und Wissenschaft vereinigt. Es war die Zeit, in welcher Heine spottend ausrufen durfte:

Franzosen und Russen gehört das Land,
Und das Meer gehört den Briten;
Uns Deutschen bleibt nur das Reich der Luft,
Das Reich des Traums unbestritten.

Heute steht Deutschland, als Reich wieder erstanden, in einer Weltstellung, in welcher wir uns allen Gewalten zum Trotz zu erhalten haben; wir haben einen Kaiser, der den Oberbefehl über Deutschlands Heeresmacht führt; von der Gaffel deutscher Kriegsschiffe weht die deutsche Flagge; unter Einer Flagge segeln die Handelsschiffe deutscher Häfen, gleichviel ob sie in Emden, in Lübeck oder in Memel gemustert worden sind. Deutschland, das politisch geeinte, ist ein Wirthschaftsgebiet geworden, das auf gemeinsamen Gedeih und Verderb theilnimmt an dem internationalen Wettkampf der gewerblichen, der Handels- und der Ackerbauinteressen. Eine auf Grund des allgemeinen Stimmrechts erwählte Volksvertretung hat über die wichtigsten politischen, militärischen und wirthschaftlichen Fragen der Nation zu entscheiden.

Und wie in den öffentlichen Angelegenheiten, so sind wir Deutsche uns auch in tausend anderen Dingen des täglichen Lebens ungleich näher gerückt, als man noch vor dreißig Jahren hätte erwarten dürfen. Ein Maß und Gewicht gilt auf Märkten und Messen; mit gleicher Münze wird im Norden und Süden gezahlt; ja von Memel bis Trier und Metz zeigt die Uhr zur gleichen Minute (mitteleuropäische Zeit) die Mittagsstunde. Für den Dachdecker, der in Greiz vom Dache fällt, für den Holzknecht, der sich beim Fällen einer Schwarzwaldtanne beschädigt, sorgen auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes Berufsgenossenschaften, welche das ganze Reichsgebiet umfassen, und das Reich ist es, welches sich gemeinschaftlich mit den Arbeitgebern und Arbeitnehmern an den Kosten der Alters- und Invalidenversicherung für die gesammte Arbeiterbevölkerung betheiligt.

Während wir so in nie geahntem Maße erreicht haben, was seit Geschlechtern das Ziel der deutschen Einheitsbewegung gewesen ist, sehen wir heute mehr als je mächtige und einflußreiche Träger unseres Volkslebens bemüht, uns die Freude an dem mühsam Errungenen zu verbittern, unsere Hoffnung auf eine noch bessere Zukunft zu verdüstern. Nicht bloß die Wortführer von Parteien, welche in der Erregung von Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen das Ziel ihres Daseins erblicken, suchen die Meinung zu verbreiten, daß wir binnen kurz oder lang den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaftsordnung zu gewärtigen hätten. Auch sind es nicht mehr einzelne Fanatiker, welche durch Schürung von Rassenhaß und Massenhaß eine Heilung aller Schäden, an denen wir kranken sollen, zu erreichen hoffen. Nein, wir haben erlebt und erleben es täglich aufs Neue, daß Jeder, der in seinem Berufe, in seinem Erwerbe, in seinen kirchlichen oder politischen Bestrebungen nicht das Ideal seiner Wünsche voll verwirklicht sieht, sich mit den Unzufriedenen der entgegengesetzten Richtung verbündet, um der Welt zu verkünden, daß Deutschland am Rande des Abgrundes stehe und unfehlbar hinein-

fallen müsse, wenn es sich länger noch weigere, auf die allein seligmachende Lehre des betreffenden Propheten zu schwören. Vertreter des conservativsten Berufes, der Landwirthschaft, die in der Wiederherstellung der Doppelwährung die Universalmedicin gegen den Mitbewerb des ausländischen Getreides erblicken, wetteifern mit Geistlichen, welche die Reform der Grundbesitzverhältnisse zum Banner ihrer Socialpolitik erwählt haben, in der Versicherung, daß es so nicht weiter gehen könne; sie stimmen mit Antisemiten, mit Socialdemokraten und mit Freischärlern des Centrums überein, daß das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben Deutschlands durch das Ueberwuchern des Capitalismus und der Großindustrie den schwersten Katastrophen entgegeneile. Und alle diese Unzufriedenen finden sich in ihren Anschauungen bestärkt durch eine Richtung in der Literatur, welche immer einseitiger die Uebelstände der bestehenden Ordnungen zum Gegenstande ihrer Darstellung, namentlich ihrer dramatischen Production erwählt und die unter der Flagge des Naturalismus, des Positivismus, des Verismus geradezu Zerrbilder der wirklichen Zustände zu Tage fördert.

Sind wir in Deutschland in Wirklichkeit jetzt ärmer, sind wir in Stadt und Land übler daran als früher? Hat sich der Unterschied zwischen den Besitzenden und den arbeitenden Classen so erweitert, wie dies behauptet wird? Geht Deutschland seinem wirthschaftlichen Verfalle, dem sittlichen Niedergange entgegen, und ist das Leben auf deutschem Boden so wenig lebenswerth geworden, wie man uns heute glauben machen will?

Niemand, dem es um mehr als bloße Schlagwörter zu thun ist, wird sich vermessen, auf alle diese Fragen eine erschöpfende Antwort zu geben. Wohl aber vermag Jeder dazu beizutragen, daß der Pessimismus, welcher sich im politischen und gesellschaftlichen Leben, in der Auffassung unserer wirthschaftlichen Zustände über Gebühr geltend macht, durch eine unbefangene Erkenntniß des wirklichen Standes der Dinge in seine Schranken zurückführt, daß die grämliche Weltanschauung, die in der Presse und in der Literatur das große Wort führt, durch gesunde und berechtigte Freude am Dasein berichtigt und überwunden werde. Hierzu gibt es kaum ein wirksameres Mittel, als daß wir uns das Auge offen und den Sinn zugänglich erhalten für das frische, volle Leben, das uns umgibt, und daß wir, statt uns durch die Uebertreibungen und Rohheiten des Parteikampfes verstimmen oder bange machen zu lassen, selbst zusehen, wie es in unserem lieben Vaterlande eigentlich hergeht.

Ich habe seit langer Zeit meine Freude daran, von Deutschland mehr als die landläufigen Heerstraßen kennen zu lernen. Schon als Schüler und als Student habe ich manche Strecken durchwandert, und ich brauche Gott sei Dank auch jetzt, wo ich zu den Alten zu zählen anfange, vor einem tüchtigen Marsche nicht zurückzuscheuen. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren einer Verkehrsverwaltung angehörig, darf ich jährlich wiederkehrende Reisen in die verschiedensten Theile unseres Vaterlandes zu meinen Amtspflichten rechnen. Diese Reisen führen nicht nur in die großen Mittelpunkte des Verkehrs, sondern haben den Zweck, die Wirksamkeit unserer Einrichtungen innerhalb ganzer Bezirke in Stadt und Land zu betrachten. So gibt's allmälig kaum noch ein deutsches Gebiet, das ich nicht öfters eingehend und zu den verschiedensten

Jahreszeiten bereist; unter den Mittel- und selbst den Kleinstädten sind wenige, die ich nicht besucht hätte. Im Sommer und im Winter, im knospenden Frühling wie im bunten Herbst hat mich mein Weg durch masurische Haiden und friesische Marschen, über die Vogesen, den Hunsrück und die Eifel, in die Niederungen der Ems, der Weser, der Elbe, Oder, Warthe, Weichsel, des Pregels und des Niemens, in die Industriebezirke am Rhein, im Ruhr-, Wupper- und Saarthale, an den Abhängen des Thüringer Waldes, des Erz- und des Riesengebirges, sowie in das Kohlen- und Eisenland von Oberschlesien, nicht weniger aber auch in die Fruchtgefilde unserer Ackerländer, nach Mecklenburg und Pommern, Posen und Niederschlesien, Holstein und Hessen geführt. Ohne mich an Kenntniß deutschen Landes und an Beobachtungsgabe dem wackeren Schwaben Karl Julius Weber irgend wie gleich stellen zu wollen, dessen vor mehr als sechzig Jahren erschienene „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" trotz ihrer vier Bände noch heute ebenso gelesen zu werden verdienen wie sein „Demokrit" trotz seiner sechs, glaube ich ohne Ueberhebung, mich gleichfalls einen in Deutschland reisenden Deutschen nennen zu dürfen, und ich bitte die nachstehenden Betrachtungen als einen bescheidenen Beitrag zur Erörterung der Frage, wie es heutzutage in Deutschland aussieht, nachsichtig aufzunehmen.

Beginnen wir, wie billig, mit einigen Bemerkungen darüber, wie gegenwärtig bei uns gereist wird, so steht in Erwartung des herannahenden Zeitalters der Elektricität einstweilen der Dampf als bewegende Kraft weitaus oben-an. Unter den Dampfreisegelegenheiten aber überwiegen die Eisenbahnen in einem Maße, das weder durch die Gestalt unserer Küsten noch durch die Größe und Beschaffenheit unserer Wasserläufe vollkommen gerechtfertigt wird. Das Dampfschiff, für jeden leidlich Seefesten das beste Vehikel über See und für Jedermann die willkommenste Art, auf Flüssen zu reisen, wird in Deutschland lange nicht in ausreichendem Umfange als Reisemittel gewürdigt; ja es ist, trotz der auch bei uns im Wachsen begriffenen Vorliebe für Seereisen, gegenüber seiner früheren Verwendung vielfach in den Hintergrund zurückgedrängt worden. Die Postdampferlinie zwischen Stettin und St. Petersburg, noch in den fünfziger Jahren bei weitem die beste Verbindung zwischen der preußischen und der russischen Metropole, ist nach Vollendung der Bahnlinie Eydtkuhnen-St. Petersburg eingegangen. Den Dampfschiffen zwischen Kiel-Korsör und Stralsund-Ystedt fällt der Mitbewerb mit Linien schwer, auf denen, wie zwischen Rostock und Kopenhagen, ein größerer Theil des Weges mit der Bahn zurückgelegt werden kann. Zwischen Hafenplätzen wie Königsberg und Danzig, Stettin und Stralsund, ja Bremen und Hamburg läßt die Concurrenz der Eisenbahnen regelmäßige Dampfschiffverbindungen nicht mehr fortkommen. Ebenso hat sich die Flußdampfschiffahrt in der Personenbeförderung von den Eisenbahnen überflügeln lassen. Auf der Oder, die sonst im Sommer bis Küstrin, nicht selten bis Frankfurt von regelmäßigen Personendampfern befahren wurde, ist aufwärts nur noch die kleine Linie Stettin-Gartz erhalten geblieben. Die früher sehr beliebten Dampferfahrten auf der Weser von Münden über Hameln nach Minden sind zu einer schwachen Verbindung

zwischen Münden und Hameln, die aber häufig nur bis Karlshafen reicht, zusammengeschmolzen. Die Donau wird nur noch von Passau abwärts, die Elbe, abgesehen von dem regen Localdampferverkehr zwischen Dresden-Meißen und Dresden-Tetschen, wesentlich nur abwärts Hamburg, die Weichsel — leider! — gar nicht zu Dampfschiffreisen benutzt. Der einzige unserer herrlichen großen Ströme, auf welchem Dampfschiffe neben den Eisenbahnen mit Erfolg kursiren, ist der Rhein, der zu allen Jahreszeiten, vorzugsweise aber im Sommer und im Herbst, ein fröhliches Menschengewimmel auf den gastlichen Schiffen der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft zu Berg und zu Thal fahren sieht, und der schon auf dem Bodensee die Flaggen aller Uferstaaten im Dienste eines äußerst lebhaften Reiseverkehrs begrüßt.

Je schärfer sich das Uebergewicht, ja man kann sagen die Alleinherrschaft der Eisenbahnen im großen deutschen Reiseverkehr ausspricht, desto mehr ist ihr Betrieb naturgemäß der Kritik ausgesetzt. Jeder unerfüllt gebliebene Wunsch zieht lebhafte Beschwerden nach sich, und wer sich sein Urtheil über die Leistungen der deutschen Eisenbahnen nach den abfälligen Stimmen bilden wollte, welche darüber in der Presse wie im parlamentarischen Leben nicht selten laut werden, würde zu Ergebnissen kommen, welche der Wirklichkeit und der Gerechtigkeit gleich wenig entsprechen. Wer in der Lage ist, diese Leistungen auf Grund ausgedehnter persönlicher Erfahrung zu würdigen, wird dankbar anerkennen, daß die deutschen Bahnen an Pünktlichkeit, Sicherheit und Billigkeit der Personenbeförderung den Vergleich mit keinem anderen Lande zu scheuen haben. Ich will mich nicht darauf berufen, daß man bei durchgehenden Zügen, im Nachtschnellzug, sowie in den rasch und mit Recht beliebt gewordenen Harmonikazügen, mit voller Sicherheit darauf rechnen kann — höhere Gewalt ausgenommen — zur fahrplanmäßigen Zeit, und zwar meist unter Einhaltung der Minute, anzulangen. Bei solchen Zügen ist Pünktlichkeit einfach selbstverständlich. Aber sie bildet auch im Localverkehr deutscher Bahnen mehr als anderwärts die Regel. Verspätungen von einer Stunde und mehr, wie sie auf den Provinzialbahnen Italiens tagtäglich vorkommen, gehören bei uns selbst auf abgelegenen Routen und auf Nebenbahnen glücklicher Weise zu den äußersten Seltenheiten. Im Allgemeinen darf man im Sommer wie im Winter bei uns allerwärts darauf rechnen, pünktlich befördert zu werden.

Nicht minder hoch zu veranschlagen ist die verhältnißmäßig große Zahl der auf den deutschen Bahnen laufenden Züge. Diese Zahl sinkt selbst auf Seitenlinien und Nebenstrecken selten unter täglich drei in jeder Richtung; sie steigt noch beträchtlich dadurch, daß auch regelmäßig verkehrende Güterzüge unter nicht allzu schweren Bedingungen für Personenbeförderung zugänglich sind. Auch in dem für den Reiseverkehr außerordentlich wichtigen Punkt der Häufigkeit der Verbindungen werden die deutschen Bahnen, Alles in Allem gerechnet, von anderen Ländern mit annähernd ähnlichen Bevölkerungsverhältnissen schwerlich übertroffen, meistens wohl nicht erreicht. Hinter der Schnelligkeit, mit welcher im Stadtverkehr Londons die Züge auf einander folgen, bleibt der Berliner Stadtbahnbetrieb freilich ebenso weit zurück, wie Berlin trotz seines rapiden Wachsthums noch hinter dem Stadtkoloß an der Themse zurückgeblieben ist.

Die große Sicherheit des deutschen Bahnbetriebes, der zu Folge verhältnißmäßig sehr viel weniger Beschädigungen von Reisenden und beim Dienstpersonal auf Eisenbahnreisen als bei Wagenfahrten vorkommen, ist bis in die neueste Zeit einigermaßen auf Kosten der Schnelligkeit erreicht worden. Namentlich wurden unsere Schnellzüge durch die Gangart englischer und amerikanischer Expresses weit überholt. Jetzt werden auch in Deutschland Schnelligkeiten erzielt, die selbst weitgehenden Anforderungen genügen. Schnellzüge, wie die, welche die 286,3 Kilometer zwischen Berlin und Hamburg in drei Stunden 37 Minuten, also in der Stunde nahezu 85 Kilometer oder über elf deutsche Meilen zurücklegen, der Jagdzug, der Köln von Berlin aus in neun Stunden erreicht, die Blitzzüge zwischen Berlin und Frankfurt a. M. lassen an rascher Gangart kaum etwas zu wünschen übrig. Auch im internationalen Verkehr verdient es als eine achtbare Leistung anerkannt zu werden, daß Rom von Berlin aus über den Brenner in achtunddreißig Stunden, und zwar ohne Wagenwechsel, erreicht werden kann, obwohl dieser Römerzug in Bayern an einer viel größeren Zahl von Stationen anhält, als sonst bei durchgehenden Schnellzügen für zulässig gilt.

Einen Hauptvorzug deutscher Eisenbahnreisen dürfen wir nicht vergessen: das ist ihre Wohlfeilheit. Auf die Gefahr hin, den Zorn der Herren zu erregen, welche sich für die Einführung des Zonentarifs in Deutschland interessiren, und ohne zu verkennen, daß es im deutschen Personentarif mehr als einen reformbedürftigen Punkt gibt, trage ich doch kein Bedenken auszusprechen, daß mir kein Land bekannt ist, in welchem man für das gleiche Maß von Pünktlichkeit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Reisens so wenig auszugeben hätte wie auf deutschen Bahnen. Mit der Einrichtung amerikanischer Palace-cars können sich, nach Allem, was glaubwürdig darüber berichtet wird, unsere Wagen nicht messen. Unsere Coupés erster Classe werden, wie man versichert, an Behaglichkeit und Eleganz von den entsprechenden russischen Wagen übertroffen. Aber unsere dritte Classe kommt an Sauberkeit, Zweckmäßigkeit und Geräumigkeit der Plätze im Allgemeinen der zweiten Classe, unsere zweite Classe vielfach der ersten anderer Länder gleich; beide, die dritte wie die zweite Classe, können in Deutschland benutzt werden und werden thatsächlich in großem Umfange von Personen benutzt, welche im Auslande eine entsprechend höhere Classe zu wählen sich verpflichtet fühlen. Dazu kommt, daß bei uns eine viel größere Zahl von directen Zügen auf weite Entfernungen, selbst von Nacht- und Schnellzügen, mit drei Wagenclassen versehen ist als im Auslande. Man kann von Berlin nach München in vierzehn Stunden 23 Minuten im durchgehenden Wagen dritter Classe, und auf gleiche Weise in elf Stunden nach Frankfurt a. M. reisen, und zwar zu Preisen, die weit hinter dem zurückbleiben, was im Auslande für eine ähnliche Leistung bezahlt wird. — Die Hauptsache aber, in der wir hinsichtlich der Wohlfeilheit des Eisenbahnreisens allen anderen Völkern voraus sind, ist unsere vierte Classe, durch welche nicht nur bei einer großen Menge von Zügen die theureren Classen entlastet und entsprechend verannehmlicht werden, sondern die an und für sich den minder Bemittelten eine ganz außerordentlich billige und in ausgedehntestem Maße benutzte Reisegelegenheit gewährt.

Die Bequemlichkeit ist, wie überhaupt, so namentlich beim Reisen derartig Sache des persönlichsten Geschmackes, daß Niemand hoffen darf, allen Ansprüchen gerecht zu werden. Vergleicht man das, was auf deutschen Bahnen hinsichtlich der Beköstigung, der Reinlichkeit, der Erleichterung des Schlafens, der Einrichtung und Besetzung der Coupés geleistet wird, unbefangen mit ausländischen Einrichtungen, so wird man finden, daß wir zwar noch manches zu lernen haben, in Vielem aber voraus sind. Die zulässige Grenze der Coupébesetzung gibt in Deutschland, von einzelnen Mißbräuchen, wie im Berliner Stadtbahn- und Vorortsverkehr, und von Ausnahmefällen vorübergehender Ueberhäufung abgesehen, zu begründeten Klagen im Ganzen wenig Anlaß. Wer unverwöhnt ist, wird sich Nachts in jeder Wagenclasse ein leidliches Dasein verschaffen können. Verwöhntere Naturen finden die Zahl der von Nachtwagen begleiteten Züge zu gering und sind von der Schlafeinrichtung nicht befriedigt. Eine willkommene Erleichterung der Nachtruhe ist Vielen beschert worden durch den zu Neujahr d. J. angeordneten Wegfall des dreimaligen Glockenziehens vor Abgang der Züge, durch welches bis dahin auf den preußischen Stationen viel Schlaf „gemordet" wurde. Für die Beköstigung unterwegs ist in Deutschland, vielleicht mit Ausnahme von Rußland, und auch dort wohl nicht überall, besser als in irgend einem anderen Lande durch die Zahl und die im Allgemeinen löbliche Beschaffenheit der Bahnhofswirthschaften gesorgt. Nur ist die Anziehungskraft, welche diese Wirthschaften auf die Einheimischen ausüben, mitunter so groß, daß ihr Hauptzweck, die Verpflegung der Reisenden, dadurch beeinträchtigt wird, namentlich an schönen Sonntagnachmittagen, wo der Bahnhof kleiner und auch mittlerer Orte in einem Umfange zum Stelldichein der Ortseinwohner dient, daß der Durchreisende nicht selten darauf verzichten muß, bis zum Büffet vorzudringen. Durch die in Preußen in der Einführung begriffene Absperrung der Bahnsteige wird diesem Uebelstand gründlich abgeholfen, freilich mitunter auf Kosten der Reisenden, denen hier und da die Benutzung der Bahnhofswirthschaften von den überwachenden Beamten unnöthig erschwert wird. Jedes Lobes würdig, nur leider noch viel zu selten, sind die Restaurationswagen, die auf den wenigen Zügen, die damit ausgestattet sind, dem beschäftigten Reisenden eine höchst erwünschte Zeitersparniß, dem Müßigen eine angenehme Zerstreuung, Allen die behaglichste Verkürzung der Fahrzeit gewähren.

Auch mit seinen Bahnhöfen kann sich Deutschland neben und vielfach vor anderen Ländern sehen lassen. Ich habe dabei weniger die Monumentalbauten unserer großstädtischen Centralstationen im Auge, deren Luxus manchmal über das richtige Maß hinausgeht, als die Durchschnittsausstattung der mittleren und kleinen Bahnhöfe, die im Großen und Ganzen allen billigen Ansprüchen gerecht wird. Auch ohne den Millionenaufwand jener Riesengebäude ist durch geschickte Verwendung passender Motive, namentlich auch des in der Gegend heimischen Materials, an vielen Orten sehr Ansprechendes in der äußeren Erscheinung und in der inneren Einrichtung der Bahnhofsgebäude erreicht worden. In Gelnhausen, in Fulda, in Gandersheim, Goslar und anderen Orten bringt die Bahnhofsarchitektur die Vergangenheit dieser alt-

berühmten Städte durch Anklänge an ihre Denkmäler auch dem flüchtig Vorbeifahrenden in wohlthuende Erinnerung. Auf der Eifelbahn erfreuen die in dem schönen rothen Kyllburger Sandstein ausgeführten Bautheile der Stationsgebäude. In Münster ist man in dem Bestreben, mit der Farbenwirkung des Domes zu wetteifern, in der inneren Ausschmückung des sehr stattlichen neuen Bahnhofs eher zu weit gegangen. Dagegen halten Bahnhöfe wie die in Hannover, Straßburg, Magdeburg, Bremen, Mainz, Halle und neuerdings Düsseldorf zwischen der durch den Zweck gebotenen Einfachheit und der bei Städten dieses Ranges erlaubten Gediegenheit der Ausstattung die richtige Mitte ein; sie führen zugleich Denen, welche sich an die Beschaffenheit der früheren Locale noch erinnern, die Fortschritte vor Augen, die wir in der Behaglichkeit des Eisenbahnreisens gemacht haben. Freilich ist auf diesem Gebiete noch viel zu thun. Zustände, wie sie sich bei einigermaßen starkem Reiseverkehr auf dem oberschlesischen Bahnhofe in Breslau, auf dem bayrischen in Leipzig, am Klosterthor zu Hamburg, auf dem durch den Ostseebäderverkehr so stark belasteten Bahnhof in Stettin herausstellen, verlangen auf das Dringlichste baldige Abhülfe.

Für unsere Seebäder bleibt überhaupt noch Manches zu wünschen übrig. Mit der alleinigen Ausnahme von Colberg (denn Zoppot und Cranz liegen zu weit ab, um für den großen Reiseverkehr mitzuzählen) ist kaum einer der zahlreichen Orte am Ostsee- und am Nordseestrand, in denen alljährlich Tausende und aber Tausende Erholung und Erfrischung suchen, von Berlin aus direct mit der Eisenbahn zu erreichen; unsere größten und heilkräftigsten Seebäder, Borkum, Norderney, Helgoland, Sylt, Saßnitz, Misdroy liegen auf Inseln und machen ein Uebersteigen aus dem Eisenbahnwagen auf das Dampfschiff nothwendig; mehrere von ihnen, und daneben Göhren, Zinnowitz, das liebliche Müritz, Boltenhagen und andere erfordern noch eine Wagenfahrt, um ans Ziel zu gelangen. Solche Hindernisse sind für eine Familie mit Kindern und dem dazu gehörigen Heerrath an Handgepäck nicht leicht zu nehmen, namentlich wenn man vom Eisenbahnwagen, um auf das Dampfschiff zu kommen, den dazwischen liegenden Erdwall des Deiches auf Treppen erst erklimmen und dann wieder hinabklettern muß. Auch das Umsteigen in Stralsund auf die Dampffähre über den Bodden und drüben aus dem Fährschiff in den Zug auf Rügen muthet durch allerlei Zwischenstufen und Distanzläufe den Besuchern von Saßnitz, Crampas, Lohme, Binz, Göhren und wie alle die reizenden Nester auf unserer schönsten Insel heißen, eine Kraftprobe zu, die bei unfreundlichem Wetter viel Verdruß erzeugt. Als vor einigen Jahren das Badehôtel in Scheveningen abbrannte und in den Zeitungen die Frage erörtert wurde, ob die Reichsregierung die Ansprüche einiger deutscher Kurgäste auf Entschädigung für ihr verbranntes Gepäck unterstützen werde, wurde darauf hingewiesen, daß es in Deutschland genug vorzügliche Seebäder gebe, und daß Deutsche, welche ihre Erholung trotzdem im Auslande suchten, dies auf eigene Gefahr thun müßten. Der Unterschied ist nur der, daß Seebäder wie Ostende, Scheveningen, Blankenberghe, von Berlin aus viel bequemer zu erreichen sind als irgend eins unserer deutschen Nordseebäder; gar nicht zu sprechen von der

Leichtigkeit, mit welcher die Küsten der Normandie und Bretagne von Paris, die Bäder am Canal und an der Nordsee von London aus besucht werden können. Es würde nichts schaden, wenn unsere Eisenbahnen sich in diesem Punkte die Einrichtungen im Auslande zum Vorbilde nähmen.

Auch in anderer Hinsicht ist uns das Ausland beim Eisenbahnreisen bisher überlegen, das ist in der ausgedehnten Benutzung von Dampfstraßenbahnen für den Reiseverkehr. Während die Tramways bei uns meist nur im Nahverkehr wie zwischen Kassel und Wilhelmshöhe, Crefeld-Uerdingen und bei den Berliner Grunewaldbahnen die Stelle von Omnibuslinien einnehmen und nur selten, wie zwischen Colmar und Rappoltsweiler, St. Ludwig-Basel ꝛc. an das Bahnnetz Anschluß haben, kursiren in Italien auf ausgedehnten Strecken Dampfstraßenzüge zu großer Erleichterung des Reiseverkehrs. Mitten aus der Stadt kann man in Florenz mit einer Straßenbahn nach Fiesole, mit einer anderen über den Viale dei Colli durch das Val d'Ema bis nach Tavernuzze hinauffahren. Ebenso wird Tivoli von Rom aus auf einer Dampfstraßenbahn besucht. In der gewerbfleißigen Lombardei ist dies Transportmittel in sehr namhaftem Umfange in Ergänzung der Vollbahnen zu Zwischenverbindungen benutzt, die einen beträchtlichen Verkehr vermitteln. Hoffen wir, daß das im vorigen Jahre erlassene Kleinbahngesetz der Anlage dieser nützlichen Institute auch bei uns in rascherem Tempo Eingang verschafft.

In den liebenswürdigen Erzählungen aus der Heimath hat Gustav zu Putlitz (irre ich nicht, zuerst in der „Deutschen Rundschau") sich gelegentlich zu den altmodischen Leuten gezählt, die während der Eisenbahnfahrt auf Unterhaltung mit den Mitreisenden nicht verzichten mögen. Wer seinem Beispiel folgt, setzt sich wohl hier und da bei ungeselligen Coupégenossen einer Abweisung aus, auch ist die Ausbeute nicht immer besonders interessant; allein er fährt im Ganzen doch viel besser als wer sich in seiner Ecke unnahbar verschanzt und durch Eisenbahnlectüre — nebenbei eins der unfehlbarsten Mittel, sich die Augen zu verderben — zu unterhalten sucht. Lesen kann man zu Hause genug, aber Menschen geben sich trotz aller Zurückhaltung und Steifheit, die leider zum Reiseton zu gehören beginnen, unterwegs doch anders als in ihren vier Pfählen; ihr Thun und Treiben, die Art, wie sie auf ein Gespräch eingehen und was dabei zu Tage kommt, bietet immer Stoff zu Beobachtungen und baut nicht selten eine Brücke zu einem wirklich vergnüglichen Austausch von Meinungen, Erfahrungen und Anekdoten im besten Sinne des Wortes. Wie oft habe ich unterwegs Leute getroffen, die, wenn sie merkten, daß ihr Gegenpart einer kleinen Plauderei nicht abhold sei, mit den interessantesten Erlebnissen ihrer landwirthschaftlichen, forstlichen, kaufmännischen Praxis herausrückten, oder die von ihrem Ergehen „drüben", in Nord- und Südamerika, in Hongkong und Japan, von Seereisen und Kriegsthaten gut zu erzählen wußten, oder endlich Solche, welche die Eigenart des Ortes, der Gegend, der Provinz durch eine Menge der originellsten Mittheilungen beleuchteten und zugleich durch ihre eigene Person auf das Ergötzlichste zur Darstellung brachten. Wie oft freilich habe ich auch, wenn ich allein fuhr oder mein Geschick mich mit Menschen zusammengebracht hatte,

mit denen schlechterdings nichts anzufangen war, die Reisenden der dritten und vierten Classe beneidet, aus deren stark besetzten Wagen fröhliches Gespräch und Lachen bis in die Langeweile meiner Isolirzelle hinein klang. Und wie man sich beim Erklettern der vierten Classe einander hilft! Die ungefügen Säcke, Kiepen, Kisten reisender alter Frauen werden von den starken Händen der Mitreisenden in die schmale Thüröffnung hineinverstaut und drinnen zum Sitzplatz für die Eigenthümerin aufgestapelt. Die angeborene Gutherzigkeit des Deutschen kommt trotz der rauhen Form, in welche diese Hülfe sich manchmal einkleidet, bei diesen kleinen Samariterdiensten glänzend zur Geltung.

Nicht minder seine gute Laune. Die vierte Classe hat weniger durchgehende Wagen als die anderen, sie findet sich auch nicht in allen Zügen; zum Umsteigen und den sonst mit dem Eisenbahnreisen verbundenen Frictionen gibt sie mehr Anlaß als jene; dazu kann man von außen nicht sehen, ob im Wagen der vierten Classe noch Platz ist, und die Zahl der Sitzplätze ist, wenn überhaupt vorhanden, eine sehr beschränkte. Kurz, es fehlt wahrlich nicht an Gelegenheit zu Streit, sowohl zwischen den Mitreisenden, als zwischen den Reisenden und dem Bahnpersonal, um so mehr als Reisende dieser Classe manchmal ein geradezu erstaunliches Mißgeschick in der Wahl falscher Züge, im Reisen nach verkehrter Richtung entwickeln und dadurch mancherlei unliebsame Störung verursachen. Trotz all dieses Zündstoffes sieht man, vielleicht mit Ausnahme heimkehrender Sonntagsvergnügungszüge, auf deutschen Bahnsteigen selten erregte Scenen. Manche gespannte Situation löst sich durch ein derbes Scherzwort, durch eine drollige Gebärde zu heiterer Verständigung; über manchen krakehlslustigen Passagier sieht der Schaffner, über manchen brummigen Beamten der gutlaunige Reisende mit Ruhe hinweg. Ein Aufwand von Stimmmitteln und dramatischen Gesten, wie er auf italienischen und französischen Bahnhöfen aus geringem Anlaß leicht entwickelt wird, kommt in Deutschland selbst bei ernsteren Vorfällen, Betriebsstörungen, Unfällen ꝛc., nur ausnahmsweise vor.

In welchem Maße unser heutiger Reiseverkehr von den Eisenbahnen beherrscht wird, das zeigt sich in vollem Umfang erst, wenn ihr Betrieb eine längere Unterbrechung erfährt. Vielen Lesern wird noch in Erinnerung sein, wie bei dem unerwarteten Ausbruch des französischen Krieges im Juli 1870 urplötzlich alle Eisenbahnbetriebsmittel für den Aufmarsch der deutschen Heere in Anspruch genommen wurden. Welchen Irrfahrten setzte sich noch im August ein Reisender ohne militärische Ermächtigung aus, der seine Familie aus der Sommerfrische heimzuholen auszog, und zu welcher Odyssee gestaltete sich diese Heimkehr selbst! Auch der unerhörte Schneefall, der vom 19. bis 23. December 1886 weite Strecken in Süd- und Mitteldeutschland, namentlich Thüringen, Sachsen, Schlesien und Posen unter einer meterhohen Decke begrub, setzte einen nicht geringen Theil des deutschen Eisenbahnnetzes auf mehrere Tage außer Betrieb und hatte für nicht wenige Reisende, welche Weihnachten daheim zu feiern gedachten, völlig unvorhergesehene Unterbrechungen und langwierige Verzögerungen an ganz unerwarteter Stelle zur Folge. Auch damals ist manche Noth mit gutem Humor ertragen und mit noch besserem Herzen

erleichtert worden. Jener thüringische Gutsbesitzer, dem zu Ohren gekommen war, daß auf dem Bahnhofe in Erfurt einige Dutzend Cadetten festsäßen, ohne weiter zu können, und der sich die ganze verklammte Jugend mit Leiterwagen auf seinen Gutshof holte, um sie da bei Punsch und Braten aufthauen zu lassen, hat sich und seinen Gästen sicherlich ein frohes Andenken gestiftet.

So vorzüglich die Eisenbahn im Stande ist, uns auf weite Entfernungen hin von Ort zu Ort zu versetzen, so versagt sie, wenn es sich darum handelt, naheliegende Plätze und zwar mehrere an einem Tage zu besuchen. Da passen bald die Abgangs- und Ankunftszeiten nicht, bald ist der Aufenthalt am Zwischenorte zu lang oder zu kurz; man muß des Morgens, um den ersten Zug zu benutzen, um vier Uhr aufbrechen, und man gelangt Abends mit dem letzten erst um Mitternacht ins Quartier. Dazu kommen Wege nach weit ab liegenden Bahnhöfen, die bei schlechtem Wetter kaum passirbar sind; im Winter müssen sich die mit Frühzügen Ankommenden oft durch fußhohen Schnee mühevoll Bahn treten, um in den in der Morgenstille noch schlummernden Ort zu gelangen. So weit endlich das Schienennetz ausgespannt ist und so sehr seine Maschen sich verdichten, so gibt es doch immer noch Städte in Deutschland, die nicht von ihm erreicht werden; ja es sind sogar noch einzelne, freilich wenige, Landstriche vorhanden, die von den Bahnlinien zwar umschlossen sind, aber noch nicht von ihnen durchquert werden. So die nördlichen Vogesen, in deren Waldthälern von Zabern nördlich bis Bitsch und von Buchsweiler westlich bis Saarunion kein Pfiff einer Locomotive erschallt; der Hunsrück und der Sonswald, wo es zwischen Mosel und Nahe nur schwache Bahnansätze gibt; die Eifel westlich und östlich der Bahn von Köln nach Trier. Auch im Westerwald, im Sauerlande, um den Teutoburger Wald gibt es noch weite Wege, auf denen keine Dampfrosse daher schnauben. Ebenso ist man zwischen den großen Bahnlinien, welche Berlin mit Pommern, Preußen, Posen und Schlesien verbinden, noch für ziemlich weite Entfernungen auf Landstraßen angewiesen, deren Zahl sich namentlich in den östlichen Provinzen Preußens unter der Herrschaft der lex Huene im letzten Jahrzehnt namhaft vermehrt hat, und deren Beschaffenheit nur in seltenen Fällen etwas zu wünschen übrig läßt. Wer auf deutschen Landstraßen von Heidekrug in Ostpreußen bis Thann im Elsaß, von den Klinkerstraßen Ostfrieslands bis zu den Waldchausseen des Fürsten Pleß in Oberschlesien gefahren ist, hat vielmehr alle Ursache, den deutschen Straßenbaumeistern und den fleißigen und nützlichen Männern, welche die ihrer Aufsicht anvertrauten Wege im Sommer wie zur Winterszeit in gutem Stande erhalten, seinen aufrichtigen Dank auszusprechen. In den Vogesen (z. B. die schöne Straße zwischen Blaise-la-Roche im Breuschthale über Ranrupt und die Steige hinab ins Weilerthal), im Schwarzwald, in der Rhön, in den thüringischen, sächsischen und schlesischen Bergen gibt es Kunststraßen, die an Kühnheit der Anlage und guter Erhaltung, sowie auch an landschaftlichen Reizen es mit mancher vielbesuchten Alpenstraße aufnehmen.

Fragen wir uns nun, wie heute auf deutschen Landstraßen gereist wird, so ist das Reiten, das noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die vornehmste Art zu reisen war, nach meinen Wahrnehmungen aus dem Reiseverkehr

jetzt so gut wie vollständig verschwunden. Gewiß wird in Deutschland geritten, viel und gut geritten, und man begegnet auch unterwegs nicht selten rüstigen Reitergestalten, sei es in der Reitjoppe des Landwirthes, oder in der kleidsamen Waldtracht unserer Forstbeamten, oder in des Königs Rock, wie Officiere auf der Generalstabsreise und im Dienst der Remonteverwaltung. Aber ihre Ritte sind keine Reisen, sondern dienen Besichtigungs- oder militärischen Uebungszwecken. Auch die weiten Ritte, welche Remonte-Officiere mit den frisch eingestellten Pferden vom Depotplatz bis zur Garnison zurücklegen, haben doch vor dem Reisezweck in erster Linie charakteristisch-militärische Probeleistungen im Auge. Die Dauerritte endlich, die von ganzen Truppentheilen oder einzelnen Officieren ausgeführt werden, verfolgen ebenso ausschließlich militärische Zwecke, wie den neuerdings so sehr in Aufnahme gekommenen Distanceritten auf weite Entfernungen vorwiegend Interessen des Sports zum Grunde liegen. Zu Pferde gereist, um von Ort zu Ort zu gelangen, so wie in Wilhelm Meister's Lehrjahren die Gräfin mit ihrer Begleitung reist, oder wie Daniel Chodowiecki 1773 von Berlin nach Danzig geritten ist, wird heutzutage in Deutschland nicht mehr.

Auch Wagenreisen sind seltener und weniger stattlich geworden. Mit dem Vordringen der Eisenbahnen sind die vier- und fünfspännigen Postkutschen, die sonst auf deutschen Gebirgsstraßen nicht minder erfreuliche Reisegelegenheit boten, wie ihre eidgenössischen Schwestern noch heute auf Schweizer Alpenpässen, mehr und mehr zurückgedrängt worden. In der Ebene findet sich zu vierspännigem Fahren, vielleicht mit Ausnahme von Ostpreußen, wo es den Stolz der pferdeliebenden Landbevölkerung bildet, nur selten Gelegenheit, so selten, daß die Reichspostverwaltung bei solchen Gelegenheiten ihre Postillone mitunter auf „Vierelangfahren" erst besonders einüben lassen muß. Das war früher nicht nöthig; außer den Vierergzügen vor den Personenposten kamen Extraposten mit vier Pferden nicht allzu selten vor; bei Festaufzügen von Gewerken ꝛc. habe ich in jüngeren Jahren noch manchmal sogar „sechselang" fahren sehen. With a coach and six, ist in England noch jetzt landläufige Bezeichnung für standesgemäßes Auftreten. Daß es auch in Deutschland früher dafür gegolten hat, entnehme ich der Aeußerung des Bauern in einem soeben neu wieder veröffentlichten Colloquium [1]) aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, worin von einem im Kriege reich gewordenen Officier gesagt wird, daß er „sein Frawen mit sechs Pferdten in der Gutschen führen lassen, da Er zuvor nicht Ein Pferd unn Laggeyen vermögt."

Noch im „Faust" heißt es:

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meinen?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.

[1]) Ein Neu, Nutzlich- vnd Lustigs Colloquium von etlichen Reichstagspunkten. Unter dem Titel: Die deutschen Creditverhältnisse und der dreißigjährige Krieg, von Eberhard Gothein, in der bei Duncker & Humblot erscheinenden Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriften des In- und Auslandes als drittes Heft (1893) herausgegeben.

Jetzt sind sechsspännige Wagen in Deutschland wohl nur noch im Hofceremoniell feierlicher Auffahrten und auch da bei Mitgliedern regierender Familien üblich geblieben.

Mit Vieren hingegen fährt gelegentlich auch noch ein Privatmann, und wenn unsere Four-in-hands auf Berliner Corsofahrten sich mit dem nicht messen können, was man auf Londoner Promenaden zu sehen bekommt, so ist Berlin lange nicht in dem Maße wie London und wie Paris der Sammelpunkt all unseres Reichthums und unserer ganzen Aristokratie. Zwischen den großen Gütern im Osten, auf hannoverschen und mecklenburgischen Landstraßen kann man gelegentlich Viererzügen begegnen, die vor keiner Kritik sich zu verstecken brauchen. An den Viererzug ostpreußischer Schimmel, mit welchem ich vor Jahren von Angerburg nach Lötzen gefahren bin, erinnere ich mich noch heute mit vielem Vergnügen.

Aber das sind Ausnahmen; für gewöhnlich erscheint das Lohnfuhrwerk, auf das der Wagenreisende sich angewiesen sieht, beträchtlich weniger verlockend. Bei dem vorzüglichen Pferdematerial, das in fast allen Theilen Deutschlands verbreitet ist, kann man indessen, wenn nicht besondere Hindernisse entgegenstehen, und wenn man den Leuten durch Vorausbestellung einigermaßen freie Hand läßt, auch an ziemlich abgelegenen Plätzen mit Sicherheit auf tüchtige Pferde rechnen. Und wenn man es erst durchgesetzt hat, nicht in eine jener verruchten alten Glaskutschen mit festem Verdeck eingesperrt zu werden, die für Leichenfeierlichkeiten, Trauungen u. dgl. in jeder Provinzialremise ein beschauliches Stillleben führen, sondern einen offenen Jagdwagen gestellt zu erhalten, dann hat man selten oder fast nie Grund, mit seinem Loose unzufrieden zu sein. Meistens halten solche Fuhrwerke mehr, als sie versprechen. Auf Hunderten von Wagenfahrten ist es mir trotz Wind, Wetter, hereinbrechender Nacht ꝛc. sehr selten widerfahren, daß das Reiseziel später erreicht wurde, als bei der Abfahrt versichert worden war. Wohl aber bin ich, trotz ausdrücklichen Verbotes allzu schneller Fahrt, hier und da in überraschend kurzer Frist befördert worden. Von Pillkallen nach Gumbinnen (31,2 km) bin ich im Herbst 1889 in 1 Stunde 55 Minuten gefahren, ohne daß der Kutscher nur mit der Peitsche gezuckt hätte. Dagegen war's einige Tage vorher einem trefflichen Gespann nicht möglich gewesen, auf dem Wege von Goldap nach Gumbinnen einen littauischen Bauern zu überholen, der eine ganze Strecke dicht vor unserem Wagen fuhr und uns seinen Staub zu kosten gab. Sein magerer kleiner Gaul setzte sich, sowie man ihm nahe kam, in einen so wüthigen Galopp, daß unsere Braunen ihn als Ersten passiren lassen mußten.

Im leichten offenen Wagen, mit flinken Pferden, einen ortskundigen Begleiter zur Seite oder, wenn allein, neben dem Kutscher über Land zu fahren, ist nicht nur ein Vergnügen, sondern gewährt eine Anschauung von Land und Leuten, wie sie bei Eisenbahnfahrten nicht annähernd zu erlangen ist. Zwar hat uns Adolf Menzel's Meisterhand in dem geistreichen Gouachebildchen, das vor etwa einem Jahr in einer Berliner Kunsthandlung ausgestellt war, die verschiedenen Empfindungen vergegenwärtigt, die sich auf den Gesichtern und in der Haltung der Insassen eines Eisenbahncoupés bei der Fahrt durch

eine schöne Gegend abspiegeln. Aber dieser Genuß ist kein ungetrübter. An der schönsten Stelle kommt ein Einschnitt oder gar ein unbarmherziger Tunnel, und wenn wir wieder auftauchen zum himmlischen Licht, dann ist das Landschaftsbild, das uns fesselte, verschwunden. Oder der Rauch weht so dicht vor den Fenstern, daß Bädeker's: „Rechts sitzen!" nichts hilft. Oder die Fenster sind so dick gefroren, daß man überhaupt nicht hinaussehen kann. Aus einem offenen Wagen kann man immer um sich schauen und zwar nach allen Seiten; man kann bei einigem Ortssinn das Land so zu sagen von der Karte ablesen und sich einen völlig zutreffenden Eindruck über Bodenform, Flußläufe, Erhebungen, Waldbedeckung, Vertheilung der Ortschaften und allgemeinen Culturstand bilden. Man nimmt die Art des Anbaues, die Größe der Schläge und Güter wahr; der Saatenstand, die Ernteaussichten, die Viehrassen bieten unausgesetzt Objecte der Beobachtung und der Unterhaltung. Fuhrwerke, die entgegenkommen oder überholt werden, Wanderer, die Leute auf den Feldern, Wiesen und Weiden, der Baum- und Pflanzenwuchs in seiner Abhängigkeit von der Bodenbeschaffenheit, das Straßennetz, die Bauart, Volkszahl, Wohlhabenheit der Dörfer — ich habe nie begriffen, wie Einem eine Wagenfahrt zu lang werden kann. Und dabei habe ich ihren Hauptreiz noch gar nicht erwähnt, nämlich die beständige völlig freie Anschauung des Himmels, seiner Gestirne und Wolkengebilde und den durch sie bedingten Wechsel der Witterung. Bei früher Ausfahrt das holde Morgenlicht, das Aufgehen der Sonne, die Aussichten für den Tag. Bei zweifelhaftem Wetter das Ausschauen nach dem blauen Fleckchen am Himmel, das, wenn es um neun Uhr Morgens sichtbar ist, als eine der sichersten Prognosen guten Wetters fröhlich begrüßt wird. Der kommende Regen oder Schneefall wird in Erwartung baldigen Vorübergehens hingenommen, das Aufschlagen des Verdeckes glücklich abgewehrt. Inzwischen ist eine oder die andere Station erreicht, die Geschäfte werden frisch in die Hand genommen; dabei wird man am schnellsten wieder trocken, und reicht das nicht aus, so hilft nach Hahnemann's System eine passende innere Anfeuchtung im Gasthause die äußerliche vertreiben. Nun ist das verheißene gute Wetter da, und nun geht's von Neuem über Thäler und Höhen, bis die Sterne aufzublinken anfangen, der Mond die letzten Wolkenreste vertreibt und sein freundliches Licht den Weg zur wohlverdienten Abendrast und zur Nachtruhe weist.

Solche Fahrten hinterlassen nicht nur die lebendigsten und lehrreichsten Erinnerungen, sondern auch eine körperliche Anregung und Erfrischung allerersten Ranges. Das kräftige Luftbad, das den ganzen Menschen umspült, vertreibt die Grillen, weckt die gute Laune, den Hunger, den Durst und bewirkt eine gesunde Abhärtung, vermöge deren man gegen die Wechselfälle der Witterung bald ziemlich unempfindlich wird, ja wirkliche Unbilden, wie andauernden Regen oder, was für Viele noch unerwünschter, heftigen Wind mit vollem Gleichmuth und ohne nachtheilige Folgen aushalten lernt. Wer sich daran gewöhnt hat, bei jedem Wind und jedem Wetter im offenen Wagen zu fahren, wird schwerlich eine Kissinger Brunnenkur nöthig haben. Ganz besonders angenehm machen sich diese wohlthätigen Wirkungen der freien Luft bei Winter-

reisen bemerklich. Bei fester Kälte und klarem Sonnenschein einige Tage im Schlitten über Land fahren, aus dem Treiben der Großstadt, aus der gas- und kohlendunstigen Zimmerluft in die feierliche Stille und den reinen Hauch schneebehangener Wälder versetzt zu werden, das erfrischt und stählt die Nerven wie Nordseewellen und verschafft ein Capital von Wohlbehagen, von dem man lange zehren kann. Die Engländer, die von allen Nationen den größten Werth auf Körper- und Gesundheitspflege legen, wissen sehr wohl, warum sie den größten Theil des Winters für Landaufenthalt oder Besuche auf dem Lande frei halten und mit dem geselligen Treiben der season erst im Februar oder März beginnen.

In England hat man auch dem Zeitalter der Wagenreisen ein treueres und werkthätigeres Andenken bewahrt, als bei uns. Wer das Vergnügen genossen, auf dem Deckplatz einer stolzen Flying Mail Coach — zwanzig deutsche Meilen in zwölf Stunden! — über die schottischen Haiden von Perm nach Inverneß zu fliegen, wer die Popularität vor Augen gehabt hat, deren diese wunderbaren Fuhrwerke und ihre würdigen Lenker (man denke nur an Sam Weller sen. in den „Pickwickiern"!) sich in ganz Großbritannien erfreuten: der wird es begreiflich finden, daß das Zeitalter der Landkutschen in England nicht nur literarisch gefeiert[1]) wird, sondern durch die Liebhaberei vornehmer Freunde des Fahrsports eine Auferstehung erlebt. In dem vom Präsidenten des Four-in-hand-Driving-Club und des 1870 neu errichteten Coaching-Club, dem Herzog von Beaufort, herausgegebenen Handbuch der Fahrkunst[2]) ist ein Abschnitt mit der Ueberschrift „the coaching revival" ausschließlich den Landkutschen gewidmet, welche unter dem Patronat von Clubmitgliedern auf frequenten Straßen, wie z. B. nach Brighton, nach Dover, Tunebridge Wells und anderen mit Eisenbahnen um die Wette fahren und in den lange verödeten Inns der Landkutschenzeit von Neuem Rossegewieher und Peitschenknall ertönen lassen. In seinen „Strange adventures of a phaeton" hat William Black uns die Ferienreise einer englischen Familie im eigenen Wagen quer durch England und Schottland mit allen Abenteuern der Landstraße ebenso anmuthig als ergötzlich geschildert. In die Kreise des deutschen Sports hat das Wagenlenken Aufnahme gefunden und bildet als Traberwettfahrt eine ständig wiederkehrende Nummer der Rennprogramme. Aber von längeren Reisen im eigenen Wagen hört man bei uns, mit einer gleich zu erwähnenden Ausnahme, kaum reden.

Dafür gehört die Aera der Landkutschen oder was in Deutschland dasselbe sagen will, der Personenposten, bei uns noch lange nicht in dem Maße der Vergangenheit an, wie die nur durch Sportliebhaberei zu neuem Leben erweckten englischen Landwagenfahrten. In Deutschland sind nach der letzten vorliegenden Statistik im Jahre 1891 noch 3238391 Personen mit der Post gereist; es waren 1732 Posthaltereien mit 13508 Postpferden vorhanden, und die flotte

[1]) Stanley Harris, Old Coaching Days. 1882. Derselbe, The Coaching Age. 1885. Beide Werke sind von John Sturgeß illustrirt. Ferner das Prachtwerk von W. Outram Tristram, Coaching Days and Coching Ways. 1888, mit Illustrationen von H. Raylton und Hugh Thomson.

[2]) Driving (als elfter Band der Radmington Library of Sports and Pastimes). 1889.

Gestalt des bayrischen Postillons mit der hellblauen Schoßjacke und den weißledernen Reithosen, sowie die schmucke Erscheinung des Reichspostillons mit Waffenrock und Rundhut ist noch keineswegs von den Straßen verschwunden; ja, im Reichspostgebiet ist ihre Zahl, die im Jahre 1891 sich doch noch auf 4326 belief, seit mehreren Jahren wieder im Wachsen begriffen. Scheffel's letzter Postillon war daher eine Anwandlung von Pessimismus, dessen der Dichter des „Gaudeamus" und der „Frau Aventiure" sich nicht oft schuldig gemacht hat.

Ueberraschend häufig trifft man auf unseren Landstraßen jene scheinbar unförmlichen, in Wirklichkeit aber äußerst zweckmäßig eingerichteten Fuhrwerke an, welche fahrenden Leuten zugleich als Obdach und als Reisemittel dienen. Das wandernde Carousſel, die Menagerie auf Rädern, das ambulante Wachsfigurencabinet oder Panopticum, Kunstreiter, Seiltänzer, Taschenspieler: hoc genus omne zieht in Wagen, deren einer den Haushalt, der andere die Schaustücke oder sonstigen Kunstgeräthe der Gesellschaft in sich birgt, in langsamer aber sicherer Gangart von einem Jahrmarkt, Schützenfest, einer Vogelwiese, Kirchweih ꝛc. zur anderen, und befriedigt durch Vorstellungen an den Uebernachtungsorten gern gegen ein Billiges auch die Schaulust der Dorfbewohner. Früher fehlte unter dieser Wagenburg, die man an größeren Festplätzen in ganzen Reihen aufgefahren sieht, selten der Thespiskarren einer wandernden Schauspielertruppe, freilich in der Regel der am wenigsten stattliche, aber von der unverwöhnten Kleinstadtjugend mit einem vorahnenden Entzücken erwartet, das uns Charlotte Niese in ihrem allerliebsten Buche „Aus dänischer Zeit" (Leipzig 1892) auf das Lebendigste geschildert hat. Jetzt gibt's entweder keine „Schmieren" mehr, oder sie reisen mit der Eisenbahn billiger als zu Wagen.

Für Fußreisen ist Deutschland wie wenig andere Länder geeignet durch seinen großen Reichthum an überall zugänglichen Wäldern, durch die Zahl und Mannigfaltigkeit seiner Mittelgebirge, die Verschiedenartigkeit seiner Flußthäler und den Reichthum an anziehenden, sehenswerthen Städten, endlich durch die Vorzüge seines weder zu heißen noch allzu rauhen Himmelstriches, der dem Wandern zu keiner Jahreszeit unüberwindliche Hemmnisse bereitet. Darum ist Deutschland zu allen Zeiten tapfer durchwandert worden, von den fahrenden Schülern des Mittelalters an, deren kecke Lieder durch Scheffel von Neuem sanggerecht geworden sind, bis auf den heutigen Tag, wo Gesang- und Turnvereine ihre frischen Stimmen wenigstens auf Tagesmärschen über Land gern erschallen lassen. Freilich so weit wie früher wird heut nicht gewandert. Selbst muthige Fußreisende scheuen vor einigen Meilen Landstraße zurück, wenn sie die Bahn benutzen können. Das Fußreisen als Selbstzweck beschränkt sich, wenn es nicht Berufspflicht ist, auf die sogenannten schönen Gegenden. Jetzt ist es eine Seltenheit, daß ein Heidelberger, Bonner oder Tübinger Student die Pfalz und den Odenwald, das Markgräfler Land und Schwaben zu Fuß bereist, um Land und Leute kennen zu lernen, was uns Alten viel Freude und manchen Nutzen eingetragen hat. Wer gar mit dem Ränzel auf dem Rücken von der rheinischen Hochschule quer durch Deutschland nach der märkischen oder sächsischen Heimath wandern wollte, um auf zehn- oder vierzehntägigem Marsche

die Wanderfreuden und -Leiden einmal gründlich kennen zu lernen, der würde schon als Sonderling gelten.

Auch die löbliche Einrichtung der Vetternreisen ist, wenn mich meine Wahrnehmungen nicht täuschen, mehr abgekommen, als recht ist. Es war keine üble Sitte, daß der heranwachsende Schüler, der Student, in den Ferien sich auf die Wanderschaft begab, um die lieben Verwandten, Gutsbesitzer, Prediger, Oberförster, würdige Rathsherren kleiner Städte ꝛc. der Reihe nach heimzusuchen. Mit deutscher Gastlichkeit gern aufgenommen, aber nach Sitte der Zeit schlicht beköstigt und oft noch einfacher gebettet, lernte manch verwöhntes Muttersöhnchen am fremden Herd den Werth des eigenen schätzen, manch armer Musensohn hingegen labte sich an dem Ueberfluß des wohlhabenden Pfarr- oder Forsthauses wie an Fleischtöpfen Aegyptens und ward von der gütigen Tante ordentlich herausgefüttert. Nach Tisch ward der Ankömmling dann vom Hausherrn ins Gebet genommen und auf den Grad seiner Erziehung, die Schwere seines Schulsackes, die Grünheit seiner Lebensanschauungen, die Erlebnisse auf Schule oder Universität einem Examen unterzogen, je nach dessen Ausfall die Aufforderung zu längerem Verweilen mehr oder minder dringend zu sein pflegte. Sagte man sich gegenseitig zu, so war man bald wie Kind im Hause, und der frischen Jugend war jeder Uebermuth erlaubt. Dann ward man auch zu den Gutsnachbaren mitgenommen und sah in manche Verhältnisse hinein, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt; man hatte allenthalben Rede zu stehen, sich mit oft sehr knorrigen Persönlichkeiten abzufinden, und kam bei einiger Aufmerksamkeit und Betrachtungslust meist um ein gut Stück gereifter und erfahrener wieder nach Haus.

Jetzt drängt es auch den Wanderlustigen immer gleich ins Weite. Die Alpen, die wir Aelteren erst als Männer kennen gelernt haben, sind unserer Jugend gerade recht. Nach dem Kursbuch wird der Rundreiseplan zusammengestellt, bis Kufstein oder Jenbach mit der Bahn gefahren, und dann geht's auf die Tiroler Bergspitzen los, daß die Schuhnägel fliegen. Ich weiß den Reiz einer Alpenwanderung wohl zu würdigen! habe selbst eine leidliche Zahl davon hinter, hoffentlich auch noch manche vor mir. Aber Deutschland lernt man in den Oesterreichischen und Schweizer Alpen doch nur wenig kennen, und so lieblich die Allgäuer Berge und der bayrische Seekranz vom Ammer- bis zum Königssee auch sind, so gewähren sie von deutschem Volksthum und Wesen nur eine einseitige Anschauung. Dazu kommt, daß Hochalpentouren leicht zu einem Sport werden, der die Ziele vorwiegend nach dem mit ihrer Erreichung verbundenen Aufwand an Kraft, Uebung und Geschicklichkeit wählt und damit zu einer Ueberschätzung des rein körperlichen Elementes führt, vor dem die geistigen Reiseinteressen zurücktreten. Darum bin ich, bei aller Hochachtung vor den Verdiensten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines (dessen Mitglied zu sein ich mir zur Ehre rechne), doch der Meinung, daß unsere Jugend über den durch die Thätigkeit des Vereins so erleichterten Alpenwanderungen näherliegende Ziele ihrer Wanderlust nicht vernachlässigen sollte.

Zu den Verdiensten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines zähle ich ganz besonders, daß nach seinem Vorbilde auch in den deutschen

Mittelgebirgen sich Vereine organisirt haben, welche sich die löbliche Aufgabe stellen, den Besuch ihrer heimischen Berge durch Wegeanlagen und Wegweiser, durch Aussichtsthürme und Unterkunftshäuser zu fördern und zu mehren. Der Vogesenclub, der Schwarzwälder und der Odenwälder, der Sauerländische, Thüringische, Rhön-, Erz- und Riesengebirgsverein, sie und alle die anderen Verbände naturfreundlicher Männer tragen wacker dazu bei, den schönen Brauch des Fußreisens in Deutschland in frischer Uebung zu erhalten und in weite Kreise der Bevölkerung hineinzutragen.

Zu den ausdauerndsten Wanderern im Gebirge wie in der Ebene gehören die überall anzutreffenden und überall gern gesehenen Landbriefträger, die auf ihren täglichen Bestellgängen jedes Dorf, jeden Weiler, ja jede Niederlassung im Deutschen Reiche zu berühren haben. Rüstigen Schrittes sieht man diese Unermüdlichen zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung ihren Weg zurücklegen, nicht selten unter Ueberwindung von Schwierigkeiten, von denen sich der sommerliche Vergnügungsreisende kaum eine zutreffende Vorstellung machen kann. Denn ganz anders als im Sommer wandert sich's über Berg und Thal, wenn fußhoher Schnee alle Pfade verschwinden läßt, alle Gräben in unerkennbare Fallen verwandelt, und wenn der Wind auch auf der Ebene Schneewächten zusammenweht, durch die der Bote sich bis über die Hüften hindurchzuarbeiten hat. Oder wenn in den Niederungen das Thauwetter beginnt und jeder Schritt auf Feldwegen und über Aecker den Stiefel mit etlichen Pfunden des anhänglichsten Lehmbodens belastet. Oder wenn strenger Frost, Schneegestöber und einbrechende Dunkelheit den Ausblick erschweren und ein Schritt vom Wege den Ermüdeten leicht zu gefährlicher Rast verlockt, aus der es mitunter kein Erwachen gibt.

Die Marschleistung der Landbriefträger ist aber nicht nur in quali, sondern auch in quanto ein namhaftes Stück Arbeit. Denn obwohl auf den Einzelnen durchschnittlich nicht mehr als 21,6 Kilometer an täglicher Wegstrecke kommen, so legten die im Landpostdienst zu Fuß beschäftigten 24342 Männer innerhalb des Reichspostgebietes im Jahre 1892 doch eine Gesammtstrecke von 176912956 Kilometer zurück. Gewiß eine stattliche Summe, deren Aufbringung manchen Schweißtropfen kostet, und deren pünktliche Verrichtung das Wohlwollen durchaus rechtfertigt, das den wackeren Boten von der Landbevölkerung in reichem Maße erwiesen wird. Leider nur nicht immer auf die richtige Weise. Denn wer seinem Landbriefträger im Winter ein Gläschen Schnaps zur Erwärmung aufnöthigt, pflegt nicht zu bedenken, in wie vielen Häusern sich dieser freundliche Gedanke wiederholen und was für ein Schaden dem Manne dadurch zugefügt werden kann. Bitten und Belehrungen haben vielfach die erwünschte Folge gehabt, daß der Schnaps durch eine Tasse Kaffee ersetzt wird, die den gleichen Zweck ohne nachtheilige Wirkung erfüllt.

Uebrigens wäre es ein Irrthum, sich den Beruf des Landbriefträgers als einen ganz besonders schweren und strapaziösen vorzustellen. Der Marsch nimmt die Kraft eines rüstigen Mannes nur in Ausnahmefällen, die nicht häufig sind, voll in Anspruch. In der Regel bleibt den Leuten nach der Rückkehr Zeit zur Bestellung ihres Ackerstückes, Rebgartens oder sonstigen Besitz-

thums. Nachtdienst wird gar nicht geleistet, und die andauernde Bewegung im Freien ist der Gesundheit zuträglicher als ständige Arbeit in geschlossenen Räumen. Auch erwerben die Landbriefträger nach mehrjährigem Landdienst den Anspruch auf inneren Dienst. Aber der Fall ist gar nicht selten, daß sie vorziehen, in dem ihnen liebgewordenen Amte zu bleiben. Das fünfzigjährige Jubiläum eines Landbriefträgers ist im vorigen Jahre zu Erntebrück im Siegener Lande unter lebhafter Theilnahme der Bevölkerung, die dem wackeren Veteranen alles nur Mögliche anzuthun sich bemühte, feierlich begangen worden.

Ob die Radfahrer zu den Reitern, Fahrern oder Fußgängern zu zählen sind, mag zweifelhaft scheinen. Eigentlich wohl zu allen Dreien; denn vermöge ihres Sitzes reiten sie, mit den Rädern fahren sie, und ihre Fußbewegung kommt der eines Fußgängers gleich. Auf alle Fälle gehören sie zu den Reisenden, denen man auf Landstraßen der Ebene wie des Gebirgs in rasch angewachsener Zahl begegnet, und die daher bei Erörterung der Frage, wie heutzutage gereist wird, nicht außer Betracht bleiben dürfen. Ursprünglich eine Erfindung des badischen Forstmeisters von Drais (daher die anfängliche Bezeichnung Draisine), hat das Fahrrad mit den Verbesserungen, welche ihm in den siebziger Jahren zu Theil geworden sind, innerhalb der letzten Jahrzehnte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit überall verbreitet; es hat in den internationalen Sport Eingang gefunden und bildet in seinen verschiedenen Spielarten, als Hoch- und Niederrad, Zwei- und Dreirad, ein Instrument, dessen sich in Deutschland viele Tausende in ausgedehntem Umfange zur Fortbewegung bedienen. Der Deutsche Radfahrerbund zählt etwa 15—16 000 Mitglieder, und da neben dem Bund noch mancherlei selbständige Gruppen und zahlreiche Einzelpersonen vorhanden sind, welche die Kunst des Radfahrens, sei es zum Vergnügen oder zu Berufszwecken, auf eigene Faust betreiben, so bleibt diese Ziffer hinter der Gesammtzahl der deutschen Stahlroßreiter wahrscheinlich nicht unerheblich zurück.

Was beim Radfahren Sport, also Uebung körperlicher Geschicklichkeit um ihrer selbst willen, und was Reiselust ist, läßt sich nicht leicht abgrenzen. Nach der Bedeutung zu urtheilen, welche in Radfahrerkreisen den Wettkämpfen, unterwegs oder in öffentlichen Schaustellungen, beigelegt wird, und die in Preisaustheilungen, Meisterschaftsdiplomen, Medaillen u. dgl. mehr ihren bezeichnenden Ausdruck findet, scheint das Sportelement zu überwiegen. Allein es erschöpft die Sache nicht und tritt in manchen Beziehungen hinter praktischen Zwecken des täglichen Verkehrs anscheinend in steigendem Maße zurück. Die Meinung der Radfahrer von der Rolle, die dem Stahlrade im Reiseverkehr zukommt, ist keine geringe und durch den überraschenden Erfolg der neulichen Distanzwettfahrt von Wien nach Berlin, welche von dem behendesten Radkünstler in 31 Stunden geleistet wurde, während einige Monate vorher bei dem Distanzritt deutscher Officiere der Record des ersten Siegers 69 Stunden betrug, noch ungemein gehoben worden. Ob die weitgehenden Erwartungen, welche die illustrirte Fachzeitschrift des Radfahrens und des Spielsports, das wöchentlich in Leipzig erscheinende „Stahlrad", an den Ausgang der Wien-Berliner Radfahrt knüpft, sich rechtfertigen, mag die Zukunft lehren. Aber schon in der Gegenwart kann Jeder, der sich viel auf deutschen Landstraßen

bewegt, auf zahlreiche Begegnungen mit Radfahrern, und zwar in den besuchtesten wie in den abgelegensten Theilen Deutschlands, mit Sicherheit rechnen. In hinterpommerschen und schlesischen Gasthöfen ist mitunter den einkehrenden Radfahrern ein eigenes Zimmer vorbehalten; das Bundeszeichen trifft man allerwärts, und ebenso häufig liest man an Schaufenstern landstädtischer Handwerker das Anerbieten zur Ausbesserung der unterwegs bekanntlich mannigfachen Beschädigungen ausgesetzten Stahlrosse. Auf der Landstraße bildet die Silhouette des vornübergebeugt eilig dahinfüßelnden Schnellfahrers, dessen plötzlich neben dem Wagen erklingendes scharfes Glockenzeichen oder aufblitzender Laternenschein schon manches Pferd scheu und manchen Kutscher zornig gemacht hat, eine ebenso bekannte Figur, wie die trübselige Gestalt des Abgesessenen, der sein beschädigtes oder bei Regenwetter nicht gangbares Rad vor sich herstößt.

Liegt die Stärke des Fahrrads gegenüber dem Wagen und dem Pferd in seiner Billigkeit und Bedürfnißlosigkeit, sowie in nicht geringem Maße in der Schnelligkeit der Fortbewegung (man rechnet bei einem gut geübten Hochradfahrer etwa achtzehn Kilometer auf die Stunde), so tritt seine Schwäche darin zu Tage, daß es in weit höherem Maße als andere Transportmittel von der Beschaffenheit der Straße abhängig ist. Diese Abhängigkeit ist eine sehr weitgehende und legt der Verwendung des Fahrrades für dauernde praktische Zwecke bis jetzt erhebliche Beschränkungen auf. Der Radfahrer ist zunächst durchaus an Straßen mit gleichmäßiger Bedeckung gebunden, er kann die Chaussee fast gar nicht verlassen, und ist auch auf der Kunststraße in hohem Maße durch ihren jeweiligen Zustand in der Schnelligkeit seiner Gangart bedingt. Die Karten, welche für den Radfahrergebrauch besonders herausgegeben werden, legen ebensoviel Gewicht auf die Angabe der Straßenbeschaffenheit, wie auf die Bezeichnung der Entfernungen. Auf sandigen Landstraßen, auf Vicinalwegen mit ungleicher Bedeckung, ländlichen Verbindungswegen, Fußpfaden kommt das Fahrrad in der Regel überhaupt nicht fort. Aber auch auf guten Kunststraßen nöthigen Steigungen, die man zu Pferde oder zu Wagen ohne Schwierigkeit überwindet, den Radfahrer zum Absitzen; das Gleiche tritt bei erheblicher Näsſe, bei Schmutz und kräftigem Schneefall ein. Bei den Proben, welche vor einigen Jahren mit der Verwendung von Fahrrädern im Landpostdienst angestellt wurden, ergab sich, daß die Räder durchschnittlich von 408 Tagen nur an 244 Tagen hatten benutzt werden können. An 164 Tagen mußten sie theils wegen ungünstiger Witterung und in deren Folge eingetretener schlechten Beschaffenheit der Straße, theils wegen Ausbesserungen unbenutzt bleiben. Für einen Dienst, der wegen der zu erreichenden Anschlüsse auf gleichmäßige Bemessung der Beförderungszeiten nicht verzichten kann, ist ein Vehikel, welches so oft versagt, nicht geeignet. Wer nach Belieben von ihm Gebrauch machen kann, ohne daß Nachtheile entstehen, wenn er darauf verzichten muß, für den ist das Fahrrad auch schon in seiner jetzigen Beschaffenheit ein recht nützliches Beförderungsmittel, das in der Landpraxis von Aerzten, Gerichtsvollziehern, Feldmessern vielfach gute Dienste leistet. In der Schweiz bin ich schon vor einigen Jahren einem Pfarrer begegnet, der sich mittels Zweirades zur Sonntagspredigt nach seinem Filialdorf begab.

Das Segel- oder Ruderboot wird an der Seeküste wie auf den Binnengewässern Deutschlands an vielen Orten mit Ausdauer und Geschicklichkeit gehandhabt; Wettsegeln und Wettrudern ist auch bei uns ein in weiten Kreisen geübter und beliebter Sport, wenngleich er nicht die geradezu nationale Bedeutung erlangt hat, welche in England, dem classischen Land aller körperlichen Uebungen, den Wettruderfahrten der Universitäten Oxford und Cambridge oder dem Wettsegeln des Yachtklubs in Cowes beigemessen wird. Ob aber das Ruderboot oder die Yacht in dem Umfange, in welchem dies in England geschieht, in Deutschland zu Reisen benutzt wird, ist mir sehr zweifelhaft. Ausflüge auf den Binnenwasserstraßen und an der Seeküste werden gewiß auch von deutschen Freunden des Segelsports unternommen; auch hört man gelegentlich von Ruderfahrten sprechen, die deutsche Ruderer beträchtliche Strecken der Elbe, der Weser, der Donau hinabgeführt haben. Aber es ist mir nicht bekannt, ob in Deutschland im Canoe oder im Segelboot von Deutschen mit der wochen- und monatelangen Ausdauer gereist wird, wie dies von Amerikanern und Engländern mehrfach geschehen ist. Die vorliegenden Beschreibungen[1]) stellen außer Zweifel, daß sowohl unsere Flüsse als auch die ausgedehnte Seeplatte der norddeutschen Tiefebene sich zu längeren Bootsreisen eignen. Liebhabern von Wasserfahrten, die an Zeit und Geldmitteln keinen Mangel leiden, wird dadurch ein bisher nur Wenigen bekanntes Vergnügen verheißen.

Die Luftschiffahrt läßt sich trotz der Anstrengungen, mit welchen man auch in Deutschland um ihre Vervollkommnung bemüht ist, zu den Reisegelegenheiten noch immer nicht rechnen. Die Ballonfahrten, die von gewerbsmäßigen Aeronauten als Schaustellung oder die zu militärischen Uebungszwecken nicht eben selten unternommen werden, leiden an zwei bisher unüberwindlichen Mängeln: man weiß wohl, wann und wo man aufsteigt, aber nicht, wo und wie man wieder aufs Land kommt. Ein Fahrzeug, das dahin führt, wohin der Wind weht, und das man nicht ohne Gefahr verlassen kann, verdient in einer Uebersicht der Reisemittel zur Zeit noch keinen Platz. Aber wer immer Gelegenheit hat, eine Ballonfahrt, und sei es auch nur im Fesselballon, mitzumachen, der sollte sie nicht versäumen. Denn kaum läßt sich ein anderes Reisevergnügen mit der wonnigen Empfindung vergleichen, welche durch das Zurückweichen der Erde, durch die sanft anschwellende Erweiterung des Horizonts, durch den freien Ueberblick über die Reliefkarte der Stadt, der Dörfer, der Flußläufe, der Höhen hervorgerufen wird. Im Fesselballon, von dem allein ich aus eigener Erfahrung zu reden vermag, ist die Bewegung eine so unmerkliche und jede Anwandlung von Schwindel so völlig ausgeschlossen, daß man die Reisenden der Zukunft, wenn es ihr gelingt, dem Luftschiff die vorhin bezeichneten Unarten abzugewöhnen, um seine Benutzung nur offen beneiden kann.

[1]) Poultney Bigelow, From the Black Forest to the Black Sea. In Harper's New Monthly Magazine. 1892. Auch als Buch unter dem Titel: Paddles and Politics on the Danube. — H. M. Doughty, Our Wherry in Wendish Lands: from Friesland through the Mecklenburg lakes to Bohemia. Illustrated by his daughters. London, Jarrold and Sons.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

XV.

Das Jahr 1862 führte zwei deutsche Tondichter nach Wien, große und eigenartige Erscheinungen, dabei einander so unähnlich, als möglich: Johannes Brahms und Richard Wagner. Brahms, damals neunundzwanzigjährig, trat in mehreren Concerten als Componist und Clavierspieler auf; Wagner, bereits auf einer der vorletzten Stufen zu seinem Ruhmesgipfel, kam aus der Schweiz, um in Wien der Aufführung seines „Lohengrin" beizuwohnen. Wagner's stolzes Wort, er sei „der einzige Deutsche, der den Lohengrin noch nicht gehört," wurde in seiner kindischen Uebertreibung von vielen Deutschen bewundert, die nicht einmal noch den Fidelio gehört hatten. Die Vorstellung fiel glänzend aus. Einen idealeren Lohengrin als Ander, eine poetischere Elsa als Louise Dustmann, einen gewaltigeren Telramund als Beck wird man schwerlich mehr sehen. Heinrich Esser dirigirte.

Zu Wagner's ältesten Bekannten gehörte Heinrich Laube, der Director des Burgtheaters. Er lud Wagner zu einem Mittagessen in engem Kreise, an welchem ich auch theilnehmen durfte. Ich konnte Wagner manches ihm Neue über die merkwürdige Geschichte des Tannhäuser in Wien erzählen. Die Oper, die ich 1846 in Dresden gehört und seitdem in der Presse unermüdlich dem Hofoperntheater empfohlen hatte, gelangte erst im Jahre 1859 daselbst zur Aufführung. Zwei Jahre vorher hatte ein Vorstadt-Theaterdirector den Tannhäuser in einem bretternen Sommertheater („Thaliatheater") gegeben und trotz der bescheidenen Mittel mit sehr gutem Erfolge. Nun machte der Director des Hofoperntheaters, Julius Cornet, sechs bis sieben Bittgesuche nacheinander an das Obersthofmeisteramt um die Erlaubniß, den Tannhäuser aufführen zu dürfen. Jedesmal wurde er mit Hinweis auf das „unsittliche Textbuch" abgewiesen. Erst nach dem großen Erfolge des „Lohengrin" gab man nach und erlaubte den Tannhäuser, aber nur mit einigen sehr merkwürdigen Aenderungen im Texte. Die Censur fühlte sich durch die reactionäre Luft der Fünf-

ziger Jahre wieder gestärkt und begann ihr altes Spiel, das man, allzu sanguinisch, für immer beseitigt geglaubt. Das Wort „Rom" durfte in der Oper nicht vorkommen. Wie lächerlich klang es, wenn Wolfram im 3. Akte den Tannhäuser fragte: „Warst du nicht dort?" und dieser erwiderte: „Schweig' mir von dort!" Noch etwas recht Komisches ereignete sich in dieser Première. Man hatte in Wien die „Tannhäuser-Parodie" früher kennen gelernt, als die Oper selbst. Abend für Abend stürmte das Publicum ins Carltheater, wo (mit Nestroy als Landgraf, Treuman als Tannhäuser) diese köstliche Travestie die Zuhörer erheiterte. Eine der drolligsten Scenen spielte der Komiker Knaack. Er saß als „Hirtenknabe" auf einem entlaubten Baume, sang oder meckerte vielmehr das Mailied und blies das Ritornell anstatt auf der Oboë, auf dem Fagott. Die Wirkung war unbeschreiblich. Als nun in der ersten Aufführung des wirklichen „Tannhäuser" im Operntheater der Hirtenknabe auf dem Hügel sein Mailied anstimmte, ging eine schwer zu bändigende Heiterkeit durch das ganze Haus. Alles mußte an Knaack und sein impertinentes Fagott denken. Der treffliche Stuttgarter Tenorist Grimminger, welcher den Tannhäuser sang, ging in stummem Spiel auf der Bühne hin und her und besah sich, immer unruhiger und verlegener, von oben bis unten, in der Meinung, irgend ein lächerlicher Verstoß in seiner Toilette sei die Ursache der allgemeinen Heiterkeit.

Dies Alles vernahm Wagner mit Interesse, benahm sich aber sonst sehr fremd gegen mich. Laube klärte mich darüber auf. Wagner habe gehört — selbst lese er natürlich keine Kritiken — ich sei für Lohengrin bei Weitem nicht so warm eingetreten, wie einst für den Tannhäuser. Das war richtig. Unleugbar sind die großen technisch-musikalischen Fortschritte in Wagner's späteren Opern, aber im Tannhäuser lebt doch seine beste Jugend. Nur in den schönsten Nummern der „Meistersinger" pulsirt noch die melodische Frische und Unmittelbarkeit, welche den Tannhäuser auszeichnen. Den ersten Dialog Tannhäuser's mit Venus (selbstverständlich vor dem banalen Venuslied), das Bacchanale im Hörselberg (in der ersten Bearbeitung), das Männerseptett am Schlusse des ersten Actes, das zweite Finale, die Erzählung der Pilgerfahrt — das sind Stücke, deren musikalischen Reiz bei starkem dramatischen Ausdrucke ich im Lohengrin nicht mehr in gleicher Potenz wiederfinde. Im Lohengrin wirkt vor Allem die bewunderungswürdigste von Wagner's Eigenschaften: seine Gabe, den Hörer mit ein paar Takten sofort in die erforderliche Stimmung zu versetzen. Man höre den Anfang des Orchestervorspiels, das Auftreten Elsa's, das Herannahen des Schwans! Ueberhaupt ist der erste Act eine glänzende Leistung dramatischer Stimmungsmalerei. Hingegen finde ich die Scenen Ortrud's mit Telramund in ihrer gekünstelten Ueberspanntheit hohl und ermüdend, Elsa's vielbewundertes „Es gibt ein Glück" trivial und den beliebten Brautjungfernchor gleichfalls. Im Großen und Ganzen, insbesondere gegen den Tannhäuser, ist die Lohengrinmusik weichlich, marklos, oft geziert; sie wirkt wie das weiße Magnesiumlicht, in das wir nicht lange schauen können, ohne daß uns die Augen schmerzen. Dieses weiß flimmernde zuckende Licht ist es eben, wofür die unmusikalisch-sentimentalen Seelen schwärmen. Lohengrin ist die Lieblingsoper aller gefühlvollen Damen. Ich finde den

Tannhäuser kräftiger, männlicher, natürlicher und kann ihn, in guter Aufführung — mit einem Niemann! — heute noch mit Vergnügen hören, während Lohengrin mich schnell abspannt und langweilt. Selbst den „fliegenden Holländer" ziehe ich in seiner Gesammtwirkung vor; es sind Naturlaute darin, die sich von Wagner's Nordseefahrt herschreiben und später in gleicher Unmittelbarkeit höchst selten bei ihm wiederkehren. Am wenigsten in „Tristan und Isolde", wo die Unnatur von Text und Musik mir einfach unaushaltbar ist. Das sind natürlich ganz subjective Empfindungen, wie man so kurz und rein persönlich sie eben nur in einer Selbstbiographie ausspricht. Motivirt, so weit sich dergleichen motiviren läßt, habe ich sie in zahlreichen Kritiken bis zum Ueberdruß.

Wagner benutzte seinen Aufenthalt in Wien, um (im Winter 1862 auf 63) mehrere große Orchesterconcerte im Theater an der Wien zu geben, darin als Novitäten Bruchstücke aus den Meistersingern und der Walküre. Der Primararzt Dr. Standhartner, ein begeisterter Wagnerianer, dabei liebenswürdig und tolerant, hatte mich zu einer Abendgesellschaft geladen, in welcher Wagner den vollständigen Text seiner „Meistersinger" vorlas. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, wie man das lange Register der von David abgehaspelten „Weisen" componiren könne. „Ach, das fließt im Gesang so leicht dahin," antwortete Wagner, „daß es gar nicht auffällt." Abgesehen von dieser und anderen Geschmacklosigkeiten der Diction erschien mir die Wahl des Stoffes als eine sehr glückliche und gerade für Wagner verheißungsvoll. Ich berichtete über jene Meistersinger-Vorlesung in der „Presse": „Nach der qualmenden Gluth der „Nibelungen" ein ansprechendes, bald heiteres, bald rührendes Sittenbild aus dem deutschen Städteleben, auf einfachen Verhältnissen ruhend, bewegt von Freud und Leid schlichter Menschen. Mit den „Meistersingern" wird Wagner dem deutschen Theater einen größeren Dienst leisten, als mit den „Nibelungen"; während diese einer geträumten Zukunft harren, wartet auf jene die opernlose Gegenwart. Wagner hat sich gleichzeitig zwei entgegengesetzte Wege geöffnet. Der deutschen Kunst kann es nicht gleich gelten, welchen von beiden Wagner in Zukunft erwählen und ob er es vorziehen wird, seiner Nation ein Meistersänger zu sein oder ein Nibelung." Eine Bühnenaufführung haben bekanntlich beide Werke, deren Dichtungen wir 1862 kennen lernten, erst mehrere Jahre später erlebt; ihre ungleiche Wirkung auf das Publicum und die sehr verschiedene Stellung, die sie im heutigen Repertoire behaupten, hat meine Ansicht nur bestätigt.

Wagner, sehr befriedigt von der Aufführung des Lohengrin, bemühte sich nun auch, seine neueste Schöpfung „Tristan und Isolde" im Hofoperntheater zur Aufführung zu bringen mit Ander und der Dustmann in den Hauptrollen. Die Oper wurde auch sofort angenommen, und die Sänger mühten sich redlich mit dem Studium ihrer fast unüberwindlich scheinenden Rollen. Nachdem eine Anzahl von Proben überstanden war, sagte mir eines Tags Ander: „Es wird gehen; den zweiten Act können wir jetzt beinahe auswendig, aber den ersten haben wir wieder vergessen." Die Erkrankung Ander's hat die Proben zeitweilig unterbrochen, sein früher Tod ihnen ein Ende gemacht.

Es war ein Irrthum Wagner's, wenn er meinte, Intriguen hätten die Aufführung von „Tristan" vereitelt; ein ebensolcher Irrthum, wie seine spätere Behauptung, es sei der Wiener Hofoperndirection trotz aller zuvorkommenden Versprechungen „nicht bloß darum zu thun gewesen, die Meistersänger nicht geben zu dürfen, sondern auch zu verhindern, daß sie auf anderen Theatern gegeben würden." (!) In seiner leidenschaftlichen Gereiztheit war Wagner jeder Ungerechtigkeit fähig.

Der vielen Unterbrechungen müde, reiste Wagner nach Petersburg, wo er mehrere Concerte gab. Hierauf kehrte er nach Wien zurück. Er miethete eine hübsche Villa in Penzing, ließ sie nach seinem Geschmack tapezieren und möbliren, nahm eine niedliche Ballettänzerin mit, welche seinen Gästen die Honneurs machte, und — war eines Tags verschwunden. Friedrich Uhl, damals in häufigem Verkehr mit Wagner, erzählt, wie eines Morgens Karl Tausig (nächst Cornelius wohl der aufopferndste von Wagner's Jüngern) aufgeregt zu ihm hereinstürzt mit dem Ausruf: „Denken Sie, Wagner ist fort, ohne mir etwas zu sagen! Und ich bin Bürge beim Tapezierer!" Während Wagner, auf der Flucht vor seinen Gläubigern, sich Zürich näherte, war bereits hinter ihm sein Stern aufgegangen. Der bayrische Cabinetssecretär, Herr v. Pfistermeister, erschien in Wien im Auftrag des jungen Königs Ludwig, um ihm Wagner zu bringen. Er eilt in die Villa Wesendonk nach Zürich. Wagner war inzwischen nach Stuttgart abgereist, Pfistermeister fliegt ihm nach, erreicht ihn und bringt ihn nach München zum König. Für Wagner beginnt, nach langen Kämpfen und Irrfahrten, das goldene Zeitalter.

Von Leuten, welche die Gewohnheit haben, jede Kritik persönlich aufzufassen und zu deuten, wurde ich oft gefragt, was ich denn „gegen Wagner habe"? Nicht das Allermindeste. Daß er mir nach meiner Lohengrin-Kritik bei Laube sehr kühl entgegentrat, darauf war ich gefaßt; noch mehr nach der Concertaufführung seiner „Nibelungen"- und „Tristan"-Fragmente. In solchen Dingen besaß ich damals schon einige von den Erfahrungen, an denen ich heute überreich bin. Daß mich Wagner später, 1869, in sein „Judenthum" eingeschmuggelt hat, das konnte mich noch weniger kränken. Wagner mochte keinen Juden leiden; darum hielt er Jeden, den er nicht leiden konnte, gern für einen Juden. Es würde mir nur schmeichelhaft sein, auf ein und demselben Holzstoß mit Mendelssohn und Meyerbeer von Pater Arbuez Wagner verbrannt zu werden; leider muß ich diese Auszeichnung ablehnen, denn mein Vater und seine sämmtlichen Vorfahren, soweit man sie verfolgen kann, waren erzkatholische Bauernsöhne, obendrein aus einer Gegend, welche das Judenthum nur in Gestalt eines wandernden Hausirers gekannt hat. Wagner's Einfall, meine Abhandlung ein „mit außerordentlichem Geschick für den Zweck des Musikjudenthums verfaßtes Libell" zu nennen, ist, milde gesagt, so unglaublich kindisch, daß er vielleicht meine Feinde ärgern konnte, mich selbst gewiß nicht. Hatte Wagner's Benehmen, das ich ja gewärtigen und begreifen mußte, mich auch in keiner Weise verletzt, so kann ich doch nicht leugnen, daß mir seine ganze Persönlichkeit recht unsympathisch war. Ein Fremder hätte aus Wagner's Gesicht weniger auf einen genialen Künstler, als auf einen

dünkelhaften Leipziger Professor oder Advokaten gerathen. Er sprach unglaublich viel und schnell, in monoton singendem sächsischen Dialekt; er sprach in Einem fort und immer von sich selbst, von seinen Werken, seinen Reformen, seinen Plänen. Nannte er einmal den Namen eines anderen Componisten, so geschah es gewiß in wegwerfendem Tone. Man findet das ja genau so in seinen Büchern. Der Ausruf von Hebbel's Holofernes: „O, es ist öde, nichts ehren zu können, als sich selbst!" paßte nicht übel für Wagner. Nun ist mir, offen gestanden, von allen Fehlern, die einem bedeutenden Menschen anhaften können, keiner so widerwärtig, als Anmaßung und Größenwahn, vollends wenn diese gepaart sind mit Ungerechtigkeit und Mißgunst. Im Schimpfen über das Publicum, über Theaterdirectoren und Sänger kannte Wagner kein Maß; selbst die besten, ihm ergebensten (wie Niemann) wurden nicht geschont. Daß die Deutschen eine „niederträchtige Nation" seien, konnte man jeden Augenblick hören. Und zu all' diesem hervorgesprudelten Geifer, welcher eisige Blick seiner kalten, grauen Augen! Er war der personificirte Egoismus, rastlos thätig für sich selbst, theilnahmslos, rücksichtslos gegen Andere. Man weiß von keinem jungen Talent, das Wagner thatkräftig unterstützt und gefördert hätte, höchstens für seine eigenen Zwecke. Dabei übte er doch den unbegreiflichen Zauber, sich Freunde zu machen und sie festzuhalten; Freunde, die sich für ihn opferten und, dreimal vor den Kopf gestoßen, dreimal wiederkamen. Je mehr Undank sie von Wagner erfuhren, desto eifriger glaubten sie für ihn arbeiten zu müssen. Die hypnotisirende Gewalt, welche Wagner nicht bloß durch seine Musik ausübt, sondern auch durch seine Persönlichkeit allerwärts erprobte, Alles niederzwingend und seinem Willen beugend, reicht hin, ihn zu einer der bedeutendsten Erscheinungen, zu einem Phänomen von Energie und Begabung zu stempeln. Das hindert mich nicht zu bekennen: je mehr ich von Wagner wußte und erfuhr, im Laufe der Jahre von ihm und über ihn las, desto mehr verminderte sich mein Respect vor seinem Charakter[1]). Daß dies Alles nichts zu schaffen hat mit dem Eindruck, welchen Wagner's Opern auf mich machen und auf mein Urtheil über dieselben, bedarf keiner

[1]) Das getreueste Porträt von Wagner's Charakter gibt uns ein Buch von Ferdinand Praeger, „Wagner, wie ich ihn kannte". Der vor einigen Jahren in London verstorbene Verfasser war ein glühender Verehrer und Förderer von Wagner's Musik und einer der intimsten Freunde des Componisten, wie dessen zahlreiche Briefe an ihn beweisen. Deshalb hat, was Praeger aus vieljährigem Umgang von Wagner's Schwächen erzählt, hohe Glaubwürdigkeit. Zum ersten Mal erfahren wir Näheres über den edlen, aufopfernden Charakter von Wagner's erster Frau, die ohne die leiseste Klage Jahre bitterer Noth mit ihm getheilt und nur immer sein Wohl, seine Bedürfnisse im Auge gehabt hat. Wagner hat sich von ihr für immer getrennt, als mit der Berufung nach München sein Leben sich reich und glänzend gestaltete. Er schreibt nach dieser Trennung an Praeger, er sei mit Minna „viel zu nachsichtig und geduldig gewesen, habe sie verzogen und ärgere sich, wenn er daran denke." — „Er nahm," sagt Praeger, „von seinen Freunden die hingebendsten Opfer an, ohne die geringste Anerkennung und Dankbarkeit zu zeigen. Er kümmerte sich nicht darum, ob seine schroffe, beißende Kritik die tiefsten Wunden schlug, und doch war er selbst aufs Empfindlichste gereizt und verletzt durch den geringsten Tadel. Seinen Hang zum Luxus nennt Wagner selbst „sardanapalisch". Er hatte von Entsagung keine Idee. In seinen Bequemlichkeiten, Stoffen, kostbaren Essenzen u. dgl. kannte er keine Einschränkung, mochte auch seine Baarschaft nicht entfernt dazu ausreichen."

Versicherung. Wer hätte in einem langen Kritikerleben nicht Compositionen befreundeter, liebenswürdigster Menschen tadeln müssen und umgekehrt die Werke von Männern bewundert, mit denen er im Leben nicht gern zu thun gehabt!

Seitdem ich mit Wagner je einmal bei Laube, Standhartner und Frau Dustmann zusammengetroffen, habe ich ihn nicht wieder gesprochen. Von seinen späteren Werken wird aber in diesen Blättern noch die Rede sein.

XVI.

Als Brahms nach Wien kam, waren seine Compositionen nur einer kleineren Gemeinde bekannt; das große Publicum kannte ihn bloß aus Schumann's prophetischer Empfehlung. Seine ersten Clavierstücke hatten mich durch ihre geniale Kühnheit und harmonische Kunst in hohem Grade interessirt — aber doch mehr interessirt, als befriedigt. Ein junger Herkules am Scheideweg. Wird er sich links zur äußersten Romantik schlagen, zur grenzen- und fesselosen Musik — oder rechts auf die Bahn unserer Classiker? Er hat das Letztere gewählt, und nachdem er (1862) seine Händel-Variationen, sein G-moll-Clavierquartett, sein B-dur-Sextett uns vorgeführt, da gab es keinen Zweifel mehr, daß in Brahms nicht erst eine vielversprechende Genialität, sondern ein Meister im edelsten Sinn des Wortes uns geschenkt war. Ein Meister, welcher eigenartigen, modernen Inhalt in classischer Form zu gestalten wußte. Nebenbei ein Claviervirtuose in großem Stil, dessen männlicher, geistvoller Vortrag sich frei über einer riesigen Technik erhebt. Als wir Abends sein B-dur-Sextett hörten, nachdem Mittags Wagner verschiedene Nibelungen- und Tristan-Fragmente aufgeführt hatte, da glaubten wir uns plötzlich in eine reine Welt der Schönheit versetzt — es klang wie eine Erlösung. So verschieden wie ihre Musik, so ganz anders war auch das persönliche Auftreten der beiden Männer. Mit fast linkischer Bescheidenheit näherte sich Brahms dem Clavier oder dem Dirigentenpult; nur ungern und zaghaft folgte er dem stürmischen Hervorrufen und konnte gar nicht schnell genug wieder verschwinden, während Wagner jeden Anlaß benutzte zu seinen berühmten Anreden an das Publicum. Brahms sprach wenig, und nie über sich selbst; es kostete ihn keine Ueberwindung, jedem Talent und redlichen Streben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unablässig unterstützte er mit Wort und That begabte junge Componisten in ihren dornigen Anfängen. Oft hörte ich ihn eifrig für Wagner eintreten, wenn Vornirtheit oder dummdreiste Ueberhebung sich in verächtlichen Schmähungen gegen Jenen gefiel. Er kannte und anerkannte vollständig die glänzenden Seiten Wagner's, während dieser immer nur geringschätzig von Brahms sprach, dessen Bedeutung darin bestehe, „keinen Effect machen zu wollen". Trotzdem ist es unrichtig, wenn jüngst ein Jubiläumsaufsatz Brahms als „Verehrer Wagner's" bezeichnete. Wie wäre das auch möglich! Wann könnte gerade er ein Bedürfniß nach Wagner'scher Musik empfinden! Brahms, welcher seinem Studium nichts Bedeutendes entgehen läßt, kennt ganz genau die Wagner'schen Partituren; die Opern selbst dürfte er aber kaum mehr als einmal im Theater angehört haben. Zu einem Besuch der Bayreuther Festspiele war er niemals

zu bewegen. Persönlich gab es zwischen Brahms und Wagner nur einen sehr kurzen, oberflächlichen Verkehr, der hauptsächlich damit zusammenhing, daß Wagner, durch Frau Cosima, einige Brahms gehörige Wagner-Autographe zurückverlangt hatte.

Als Brahms sich bleibend in Wien niederließ, kam ich bald in näheren freundschaftlichen Verkehr mit ihm. Derselbe hat sich zu meiner Freude bis heute in gleicher Unbefangenheit erhalten. Wie Mendelssohn und Schumann, so hat auch Brahms nie ein Wort für sich selbst gesprochen, nie eine Feder für sich in Bewegung gesetzt. Er darf mit Recht von sich selbst sagen: „Ich besitze Ehrgefühl, aber weder Eitelkeit noch Ehrgeiz." Das langsame Vordringen seiner Werke hat ihn nicht muthlos, seine jetzige unbestrittene Oberherrschaft nicht eitel oder hochmüthig gemacht. Mit äußerster Strenge überwacht er jedes Wort, das nur entfernt als eine Beeinflussung zu Gunsten der Verbreitung oder Aufnahme seiner Werke gedeutet werden könnte. Nie hat er mir über meine zahlreichen Brahms-Artikel ein Wort gesagt, obwohl es mich manchmal gefreut hätte, ihm Vergnügen gemacht zu haben. Um so freudiger überraschte mich eines Tages die Dedication seiner reizenden Walzer zu vier Händen, op. 39. Ist doch Brahms bekanntlich äußerst sparsam mit Widmungen.

Ich halte Brahms für einen aufrichtigen Freund. Aber als eine anschmiegsame, hingebende, mittheilungsbedürftige Natur darf man sich ihn beileibe nicht denken. Während aus seiner Musik die glühende Phantasie, das tiefe innige Gefühl des Componisten zu uns spricht, erkennen wir im persönlichen Umgang die Herrschaft des klaren, scharfen Verstandes, den bis zum Eigensinn unbeugsamen Willen als das bestimmende Element seines Wesens. Brahms ist ein fest auf sich selbst fußender Charakter, der, von Unzähligen verehrt und geliebt, mit Vielen freundlich verkehrend, doch Keinen nöthig zu haben scheint für sein Herzensbedürfniß. Das Herbe, Zurückhaltende, manchmal abweisend Schroffe seiner nordischen Natur hat sich unter dem Blüthenhauch der österreichischen Landschaft und Umgebung, in der Sonnenwärme von Glück und Ruhm sehr gemildert, aber doch nicht ganz verzogen. Kleine Rücksichtslosigkeiten, die ihm in guter oder schlimmer Laune passiren, nimmt Keiner übel, der Brahms näher kennt. Erscheinen sie doch immer in humoristischem Gewande. Nicht schlecht erfunden ist die Anekdote, Brahms habe sich einmal nach einer Soirée mit den Worten empfohlen: „Ich bitte um Entschuldigung, falls ich heute Niemand beleidigt haben sollte!" Die Unabhängigkeit und das Selbstgenügen seines Charakters zeigt sich auch darin, daß Brahms, keineswegs gefeit gegen den Zauber der Weiblichkeit, sich doch nirgends gefangen gab. Angelweit standen die schönsten goldenen Käfige geöffnet. Er aber mochte sich nicht fesseln lassen. „Mit dem Heirathen," sagte er mir einmal, „geht's wie mit den Opern. Hätte ich schon einmal eine Oper componirt und meinethalben durchfallen sehen, ich würde gewiß eine zweite schreiben. Zu einer ersten Oper und einer ersten Heirath kann ich mich aber nicht mehr entschließen." Brahms, der nur schwer die kleinste Beschränkung seiner persönlichen Freiheit verträgt, wäre vielleicht nicht der glücklichste Ehemann geworden. Doch zuverlässig der zärtlichste Vater. Man muß ihn mit Kindern

verkehren sehen, um den sonst verborgenen Schatz von Gemüth und Kindlichkeit in ihm zu erkennen. Ich habe Brahms in seinen Sommerfrischen oft besucht: in Mürzzuschlag, in Thun und in Ischl. Da gab es kein kleines Kind, das dem stämmigen Weißbart mit den freundlichen blauen Augen nicht zulief, ihn nicht von Weitem mit dem Händchen grüßte. Es war oft recht schwer, mit Brahms Schritt zu halten, da er jeden Augenblick stehen blieb, um ein Kind anzureden, zu necken, zu beschenken.

Erstaunlich ist seine Kenntniß der musikalischen Literatur. Heute ist's eine Cantate von Heinrich Schütz oder Bach, die vor ihm aufgeschlagen liegt, morgen eine Oper von Boieldieu oder Spontini, wieder einmal eine Haydn'sche oder Mozart'sche Symphonie, hierauf eine Suite von Dvořak oder Goldmark. Brahms kennt geradezu Alles. Am wenigsten liegt ihm Opernmusik am Herzen. „Du weißt, ich verstehe nichts vom Theater," pflegt er zu sagen, wenn er schon nach dem ersten Act einer neuen Oper, die ich mit Interesse anhöre, Reißaus nimmt. Von modernen Opern schätzt er vor Allen „Carmen" und achtet Bizet als ein großes Talent. In der Bücherwelt ist er fast ebenso zu Hause. Seine Büchersammlung, so groß sie ist, enthält durchaus Werke, die er genau kennt. Was, außer den Schöpfungen der Poesie, die Lieblingslectüre Brahms' bildet, sind historische Werke. In Ischl fand ich ihn angelegentlich beschäftigt mit der Geschichte des neuen Deutschen Reichs von Sybel, mit der von Menzel illustrirten Geschichte Friedrich's des Großen, mit den historischen und kunstgeschichtlichen Abhandlungen Schack's. Er liest viel und schnell, mit demselben Adlerblick, der sein Partiturlesen auszeichnet. Nur von einer, jetzt so überreich vertretenen Sorte der Belletristik mag er nichts wissen: von der frivolen. Alles Unreine, Zweideutige, Lascive stößt ihn heftig ab, und in dieser Abneigung mag er wohl auch die Genrebildchen reizender Talente, wie Manpassant's, mit dem übrigen „Maitressenkram", wie er es nennt, zusammenwerfen.

Was mich an Brahms immer von Neuem freut, ist nebst seinem guten Humor seine wetterfeste Gesundheit. Er hat sechzig Jahre hinter sich und erinnert sich nicht der allerkleinsten Krankheit in seinem Leben. Er macht heute noch Fußreisen wie ein Student, und schläft fest wie ein Kind. Oesterreich, seine zweite Heimath, hat auch auf seine Production den belebendsten Einfluß geübt. In Mürzzuschlag am Fuße des Semmering und in Ischl sind viele seiner schönsten Compositionen entstanden, deren erste Aufführung wir dann in Wien feierten. Freilich, nicht gleich nach deren Vollendung, oft zwei, drei Jahre später; denn Brahms übt die strengste Selbstkritik und bewahrt seine Manuscripte lang im Pulte. Ich fürchte sogar nicht ohne Grund, daß dieses Pult manches Schöne verschließt, was Brahms überhaupt nicht herausgeben wird, weil er es unter seinen Ansprüchen findet.

XVII.

Zur selben Zeit, da die beiden erzdeutschen Componisten, Wagner und Brahms, ihren Einzug bei uns hielten, widerhallte Wien von den schönsten italienischen Stimmen. Zuerst kam Adelina Patti, die eben in London ihren Ruf begründet hatte. Ihr Schwager und Gesanglehrer, Moriz Strakosch,

ein feiner, liebenswürdiger Mann und guter Musiker, führte mich zu Adelina. Sie wohnte mit ihrem Vater, Salvatore Patti, einem schweigsamen, schönen alten Herrn, und ihrer treuen Gesellschafterin Louise Law recht einfach und zurückgezogen in einer kleinen Privatwohnung in der Klostergasse. Sie war noch nicht die gefeierte Diva beider Welten, noch nicht die grande dame, welche die folgenden Jahre in das zerstreuende Gewoge eines glänzenden Gesellschaftslebens warfen. Bei meinem Eintreten saß sie, ein kleines, schmächtiges, blasses Mädchen in rothwollenem „Garibaldihemdchen" am Fenster und streichelte ihr Hündchen Cora. Ich stand bald auf gut kameradschaftlichem Fuße mit beiden, mit Adelina und mit Cora. Es kamen außer mir nur wenig Leute ins Haus, hin und wieder der Impresario, der Kapellmeister der Italienischen Oper und die Familie des mit Strakosch verschwägerten Bankiers Fischhof. Adelina war damals ein halb schüchternes, halb unbändiges Naturkind, so recht was die Franzosen mit „sauvage" bezeichnen, ungekünstelt, gutmüthig und heftig.

Die Truppe, welche mit ihr im Carltheater sang, stand auf ziemlich niedrigem Niveau; der einzige bedeutende Künstler war der Tenorist Carrion. Er gehörte, wie Mario, Calzolari und andere italienische Tenoristen, zu jenen Gesangsvirtuosen, welche, dank ihrer vortrefflichen Methode und ihrer pedantisch soliden Lebensweise, mit sechzig Jahren noch unsere Bewunderung erregen. Solche Erscheinungen waren früher nicht selten unter den Italienern; heute scheinen sie selbst in ihrem Vaterlande auszusterben. In Deutschland ist vielleicht nur noch Theodor Wachtel von dieser Art; er hat jüngst, 1893, zur Feier seines siebzigsten Geburtstages noch einmal in Berlin ein Concert gegeben und in seinen Zuhörern nicht etwa schonende Pietät, sondern aufrichtige Bewunderung wachgerufen. In Wien fragte ich einmal Wachtel nach einer anstrengenden Rolle scherzend: „Nicht wahr, heute Abend freuen Sie sich auf das erste Glas Bier?" — „Bier? Bier?" rief Wachtel ganz entsetzt mit seiner hohen Sprechstimme, „Bier ist Gift! Ich trinke nach dem Theater höchstens ein Gläschen gewärmten Bordeaux!" Wie früh verlieren die meisten unserer deutschen Tenoristen den Schmelz ihrer Stimme, mit ihrem Rauchen, Trinken und Wagnersingen! Carrion führte seinen eigenen Koch mit sich, um nicht den Schädlichkeiten einer fremden Hôtelküche ausgesetzt zu sein; blieb auch Tags über im Bett liegen, wenn er Abends zu singen hatte. Neben dem schmetternden Lerchentriller der Patti erregte der alte Nachtigall Carrion allerdings nur mäßigen Jubel im Publicum; sein hochausgebildetes Selbstgefühl täuschte ihn jedoch darüber. Wenn ich ihn über den Erfolg einer von mir versäumten Vorstellung fragte, antwortete er: „J'ai eu un grand succès" — und nach einer Pause: „et Mademoiselle Patti aussi."

Adelina hörten wir in jenem ersten Jahre als Rosina im „Barbier", als Norina in „Don Pasquale", als „Somnambula", „Lucia" und als Zerline in Mozart's „Don Juan". Sie sang diese Rolle mit entzückender Einfachheit und Anmuth, vollständig in Mozart's Geist und buchstäblich getreu. Später hat sie ihre Kunst noch vervollkommt, ihren Rollenkreis erweitert und erhöht, allein damals schon erschien sie mir als die erste lebende Gesangskünstlerin, als ein musikalisches Genie.

Wir waren in Wien bis zum Jahre 1848 fortwährend mit italienischen Opern gefüttert und übersättigt worden. Als Musikreferent der „Wiener Zeitung" besuchte ich schließlich diese Vorstellungen mit ihrem ewigen Einerlei nur widerwillig und in dringendsten Fällen. Der Billeteur fragte mich eines Abends ganz verwundert, ob denn wirklich dieser wochenlang leerstehende Parkettsitz für die ganze Stagione abonnirt sei? Es folgten hierauf mehrere Jahre ununterbrochener Alleinherrschaft deutscher Opernvorstellungen. Als dann die Patti erschien, fühlten wir den Sinn für italienische Gesangskunst und italienische Melodie in uns wiedererwachen. Die großen Erfolge Adelina's in einem Vorstadttheater weckten die Nacheiferung der Hofoperndirection, und diese lud durch die vier Jahre 1864 bis 1867 eine italienische Gesellschaft zu Gast. In Desirée Artôt, dem Tenor Calzolari, dem Bariton Everardi und dem Baßbuffo Zucchini besaß diese Truppe ein unvergleichliches Sängerquartett für die opera buffa und pflegte dieses früher vernachlässigte Genre als glänzendste Specialität. Mit Entzücken gedenke ich dieser Vorstellungen von „Cenerentola", „Matrimonio segreto", „Barbiere", „Italiana in Algeri", „Elisir d'amore" und „Don Pasquale". Ich werde nie wieder dergleichen hören. Dieses ganze köstliche Repertoire ist mit der dazu gehörigen Gesangskunst von dem Moloch des „Musikdramas" verschlungen worden. Desirée Artôt, jetzt als Madame de Padilla nur noch als Gesangsmeisterin thätig, gehörte zu den vollkommensten und glänzendsten Sängerinnen. Ohne die geniale Unmittelbarkeit und die frische Sinnlichkeit der Patti zu besitzen, wirkte sie doch bestechend durch den eigenthümlich kosenden, weichen Flötenton ihrer Stimme im Mezzavoce und das feine Spitzengewebe ihrer Coloratur. Die rothblonde, starkknochige Belgierin (sie spottete oft über ihr „mâchoir de cheval") war keine Schönheit, aber in der geistreichen Grazie ihres Vortrags und Spiels erschien sie reizend. Der französische Charakter schlug bei ihr vor, wie bei der Patti das italienische Blut. Der Patti war sie überlegen an musikalischer und allgemeiner Bildung. Adelina, ein sehr unliterarisches Persönchen, interessirte sich für nichts, was außerhalb der Oper, genauer gesagt, außerhalb ihres Rollenkreises lag. Die Artôt hingegen erwärmte sich für jede gute Musik, wenn es darin auch nichts für sie zu thun gab. Sie hatte dasselbe Verständniß und Interesse für das Schauspiel, wie für die Oper und ließ nicht nach, bis ich sie in eine französische Vorstellung von Dumas' Kameliendame begleitete, ein Stück, das ich nie sehen gewollt und das mich nun durch die trefflichen Leistungen der Bouhelier und Lafferières lebhaft interessirte. Der Artôt verdanke ich auch die erste Bekanntschaft mit Turgeniew's Novellen, welche, damals in Wien noch wenig bekannt, mir seither eine Lieblingslectüre geworden sind. So war denn der persönliche Verkehr mit dieser geistreichen, immer gleich heiteren und liebenswürdigen Sängerin anregender und befriedigender, als ein Gespräch mit der Patti, die mehr durch ihr Naturell bezauberte. Gerne erinnere ich mich einer kleinen von der Artôt arrangirten Landpartie. Wir fuhren in einem großen Omnibus nach dem „Himmel", nächst dem Kahlenberg: Desirée nebst ihrer Mutter, Everardi, Richard Lewy, mein Freund Dr. Viktor Pozzi und ich. Oben verfügte sich Everardi gleich in die Küche, band eine weiße Schürze um und kochte. Trinm-

phirend brachte er dann seine Werke ins Freie, wo wir plaudernd und lachend den Abend in lautester Heiterkeit verbrachten.

Bei Desirée Artôt traf ich auch einige Male die ihr befreundete Solotänzerin Katinka Friedberg, die unter ihren Balletcolleginnen in ähnlicher Weise durch Geist und Bildung hervorstach. Nie hatte man die Verführungsscene in „Robert der Teufel" so gespenstisch schön, mit so genialer Mimik und Action darstellen sehen, wie von der Friedberg. Die „schöne Teufelin" Heinrich Heine's stand leibhaftig vor uns. Ihre Gestalt war stolz und königlich, ihr Tanz eine Verschmelzung von schöner Plastik mit dämonischer Gluth. Wenn sie umgeben von dem tanzenden Mädchenschwarm auftrat, so überragte sie alle ihre Genossinnen. Mit solchen Gestalten ist es im Tanz, wie mit sehr starken Stimmen im Gesang; sie schmiegen sich schwer in die zierlich verschlungenen Linien der Coloratur. Der Vortheil ihrer heroischen Erscheinung bot Katinka Friedberg die schönsten plastischen Motive, wurde aber zum Nachtheil für Alles, was leicht und zierlich, was „Coloratur" im Tanz sein soll. Für die Friedberg hätte ein poetischer Balletmeister ein Tanzpoëm nach Kleist's „Penthesilea" schreiben müssen. Sie war eine Deutsch-Russin und hat von der Bühne weg einen Grafen Westphalen geheirathet, auf dessen Gut in Preußisch-Schlesien sie hoffentlich heute noch als stattliche Burgfrau von ihren Triumphen ausruht. Ich besitze von beiden Damen, der Artôt und der Friedberg, eine Anzahl französischer Briefe, die wenige ihrer Colleginnen ihnen nachschreiben dürften.

Es war ein Verdienst der Artôt, daß die vortreffliche Sängerin Marie Wilt sich der Oper zuwendete. Diese Frau, die Gattin eines namhaften Architekten, hatte ihre schöne Sopranstimme und ihre tüchtige musikalische Bildung durch einige Jahre in Concertaufführungen, besonders in Oratorien, erfolgreich geltend gemacht. Ihre Sehnsucht, erst heimlich, dann immer lauter, drängte zur Bühne. Alles mahnte ihr dringend ab von diesem Schritte. Es sei zu spät, daran zu denken. Frau Wilt war nicht mehr jung, obendrein sehr corpulent von Gestalt und nichts weniger als hübsch. Kein Hauch von Poesie oder Anmuth lag auf diesem Typus einer behäbigen, prosaischen Hausfrau; man konnte sie sich nicht vorstellen als Donna Anna, Euryanthe, Valentine. Dem entschiedensten Widerstand begegnete sie in ihrer Familie. Da faßte sie Zutrauen zur Artôt, sang ihr vor und bat sie um ihr aufrichtiges, ja entscheidendes Urtheil. Ich war selbst nicht weniger erstaunt, als die übrigen näheren Bekannten der Wilt, als mir Desirée am selben Tage erzählte, sie habe Frau Wilt zur Bühnencarrière ermuthigt. Der Erfolg hat ihr Recht gegeben. Allerdings standen die Bühnenleistungen der Wilt nicht auf der Höhe ihres Concert- und Oratoriengesanges. Aber zu den merkwürdigsten Erscheinungen muß ich sie zählen. Die Wilt hatte, wie erwähnt, den Frühling des Lebens ziemlich weit hinter sich, aber der Klang ihrer Stimme war so jugendlich geblieben, daß der abseits horchende Zuhörer auf ein blühendes Mädchen rathen mochte. Ein seltenes Vorkommniß: denn regelmäßig hält Schönheit des Gesichts und der Figur, insbesondere von den Hülfsmitteln der Bühne unterstützt, länger vor, als der Reiz der Stimme, für den es keine Schminke gibt. In

Paris konnten die Mars in der Tragödie, die Déjazet im Lustspiele noch als bejahrte Frauen jugendliche Rollen spielen, nur weil ihr Organ seinen vollen Wohlklang beibehalten hatte. Die Wilt bewahrte sich diesen jugendfrischen Klang viel länger als die meisten bekannten Sängerinnen. Zu dieser seltenen Stimme gesellte sich eine sichere virtuose Technik und ein durch und durch musikalischer, gediegener Vortrag. Das sind die Grundbedingungen, die ersten und wichtigsten, wenn auch nicht die einzigen, einer vollendeten Gesangsleistung. Für die maßvollen Empfindungen, die klaren, starken Linien der Oratorienmusik werden diese Vorzüge in der Regel vollauf genügen und für sich allein Großes erreichen. Dem Gesange der Wilt im Alexanderfest, in der Cäcilien-Ode, in der Schöpfung, in Brahm's „Deutschem Requiem" wüßte ich Aehnliches kaum an die Seite zu stellen. Auf der Bühne war sie ein vollendet gespieltes musikalisches Instrument; sie entzückte das Ohr; tiefer drang mir der Eindruck selten. Keine Spur von schauspielerischem Talent, schauspielerischer Bildung. Das Ungenügende ihrer Bühnenleistung lag keineswegs, wie oft behauptet wurde, einzig in der mangelnden Jugend und Schönheit. Es gibt verschiedene Arten von unschönem Aeußern: geistvolle Häßlichkeiten, dämonische, gemüthliche. Wer erinnert sich nicht an eine und die andere Sängerin (insbesondere aus Frankreich und Italien), deren anfangs abstoßende, unregelmäßige Züge sich im Singen veredelten, vergeistigten, ja, seltsam anziehend werden konnten? Ein durch Geist oder tiefes Gemüth unmittelbar fesselndes Seelenleben drängte sich hier durch die widerspenstigen Gesichtszüge gleichsam an die Oberfläche, prägte jede Miene, jede Bewegung und siegte über die ungefällige Form. Solche Vergeistigung und Veredlung von innen heraus war bei der Wilt nicht wahrzunehmen. Man brauche ja nur, so hieß es oft, die Augen zu schließen, um von dem unvergleichlichen dramatischen Vortrag der Wilt hingerissen zu sein. War dies so? Nicht ganz. Nicht bloß aus dem Auge spricht die Seele eines Menschen, auch seine Stimme ist solch ein Fenster; man erkennt bald, wer da herausspieht. Aus dem Tone der Wilt quoll sicheres, musikalisches Gefühl, ruhige Kraft, auch lodernde Leidenschaft, aber jenen Hauch feinerer Bildung, der sich in der geistvollen Nuancirung eines Satzes, eines Wortes verräth, kannte ihr Gesang ebensowenig, wie den Blüthenduft zartester Empfindung. Die eigenste Natur dieser Frau, wie wir Alle sie im Leben gekannt, versagte auch auf der Bühne das Poetische. Selbst in dem hellblinkenden Metall ihrer Stimme lag etwas, das an den Glanz des sonnenbeschienenen Eises mahnte. Daß die Wilt ihr mächtiges Organ für den Coloraturgesang ebenso geschult hatte, wie für den breiten, pathetischen Vortrag, und im Stande war, in den „Hugenotten" nach Belieben die Valentine oder die Königin zu singen, das allein würde sie zu einer seltenen Erscheinung in der Theatergeschichte stempeln. Marie Wilt hat ein erschütternd tragisches Ende genommen. Sie wurde in sehr vorgerückten Jahren von einer heftigen Leidenschaft für einen jungen Mann erfaßt. Diese Neigung blieb unerwidert und aus Verzweiflung darüber stürzte sich die unglückliche Frau von einem vierten Stockwerk auf das Straßenpflaster.

XVIII.

Die Erinnerung an die hervorragenden Gesangskünstler jener Epoche ruft mir auch das Bild dreier gleichzeitig wirkenden Wiener Kapellmeister zurück. Verdienstvoll und bedeutend, jeder in seiner Art, waren sie doch alle drei grundverschieden von einander. Heinrich Esser, der älteste von ihnen, eine ernste, bedächtige, hagere Rathsherrngestalt „aus dem Reich"; Johann Herbeck, voll Jugendfeuer, Enthusiasmus und Ehrgeiz, Wiener durch und durch; endlich Otto Dessoff, der zierliche, kühle Leipziger von vielseitiger Bildung und geselligem Schliff. Esser, von 1847 bis 1869 erster Kapellmeister am Hofopernntheater, war einer jener gründlich gebildeten Musiker älterer Schule, bei denen man sich zuversichtlich Raths erholen konnte. Das hob ihn so bedeutend über die Mehrzahl seiner Berufsgenossen, daß er über eine allgemeine wissenschaftliche Bildung verfügte und Fragen seiner Kunst aus einem höheren Gesichtspunkt zu fassen und aus einem reicheren Schatz durchdachter Grundsätze zu beantworten wußte. In Deutschland als Componist geachtet und beliebt, machte er doch in Wien nicht den mindesten Versuch, seine komische Oper „Die beiden Prinzen" zur Aufführung zu bringen, überhaupt für seine Compositionen zu wirken. Sein Ehrgeiz beschränkte sich auf sorgfältigste Pflichterfüllung. In dieser und in seinem schönen, glücklichen Familienleben fand Esser völliges Genügen. Sein freundlicher Ernst, seine ungesucht würdevolle Haltung flößten Achtung und Vertrauen ein.

Esser war unter Anderem mein College in einem gar seltsamen Comité: dem „Artistischen Beirath", welchen die Hofbehörde sich veranlaßt fand, dem Operndirector Matteo Salvi an die Seite zu setzen. Salvi, im Jahre 1861 auf diesen Posten erhoben, hatte vorher eine italienische Saison im Theater an der Wien mit Glück geleitet. Das war allerdings ein ungenügender Rechtstitel für den Directorsposten an einer deutschen Hofbühne. Der Mann besaß nur Erfahrungen im Bereich der neuitalienischen Oper und sprach obendrein sehr schlecht deutsch. Diese Mängel zeigten bald bedenkliche Resultate und veranlaßten die Einsetzung des erwähnten „Beirathes", welcher aus dem Doctor Leopold von Sonnleithner, den Kapellmeistern Esser und Dessoff, dem ökonomischen Sekretär Steinhauser und mir bestand. Eine aussichtslose Maßregel, denn die Leitung eines Theaters muß in Einer starken Hand liegen. Die Unmöglichkeit eines solchen vielköpfigen Regiments und eines gedeihlichen Zusammenwirkens mit Salvi, mit dem wir stets im Streite lagen, stellte sich bald heraus, und wir gaben unsere Demission. Salvi blieb nunmehr unbeschränkter Director bis zum Jahre 1867, wo Franz Dingelstedt — ein ganz anderer Mann! — ihm folgte. Eine hübsche Probe seiner Urtheilskraft gab Salvi unter Anderm, als er gegen meinen Vorschlag, Gounod's Faust aufzuführen, heftig opponirte. Er hatte die erste deutsche Aufführung dieser Oper in Darmstadt angehört und behauptete, „Faust" sei lärmend, verworren, ganz wagnerisch, und müsse in Wien durchfallen. Zum Glück trauten die „Beiräthe" meinem Urtheile mehr als dem Salvi's, und wir setzten die Oper durch. „Faust" wurde (1862), mit Ander und der Duftmann in den

Hauptrollen, vortrefflich gegeben und von dem nachhaltigsten Erfolg begleitet, dessen sich seit den „Hugenotten" irgend eine große Oper rühmen konnte.

Otto Dessoff kam 1860 als jüngster Kapellmeister ins Kärntnerthortheater. Seinem höheren musikalischen Bedürfniß vermochte die ausschließliche Beschäftigung mit Opernmusik nicht zu genügen; er nahm den fallen gelassenen Faden der von Otto Nicolai gegründeten „Philharmonischen Concerte" wieder auf und brachte diese zu hoher Blüthe. Durch Dessoff gewannen die Philharmonischen Concerte neue Anziehungskraft und sind eine nicht wieder unterbrochene, ständige und glänzende Institution des Wiener Musiklebens geworden. Dessoff war eine in den besten Gesellschaftskreisen geachtete und beliebte Persönlichkeit. Auch Esser fühlte sich sympathisch zu Dessoff hingezogen; die Familien beider Männer verkehrten freundschaftlich miteinander, während sie Herbeck und seinem Hause ferner standen. Im Leben, wie am Dirigentenpult bewahrte Dessoff stets eine etwas abgemessene, norddeutsch kühle Correctheit; er besaß die volle Achtung seiner Musiker, aber nicht ihren Enthusiasmus. Das consequente Uebelwollen eines namhaften Kritikers bewog ihn, eine glänzende Anstellung als Hofkapellmeister in Karlsruhe anzunehmen, von wo er später einem Ruf nach Frankfurt a. M. folgte. Ich habe sein Hinscheiden (1893) aufrichtig beklagt.

Was Esser und Dessoff abging, jugendliches Feuer und die Gabe, die Musiker zu begeistern, besaß in hohem Grade Johann Herbeck. Er war von den drei Kapellmeistern die interessanteste und genialste Persönlichkeit, zugleich die turbulenteste. Ich hatte Herbeck als ganz jungen Mann in einer Soirée bei Vesque von Püttlingen kennen gelernt, wo er mit gewohnter Gefälligkeit die zweite Tenorpartie in einigen Vocalquartetten sang. Das geniale offene Gesicht, das feuerige braune Auge Herbeck's sprachen mich sofort sympathisch an. Ein echter Künstlerkopf. Es entspann sich zwischen uns ein freundschaftliches Verhältniß, während dessen zwanzigjähriger Dauer sich Herbeck immer gleich treu und vertrauensvoll erwies. Vor die Oeffentlichkeit trat Herbeck zuerst als Chormeister des Männergesangvereins, sodann des Singvereins. Mit unbedingter Folgsamkeit und Hingebung hingen die männlichen und weiblichen Mitglieder dieser Chorvereine an ihm. Er übte als Dirigent eine geradezu demagogische Wirkung. Vom Chor stieg Herbeck rasch auf zu den großen Orchesterconcerten, als artistischer Director der „Gesellschaft der Musikfreunde". Wie aus den Wolken fiel dann (1866) die Ernennung des jungen Mannes zum Ersten k. k. Hofkapellmeister. Es war ein alle Traditionen niederwerfender Vorgang; Herbeck war zu dieser Höhe über viele Köpfe hinweggestiegen, worunter meistens leere. An diesem großen, Kirche und Concertsaal, Chor- und Orchestermusik umfassenden Wirkungskreis ließ sich Herbeck leider nicht genügen; er gab ihn auf, um Director des Hofoperntheaters zu werden. Sein Interesse an der Oper, am Theater überhaupt, war stets ein geringes gewesen, aber der Ehrgeiz, diese nimmer ruhende Triebfeder seines Strebens, gönnte ihm nicht Rast noch Frieden. Wir gratulirten Herbeck zu seiner Würde nicht ohne innerliche Besorgniß. Herbeck's schnelle Auffassungs- und Assimilirungskraft machte ihn zwar auch

im Opernfache bald heimisch und tüchtig. Wäre nur die drückende Unterordnung unter die Generalintendanz nicht gewesen, die mit kleinlicher Strenge und eitlem Besserwissen ihn überall bevormundete! Herbeck bewies hier eine rührende Beamtentreue und Unterwürfigkeit, aber der Beamte begann den Künstler zu überwuchern. Die öffentliche Meinung feierte den Triumph, daß die Generalintendanz aufgehoben, somit Herbeck künstlerisch frei wurde, aber wenige Wochen später empfing er selbst, der Hofoperndirector im „Reiche der Unwahrscheinlichkeit", seine Demission. Ich hatte eben ein Feuilleton über diese Angelegenheit abgeschickt, als Herbeck mich besuchte. Ob er es nicht sehen könne? Nein, es ist zu spät. Da läßt mich Herbeck Abends aus dem Theater herausbitten und ersucht mich dringend um eine Karte an den Setzer der „Neuen freien Presse", dieser möge ihn den Bürstenabzug meines Feuilletons lesen lassen. Herbeck erklärte, er könne seine Aufregung nicht länger bemeistern und unmöglich bis morgen früh warten auf meinen Aufsatz. Es peinigte ihn die Angst vor Angriffen, nicht auf seine Person, sondern auf die oberste Theaterbehörde, deren Sündenregister ich wohl kannte. Und doch hatte er von der Generalintendanz nichts mehr zu fürchten! Dieses kleine Erlebniß zeigte mir mit schrecklicher Deutlichkeit, welche zerrüttende Unruhe Herrschaft über ihn gewonnen hatte. Herbeck hat seine Enthebung von der Hofoperndirection niemals verschmerzt, wenn er auch zu stolz war, es einzugestehen. Er trat (1876) wieder an das Dirigentenpult der Gesellschaftsconcerte, welchen Platz Brahms mit ritterlicher Courtoisie ihm sofort räumte. Herbeck's Kunstbegeisterung und Energie waren die alten geblieben, aber diese Energie bekam einen Anflug von wunder Heftigkeit. Er wurde reizbar, in hohem Grade nervös. Der früher so kräftige, siebenundvierzigjährige Mann vermochte einem jähen Krankheitsanfall nicht mehr zu widerstehen und erlag im Herbst 1877.

Nach der Ernennung Herbeck's zum Hofoperndirector wurde Anton Rubinstein sein Nachfolger in der Leitung der Gesellschaftsconcerte. Das war wohl der berühmteste, aber keineswegs der beste unsrer „artistischen Directoren". Seine Wirksamkeit dauerte nur Ein Jahr und hat in der Geschichte unsres Concertwesens keine Spuren hinterlassen. Als zuerst von einer Berufung Rubinstein's die Rede ging, dachte Jedermann an den unvergleichlichen Virtuosen. Man hatte vorausgesetzt, die Gesellschaft der Musikfreunde werde das mit bedeutenden Opfern erkaufte Engagement Rubinstein's nicht ohne Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Clavierspiels in Wien geplant haben. Das unterblieb; Rubinstein's Meisterschaft auf dem Clavier existirte nicht für die „Gesellschaft" und ihr Conservatorium. Was er als bloßer Concertdirector hier geleistet hat, war ganz unerheblich. Persönlich hatte ich zu ihm niemals auch nur die leiseste Beziehung. Obwohl er in einer ständigen Musikanstellung über ein volles Jahr in Wien lebte und nicht weit von mir wohnte, war es doch genau so, als läge das Weltmeer zwischen uns. Und doch hatte ich zwei Jahre zuvor Rubinstein in einem Hause kennen gelernt, das ihm vor allen theuer und wichtig war: bei der Großfürstin Helene von Rußland. Es war im Sommer 1868, daß die Großfürstin im Bad Gastein mich durch ihren Leibarzt, einen hochgebildeten Deutschen aus Liv-

land, zu sich bitten ließ. Die Großfürstin, eine deutsche Prinzessin, besaß bekanntlich große Verdienste um die Hebung der Musikzustände, insbesondere um die Pflege deutscher Musik in Rußland. Die Conservatorien in Moskau und Petersburg erfreuten sich ihrer beständigen, kundigen Obsorge. Sie ersuchte mich, ihr für eine eben erledigte Professur des Clavierspiels Jemanden zu empfehlen. Ich schlug ihr Alexander Winterberger vor, einen die Orgel wie das Clavier meisternden, genialen Liszt-Schüler, welcher die Stelle auch erhielt. Das ernste, musikalische Interesse der hohen Frau erkannte ich unter Anderem auch daraus, daß sie meine „Geschichte des Concertwesens" lesen wollte. Ich ließ für sie das Buch aus Wien kommen und erhielt wenige Wochen später als fürstliches Gegengeschenk ein großes Malachitalbum mit Porträts berühmter Componisten auf den ersten Blättern. Außerdem sandte sie mir sechs bis acht der beliebtesten russischen Opern von Glinka, Seroff, Dragomyszky u. A. Außer Glinka's „Leben für den Czar", dem eine italienische Uebersetzung unterlegt war, hatten alle übrigen Clavierauszüge nur russischen Text, waren also in der Hauptsache für jeden der cyrillischen Schrift Unkundigen nicht brauchbar. Die nationale Abgeschlossenheit der Russen birgt große Nachtheile für ihre Componisten. Sie beharren auf ihren cyrillischen Lettern und sehnen sich doch nach europäischer Anerkennung. Russische und czechische Opern werden nie über die Grenzen ihres Landes hinaus wirken, so lange ihre Componisten in falschem Nationalstolz glauben, einer deutschen, italienischen oder französischen Uebersetzung entbehren zu können. — Nach meinem ersten Besuch wurde ich noch zu einem intimen kleinen Diner der Großfürstin geladen. Zugegen waren nur noch ihre Hofdame, Baronin Edith von Rhaden, eine der geistvollsten und liebenswürdigsten Deutsch-Russinnen, der Leibarzt und mein Freund Professor Hlasiwetz, dessen Bekanntschaft mit dem Leibarzt ich vermittelt hatte. Nach dem Diner wurde im Garten das „russische Kegelspiel" probirt, an dem sich auch die Großfürstin betheiligte. Da erschien Rubinstein, welcher Tags zuvor in Gastein angekommen war. Man kehrte in den Salon zurück, und Rubinstein spielte auf Wunsch der Großfürstin die F-moll-Sonate (Apassionata) von Beethoven. Die ersten Sätze wunderbar schön, das Finale in so wahnsinnigem Tempo, daß die Großfürstin mir zuflüsterte: „Das heißt ja nicht mehr spielen, sondern rasen." An Rubinstein gefiel mir sein offenes, gerades Wesen, an dem nichts Affectirtes oder Comödiantisches haftete. Auch von slawischer Unterwürfigkeit keine Spur, eher ein Anflug von slawischem Trotz, der ihn nicht übel kleidete Nach diesem Zusammentreffen bei seiner hohen Beschützerin habe ich Rubinstein nie wieder gesprochen, obwohl er, wie erwähnt, bald darauf nach Wien übersiedelte und ein Jahr lang die Direction der Gesellschaftsconcerte geleitet hat. Weshalb er mich sein Lebelang so consequent ignorirte? Ich weiß es nicht. Hätte er meine Berichte gelesen — was er natürlich niemals that, denn welcher Virtuose kümmert sich um Kritiken! — er würde mich als einen der allerwärmsten und treuesten Bewunderer seines unvergleichlichen Spiels kennen gelernt haben. Vielleicht mag ihm doch zu Ohren gekommen sein, daß ich über manche seiner Compositionen nicht eben rosenroth geschrieben habe. Aber wie konnte

das einen Künstler wie Rubinstein anfechten, der sich stets der vollkommensten Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel berühmt?

Von der „Verachtung aller Kritik" habe ich übrigens einmal ein erheiterndes Beispiel erlebt. Bauernfeld, dem es bekanntlich ein Bedürfniß war, über Alles zu schimpfen, über den ersten Minister, wie über den letzten Statisten, wetterte mit ganz besonderer Passion gegen die Kritiker. Eines seiner späteren Stücke wurde im Burgtheater vorbereitet. „Die Kritiker werden es wahrscheinlich heruntermachen," äußerte er am Vorabend der Aufführung bei Baron Todesko, „aber was diese Ignoranten schreiben, ist mir ganz gleichgültig; es fällt mir gar nicht ein, so ein Blatt auch nur anzusehen!" Am Morgen nach der Première huschte aber zeitlich früh unser Bauernfeld in ein von ihm sonst nicht besuchtes Kaffeehaus, setzte sich in den entferntesten Winkel und ließ sich alle Zeitungen bringen; sein Kopf steckte hinter diesem Papierhaufen, wie hinter einer Verschanzung. Dergleichen kommt gewiß nur äußerst selten vor. Schriftsteller, Componisten und Virtuosen lesen ja, wie gesagt, niemals eine Zeitung, in welcher von ihnen die Rede ist! So behaupten sie wenigstens. Sänger und Schauspieler machen eine Ausnahme; sie schämen sich nicht, zu gestehen, was ja so natürlich, so selbstverständlich ist: daß sie ein menschliches Interesse an Lob und Tadel, einen Zusammenhang mit der öffentlichen Meinung haben. Der Kritiker braucht deshalb noch nicht eitel zu werden. Ein berühmter Sänger äußerte einmal frank und frei: „Der Kritiker ist immer ein Esel; mag er nun tadeln — mich nämlich, oder loben — einen anderen Sänger."

XIX.

Im Sommer 1866 besuchte ich die Wasserheilanstalt Wartenberg im nördlichen Böhmen, nicht eigentlich als Patient, sondern zur Stärkung und Erholung nach einem recht anstrengenden Winter. Bald nach meinem Eintreffen waren wir umringt von der preußischen Armee, die mit Blitzesschnelle in Böhmen eingebrochen war. Wartenberg, unweit von Gitschin und Sadowa gelegen, befand sich in nächster Nähe des Kriegsschauplatzes. Bei meiner Abreise von Wien schwirrten bereits kriegerische Gerüchte durch die Luft, doch ahnte Niemand, daß die Kugeln uns so bald umschwirren würden. Eines Morgens hörten wir Kanonendonner; ein Theil der Badegesellschaft erstieg einen mäßigen Hügel und erblickte von da den Pulverdampf und das kurze Aufblitzen der Kanonenschüsse. Es währte nicht lange, und wir sahen einen Verwundeten nach Wartenberg tragen, dann einen zweiten, einen dritten. Unser Badearzt, Dr. Schlechta, ein tüchtiger, ruhiger Mann, hatte beim Anrücken der Preußen sogleich die weiße Fahne auf dem Kurhaus aufpflanzen lassen; österreichische und preußische Verwundete wurden da mit gleicher Sorgfalt gepflegt. Einige genasen, die Mehrzahl erlag ihren Wunden. Da konnte man erfahren, wie gemeinsames Unglück Alles vereint und ausgleicht, jeder Unterschied der Nationalität und Religion verschwindet. Heute ging die ganze Badegesellschaft hinter dem Sarge eines preußischen Officiers, am nächsten Tage begleiteten wir die Leiche eines österreichischen nach dem kleinen hochgelegenen Friedhof. Der katholische Geistliche ging jedesmal mit und sprach

sein Gebet an dem Grabe; man fragte gar nicht, welcher Religion der Todte angehört habe. Warum ist man nur im Unglück so gut und vernünftig, warum nicht jederzeit? Die Schlacht bei Sadowa war geschlagen, die Oesterreicher besiegt. Welch tieftrauriger Anblick, schmerzlicher als alle Begräbnisse, zu sehen wie die gefangene österreichische Infanterie die Landstraße entlang nach Norddeutschland marschirte! Wir Badegäste standen am Rain, die Gräfin Caroline Althann und ihre beiden Kinder hatten Körbe mit Brot und Würsten mitgenommen, welche sie an die hungerigen, gierig darnach greifenden Soldaten austheilten. Die Officiere, ohne Degen, gingen gesenkten Blicks nebenher. Wie fühlt man in solchen Augenblicken neben der immer wachen menschlichen Theilnahme auch den Patriotismus mächtig erwachen, der ja mitunter eine längere Siesta pflegt! Bismarck und der Kronprinz Friedrich Wilhelm fuhren in offenem Wagen vorüber. Es war nur ein Augenblick, er lebt aber deutlich, wie eine photographische Momentaufnahme in meiner Erinnerung. Ueber die preußischen Offiziere, die ab und zu nach Wartenberg kamen, hatten wir nicht zu klagen. Ein Prager Bekannter, Graf Lanius, und ich führten mehrmals preußische Officiere durch die Anlagen des schönen, waldumkränzten Kurortes auf einen Aussichtspunkt. Sie sprachen durchaus bescheiden, und einen andern Ausdruck als: „wir waren vom Glück begünstigt," habe ich über ihre Siege nicht von ihnen gehört.

Unsere Situation ward trotzdem mit jedem Tag unleidlicher. Mit genialer Schnelligkeit hatten die Preußen den ganzen Verkehr in ihre starke Hand genommen. „Königlich preußische Eisenbahnstation", „Königlich preußisches Postamt" lauteten die Aufschriften in unserer Station Turnau; Eisenbahnconducteure, Kassiere, Postbeamte, alles Preußen. Niemand wurde aus dem Rayon heraus, Niemand hereingelassen. Wir saßen in Wartenberg völlig abgeschlossen von der Welt; kein Brief, keine Zeitung gelangte zu uns. Nur gerüchtweise vernahmen wir die unglaubliche und doch längst wirkliche Thatsache: Prag sei in Händen der Preußen. Eines Morgens hielt ein Wägelchen vor unserem Kurhaus, und darin der bekannte Prager Augenarzt Professor Josef von Hasner. Er hatte, eine dringende ärztliche Pflicht vorgebend, vom preußischen Commandanten in Prag einen Passirschein nach Wartenberg erlangt, wo eben sein älterer Bruder, der nachmalige Ministerpräsident Leopold von Hasner weilte. Wir umringten seinen Wagen: „Haben Sie Prager Zeitungen mitgebracht? Geben Sie schnell die Zeitungen!" — „Ja," erwidert Hasner, „daran habe ich in der Eile nicht gedacht. Ich habe in die letzten Zeitungen meine Stiefel eingepackt." „Die Stiefel! Wo sind die Stiefel?" riefen wir und stürmten mit Hasner in sein Zimmer hinauf, packten die Stiefel aus, wickelten sie sorgfältig ab wie eine Mumie und vertheilten gierig die in doppelter Schwärze glänzenden Hüllen. Hatten wir doch seit vierzehn Tagen — und welche vierzehn Tage! — nichts gehört von Allem, was außerhalb Wartenberg sich zugetragen.

Immer brennender ward mein Verlangen, fortzukommen, nach Wien zurückzukehren, wo ich alle Freunde in Angst und Bedrängniß wußte. Das war aber nicht so leicht. Die Empfehlung, die ein preußischer Major, einer unserer Reconvalescenten, mir an den Stationscommandanten in Turnau mit-

gab, wurde nicht respectirt. — „Was haben Sie denn in Wien zu thun?“ herrschte er mich an. — „In Wien? Ich habe gar nirgend wo anders was zu thun!“ Er blieb bei seiner Weigerung. Ich fühlte, das sei ein Augenblick, wo man nicht viel fragen darf. In einem der Waggons — sie waren alle nur für das Militär bestimmt — erblickte ich österreichische Uniformen; fünf bis sechs Regimentsärzte, welche gegen preußische Gefangene ausgewechselt und in die Heimath entlassen wurden. Weiße Waffenröcke, welche Augenweide! Rasch in das Coupé hinein, wo man mich gern willkommen hieß. Niemand kümmerte sich um den blinden Passagier, der ja auch aus einer Gefangenschaft nach Hause eilte. Der Zug führte uns langsam, langsam nur bis Pardubitz, wo wir spät Abend anlangten. Wir schliefen alle in dem großen Tanzsaal eines Wirthshauses, ohne Licht, auf Stroh, in unsern Kleidern. Am andern Morgen ging das Geduldspiel unseres Zuges nur bis Brünn. Unmöglich ein Zimmer dort zu erlangen; ich mußte mit einem Kämmerchen vorlieb nehmen, welches kein Fenster hatte, sondern durch eine Glasthüre das Licht aus dem anstoßenden Speisesaal empfing. Dort tafelten preußische Officiere bis nach Mitternacht. Zuvor verlockte mich doch der Theaterdämon. Ich sah die „Hugenotten“ angezeigt und hörte zwei Acte; der einzige Civilist unter lauter preußischen Uniformen. Früh eilte ich auf den Bahnhof. Wann ein Zug nach Wien abgehe? Das wisse man noch nicht; ich möge in zwei Stunden wieder nachfragen. Diese Wartezeit verbrachte ich in dem freundlichen „Augarten“, mit der Lectüre der „Confessions“ von Rousseau. Am Bahnhof abermals dieselbe Antwort: Ganz ungewiß, der nächste Zug nach Wien! Wieder eine Stunde im Augarten, wieder einige Capitel der „Confessions“ und wieder zur Eisenbahn. Endlich konnte ich ein Plätzchen in einem Militärzug erobern. Wie athmete ich auf beim Anblick des Stefansthurms! Gleichzeitig durfte Wien aufathmen: der Nickolsburger Waffenstillstand war abgeschlossen.

Wir Alle hatten den Feldzug von 1866, den traurigen Bruderkrieg, redlich mitgemacht. Nicht durchgekämpft, aber durchgelitten. Es gibt Mißgeschicke, die tiefer treffen als eine Flintenkugel und Wunden, welche nicht schmerzloser sind, weil sie nach innen bluten. Auch das Herz hat seine Blessirten. Seit den letzten Athemzügen des Krieges hatte ich, hatte keiner von den Freunden an Musik gedacht. „Rast dieses Volk, daß es dem Mord Musik macht?“ riefen wir unwillkürlich, wenn wieder eine Polka oder Opernarie aus offenem Fenster lärmte. Die Ruhe des Waffenstillstandes, endlich das Trostgefühl des Friedens legte sich besänftigend wie eine linde Hand auf den brennenden Kopf, das tobende Herz.

Die Wiener hatten sich schrecklich geängstigt vor der Plünderung. Furcht, die sich nachträglich als grundlos herausstellt, bleibt selten ohne einen komischen Beigeschmack, und so mußte ich denn über die verschiedenen scharfsinnigen Verstecke lachen, worin meine Bekannten aus Angst vor feindlicher Plünderung ihre Kostbarkeiten geborgen hatten. Bei Eduard Schön (Engelsberg) war die Furcht gar musikalisch geworden: er hatte seine Werthpapiere im Clavier versteckt. Das, meinte er, wird kein preußischer Soldat aufmachen!

Was Frauen vermögen[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

Vor einigen Jahren — es war 1890 — verlebte ich den Winter in London. Die Zeiten galten wieder einmal als ganz besonders schlimm, und der vermehrte Nothstand lenkte die Aufmerksamkeit auf das Schmerzenskind der großen Metropole, das Eastend. Hülflose Einwanderer, vornehmlich aus Deutschland, Rußland, Polen auf der einen, Scharen von aufopfernden Menschenfreunden auf der anderen Seite strömten dort zusammen, und es geschah das Erdenkliche, um dem Massenelend zu Hülfe zu kommen. Man spendete ungeheure Summen, man that mehr und gab sich selbst, seine Zeit, seine beste Kraft. Kinderasyle, Schulen, Suppenanstalten, Vereine für Krankenbesuch im Hause, Clubs für Arbeiter und Arbeiterinnen, Feriencolonien, Ateliers zur Abrichtung und Beschäftigung von Lehrlingen und Handwerkern bestanden längst und in jeder denkbaren Form. Man sagte sich mit Recht, daß das moralische Elend, welches es da zu bekämpfen galt, noch größer als der physische Mangel sei und suchte außerhalb der kirchlichen Thätigkeit, die ihrerseits alle ihre Kräfte aufbietet, durch Laienmissionen, Vorträge, Vorlesungen, Unterrichtsstunden an den Feiertagen und des Abends die gute Saat des Muthes, der Ergebung, des Gottvertrauens auszustreuen. Einige der ergreifendsten Predigten, der innigsten zum Herzen dringenden Worte habe ich von Frauen gehört, die thränenfeuchten Auges zu armen Fabrikmädchen sprachen, welche Jahr aus, Jahr ein, für den kargen Lohn von 5—6 Schillingen die Woche Knopflöcher nähten oder Hemdkragen besetzten. Oft vernommene, niemals völlig erfaßte Aussprüche des Evangeliums gewannen eine neue Bedeutung, seitdem ich sie von jungen Leuten aus Oxford oder Cambridge vernahm, die ihre Universitätsferien opferten, um in schlichter Rede die einzigen wahren Tröstungen zu spenden und Licht in dieses Dunkel zu tragen. Nicht den Armen und Enterbten allein hat dieses Apostolat der Jugend Segen und bessere Erleuchtung gebracht. Die blonden

[1]) Adventures in Mashonaland, by two Hospital Nurses, Rose Blennerhassett and Lucy Sleeman. London, Macmillan and Co. 1893.

Undergraduates, die mir Beispiele von heroischen Siegen der Armuth über die Dämonen des Nichtsthuns, der Trunksucht, des Lasters in jeder Form erzählten, erschienen mir selbst ehrwürdig und beneidenswerth in ihrem bescheidenen Eifer. Keiner von ihnen hat mir auch nur seinen Namen genannt, wenn wir des Nachmittags, nach langen Pilgerungen im Eastend, bei dem fünf Uhr-Thee in einem der Clubs uns zusammenfanden, die sie wie Hauptquartiere angesichts des Schlachtfeldes sich errichtet hatten. Nicht sie und selbst nicht Diejenigen, die sie zu retten gekommen, die Reichen war ich zu bemitleiden versucht, wenn Omnibus und Underground mich endlich wieder irgendwo auf der Oberfläche der Riesenstadt landeten. „Nur Eins ist nothwendig," klang es in mir nach. Daß hülfreiche Frauen im Eastend ihren Lebensberuf suchten und fanden, erschien mir einfach und selbstverständlich. Allein diese jungen Leute hatten es mir angethan: still im Herzen sprach ich über sie den Segen einer Mutter.

Ich selbst, leider muß ich es bekennen, that nichts. Neugierde, mit menschlicher Sympathie versetzt, das Bedürfniß, über Verhältnisse mich aufzuklären, die alle Welt beschäftigten, und von welchen doch nur der Augenschein einen richtigen Begriff gab, hatten mich in die Londoner Armenquartiere geführt; der einzige moralische Gewinn, den ich etwa mit nach Hause nahm, war die tiefe Verachtung, die ich mir selbst einflößte. Die Güte der Freundin, die während dieser Entdeckungsfahrten mir zur Führerin gedient hatte, war jedoch nach aller Mühe, der sie um meinetwillen sich unterzogen, noch immer nicht erschöpft. Eines Tages waren wir auf dem Rückwege aus einer Vorlesung, die Arbeitern über Pater Damien, dem freiwilligen Gefährten und Seelsorger einer Colonie von Aussätzigen, gehalten worden war. Die Fünfuhrstunde mit ihren Verführungen von Thee und Butterbrod nahte: „Kommen Sie mit mir zu Miß Potter," sagte meine Freundin. „Mit Freuden," sagte ich. Miß Potter's Name beschäftigte damals die philanthropische und selbst die nicht philanthropische Welt, vorausgesetzt, daß eine solche wirklich existirt. Sie ist die Tochter eines reichen englischen Industriellen. Frühzeitig hatte sie ihr ganzes Interesse den Zuständen in Arbeiterkreisen zugewendet und mit dem ganzen praktischen Sinn ihrer Rasse, der Arbeit ihres Lebens die darauf zielende Grundlage gegeben. Sie verließ das Vaterhaus und alle Annehmlichkeiten, die Comfort und Reichthum einer jungen Dame bieten können, und ging selbst in die Factoreien, wo sie Monate hindurch die Arbeit und die ganze Existenz der Fabrikmädchen theilte. Als die Ausnützung des Menschen durch den Menschen, das sogenannte „sweating-system" mit allen seinen Greueln eine parlamentarische Enquête über diese und ähnliche Verhältnisse veranlaßte, fand es sich, daß die Herren der zu diesem Zweck zusammengesetzten Commission keine verlässigeren Berichte und keine brauchbarere Information als die von Miß Potter fanden. Es war demnach begreiflich, daß der Vorschlag, diese Dame kennen zu lernen, dankbar von mir begrüßt wurde. Wir fanden sie in einem Hôtel des Westend mit mehreren Bekannten, unter welchen Fürst Krapotkin, dessen leidende Erscheinung und stilles Wesen nicht mit dem übereinstimmte, was die Welt bis dahin von ihm gehört hatte. Miß Potter selbst ist noch jung, eine schöne Dame mit dunklem Haar und Blick. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man hinzufügen,

daß sie in ihrer energischen Weise auch uns aufs Liebenswürdigste und Interessanteste von den ihr so wohl bekannten Verhältnissen sprach, welchen ich die ganze Unterredung überhaupt zu danken hatte. Im Laufe derselben bemerkte sie, in Bezug auf die Weiterentwicklung der socialen Zustände sehe sie nicht schwarz. Nicht durch Revolutionen und auch nicht ausschließlich auf legislativem Wege freilich könne Abhülfe geschaffen werden; dieselbe werde vielmehr die Gesellschaft selbst aus freiem Antrieb zu finden wissen. Mit einem scheuen Seitenblick auf den russischen Fürsten sprach ich Miß Potter meine unverhohlene Befriedigung über so trostreiche Zukunftshoffnungen aus. Dann fragte ich weiter, worauf sie dieselben begründe. Die reich gewordenen Mittelstände, erhielt ich zur Antwort, hätten mit dem Erwerb beträchtlicher, nicht selten auch ungeheurer Summen noch andere Erwartungen als die bloßer Anhäufung von Geld und Gut verbunden. Durch dieselbe hätten sie vielmehr gehofft, die socialen Schranken zu durchbrechen, um zu persönlicher Macht und zu politischem Ansehen zu gelangen. In vielen Fällen sei ihnen dieses auch thatsächlich gelungen. Im Ganzen und Großen aber habe die demokratische Richtung der Zeit, die das Emporkommen der Mittelklassen förderte, ihrer Machtstellung wieder unübersteigliche Grenzen gezogen. Durch die Genüsse rein materieller Natur, die großes Vermögen verschafft, hielten sie sich nicht entschädigt. Ja, es seien bereits Anzeichen vorhanden, daß diese englische Plutokratie der Reichthümer, die ihr das nicht geben konnten, was sie gewollt, herzlich müde sei, und sich ohne zu große Schwierigkeiten zum Verzicht auf dieselben bereit finden werde, vorausgesetzt, daß dadurch den bedürftigen Classen der Gesellschaft nachhaltig und gründlich geholfen werden könne. Miß Potter sprach mit der beredtsamen Wärme der Ueberzeugung: „Sie glauben wohl, daß ich mich einer Täuschung hingebe, daß solche Zeiten niemals kommen werden," sagte sie dann gegen mich gewendet, deren Schweigen ihr Bedenken verrathen haben mochte. Es war inzwischen zu spät geworden, um in weitere Discussionen sich einzulassen. Wir mußten Abschied nehmen. Auf der Heimfahrt, die den Londoner Raumverhältnissen entsprechend, noch über eine Stunde währte, hatte ich Muße, das Gehörte mir noch einmal zu überlegen. Miß Potter hatte errathen, was in mir vorging: ich bekenne, daß ich die gesellschaftliche Schichte, von welcher sie den Uebergang von der Revolution zur Evolution, den freiwilligen Verzicht auf das Erworbene erwartete, unter keinem der mir bekannten Himmelsstriche zu finden vermochte. Hartnäckig beschwor vielmehr meine verkehrte Phantasie ganze Scharen ehrenwerther Philister, die ich, soweit meine Erinnerung reichte, nie anders als mit der Sorge um Mehrung ihrer Habe beschäftigt kannte. Die öde Langeweile, welche das correcte Anhäufen von Schätzen, die Rost und Motten verzehren, bei den Zuschauern zu erzeugen pflegt, hatte ihren Stachel zurückgelassen! Statt der mildernden, dabei in Betracht zu ziehenden Umstände berechtigter Pflichten gegen die Familie, der dabei entfalteten schönen, ja ganz unentbehrlichen Eigenschaften von Ordnung und Pünktlichkeit zu gedenken, sagte ich mir in meinem verkehrten Sinn, daß es ebenso vernünftig sein würde, Feigen auf einem Dornbusch als die Fähigkeit zu heroischen Entschlüssen in den Reihen dieser Gerechten zu suchen. Vom Haufen, gleichviel ob er in

Paläſten, ob in Hütten wohnt, iſt „die Majeſtät der Menſchennatur", die Losſagung von den hergebrachten Vorurtheilen, die Ueberwindung der Selbſtſucht nun einmal nicht zu erwarten. Je weiter der Londoner Underground mich von Miß Potter entfernte, um ſo bereiter fühlte ich mich, ihr, wenn nöthig, in Schiller'ſchen Verſen darüber Rede zu ſtehen, daß ſie mit blinden Nieten rechnete, „ . . . . ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein." Bei dieſem Punkte des Monologs angelangt, verklärte ſich das Bild. Wer war bevorzugter als ich, wer hatte im Lauf ſeines Lebens mehr ſolche Treffer, wer beſſere, größere Menſchen gekannt? Prieſter, Gelehrte, Männer und Frauen jedes Alters und Standes, Diener und Dienerinnen der Barmherzigkeit, gleichviel ob in geiſtlichem oder weltlichem Gewande, eine lichte, meiner Seele ewigtheure Schar, die durch die Welt und von der Welt gegangen war, ohne Etwas von ihr zu begehren als das Recht, ihre geiſtigen Güter zu theilen und zu mehren, und das Gewicht völliger Hingebung und freudigen Entſagens in die geheimnißvolle Wagſchale zu werfen, in welcher, ſeit Anbeginn der Zeiten, der Weizen mit der Spreu ſich mengt.

Auch Originale waren darunter, Menſchen, die ſich nicht in Rubriken unterbringen ließen, deren Leiſtungen nicht zum Mindeſten durch den Reiz des Außerordentlichen feſſelten. Gerade eine ſolche Exiſtenz war es, deren Wechſelfälle in meiner Umgebung ſich abgeſpielt hatten, und die mir Ueberraſchungen vorbehielt.

Es handelt ſich um eine Frau. Vor Jahren lernten wir uns in Paris kennen. Ihr ging der Ruf großer Schönheit voraus, den ihr Anblick durchaus beſtätigte. Ich fand ſie, als ich ſie zum erſten Male ſah, in eine Wolke von Spitzen und Mouſſeline des Indes gehüllt, in vollem Jugendglanz, den ein blendender Teint und der eigenthümliche Umſtand erhöhte, daß ihre Augen von verſchiedener Farbe waren, ohne deswegen die Harmonie des Eindrucks zu ſtören. Wir ſtanden uns noch völlig fremd gegenüber, und die Verſicherungen erwachender Zuneigung, unter welchen ich meine Befangenheit etwas zu verbergen ſuchte, wurden kühl und ſtilvoll in ihre Schranken zurückgewieſen. Die Situation wurde mir dadurch begreiflicherweiſe nicht erleichtert, allein ich verſtand ſie dahin, daß nur die Zeit und die Gunſt der Umſtände uns einander näher bringen konnten, und daß es inzwiſchen ganz vergeblich ſein würde, der erhofften Löſung durch bloße Worte vorzugreifen. Glücklicherweiſe hatte ich nicht übermäßig lange zu warten, bevor wir eng befreundet wurden. Wir verlebten ſpäter Jahre zuſammen, ohne daß jemals der Verkehr mit Miß Blennerhaſſett aufgehört hätte, mir ein Genuß zu ſein. Dieſe elegante Dame beſaß das feinſte Verſtändniß für Kunſt und Literatur; ſie legte an die engliſche Proſa einen Maßſtab, den die Lektüre ihres Lieblingsſchriftſtellers Milton ihr gegeben hatte, warf mit Stift und Farbe reizende Compoſitionen aufs Papier und beſaß dazu die ſeltene Gabe eines nie verſiegenden, mit den Hinderniſſen ſich ſteigernden Humors. Wo Andere zu verzweifeln verſucht waren, gewann ſie ihre volle Energie. Phyſiſch und moraliſch ſchien ſie ſich niemals wohler als im Sturm zu fühlen. Die ſtete Berührung mit der Natur, der Kampf mit den Elementen wurden ihr im Lauf der Jahre mehr und mehr Bedürfniß.

Niemals sah ich sie vergnügter als zu Pferde, in tollem Galopp, oder zu Schiff, wenn das Meer am wildesten tobte. Es erschien klar, daß eine derartig angelegte Natur nicht dazu bestimmt war, im Salon abzuschließen. Bald zog sie weite Reisen dem Aufenthalt in den Städten vor. Dann kam eine andere Reaction, die ich ebenso tief als vergebens beklagte. Unter dem Vorwand, daß die Kluft, die den begabten Dilettanten vom Künstler trennt, doch nicht zu überbrücken sei, verschwanden Pinsel und Palette. Ein angefangener Roman starb in der Entwicklung. Dann kam ein Uebergangsstadium, dessen Wechselfälle sich meiner näheren Beobachtung entzogen. Das Schicksal hatte uns getrennt. Mir stand nur das Eine fest, daß die Persönlichkeit, deren Eigenart mit so warmer Sympathie mich festhielt, nicht in Gewöhnlichkeit enden würde.

Die Wendung, als sie kam, traf mich dennoch als eine völlig unerwartete. Während des Aufenthaltes bei Freunden auf dem Lande hatte Miß Blennerhassett einen an unheilbarer Krankheit darniederliegenden alten Mann gepflegt. Der Zustand völliger Vernachlässigung, in welchem sie ihn fand, veranlaßte sie zur Frage an den Arzt, ob der Kranke nicht besser im Hospital des Districtsarmenhauses untergebracht sein würde. Die Aufklärung, die sie erhielt, blieb ihr unvergeßlich. Der Arzt beschrieb diese Spitäler als Stätten des Elends. Die Pflege, sagte er, liege der Wohlfeilheit wegen in gänzlich ungeschulten Händen, die Kost sei ungenügend, die ganze Verwaltung im Argen. Alle seine Vorstellungen und Bitten um Abhülfe seien vergeblich gewesen. Der Kostenpunkt, nicht die Humanität entscheide. Kurze Zeit nach diesem Gespräch unterzog sich Miß Blennerhassett der praktischen und theoretischen Schulung, aus welcher sie als geprüfte Krankenpflegerin, mit allen von der Wissenschaft geforderten Diplomen, hervorging.

Als wir uns wiedersahen, war es mit den Pariser Toiletten vorbei. Sie trug die Tracht der englischen Schwestern vom rothen Kreuz, allein sie fand auch jetzt noch Mittel und Wege, es mit der ihr eigenen Grazie zu thun. Die Falten ihres wollenen Gewandes und ihres schwarzen Schleiers fielen, wie einst Cashmire und Seide, anmuthig um ihre Gestalt. Im Uebrigen schonte sie sich in keiner Weise.

Die erste Aufgabe, die ihr anvertraut wurde, war ganz dazu angethan, ihren Muth zu erproben. Im Jahr 1889 ging sie als Vorsteherin des Armenspitales nach Cardiff. Bei allem guten Willen des Pflegschaftsrathes herrschten dort ganz unglaubliche Zustände. Drei- bis vierhundert Kranke waren der Obhut von Wärterinnen anvertraut, von welchen nicht eine auf ihren Beruf vorbereitet war. Für den Nachtdienst war gar nicht gesorgt: Typhuspatienten blieben sich selbst überlassen. „Beginnen Sie mit der Kinderabtheilung," sagte der dienstthuende Arzt, „da riecht es wie in einem Zwinger wilder Thiere."

Sechzehn Monate später war Ordnung in dieses Chaos gebracht, und Cardiff-Hospital besaß einen Stab von geprüften, erfahrenen Krankenpflegerinnen. Allein die Ueberanstrengung und der Kampf, den dieses Resultat gekostet hatte, nöthigten Miß Blennerhassett zu momentaner Ruhe und Schonung ihrer angegriffenen Gesundheit. Als sie sich besser fühlte, wählte sie, zur Vollendung ihrer Reconvalescenz, eines jener heroischen Mittel, das ihrer Art entsprach.

Sie ging nach Afrika. Zuerst nach dem Cap, dann nach Transvaal, hierauf nach Kimberley. Die Briefe, welche sie von dort aus an Freunde in Europa richtete, haben sie zuerst dem Leserkreis der „Rundschau" bekannt gemacht[1]).

Ein guter Stern hatte Miß Blennerhassett an Bord des Dampfers, der sie nach dem dunklen Welttheil brachte, mit einer Schwester vom rothen Kreuz, Miß Lucy Sleeman, zusammengeführt, die ihr zuerst eine hochgeschätzte Mitarbeiterin, dann eine liebe Freundin und Gefährtin wurde. Aus Devonshire gebürtig, hatte diese Dame ihre Kinderjahre im Haus ihres Vaters, eines anglikanischen Geistlichen, verlebt, der, wie viele seines Standes, zugleich die Existenz eines Landsquires führte und als vortrefflicher Reiter und Jäger bekannt war. Sein Tod ließ sie frühe verwaist zurück. Eine Tante adoptirte das junge Mädchen und wünschte, als sie achtzehn Jahr alt war, dieselbe in die Welt einzuführen. Miß Lucy Sleeman lehnte ab: ihr Entschluß, sagte sie, sei gefaßt; sie wünsche sich der Krankenpflege zu widmen. Zu diesem Zweck begann sie ihre Lehrjahre in einem Kinderhospital und trat hierauf als Pflegerin in Guys Hospital, London. Nebenher spielte sie Cricket und Tennis und galt als nicht minder geschickt im Rudern. Als Miß Blennerhassett sie kennen lernte, war sie auf dem Wege nach Johannisburg, wo ihre chirurgischen Kenntnisse ihre Anwesenheit besonders wünschenswerth machten. Von dort begaben beide Damen sich nach Kimberley, wo sie, nach angestrengter Thätigkeit, im Frühjahr 1891 Alles zur Rückkehr nach England vorbereiteten. Sie freuten sich beide auf die Erholungen eines englischen Sommers und hatten bereits ihre Plätze auf dem Dampfer belegt, der sie am Cap erwartete.

Inzwischen sprach man in Kimberley von nichts Anderem, als von Mashonaland, seinen Goldfeldern, seinen geheimnißvollen Ruinen, den Gefahren seines Klimas und seiner örtlichen Verhältnisse. Die Südafrikanische Gesellschaft hatte soeben Manica, oder Südost-Mashonaland, gegen den Willen der Portugiesen, im Einverständniß mit dem eingeborenen Herrscher M'Tassa besetzt. Pioniere gingen nach Delagoa-Bay zur portugiesischen Station Beira, und dann einen breiten Fluß, den Pungwé, hinauf ins Innere des Landes und bis nach Fort Salisbury. Das Interesse steigerte sich, als man in Kimberley vernahm, daß Dr. Knight-Bruce, der bisherige Bischof von Bloemfontain, diese Diöcese für jene von Mashonaland vertauscht hatte, und Krankenpflegerinnen für dort zu errichtende Spitäler suchte. Die Mission des Bischofs war arm; der Dienst sollte ein freiwilliger sein, und er fand nicht was er suchte. Unter diesen Umständen boten Miß Lucy Sleeman und Miß Blennerhassett ihre Dienste an und erhielten nach einigen Tagen einen ablehnenden Bescheid. Sie empfanden ungemischte Freude darüber, daß das gefährliche Abenteuer, welches zu bestehen sie sich so vorschnell entschlossen hatten, ihnen auf diese Weise erspart blieb, und bestimmten den Tag ihrer Abreise. Als sie am Morgen desselben die Station erreichten, dampfte soeben

[1]) „Vom Cap nach Umtali, Mashonaland". Deutsche Rundschau, 1892, Band LXX, S. 445 ff.

der Zug von Kimberley weg. Es galt, vierundzwanzig Stunden auf den nächsten Zug zu warten; man begab sich, um die Zeit zu vertreiben, zum Lunch ins Freie, und Miß Blennerhassett, wie von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, bemerkte, es sei schwer, aus Afrika zu entkommen. Die Gesellschaft lachte, und man bemerkte ihr, wenn sie nicht eine ganze Woche hindurch jeden Tag den Zug versäume, könne sie ihr Schiff nicht versäumen. Auf dem Rückweg in die Stadt erwartete das Schicksal die Damen in Gestalt eines Telegramms. Es war vom Bischof, der um eine Begegnung in Capetown ersuchte. Sie fand statt; er sprach beredt, um so beredter, als er nichts zu geben hatte; aber er verschwieg die ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens nicht. Doch versprach er, für den Arzt, die Handwerksleute, die Dienerschaft und alles zur Reise Nöthige zu sorgen. Bevor man schied, hatten die beiden Schwestern vom rothen Kreuz versprochen, dem Bischof nach der fernen Mission zu folgen und zwei Jahre hindurch dort auszuharren.

Die Route sollte zu Schiff, den Pungwé aufwärts und, wenn der Fluß aufhörte, schiffbar zu sein, auf Ochsenwagen zurückgelegt werden. Von Beira bis Fort Salisbury rechnete man ungefähr 470 englische Meilen. Am 18. April wurde die Reise zur See bis Durban angetreten, das ohne Zwischenfall am 22. April erreicht wurde. Von da an begannen die Schwierigkeiten. Zuerst in der milderen Form beständiger Verzögerungen und Abänderungen des ursprünglichen Reiseplans, in Folge von Gerüchten über kriegerische Verwicklungen zwischen Engländern und Portugiesen. Als diese Gerüchte sich als zum mindesten sehr übertrieben erwiesen hatten, kamen schlimmere Nachrichten. Die Wege, die als fahrbar geschildert worden, waren gar nicht vorhanden; die unglaublichsten Berichte über die bestehenden Verkehrseinrichtungen kreuzten und widerlegten sich unaufhörlich, ohne daß es möglich schien, zur Klarheit über irgend etwas zu gelangen, und endlich beschloß der Bischof, zum Schrecken der Schwestern, die Reise bis zum Pungwé ohne sie anzutreten. Sie sollten in Durban auf den Arzt, Dr. Doyle-Glanville, warten und dieser der Führer und Leiter ihrer Expedition sein. Eine dritte Krankenpflegerin, Miß Welby, hatte sich zwar angeschlossen, aber es war kein kleines Wagniß für drei Frauen, allein, mit einem Fremden, der überdies noch gar nicht einmal eingetroffen war, sich auf den Weg, dem Unbekannten entgegen, zu begeben. Dennoch beschlossen Miß Blennerhassett und Miß Sleeman, deren Muth auch die Bedenken ihrer Gefährtin überwand, das nun einmal gegebene Versprechen zu halten. Der Bischof reiste allein voraus. Am 16. Mai erschien der verheißene Arzt und erklärte, daß seine Verpflichtungen ihn für unbestimmte Zeit auf dem Schiff, mit dem er gekommen war, zurückhielten. An eine bestimmte Frist zur Weiterreise könne er sich überhaupt nicht binden. Bischof Knight-Bruce konnte von Glück sagen: seine Krankenpflegerinnen harrten auch diesmal aus. Sie hofften, den Bischof auf dem Pungwé einzuholen und beschlossen, ohne Dr. Doyle-Glanville zu Schiff nach Beira weiterzugehen.

An Bord des „Tyrian" langten sie am 26. Mai dort an, um mit der Nachricht empfangen zu werden, daß der Bischof bereits weitergereist, und das Schiff, welches sie selbst den Pungwé aufwärts bringen sollte, auf einer Sandbank

festgefahren sei. Der „Tyrian" selbst war mit Pionieren überfüllt, die nur auf den Augenblick warteten, wo dieser Flußdampfer wieder flott war, um sich dann in denselben zu drängen. Unter solchen Umständen bewog der Capitän die Pflegerinnen, die Fahrt nach Mozambique mit ihm fortzusetzen, und erst auf der Rückkehr von dort in Beira zu landen, dessen elende, am Strand zerstreute Baracken keine Unterkunft boten. Während der unfreiwilligen Seereise riethen alle Passagiere den muthigen Frauen zum Verzicht auf das Unternehmen, welches mit dem veränderten Programm des Bischofs ja ohnedies aussichtslos geworden sei. Als am 12. Juni wieder in Beira gelandet wurde, zeigten sie sich nichtsdestoweniger entschlossen, das Wagniß zu bestehen. Diesmal wenigstens lag auf dem Pungwé ein kleiner Dampfer, der „Shark", zur Weiterbeförderung bereit, und früh vier Uhr am nächsten Morgen begann, in dichtem Nebel, eine Fahrt, die den Theilnehmern zeitlebens unvergeßlich bleiben sollte.

Das Fahrzeug war so klein, daß mit dem Capitän nur fünf Personen Raum auf demselben fanden. Als der Nebel sich etwas zu lichten begann, entdeckten sie, daß sie zwischen den Inseln des breiten Flusses nach Beira zurücksteuerten. Nachdem der Kurs geändert worden war, fuhren sie auf Sandbänke auf. Dann gewahrten sie im durchbrechenden Sonnenlicht, daß der Fluß mit Hippopotamussen bevölkert war, die das kleine Boot wie eine Nußschale in die Höhe zu schleudern drohten; an den flachen Ufern, im Sande, sonnten sich enorme Krokodile. Nachdenklich standen buntfarbige Kraniche auf einem Bein. Während die Reisenden diese ihnen völlig neue Welt beobachteten, kam ein Zug von herrlich gefärbten Schmetterlingen über das Schiff geflogen, so dicht geschart, daß man sie anfänglich für Locusten hielt. Indessen begann die Temperatur zu steigen. Zwischen dem Dampfkessel und den Strahlen der tropischen Sonne, auf dem kleinen Verdeck, das kein Zeltdach überspannte, wurde es bald ganz unerträglich. Das Wasser des Flusses wurde warm, dann beinahe heiß; es galt überdies als vergiftet und durfte nicht genossen werden. Etwas Wein und einige Orangen waren die einzigen Erfrischungen an Bord. Um die Mittagsstunde steigerte sich der Durst zur Qual; die Hitze raubte ihren Opfern fast die Besinnung. Miß Blennerhassett, die spottweise „das Kaninchen" genannt wurde, weil sie so wenig Flüssigkeit bedurfte, fühlte sich über Bord zu springen versucht. Der Gedanke, von einem Krokodil verschlungen zu werden, verlor seine Schrecken. In der Tiefe war es doch wenigstens kühl. Dies Drangsal währte sechs Stunden. Bevor es sein Ende erreichte, fuhr der „Shark" fest, und um ihn wieder flott zu bekommen, mußten der Capitän und die zwei Matrosen, bei Gefahr von einem Krokodil gepackt zu werden, ins Wasser. Endlich, bei Einbruch der Nacht, wurde M'panda's, das vorläufige Reiseziel, erreicht. Dort fanden die Frauen von Seiten englischer Colonisten zwar die freundlichste Aufnahme, allein die ihnen gehörenden Zelte waren von Eindringlingen besetzt und nichts zu ihrer Aufnahme bereit. Als ihnen endlich eine Lagerstätte für die Nacht bereitet worden war, störte ein entsetzliches Gebrülle, wie das Rollen des Donners, ihren Schlummer. Es war der erste Gruß des Wüstenkönigs, dessen Stimme sie fortan fast allnächtlich schreckte. Das lang gedehnte, kläg-

liche Geheul der Hyäne dünkte ihnen schlimmer; niemals vermochten sie das Gefühl des Entsetzens, welches es hervorruft, völlig zu überwinden. Hier, in M'panda's, erfuhren sie, daß der Bischof sie in Umtali, halbwegs zwischen Massi Kessi und Fort Salisbury, erwarte, daß aber die versprochenen Ochsenwagen und Karren überhaupt nicht existirten und, wären sie vorhanden gewesen, auch zu nichts genützt hätten. Es blieb nur die Wahl, entweder zurückzukehren oder den Weg bis Umtali zu Fuß, mit eingeborenen Trägern, fortzusetzen. Als des Bischofs Arzt, Dr. Doyle-Glanville, am 18. Juni in Begleitung eines jungen Engländers, Mr. Sutton, wieder auftauchte, fand er die drei Krankenpflegerinnen zur Fußreise entschlossen. Kein Einwand, keine Gegenvorstellung vermochte sie auch diesmal in ihrem Vorhaben zu erschüttern. Keine Frau, wandte Dr. Todd, der diensthuende Schiffsarzt in M'panda's ein, sei jemals in Afrika zu Fuß gewandert; wer es versuchen wolle, setze sein Leben aufs Spiel; angesichts eines so wahnsinnigen Beginnens sage er, Dr. Todd, sich von jeder weiteren Verantwortung los. Der Zorn des guten Doctors ward um so peinlicher empfunden, als die Schwestern vom rothen Kreuz seit ihrer Ankunft in M'panda's, wo Sumpffieber Europäer und Eingeborene decimirte, mit ihm die Kranken gepflegt und seine Hingebung erprobt hatten. Dr. Doyle-Glanville und Mr. Sutton dagegen ließen sich überzeugen, daß jedes Ungemach einem verlängerten Aufenthalt in dem ungesunden, von aller Verbindung mit der Außenwelt fernliegenden M'panda's vorzuziehen sei.

Es gelang ihnen, nach endlosen Schwierigkeiten, vierzig Träger aus einem fünfzig Meilen landeinwärts gelegenen Dorf zusammenzubringen. Miß Blennerhassett, die portugiesisch sprach, vermochte sich mehr oder weniger mit ihnen zu verständigen, und es begann am 30. Juni 1891 der dreizehntägige Marsch nach Umtali, den Miß Blennerhassett's Briefe den Lesern der „Rundschau" geschildert haben[1]). Um bereits Gesagtes nicht zu wiederholen, sei hier nur kurz erwähnt, daß die Leistung in den Annalen von Mashonaland fortleben und aller Wahrscheinlichkeit nach für das jüngere, dort emporwachsende Geschlecht zu einer Art von Legende sich verklären wird. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Zum Uebersetzen der Flüsse dienten Canoes, so leicht und klein, daß sie nur zwei Personen faßten und die unbedeutendste Bewegung sie aus dem Gleichgewicht zu bringen genügte, worauf weder Nilpferde noch Krokodile die geringste Rücksicht nahmen. Zuweilen fehlten die Boote auch gänzlich, und der Uebergang mußte auf den Rücken der Träger bewerkstelligt werden. In den weiten Ebenen wechselten Sandflächen, die dem Fuß keinen festen Halt gewinnen ließen, mit Prairien von über zehn bis zwölf Fuß hohen, harten Halmen, die das Gesicht blutig peitschten. Dann kamen Sümpfe, in welchen man, wie in lebendigen Gräbern, zu versinken drohte. Streckenweise boten herrliche Wälder Schutz; wenn aber dann in der Nähe von Quellen und Teichen gerastet und die Zelte aufgeschlagen wurden, wähnte man sich bei hereinbrechender Nacht in der Nähe des Löwenkäfigs zoologischer Gärten.

Der Regen, wenn ein solcher während einiger Stunden fiel, ergoß sich in

[1]) S. die Anmerkung auf S. 77.

Strömen. Die Sonne brannte mit erbarmungsloser Gluth. Noch war die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, als die Träger ihres Kraals ansichtig wurden und den Weitermarsch verweigerten. Nach langen Verhandlungen glaubte man sich ihrer von Neuem versichert zu haben, als sie kurz darauf, mitten in der Nacht, sich wirklich davonmachten. Siebenzig Meilen von Umtali sahen sich die Reisenden mit vier treu gebliebenen schwarzen Jungen verlassen und allein im einsamen Feld. Mr. Sutton mit einem derselben blieb zur Bewachung des Gepäcks und der Vorräthe zurück, bis Hülfe gesandt werden konnte. Dr. Doyle-Glanville, die drei Damen und die übrigen Diener mußten ihren Weg nach Umtali mit so geringen Vorräthen fortsetzen, daß sie am letzten Tage, der besonders beschwerlich war und durch wilde Gebirgsgegenden führte, fast keine Lebensmittel mehr hatten. Des Nachmittags, als ihnen der Bischof, durch Boten gerufen, entgegenkam, fand er selbst die Eingeborenen der Erschöpfung nahe. Halbsterbend wurde Miß Blennerhassett nach Umtali gebracht.

Als man sich von den bestandenen Strapazen einigermaßen wieder erholt hatte, tauchten neue Schwierigkeiten auf. Das „Hospital" bestand aus einigen, nach Art der Kraale aufgerichteten kreisförmigen Hütten; die Vorräthe reducirten sich auf Maismehl und meist sehr schlechtes Büffelfleisch; die Einrichtung beschränkte sich vorläufig auf einen eisernen Topf mit drei Beinen, eine Pfanne, einige leere Sardinenbüchsen, ein paar Matten, Decken und leere Kisten. Umtali war durch alle Schrecken der Hungersnoth gegangen, der eine noch nicht erloschene Fieberepidemie folgte, und es herrschte Wassermangel in der Gegend, deren Schönheit mit der Bezeichnung „eine tropische Schweiz" anerkannt wird. Gewerbtreibende fehlten unter den Goldsuchern und Pionieren noch gänzlich; ein Koch war nicht aufzutreiben; der Bäcker erschien erst im zweiten Jahr und wurde wie ein Retter in der Noth begrüßt. Indessen mußten die drei Schwestern vom rothen Kreuz ihr eigenes Brod und das ihrer Kranken backen, kochen, waschen und ihre Hütten zu menschenwürdigen Wohnungen umgestalten. Die Beamten der südafrikanischen Compagnie ermöglichten durch alle erdenklichen Dienste und Freundlichkeiten eine Aufgabe, die ohne ein solches Entgegenkommen nicht zu lösen gewesen wäre. Eingeborene wurden nach und nach zu einigermaßen brauchbaren Dienern abgerichtet. Nachbarn brachten Wildpret, Eier, Milch. Mr. Selons, ein berühmter Jäger, ließ melden, er werde seine Aufwartung machen, sobald sein Hemd gewaschen sei, und seine Persönlichkeit erwies sich ebenso originell wie seine Botschaft. Hierauf erschien Maquaniqua, eine Königin in Mashonaland, mit zweien ihrer Ehemänner, und überreichte mit geziemender Feierlichkeit ein Körbchen Mehl, sechs süße Kartoffeln und zwei Eier. Als Gegengabe forderte sie „Feuerwasser" und konnte, als dieses nicht verabreicht wurde, nur durch das Geschenk einer Düte voll braunen Zuckers und eines Zinntellers, der ihre schwärmerische Bewunderung erweckt hatte, zum Wiederfortgehen bewogen werden. Ihr Besuch hatte endlos zu werden gedroht und die Geduld der Anwesenden völlig erschöpft. Sie stand im Ruf, ihrer Ehemänner, wenn dieselben ihr lästig fielen, durch einige tüchtige Hiebe mit der Streitaxt auf die Schädel der Betreffenden sich zu entledigen. Eine solche Waffe hinterließ sie zur Erinnerung an ihr Erscheinen in Umtali. Wenige Tage später kam die Nachricht, Dr. Doyle-Glanville sei auf dem Wege

nach Fort Salisbury todt aufgefunden worden. Ein Verbrechen schien nicht vorzuliegen, allein die ihn begleitenden Eingeborenen vermochten keine Einzelheiten über sein Ende zu geben. Man begrub ihn unter einem Riesenbaum, an dessen Fuß man die Leiche, in Decken gerollt, gefunden hatte. Auch der allgemein beliebte junge Mr. Sutton verschwand später spurlos im „Veldt".

Der Arzt war todt, eine Zufluchtstätte, in welcher Kranke auch nur annähernd Pflege finden konnten, war noch immer nicht vorhanden; die tapferen Frauen, die um der Arbeit willen in diese Wildniß vorgedrungen waren, begannen sich zu fragen, wofür sie gekommen seien und all das Ungemach auf sich genommen hatten. Es drang etwas Licht in das Dunkel, als Dr. Knight-Bruce erklärte, daß die südafrikanische Gesellschaft, die sogenannte Chartered Company, die Errichtung der Unterkunftshütten übernehme, die den Colonisten zum Spital dienen sollten.

Sie hielt ihr Versprechen und baute einige Meilen weiter in Neu-Umtali vier Lehmhäuschen, die wie Bienenkörbe aussahen und im December bezogen wurden. Die Wände behing man mit Kattun; Matten, von den Eingeborenen zierlich aus Stroh geflochten, bedeckten den Erdboden; Thüren gab es nicht, nur Matten und Decken verhängten den Eingang; ein Steinwall umringte das Ganze, erwies sich jedoch als durchaus ungenügend, wilden Thieren den Eintritt in die Umfriedung zu verwehren. Das Erscheinen einer Hyäne in ihrer Vorrathskammer raubte den Pflegerinnen jedes Gefühl der Sicherheit und machte ihnen besonders die Nachtwachen zur Qual. Dazu kam die Schwierigkeit, genießbare Kost für die Patienten herbeizuschaffen. Einmal brachten „Geschäftsreisende" eine Wagenladung von Hummer-Conserven; dann gab es Wochen hindurch fast nichts als Gänselebern in fraglichster Verfassung. Ein junger Malaie, Jonosso mit Namen, in eine blaue Tunika gehüllt, den scharlachrothen Fez auf die Locken gedrückt und beständig rauchend, übernahm als eine Art von Mayordomus die Leitung des Haushalts, titulirte Miß Blennerhassett stets mit „Excellenz", und sprach von den paar vorhandenen Messern, Gabeln und Löffeln als dem „Silberzeug", — das alles in gebrochenem portugiesisch. Zu Dienstleistungen geringerer Art ließ er sich nicht herbei; diese mußten, nach wie vor, den Eingeborenen überlassen bleiben, die so einfältig waren, daß die geringste Störung der hergebrachten Ordnung sie außer Rand und Band brachte. Ein junger Bursche, der gewöhnt war, Teller zu waschen, vermochte nicht zu begreifen, daß die gleiche Procedur auf Töpfe angewandt werden könnte, und umgekehrt. Ungelenk und störrisch wie die Menschen, erwiesen sich die Thiere. Kühe in Mashonaland ließen sich nur melken, wenn man inzwischen immer wieder ihre Kälber heranließ; viel schlimmer noch trieben es die Hühner. Sobald eine Henne ihrer Freiheit beraubt wurde, legte sie überhaupt kein Ei mehr; ließ man sie frei, so begab sie sich an die ungeeignetsten Plätze, am liebsten in die Betten, um ein ganzes Nest voll Eier auf einmal zu legen, worauf sie Wochen lang der Ruhe pflegte. Launisch wie die Thierwelt, schien auch die Pflanzenwelt zu produciren. Es gab wunderbare Blumen, allein sie blühten nicht in bunter Mannigfaltigkeit, wie in Europa, sondern nach der Reihe, so daß es Wochen hindurch nur gelbe, dann wieder nur rothe gab. Zur Regen-

zeit drang das Wasser bis in die Betten der Kranken. Schien die Sonne, so gab es kein Schutzmittel gegen ihre tropischen Gluthen. Im Gefolge dieser klimatischen Wechsel entwickelten sich Trunksucht und Malaria. Man trank zu viel, wenn Gold gefunden wurde; man trank nicht weniger, wenn die Goldwäsche nichts ergab. Die ersten Weihnachten wurden in Umtali so festlich begangen, daß die gesammte hohe Polizei ihre Wünsche den Schwestern vom rothen Kreuz taumelnd darbrachte und Militär- und Civilbehörden sich, als der Abend kam, gegenseitig in Arrest beförderten. Eine Kuh, die dem Spital als Christgeschenk geboten worden war, wurde am nächsten Morgen von ihren empörten Eigenthümern als gestohlenes Gut reclamirt und hierauf ein allgemeines Friedens- und Versöhnungsfest begangen, an welches sich eine bräutliche Feier anschloß. Zur Zeit, wo die eigentliche Krankenpflege begann, führte der Nachfolger des verstorbenen Arztes die dritte der Schwestern vom rothen Kreuz, die vom Bischof geworbene Miß Welby, als seine Gattin heim. Sie war die einzige, deren Gepäck Umtali in heilem Zustand erreicht hatte, und in der weißen Tracht ihres Amtes stand sie vor dem improvisirten Altar.

Miß Blennerhassett und Miß Sleeman hatten sich fortan in die Arbeit zu theilen, und die Erfahrung lehrte sie, daß die Ermüdung für jede von ihnen geringer war, wenn sie vierundzwanzig Stunden hindurch ihren Dienst Tag und Nacht versah und erst dann sich ablösen ließ. Das Tagewerk selbst begann um sechs Uhr Morgens mit Bereitung von Thee und Reinigung der Schlafstätten. Dann wurden die Medicinen gereicht, die Temperatur der Kranken gemessen und diese selbst gewaschen. Die Pflegerin, die keinen Dienst hatte, ging in die Küche. Um acht Uhr wurde das Frühstück verabreicht, wieder Kaffee oder Thee, Eier, eine Art von Arrowroot aus Maismehl bereitet, oder Rissolen, die nach einigen verfehlten Versuchen gut gelangen. Gegen zehn Uhr, wenn Alles in Ordnung gebracht, geputzt und besorgt war, erschien der Arzt; um zwölf Uhr war der Mittagstisch der Kranken. Dann, während sie schliefen, wurde ihre Wäsche gesonnt und sonst das Nöthige besorgt. Des Nachmittags erhielten sie nochmals Thee. Abends kam der Arzt zum zweiten Male, worauf die Betten gemacht und das Abendbrot gereicht wurde. Nur wenn ganz leichte Fälle vorlagen, legten sich beide Pflegerinnen, und ein Eingeborener hielt die Nacht hindurch Wache. Erst im September fand sich ein Koch. Bis dahin mußte auch das Küchendepartement von den Damen versehen werden, und rührend klingt es, zu hören, daß sie selbst unter diesen Umständen noch Zeit fanden, ihre weißen Schürzen, die Niemand mehr stärkte und bügelte, zu kleinen Servietten zu zerschneiden, um damit die Holzbrettchen zu bedecken, auf welchen den Patienten das Essen servirt wurde. Auch Blumensträußchen beizulegen wurde nicht vergessen, damit die mangelhafte Kost durch die Art, wie sie gereicht wurde, annehmbarer erschien. Von Januar bis September 1892 blieb das Spital nicht einen Tag leer, und es war März geworden, bevor beide Damen sich einen kleinen Ausflug von ein paar Stunden gönnen durften. Eine so vollständige Hingebung blieb nicht unbelohnt. Die bunt zusammengewürfelte Einwohnerschaft von Umtali gab großmüthig, wenn das Spital etwas brauchte. Mr. Rhodes, der Premier der Colonie, der das

Profil eines römischen Imperators und den eisernen Willen geborner Herrschernaturen besitzt, erschien auf dem Plan, und seine Gegenwart wirkte wie mit elektrischer Kraft. Alles, was vorher als unmöglich verweigert worden war, geschah; die Unzufriedenen schickte er als Optimisten weg; den Pflegerinnen, die 100 £ verlangten, um das Spital mit Arzneimitteln, Verbandzeug und Büchern zu versehen, schrieb er einen Check von 150 £ und würde ebenso bereitwillig das Doppelte gegeben haben, hätte man es von ihm begehrt. Bald nach seiner Abreise erschien an einem Sonntag Nachmittag eine Europäerin, Mrs. Bent, die ihren Gemahl, einen Archäologen, begleitete, der gekommen war, die viel besprochenen Ruinen von Mashonaland zu studiren. Mrs. Bent trug eine Kattunblouse über einem ziemlich sichtbaren Corsett, einen schottischen Kilt bis unter das Knie, Knickerbockers, hohe Stiefel und einen indischen Helm. „Wie finden Sie mein Costüm?“ fragte sie mit selbstzufriedener Miene. Miß Blennerhassett's längerer Verkehr mit Kleider-Künstlern wie Redfern in London und Martin in Dublin, entriß ihr die weniger höfliche als wahre Bemerkung, Mrs. Bent gleiche einer Britannia, die den Kopfputz beibehalten, ihre sonstige Kleidung jedoch mit einer Vogelscheuche vertauscht habe. Mrs. Bent lachte herzlich, und die Damen schieden in bester Stimmung.

Mr. Bent hat später versichert, es gebe keine Löwen in Mashonaland. Ein längerer Aufenthalt in Umtali würde ihn eines Besseren belehrt haben. Während einer Expedition gegen den Häuptling eines benachbarten Kraals, der abscheuliche Grausamkeiten verübt hatte, saßen einige Eingeborene des Nachts um die angezündeten Wachtfeuer. Der Vollzugsbeamte der Chartered Company, der die Expedition leitete, machte soeben die Runde, als eine dunkle, ungeheure Gestalt lautlos über das Feuer sprang, einen Mann packte und schweigend, wie sie gekommen war, verschwand. Auf den Alarmruf, der nun ertönte, sammelte sich das Lager und vernahm entsetzt den Jammerruf des Unglücklichen: „Maïwé, oh Maïwé, nun packt er meine Schulter, nun meinen Kopf, schnell, zu Hülfe, zu Hülfe, weißer Mann.“ Schüsse werden abgefeuert, brennende Scheite wie Fackeln geschwungen; kaum drei Minuten waren vergangen, bis man den Unglücklichen unter den Tatzen einer Löwin entdeckte, die, neuerdings durch Schüsse geschreckt, im hohen Gras verschwand. Ihr Opfer verschied; Arm und Schulter waren ihm abgefressen worden. Während man um den Unglücklichen beschäftigt war, sprang ein Löwe unter die angebundenen Pferde, die sich losmachten und auseinanderstoben. Diesmal war es anscheinend nur ein halberwachsenes Raubthier, denn man fand die Pferde unversehrt wieder. Die nächste Episode spielte sich in Umtali selbst ab. Ganz in der Nähe der Umfriedung des Spitals zerrissen die wilden Riesenkatzen ein Maulthier, einen Ochsen und einen Esel; das Klagegeheul der Thiere drang schaurig durch die Nacht; den ganzen folgenden Tag machte man vergebens Jagd auf die Löwen, während im Spital ein Mann verschied. Man eilte, die Hütten wenigstens mit verschließbaren Thüren zu versehen; die Damen erhielten Revolver; eine Laterne wurde des Abends mit der Versicherung angezündet, daß Löwen Laternen fürchten. Der Trost klang nach den Erfahrungen der letzten Wochen recht unzureichend, und mitten in der Nacht entstand abermals ein entsetzlicher Lärm. Der Klageruf

„Maïwé“ wechselte mit Schüssen. Erst am Morgen erfuhr man, was geschehen war. Eine Hütte, in nächster Nähe des Spitals, war von schwarzen Burschen im Dienste des Commandirenden der Polizei bewohnt. Sie saßen und lagen um ein Feuer, das sie der Aufregung wegen angezündet hatten, mit welcher Umtali den Ausgang der Löwenjagd erwartete. Da plötzlich hörten sie das wohlbekannte Grunzen eines auf Beute ausziehenden Löwen; die Lehmwand hinter ihnen wurde mit Gewalt durchbrochen, und der Kopf des Ungeheuers, mit weit geöffnetem Rachen, schneidenden Zähnen und gelbfunkelnden Augen erschien in der Höhlung. Das Geschrei der entsetzten Jungen rettete sie; der Löwe verschwand; allein vergebens wurden die ganze Nacht hindurch Schüsse abgefeuert: in der tiefen Dunkelheit traf keiner das Ziel. Eine ganze Woche dauerte die Panik, der Raub von Hausthieren, die Jagd der Löwen nach Beute und der Jäger nach den Löwen. Endlich gelang es, den Missethäter einige Meilen von der Niederlassung im Busch zu tödten. Die Löwin entkam mit ihren Jungen in der Richtung nach der Küste und wurde später geschossen.

In Umtali herrschte wieder Ruhe. Die Regenzeit hatte Colonisten und Pioniere zwar völlig von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, war aber sonst ohne besondere Unglücksfälle vorübergegangen. Mit Anbruch des zweiten Sommers verbesserte sich die Lage. Das Spital besaß zehn Kühe; seine innere Einrichtung schritt fort; ein Gentleman, der sich in Mashonaland niedergelassen hatte, Mr. Seymour-Ford, sorgte dafür, daß den übermüdeten Pflegerinnen ein kleiner Wagen, mit zwei Eseln bespannt, zur Verfügung gestellt wurde. Das eine der Thiere hieß „Powders“, das andere „Pills“. Sie hatten Anfangs beide merkwürdige Begriffe über ihre Bestimmung und warfen sich in jeden Graben. Dann kam eine Reaction völliger Regungslosigkeit, während welcher keine Stockschläge wirkten. Endlich bequemten sich auch die Esel unter das Joch hereinbrechender Civilisation, und man fuhr zu einem Picknick, bei welchem — ein denkwürdiger Tag — der Thee aus Porcellantassen getrunken wurde.

Allein es stand geschrieben, daß das Abenteuer von Umtali nicht mit Idyllen abschließen sollte. Im März 1892 war Miß Sleeman ernstlich erkrankt. Ein Jahr später neigte sich die Aufgabe, die sie und Miß Blennerhassett sich gestellt und so tapfer gelöst hatten, ihrem Ende zu. Dr. Knight-Bruce, der seit einem Jahre in Europa sich aufhielt, wurde zurück erwartet und sollte unter Anderem auch Krankenschwestern bringen. Da, im April, wurden beide Damen zugleich von der Malaria erfaßt und aufs Krankenbett geworfen. Zur Pflege war Niemand als ein eingeborener Bursche verfügbar, der im Spital gedient und einiges Geschick sich angeeignet hatte. Als das Fieber auf seinem Höhepunkt stand, wachte ein paar Nächte hindurch der Arzt. So lange es ging, halfen die Damen sich gegenseitig. Eines Tages aber verlor Miß Blennerhassett bei einem Puls von 106 Grad die Besinnung. Es ward Abend, der Arzt blieb und ließ der Kühlung wegen das obere Stück der quer getheilten Eingangsthür offen. Die Lagerstätte von Miß Blennerhassett stand am gegenüberliegenden Ende der Hütte, als die Kranke, sich plötzlich auf-

richtend ausrief, es käme eine furchtbare Gestalt auf sie zu. Auch der Arzt war aufgesprungen, gegen die Thür geeilt und warf den oberen Theil derselben so heftig ins Schloß, daß Alles im kleinen Raum zu wanken schien. Dann beruhigte er die Kranke mit der Versicherung, es sei nichts vorgegangen, sie habe sich getäuscht. Erst in der Reconvalescenz erfuhr sie, daß es ein Leopard gewesen war, bereit zum Sprunge, als noch rechtzeitig der Doctor seiner ansichtig wurde. Auch Miß Sleeman erholte sich, obwohl sie und ihre Gefährtin so schlimm daran gewesen waren, daß sich das Gerücht verbreitete, es hätten bereits die Särge der weißen Frauen in Umtali bereit gestanden. Der Bischof, als er wiederkehrte, machte kein Hehl aus seiner Freude, aber auch aus seinem Erstaunen, sie lebendig zu finden.

Dann kam der Abschied, der sich von Seite der Ansiedler zu einer Ovation für die Scheidenden gestaltete. Sie gingen nicht allein. Von den vier Krankenwärterinnen, die der Bischof an einem Mittwoch mit nach Umtali gebracht hatte, verließen zwei am darauf folgenden Samstag mit den beiden Damen das Spital und das Land. „Nur heitere Seelen," schreibt Miß Blennerhassett, „sollten es unternehmen, Krankenpflegerinnen in Afrika zu werden." Sie und ihre Freundin hatten die einfachen Worte durch ein heroisches Beispiel commentirt.

Die Reise bis Beira ward diesmal theils in Tragsesseln, theils mit der im Bau begriffenen Bahn zurückgelegt. Der Consul in Beira brachte die Reisegesellschaft im Tramway nach seiner Villa, wo Jonosso, der Malaie, sie bediente und ihnen zu Ehren ein Ballfest gegeben wurde, bei welchem wohl über vierzig Männer sehnsüchtig auf die Gelegenheit harrten, mit den vier anwesenden Damen eine Tour zu tanzen. Das zuerst abgehende Schiff war der deutsche Dampfer „Kaiser". Er brachte die Reisenden über Dar-el-Salam, Sansibar, Aden, das rothe Meer und Port-Said glücklich nach Neapel, von wo sie mit der Bahn sich nach Paris begaben. Ihre Reisegefährten an Bord waren Ferida, das schöne, dunkle Kind von Emin Pascha, und der Afrikaforscher Dr. Eugen Wolf, dessen anregender Umgang die Fahrt verkürzte. Mit dem frohen Muthe, welcher die Probe so vieler Hindernisse und so außerordentlicher Drangsale und Gefahren siegreich bestanden hatte, schließt das Buch: „Die Araber haben ein Sprichwort, welches besagt, daß, wer immer aus afrikanischen Quellen getrunken hat, früher oder später wieder zu denselben zurückkehrt. Der Zauber des dunklen Continentes läßt sich in Worten nicht erklären: man muß dort gewesen sein, um ihn zu fühlen. Auch in unseren Seelen hat die Freude der Heimkehr ins Vaterland und des Wiedersehens mit den Unserigen die Zuversicht nicht erschüttert, daß wir nicht zum letzten Male den Glanz des südlichen Kreuzes geschaut haben."

Ein Staatsmann der alten Schule.

Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen.

Nach Staatsacten und Correspondenzen

von

Ludwig von Hirschfeld.

IV.

Die officielle Antwort von Oesterreich und Preußen erfolgte am 30. März durch Noten, in welchen beide Höfe die Vertreter der vereinigten Fürsten und Städte aufforderten, einige Bevollmächtigte aus ihrer Mitte zu wählen, um sich über die Einleitung und Form der Verhandlung zu besprechen. Die Wahl dieser Deputirten erfolgte in einer Conferenz vom 31. März. Sie fiel auf Graf Keller (Hessen-Kassel), von Plessen, von Minkwitz (Sachsen-Gotha), von Berg (Lippe-Schaumburg) und Smidt (Bremen). Diese Herren erwarteten nun schon am nächsten Tage ihre Einberufung; sie erfolgte aber erst am 12. April. Die Besprechung, welche sie an diesem Tage mit dem Fürsten Metternich und Hardenberg in der Staatskanzlei hatten, bezog sich auch noch keineswegs auf die Bundesverfassung. Metternich bemerkte, Wessenberg sei mit der Ausarbeitung des österreichischen Entwurfs noch nicht fertig. Man verhandelte nur über den Modus, wie die Einzelstaaten zum Anschluß an die Coalition einzuladen seien, und welcher Procentsatz der Bevölkerung für die zu stellenden Contingente maßgebend sein sollte. Die Großmächte verlangten zwei Procent, wie sie Hannover, Braunschweig und Hessen-Darmstadt auch thatsächlich stellten. Die fünf Deputirten beantragten dagegen, daß es, wie im letzten Kriege, bei der doppelten Höhe des Rheinbund-Contingents verbleiben möge.

Plessen war über diese neue Verschleppung der Bundesangelegenheit sehr unwillig. Dieselbe ging lediglich von Oesterreich aus, welches seine Gebietsaustauschungen mit Bayern erst ins Reine bringen wollte. Fürst Wrede, der den miles gloriosus spielte und seit der Kriegserklärung sich als Vertreter einer militärischen Großmacht betrachtete, trat in seinen Forderungen jetzt noch anmaßender auf, während Fürst Schwarzenberg auf die Abtretung des ganzen

Innviertels aus militärischen Gründen nicht verzichten zu können erklärte. Daneben verhandelte Preußen mit Hannover wegen Ostfriesland und Oldenburg, mit Dänemark wegen Pommern, welches Schweden im Kieler Vertrag als Entschädigung für Norwegen angeboten hatte.

„Es geht mit allen diesen Dingen," schrieb Plessen an seine Frau, „immer auf die gleiche Weise. Man begreift es kaum, woher dieser stets wiederholte Aufschub in den Geschäften kommt, wenn man nicht selbst den Gang und die Behandlung der Geschäfte und die daran betheiligten Individualitäten in der Nähe beobachtet hat. Und dennoch, wäre kein Krieg in Aussicht, würde es noch langsamer gehen; nach der Art, wie Alles bisher betrieben wurde, hätten wir noch mehrere Monate zusammensitzen können, ohne daß mit den vorhandenen Elementen überhaupt etwas Brauchbares erreicht worden wäre. Ich bin gegenwärtig mit mancherlei beschäftigt. Wohin dies führen kann, muß sich in wenigen Wochen zeigen; ich kann wenigstens sagen, daß ich es redlich gemeint und mir auch viele Mühe gegeben, viele rechtliche Mittel angewandt habe. Wenn aber auch wenig bei alledem herauskommen sollte, so muß ich mir doch gestehen — und das wird auch Dir zu einigem Trost dienen — ich habe in der hier zugebrachten Zeit in doppelter Beziehung gewonnen: ich habe die Dinge und die Menschen der jetzigen Lage besser kennen gelernt, und auch ich bin ihnen bekannter geworden, was für die Zukunft immer sein Gutes hat. Meine Beschäftigung hier hat sich dadurch vermehrt, daß ich zu der Deputation mitgewählt bin, welche im Namen der deutschen Fürsten unterhandelt, wie Du vielleicht aus den Zeitungen ersehen hast, und was immer eine persönliche Auszeichnung ist."

Wenn Plessen hier auf eine besondere Art der Thätigkeit anspielte, so bezog sich dies auf eine schriftliche Abhandlung, an der er lange gearbeitet und die nichts Geringeres war, als der selbständige Entwurf einer deutschen Bundesverfassung. Er hatte dieses Schriftstück schon Ende März den Fürsten Metternich und Hardenberg überreicht. Es vertrat in elf Artikeln so ziemlich diejenigen Grundsätze, die sich schon in der Instruction des Herzogs vom Juni 1814 ausgedrückt fanden. Der Rechtsstandpunkt der einzelnen Staaten war gewahrt, die Gleichberechtigung der Kleinen mit den Großen vielleicht zu sehr betont, dabei aber dem Bunde ein kräftiges und einheitliches Gefüge vorgezeichnet, wie es weder Humboldt noch Wessenberg auszudenken gewagt. Den ganzen Verfassungsplan durchwehte ein nationaler Hauch. In gedrängter Kürze und scharfer Umgrenzung waren die wichtigsten Postulate einer Reichseinheit aufgestellt: oberste Leitung durch ein erbliches Bundeshaupt, womöglich als Kaiser, der auch im Kriege die Heeresleitung hätte, gemeinsame diplomatische Vertretung, Gesetzgebung und Executive durch Beschlüsse einer Bundesversammlung, ein Bundesgericht, Einführung landständischer Verfassungen, überall, wo sie nicht bestehen, binnen sechs Monaten; außerdem Freizügigkeit zwischen allen Staaten, das Recht, auf jeder deutschen Lehr- und Bildungsanstalt zu studiren, gleichmäßige Sicherheit des Eigenthums, Aufhebung der Leibeigenschaft und geregelte Preßfreiheit.

Es waren dies, wie man sieht, Forderungen, welche manchem Congreßmitgliede höchst bedenklich und allzu liberal erscheinen mochten, und in der That blieb es einem spätern Geschlecht vorbehalten, dieselben erfüllt zu sehen. Es war immerhin ein Beweis von Muth und Ueberzeugungstreue, mit diesem Programm damals öffentlich hervorzutreten. Auf Annahme aller seiner Punkte rechnete Plessen wohl selbst nicht, indessen fand er doch auf mancher Seite Zustimmung, und es gelang ihm thatsächlich, bei den spätern Berathungen

einigen seiner Vorschläge Eingang in die Bundesakte zu verschaffen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß Wessenberg, mit dem er damals viel verkehrte, bei der Ausarbeitung des österreichischen Verfassungsplans die Grundsätze der Plessen'schen Denkschrift theilweise verwerthete.

Mit diesem Plan trat nun die österreichische Regierung endlich zu Anfang Mai officiell hervor, zunächst aber noch in vertraulicher Form, indem sie die Wessenbergischen Propositionen zur Kenntnißnahme an Preußen, Hannover und Bayern übersandte und die Vertreter dieser Staaten zu vorbereitenden Besprechungen darüber einlud. In diesen Conferenzen, in welchen, neben Humboldt und Münster, der an Wrede's Stelle bevollmächtigte Graf Rechberg theilnahm, wurde nun das österreichische Project berathen. Der Humboldt'sche Doppelplan mit oder ohne Kreiseintheilung fand keine Billigung. Der preußische Staatsmann zeigte sich zwar zu Modificationen geneigt, wollte aber die Hauptidee seines Plans nicht aufgeben, nach welcher ein besonderer, vollziehender Ausschuß ständig tagen und die laufenden Geschäfte des Bundes besorgen sollte, während die allgemeine Bundesversammlung nur zu gewissen Zeiten und für besondere Fälle zu berufen wäre. Erst als er sich von der Unmöglichkeit der Annahme überzeugt hatte, zog Humboldt diese Vorschläge zurück. Gegen das Bundesgericht und die Garantie der landständischen Verfassungen waren Bayern und Württemberg so entschieden, daß auch diese Forderung fallen mußte. Ueberhaupt blieb, wenn man nicht offenen Zwiespalt hervorrufen wollte, am Ende nichts übrig, als den Verfassungsplan nur in allgemeinen Umrissen vorzulegen und alle nähern Details der Bundesversammlung selbst vorzubehalten. Metternich sagte am 20. Mai zu Plessen, er werde nach diesem Princip verfahren, denn es käme jetzt nur darauf an, den Bund zu constituiren. Bei der allgemeinen Ermüdung gelang es ihm, den Wessenbergischen Plan mit einigen, durch Hardenberg vorgenommenen Aenderungen bei den größeren Staaten zur Annahme zu bringen, und am 23. Mai legte er ihn als österreichisch-preußische Proposition in einer feierlichen Conferenz vor, die in der Staatskanzlei abgehalten wurde. Zugegen waren die Vertreter von Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Dänemark (für Holstein), den Niederlanden (für Luxemburg), Baden, Hessen-Darmstadt und die fünf Deputirten der vereinigten Fürsten und Städte. Die württembergischen Bevollmächtigten Linden und Wintzingerode hatten sich entschuldigt. Sie blieben auch den nächsten Sitzungen fern. König Friedrich war über einige, den Mediatisirten gewährte Zugeständnisse so erbost, daß er von dem ganzen deutschen Bund nichts hören wollte. Vielleicht hoffte er im Stillen auf neue Siege seines Freundes Bonaparte und eine Wiederherstellung des Rheinbunds. Auch Baden zog sich nach der ersten Sitzung zurück. Dagegen erreichten die Mindermächtigen, welche sich schon in einigen, durch Plessen und Gagern geleiteten Separatconferenzen zu geschlossenem Vorgehen vereinigt hatten, daß von der dritten Sitzung an jeder Staat durch einen eigenen Gesandten vertreten wurde.

Die verschiedenen Schwankungen und Phasen der elf Conferenzen zu verfolgen, deren letzte am 10. Juni stattfand, würde hier zu weit führen. Indem er die Sitzungsprotokolle seinem Herrn übersandte, bemerkte Plessen, daß die-

selben nur ein ungenügendes Bild von dem Durcheinander der Einwände, Veränderungen, Proteste und Bedenken gäben. „Mit schriftlichen Erklärungen," schrieb er, „trete ich meinerseits nicht gern anders hervor, als wenn sie wirklich erforderlich werden, oder man sich einigermaßen der Wirkung versichert hat. Es ist sonst gerathener und wirksamer, die beabsichtigten Anträge mit Andern zu verabreden und solche zu unterstützen, je nachdem man im Gang der Verhandlung sieht, daß die Sache angebracht ist und sich behaupten läßt." Durch dies Verfahren gelang es Plessen, zu erwirken, daß dem Hause Mecklenburg eine Stimme allein zugebilligt wurde, während es dieselbe nach dem ursprünglichen Plan mit Oldenburg und Anhalt hatte theilen sollen. Mit einem andern Vorschlag, der dahin ging, dem Art. XIII eine schärfere Fassung zu geben und die Einführung landständischer Verfassungen innerhalb des Zeitraumes eines Jahres nach Publication der Bundesakte auszubedingen, drang Plessen nicht durch. Vielmehr wurde in dem Wessenbergischen Entwurf die ohnehin schon allgemeine Bestimmung: „in allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung stattfinden" durch das noch unbestimmtere „wird" bedeutend abgeschwächt. Im Ganzen war Plessen mit dem Wessenbergischen Plan nicht zufrieden. Er bot ihm ein zu lockeres Föderativsystem. Indessen kam es ihm im Interesse der kleineren Staaten und insonderheit seines eigenen Herrn darauf an, daß die Versammlung nicht auseinandergehe, ohne den Bund und zwar für alle deutschen Staaten begründet zu haben. Die Gefahr, daß dies Ziel nicht erreicht werde, war in der That groß. Plessen berichtete in jenen Tagen über verschiedene Gerüchte von Separatverträgen, Gerüchte, die keineswegs grundlos waren. Der königlich sächsische Vertreter hatte seine Zulassung zum Congreß gleich dazu benutzt, die Bildung eines Südbundes, der auch Sachsen umfassen sollte, anzuregen. Metternich fand aber doch, daß dies dem Berliner Cabinet die Führerschaft des übrigen Deutschland zuweisen hieße. Württemberg wollte mit Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, aber ohne Oesterreich einen Sonderbund abschließen und dazu noch die Schweiz einladen. Wie weit war man doch von der Einheitsidee entfernt!

Bayerns Haltung war höchst zweideutig.

In der neunten Sitzung vom 5. Juni, nachdem man nach langen Mühen endlich der Verständigung nahe gekommen war, erklärte Graf Rechberg plötzlich, er müsse sich den Beitritt Bayerns noch vorbehalten. Man glaubte allgemein, dies bedeute so viel wie eine Absage, und mehrere Staaten, darunter auch Mecklenburg, gaben nun Vorbehalte zu Protokoll für den Fall, daß der Bund nicht ganz Deutschland umfasse. In dem mecklenburgischen Votum vom 6. Juni erklärten sich die beiden Mecklenburg zwar bereit, die Bundesakte so wie sie aus den letzten Berathungen hervorgegangen sei, zu unterzeichnen, verbanden aber damit den Wunsch, daß man denjenigen Bevollmächtigten, welche noch Bedenken hätten, den Beitritt durch Gewährung von Modificationen erleichtern möchte, damit die Gesammtverbindung aller deutschen Staaten bewirkt werde. Dies geschah auch. Metternich und Hardenberg hatten am Abend des 7. mit Rechberg eine mehrstündige Besprechung, in welcher sie dem bayrischen Vertreter mehrere Zugeständnisse, u. a. die Streichung des Bundesgerichts, machten.

Nachdem somit eine vorbereitende Einigung erzielt war, gab Rechberg in der Sitzung des folgenden Tags die Erklärung ab, daß seine neuen Instructionen ihm die Annahme der so veränderten Artikel gestatteten. Man schritt nun zur Berathung der neuen Fassung, welche schließlich von allen Anwesenden angenommen wurde. Die nächste und zugleich letzte Sitzung am 10. Juni war nur noch der formellen Unterzeichnung der Bundesakte gewidmet. Dem Bund nicht beigetreten waren Baden und Württemberg. Doch blieb ihnen die spätere Accession vorbehalten, welche denn auch am 26. Juli bezw. 1. September erfolgte.

Man mußte in der That sehr genügsam sein, wenn man von dem Ergebniß des Congresses, soweit es die Begründung des deutschen Bundes betraf, befriedigt war. Neun Monate waren die deutschen Abgesandten in Wien versammelt gewesen, und jetzt am Schluß, in elf rasch aufeinander folgenden Sitzungen, sollte eins der schwierigsten Verfassungswerke, welche das europäische Staatsleben überhaupt kannte, berathen und beschlossen werden. Und diesen Grundlagen, aus denen die deutsche Einheit erwachsen sollte, fehlte es an allen den Bestimmungen, die eine organische Fortentwicklung, eine Ausgestaltung im Sinne der Kraft und Einheit hätten erhoffen lassen. Wenn der größte Theil der Bevollmächtigten, und unter ihnen auch unser Plessen, Wien dennoch mit einem Gefühl der Befriedigung und Erleichterung verließ, so mochte die allgemeine Abspannung ebenso sehr dazu beitragen, als die Erwägung, daß das Ergebniß noch dürftiger hätte sein können, und man es eigentlich nur dem abenteuerlichen Unternehmen Napoleon's zu danken hatte, daß überhaupt irgend ein Verband deutscher Staaten wieder hergestellt war. So wenigstens faßte es Plessen auf, als er seine Berichterstattung aus Wien mit dem Hinweis beschloß, daß die eigentliche Aufgabe noch ungelöst sei und die Hauptarbeit nunmehr der nächsten Bundesversammlung zufalle. Er kehrte übrigens nicht ganz mit leeren Händen nach der Heimath zurück. Er brachte dem Fürstenhause, dem er diente, die Rangerhöhung, auf welche dasselbe sowohl wegen seiner alten Abstammung und der Größe seines Länderbesitzes, als auch im Hinblick auf die andern Staaten ertheilten Würden gerechten Anspruch machen konnte. Schon am 29. Mai hatte Plessen dem Herzog in einem vertraulichen Privatschreiben gemeldet, daß die Großmächte sich dahin ausgesprochen hätten, die Großherzogliche Würde für das Haus Schwerin anzuerkennen. Die gleiche Absicht bestand bezüglich der Häuser Strelitz und Oldenburg. Hier war die nahe Verwandtschaft mit dem preußischen bezw. russischen Hofe ausschlaggebend gewesen, für das Schweriner Fürstenhaus aber vorwiegend die patriotische Haltung des Herzogs im Frühjahr 1813 und die von ihm und dem Lande getragene, außerordentlich hohe Kriegslast in Anrechnung gekommen. Außerdem stand noch die Erhebung von Sachsen-Weimar zum Großherzogthum bevor.

Weniger Erfolg hatte Plessen mit seinen Bemühungen gehabt, dem Herzog eine Entschädigung für die unverhältnißmäßig hohen Kriegslasten zu erwirken, welche die französische Invasion und ihre Folgen dem Lande aufgebürdet hatten. Schon am 15. Februar hatte er an die Fürsten Hardenberg und Metternich eine Denkschrift übersandt, in welcher nachgewiesen war, wie die Theilnahme

des Herzogs an der Bekriegung Napoleon's mit größern Gefahren, mit mehreren Anstrengungen und Aufopferungen als bei andern deutschen Staaten verbunden gewesen. Sein Herr beantrage daher eine Gebietsentschädigung, für welche der Pariser Frieden in den französischen Gebietsabtretungen und den sich daran knüpfenden Umtauschungen hinlänglichen Stoff biete. Es wurde dabei auf Schwedisch-Pommern oder Lauenburg hingewiesen, auf welches letztere das Herzogliche Haus in Folge früherer Erbverbrüderungen auch rechtliche Ansprüche geltend machen konnte.

Diese Denkschrift übergab der mecklenburgische Bevollmächtigte auch den russischen Staatsmännern und erhielt von ihnen die Zusage gelegentlicher, wohlwollender Fürsprache. Indem er seinen Herrn von diesem Schritt in Kenntniß setzte, rieth er aber zugleich, irgendwelche Erwartungen an die Erfüllung des zweiten Wunsches nicht zu knüpfen. In der That war es längst bekannt, daß Preußen den Besitz Schwedisch-Pommerns erstrebte und das von Großbritannien an Preußen abzutretende Lauenburg Dänemark gegenüber als Compensationsobject dienen sollte. Allerdings hatte sich Lord Castlereagh ungern zu dieser Abtretung verstanden, doch wollte Preußen nur unter dieser Bedingung Ostfriesland hergeben, da es sich für den Wegfall der dortigen Häfen durch die pommerschen Häfen entschädigen mußte. Eine Zeit lang war auch die Rede davon, Lauenburg dem Herzog von Oldenburg und dessen Eutin'sche Lande an Dänemark zu überweisen. Der Kaiser Alexander begünstigte diesen Plan im Interesse seines oldenburgischen Verwandten. Allein Preußen bestand auf seinem ursprünglichen Tauschplan und setzte ihn auch schließlich durch. Am 29. Mai kam die Convention zwischen Hannover und Preußen, am 4. Juni der Tauschvertrag zwischen diesem und Dänemark zu Stande. Plessen war durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Graf Münster und den beiden Bernstorff über alle Phasen dieser Unterhandlung gut informirt; so erfuhr er denn auch, daß der schwedische Gesandte, Graf Löwenhjelm, den Vorschlag gemacht habe, die Herrschaft Wismar mit zur Entschädigung für Dänemark dienen zu lassen, ohne auf das mit Mecklenburg bestehende Pfandverhältniß Rücksicht zu nehmen. Wismar, welches der westfälische Friede Schweden zugesprochen hatte, war 1803 gegen eine Summe von 1 250 000 Thalern auf die Dauer von hundert Jahren an Mecklenburg verpfändet worden. Der Versuch des Cabinets von Stockholm, dieses Pfandobject jetzt hinter dem Rücken Mecklenburgs in die Tauschmasse zu werfen, war allerdings naiv. Plessen sprach sich denn auch gegen Fürst Hardenberg darüber so rückhaltlos aus, daß dieser „auf das Bestimmteste versicherte, es solle davon gar nicht weiter die Rede sein; der Versuch sei so abgewiesen, daß er nicht wieder zum Vorschein kommen werde." Auch zu einer Abtretung des hannoverschen Amtes Neuhaus an Mecklenburg, die Plessen vorübergehend in Anregung brachte, kam es nicht. Alles war längst vertheilt und vergeben, und zumal bei der Eilfertigkeit, mit der in den letzten vierzehn Tagen, namentlich nach der Abreise der Monarchen alle Geschäfte betrieben wurden, hatte Niemand Zeit und Lust, sich mit den Beschwerden und Wünschen kleiner Fürsten zu befassen. Plessen beschränkte sich darauf als vorsichtiger Diplomat, noch vor seiner Abreise dem Fürsten Metternich

für die Congreßacten eine Erklärung zu übergeben, in welcher er sein Bedauern darüber aussprach, daß sein Memoire vom 1. Februar unberücksichtigt und unbeantwortet geblieben sei. Er müsse demnach für die weitern Verhandlungen, die noch aus der Congreßakte hervorgehen würden, seinem Herrn alle geltend gemachten Ansprüche auf Lauenburg oder eine sonst entsprechende Entschädigung vorbehalten.

Trotz des gerade in den letzten Wochen sich anhäufenden Arbeitsstoffs fand der rührige Mecklenburger noch Zeit, den schon früher aufgestellten Entwurf einer deutschen Bundesverfassung gründlicher auszugestalten und zu einer Denkschrift zu erweitern. Er ließ dieselbe drucken und vertheilte sie vor dem Auseinandergehen des Congresses an seine deutschen Collegen. Diese Schrift, 55 Druckseiten stark, war betitelt: „Grundzüge zu einem künftigen deutschen Gesammtwesen und einer Nationaleinheit". Sie zeichnete sich durch Klarheit des Stils und Prägnanz der Ausdrücke vor andern Elaboraten dieser Gattung, deren im Lauf der nächsten Monate noch mehrere erschienen, vortheilhaft aus und fand auch in der Presse allgemeine Beachtung und Anerkennung. Einige der hier vorgeschlagenen Bestimmungen hatten inzwischen in der Bundesakte Eingang gefunden, andere sehr wesentliche Forderungen aber waren nicht berücksichtigt und sollten auch noch ein halbes Jahrhundert hindurch auf dem Wunschzettel deutscher Patrioten stehen bleiben.

Der Tag der Heimkehr ins Vaterland rückte nun heran. Der Aufenthalt in Wien hatte über neun Monate gewährt. Plessen hatte in dieser Zeit achtzig Berichte abgeschickt, deren jeder durchschnittlich sechs eng geschriebene Seiten umfaßte. Daneben hatte er viele Privatschreiben an den Herzog, den Erbprinzen, die Erbprinzessin, den Minister von Brandenstein, sowie an andere höhere Staatsbeamte und einflußreiche Mitglieder der Ritterschaft gerichtet, auch mit seiner Gemahlin eine rege Correspondenz unterhalten. Die Berichte und Briefe gingen gewöhnlich mit dem preußischen Cabinetscurier nach Berlin und wurden von der dortigen mecklenburgischen Gesandtschaft mittels Estafette oder Post an das Schweriner Ministerium befördert. Durch diese Curiergelegenheit gewannen sie einen Vorsprung von nahezu drei Tagen vor der Briefpost. Die klare und eingehende Berichterstattung des Gesandten schien aber die Leser in der Heimath nicht völlig zu befriedigen. Man erwartete noch mehr Mittheilungen über das gesellige Treiben, über die Personalien des Congresses, über pikante oder sensationelle Begebenheiten und dergl. Frau von Plessen hatte dies ihrem Gemahl mitgetheilt. Er antwortete darauf am 14. Februar:

„Man hat Dir gesagt, ich möchte doch noch öfter Privatbriefe schreiben, und daß man das einigermaßen erwartete, besonders der Erbprinz. Ich sollte mich eigentlich hierauf nicht einlassen, weil es unnöthig und unrichtig ist, auf Neuigkeitskrämereien hinausläuft, die man nicht treiben muß: wenn Andere es thun, so geht mich das nichts an. Vielmehr muß man die Fürstlichkeiten daran gewöhnen, die Sache ernsthaft zu fassen, und daß die jetzigen politischen Angelegenheiten, also auch die Nachrichten davon, nicht zum Amusement dienen können noch sollen. Ob die Berichte ihren Beifall haben oder nicht, ist so lange gleichgültig, als sie selbst nicht den richtigen Gesichtspunkt erfaßt haben. Nun könnte ich zwar noch außerdem einige andere Neuigkeiten melden, allein das ist nicht gut und zieht gerade vom Wichtigen ab. Auch habe ich dazu weder Zeit

noch Lust. Daß Lützow sich in eine solche Correspondenz mit dem Erbprinzen eingelassen, darin mag er in seinem Verhältniß nicht Unrecht haben; ich habe aber denn doch nicht die Absicht, ihn nachzuahmen. Wenn ich auch Manches, was nicht für Berichte paßt, schreiben könnte, so kann man hierin doch nicht vorsichtig genug sein; denn Anekdoten und Personalien interessiren meistens mehr als die Sachen selbst. Trotzdem will ich den Leuten zu Gefallen schreiben, was ich sagen kann; und so habe ich denn auch seitdem schon an den Herzog, an den Erbprinzen und Brandenstein Briefe geschickt, an den Erbprinzen erst heute wieder . . ."

Diese kleinen Verdrießlichkeiten, dazu der Unmuth über den schleppenden Gang der Congreßgeschäfte, schließlich noch ein Wohnungswechsel, der mancherlei Unbequemlichkeiten mit sich führte, trübten öfter Plessen's Stimmung.

„Dein letzter Brief," schrieb er am 25. Februar, „hat mich durch alle die gütigen und liebreichen Mittheilungen, die Du mir darin gibst, auf ein paar Stunden zu Dir hin versetzt und mir dadurch ein Gefühl verschafft, dessen ich zu meinem Trost recht sehr bedarf. Du kannst Dir nicht oft genug sagen, daß ich gewiß ebenso sehr wie Du meine baldigste Rückkehr wünsche, und daß es mir doch eigentlich schlechter geht als Dir, indem ich eine so lange Zeit mich ganz verlassen fühlen muß von Allem, was mich liebt und wahrlich in keinen angenehmen Verhältnissen. Durch die Länge der Zeit wird dies aber nur noch fühlbarer. Warum preisest Du denn hierin die Männer um so viel glücklicher als die Frauen? Es frischt wohl auf, sich eine Zeit lang in einen neuen Kreis unter andere Menschen versetzt zu sehen, aber mit *meinen* Gesinnungen fühlt man sich gerade hier für die Dauer doch sehr isolirt . . . Sonderbar, daß Du zu glauben scheinst, als sagte ich über die Dauer meines Aufenthaltes nicht Alles, was ich denke, und zwar um Dich zu schonen. Ich habe Dir schon früher erklärt, was diese stete Ungewißheit veranlaßt, und daß man für den Augenblick immer nur die nächste Zeit übersehen kann. Es ist mir nicht eingefallen, Dir dabei etwas verschweigen zu wollen. Möglich, daß ich mir immer schmeichle, es werde besser gehen, und zwar so, wie es eigentlich gehen sollte."

Der schriftliche Gedankenaustausch der beiden Ehegatten war ein sehr offener und intimer. Frau von Plessen theilte ihre kleinen häuslichen Sorgen und Erlebnisse dem fernen Hausvater mit. Er mußte dann rathen, anordnen, beschwichtigen; aber er wollte auch von allen diesen Dingen unterrichtet sein und forderte seine Frau geradezu auf, sich nicht durch die Rücksicht auf die großen Verhältnisse, in denen er sich bewegte, von der Schilderung des kleinstädtischen Lebens in der Heimath abhalten zu lassen. Er wollte nach wie vor an ihren Erlebnissen Theil nehmen. Die Fragen der Kindererziehung, der Wirthschaftskasse und der Dienstbotenverhältnisse wurden dabei ebenso eingehend erörtert, als die Einzelheiten des Ludwigsluster Hoflebens. Das Letztere mochte nicht immer frei sein von kleinen Intriguen und persönlichen Rancunen. Mit Bezug darauf bemerkte Plessen in einem seiner Briefe:

„Es ist eine gute Regel, liebste Sophie, daß man die gewöhnlichen Dinge ebenso wie die Alltagsmenschen nicht zu ernst nehme und in keiner Hinsicht zu viel aus ihnen mache, möge es sich nun auf ihr Gerede oder auf ihr Thun und Treiben beziehen. Diese Regel wird besonders eine goldene in unsern Ludwigsluster Verhältnissen. Es ist eigentlich einerlei, wie die Menschen dort die Ereignisse oder ein von Andern beobachtetes Verfahren auffassen. Man muß ihnen nur bestimmt, aber ruhig darthun, wie sie es anzusehen haben. Ich meinerseits frage nicht viel nach der Meinung oder gar nach dem Wohlwollen mancher Leute, weil ihre Ansicht doch nicht aus lauterer Quelle entspringt.

Dagegen sind sie wiederum weniger schlimm als sie Dir zuweilen erscheinen, sondern nur engherzig, beschränkt und egoistisch — die currenten Fehler unseres Zeitalters — und das von den höchsten Kreisen der europäischen Politik an bis auf die unseres Höfleins und Hauptstädtchens. Aber wenn wir einen weiteren Gesichtspunkt haben, so wollen wir es doch gleichmüthig ertragen und uns nicht dadurch verdrießen lassen. Das nur, mein liebes Kind, ein Stück von meiner Lebensphilosophie! —"

Ein anderes Mal, als die Nachrichten von Napoleon's raschem Vormarsch überall Bestürzung und Unruhe verbreiteten, warnte Plessen seine Frau vor Kleinmuth und Verzagtheit. Er bedauerte, daß der Krieg nothwendig sei, war aber völlig überzeugt von dem Siege der deutschen Waffen.

„Auch hier in Wien," schrieb er, „ist die Menge sehr unglücklich über den Krieg und sehnt sich nach Frieden; manche sind von panischem Schrecken ergriffen. Die Furcht ist, wie Du weißt, eine schlimme Leidenschaft: also wollen wir mit solchen Leuten und dem Unfug, den sie in ihrer aufgeregten Stimmung anrichten, nicht rechten. Man sollte eigentlich versuchen, dies Benehmen nur von der lächerlichen Seite aufzufassen."

In einem späteren Briefe kam er noch einmal auf seine amtliche Berichterstattung zurück:

„In letzter Zeit habe ich an alle Welt daheim eigenhändige Schreiben gerichtet, wiewohl dies eine bloße Höflichkeit ist, die man mir bei allen übrigen Quälereien sehr wohl erlassen könnte. Die Berichte müssen Alles enthalten, was zur Sache gehört. Die müssen die Leute studiren. Alles übrige Geschreibe führt nur zu Anekdotenkram oder voreiligen Nachrichten; davon muß man sie zurückbringen. Glaube mir, es ist bloße Eigenliebe und Eitelkeit, welche geschmeichelt sein will. Jeder möchte etwas Besonderes haben. Nun kennst Du aber meine Nachgiebigkeit, mit der ich anderen Leuten gern einen Gefallen erweise. So habe ich denn auch schon nebenher viele Privatbriefe geschrieben und will es weiter thun. Niemand kann aber fleißiger und sorgsamer alle interessanten Nachrichten sammeln und liefern als ich hier in meinen Berichten. Die anderen Gesandten kommen oft und erkundigen sich bei mir. Ich habe auch eine Menge interessanter und geheimer Stücke eingeschickt. Du siehst also, daß es lächerlich ist, wenn man sagt, ich gäbe nicht genug Nachrichten. Freilich Kinkerlitzchen mag ich nicht schreiben, und ich habe dem Erbprinzen letzthin auch etwas davon merken lassen.

Uebrigens habe ich hier gar nicht so viel Zeit übrig, wie man daheim zu glauben scheint. Ich muß mich täglich hier gewaltig in Bewegung setzen, Besuche machen und annehmen, nur um jeden Tag zu wissen, was vorgeht, es zu berichten und zu verfolgen. Diese Berichte kosten manche Mühe, die man ihnen nicht ansehen mag; und dann muß man auch suchen so viel als thunlich zu wirken. Lesen muß ich hier auch allerlei Politisches, was ich sonst ungelesen lassen würde."

In einem andern Briefe heißt es:

„Es ist mir angenehm gewesen, daß Du durch die vortheilhaften Nachrichten über meine hiesigen Verhältnisse eine Freude gehabt hast; nur laß Dir dieselbe ein anderes Mal nicht durch das Urtheil Solcher, die es anders ansehen, verderben. Darauf kommt ja nicht viel an, wenn ich gleich gestehe, daß etwas Contenance dazu gehört, um den Gleichmuth nicht zu verlieren. Allein man stößt überall auf solche Menschen und erwehrt sich vergebens der Mißgunst.

Vielleicht war es die Wirkung dieser übrigens nicht nachhaltigen Verstimmungen, daß Plessen noch im letzten Monat seines Wiener Aufenthalts von der Gelbsucht befallen wurde. Sie trat zum Glück nur leicht auf; nach Verlauf von sechs Tagen konnte er sich wieder allen Geschäften widmen. Es war dies gerade in der Zeit, als die deutschen Angelegenheiten berathen wurden und seine Thätigkeit am stärksten in Anspruch genommen war. Plessen hatte den berühmtesten Arzt Wiens, Dr. Malfati, consultirt, welcher auch den Fürsten Ligne in seiner letzten Krankheit behandelt hatte und in den ersten Häusern Wiens verkehrte. Malfati war ein liebenswürdiger, geistreicher Mann und in manche Geheimnisse der Congreßpolitik eingeweiht. Plessen, der seinen Umgang auch außer der ärztlichen Behandlung pflegte, erfuhr durch ihn mancherlei. Seit dem Eintritt der Fasten hatten die großen Festlichkeiten aufgehört. Man sah die Monarchen jetzt seltener in den Salons, die für einen kleineren Kreis von Vertrauten nach wie vor geöffnet blieben. Allmälig begann die mildere

Jahreszeit auch die Fremden ins Freie zu locken, und Plessen machte mit anderen Collegen häufig Ausflüge in die reizvolle Umgebung Wiens. Die freien Abende brachte er meistens in den Salons Taxis, Rechberg und Bernstorff zu. Gegen Ende Mai verließen die gekrönten Häupter den Congreßort. Der König von Dänemark reiste am 15. ab, der Kaiser von Rußland am 26., König Friedrich Wilhelm an demselben Tage und Kaiser Franz am 27. Die drei alliirten Monarchen begaben sich zu ihren Armeen, König Friedrich Wilhelm auf dem Umweg über Berlin, wo er einige Tage verweilte. Die Abreise der Kaiser und Könige war das Signal zum Aufbruch für die andern Fürsten, für die Mediatisirten und alle Diejenigen, welche die Unterzeichnung der Bundesakte noch zurückhielt. Der große Schwarm der Fremden, Congreßbummler, Bittsteller und Schmarotzer stob nach allen Richtungen auseinander, und das Treiben in den Straßen Wiens nahm wieder seinen alltäglichen, spießbürgerlichen Charakter an. Plessen hatte Alles zur Abreise vorbereitet, um dieselbe gleich nach Erledigung der letzten, dringenden Geschäfte antreten zu können. Am 13. Juni bestieg er den Reisewagen und traf am 23. in Ludwigslust ein. Sein Weg führte ihn über Prag, Jung-Bunzlau, Zittau und Herrenhuth, wo er eine dort lebende ältere Verwandte seiner Frau, die Generalin Baranow, geb. Campenhausen, besuchte.

In den lauen Sommernächten dieser Fahrt schweifte sein Geist zurück auf die jüngst erlebten ereignißvollen Monate. Wäre Plessen den Regungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit zugänglich gewesen, so hätten seine persönlichen Erfolge in Wien ein Gefühl der Befriedigung bei ihm zurücklassen können. Aber bei diesem tief angelegten Charakter überwog das Sachliche stets das Persönliche. Und sachlich erschien ihm das Ergebniß des Congresses, soweit es die deutschen Angelegenheiten betraf, durchaus unzulänglich. Er theilte nicht die Ansicht vieler Optimisten, welcher Gentz in einer rückschauenden Betrachtung des „Oesterreichischen Beobachters" Ausdruck verliehen hatte, und die in dem Satz gipfelte, daß man die Leistungen des Congresses nicht nach dem Maßstab dessen zu beurtheilen habe, was hätte erreicht werden können, sondern nach dem, was thatsächlich erreicht worden, und dies sei schon so erhaben und gewaltig, daß man nur mit Dank und Bewunderung zu den Männern aufblicken könne, die bei dem großen Werk mitgewirkt hätten. Nein, die Wünsche und Forderungen des mecklenburgischen Staatsmannes und deutschen Patrioten gingen weiter, und bereits in jenen Reisetagen beschäftigte ihn der Gedanke, wie die Unvollkommenheiten der Bundesakte in der demnächst zusammentretenden Bundesversammlung zu ergänzen und auszugleichen seien.

Aber Andere dachten anders über ihn als er selbst. Es war jedenfalls sehr eigenthümlich, daß ein Diplomat in einer so wenig hervorragenden Stellung und bei dem bescheidenen Auftreten Plessen's während der bewegten Congreßzeit und mitten in dem Gewühl wichtiger politischer Fragen und wirr sich kreuzender Interessen, daß er in diesem Gemenge von Eigennutz, Intrigue und seichtem Salongewäsch die Aufmerksamkeit gerade der bedeutenderen und maßgebenden Staatsmänner auf sich zog. Es muß in seinem Wesen und in seiner Unterhaltung Etwas gelegen haben, was mehr noch als seine sachlich gefaßten

Berichte und schriftlichen Aufzeichnungen den Stempel einer ungewöhnlich hohen Begabung trug. Es liegen dafür zahlreiche Belege vor, die von seiner Familie gesammelt und aufbewahrt sind.

So äußerte sich in jener Zeit Graf Nesselrode nach einem vorliegenden Brief dahin, daß Plessen seiner Ansicht nach ganz dazu geschaffen sei, „d'être à la tête des grandes affaires des plus grands cabinets, que son influence y serait des plus heureuses et que l'élévation de son âme ressemble à la noblesse et loyauté de son cœur".

Graf Münster schrieb einmal: „Plessen ist ein seltener Mensch; er vergißt sich stets, Andere nie, deshalb kann ihn der Ehrgeiz auch nicht verschlingen," und der durch seine historischen Schriften wie durch seine wechselvolle, politische Laufbahn bekannte Freiherr von Hormayr entwarf das nachstehende Bild: „Herr von Plessen ist ein Edelmann, wie man ihn in den Zeiten von Franz von Sickingen wohl fand. Aber jetzt begegnet man etwas so Vollkommenem nicht mehr. Er ist mir immer vorgekommen wie ein ganz rein gestimmtes Instrument; man mag anschlagen, wo man will, immer klingt es rein, und das gibt eine Harmonie in dem ganzen Mann, wovon Jeder angesprochen wird, und die einen tiefen, nie zu verlöschenden Eindruck hinterläßt. Fürst Metternich ist von diesem klaren, reinen Geiste unwiderstehlich angezogen worden, und wenn ich mich so ausdrücken darf, in Respect erhalten, was bei ihm viel sagen will."

Es war begreiflich, daß solche Urtheile, die auch ihren Weg nach Mecklenburg fanden, das Herz der Gattin dessen, dem sie galten, mit Stolz und Freude erfüllten. In dem letzten Brief, den Frau von Plessen im Juni 1815 noch an ihren Mann vor dessen Abreise von Wien richtete, schrieb sie:

„Wenn Dein dortiger Aufenthalt auch manche Widerwärtigkeiten für Dich nach sich gezogen, so ist er Dir doch zum wahren und bleibenden Vortheil gewesen, da Du bei der Gelegenheit gekannt und allgemein geschätzt und geachtet worden bist. Davon haben wir auch hier, von manchen Orten her, Vieles gehört und erfahren, was ich Dir mündlich, wohl mehr zu meiner als zu Deiner Freude mittheilen will, da Du nicht viel auf Alles dies hältst und was dafür gibst. Indessen glaube ich doch, daß es Dir nicht ganz gleichgültig sein kann, eine allgemein anerkannt ausgezeichnete Rolle durch eigene, persönliche Verdienste gespielt zu haben. — Daß man Dir dort Gerechtigkeit widerfahren läßt, wundert mich übrigens viel weniger, als daß auch hier im Lande Du und Deine Verdienste anerkannt und laut gerühmt werden, wie dies nicht nur von Einzelnen, sondern auch bei den Landesversammlungen öffentlich geschehen sein soll." (Dies war in der That der Fall. Später, auf dem Landesconvent zu Rostock, wurde am 12. December 1815 der Dank der Stände für die von Plessen in Wien bewiesene Fürsorge für die Erhaltung der alten, vaterländischen Verfassung in das Protocoll aufgenommen und der engere Ausschuß beauftragt, den Gefühlen der Versammlung in einem, die Verdienste des Ministers anerkennenden Schreiben Ausdruck zu geben.) „Der Herzog gehört zu denen Vielen, die Dich mit unaussprechlicher Ungeduld zurückerwarten. — Er ist in der That Dein wahrer und immer gleichgesinnter Freund, das muß ich Dir aufrichtig gestehen und ich kann nicht anders als mit Rührung sagen, daß er auch während Deiner ganzen Abwesenheit sich gegen mich auf das Allerhübscheste benommen. Wenn ich Dir die Details davon mündlich mittheile, so weiß ich, daß Dir dies selbst wohlthun und gefallen wird. — Seine Reise nach Doberan hat er bis zum 1. Juli aufgeschoben, um Dich noch hier zu sehen und einige Tage wenigstens mit Dir zuzubringen."

Während Plessen sich auf der Heimreise befand, fiel auf dem Kriegsschauplatz bei Waterloo die Entscheidung. Das mecklenburgische Contingent, welches

durch einen noch zu Wien am 27. April abgeschlossenen Accessionsvertrag zur Verfügung der Alliirten gestellt war, trat diesmal auf besonderen Wunsch des Herzogs unter preußischen Oberbefehl. Am 8. Juli trat die Brigade, wieder unter dem Commando des Erbprinzen, in der Stärke von 115 Officieren und 3152 Mann ihren Marsch nach Frankreich an, gelangte über Minden, Köln und Jülich in die Nähe der Festung Montmedy und betheiligte sich an der Blockade dieses Platzes, sowie später an der Belagerung und Einnahme der Festung Longwy. Diese Campagne bot den mecklenburgischen Truppen wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Die gelieferten Scharmützel waren unbedeutend. Auf dem Rückmarsch erhielt der Erbprinz ein Commando über verschiedene deutsche Contingente, die er bis an den Rhein zu führen hatte. Gern wäre er den Truppen vorausgeeilt; denn ihn drückte die Sorge um seine Gemahlin, deren Gesundheitszustand ernste Besorgnisse einflößte. In dieser Stimmung schrieb er an Plessen:

„Villers la Montagne, den 21. October 1815. — Mein lieber Freund! — Sie haben mich freilich ganz vergessen und lassen nichts von sich hören, ich liebe Sie aber dennoch treu und will hoffen, daß bloß des Staates Wohl es macht, daß Sie keinen Augenblick für mich finden können. Zu allererst von häuslichen Dingen. Ich fange an, wieder in großer Angst um meine Frau zu sein. Sie erklärt sich freilich nicht deutlich, allein ich fürchte, es ist wieder übler mit ihr. Sie redet von fieberartigen Erregungen des Abends, von Anträgen, die man ihr macht, den Winter in einem warmen Lande zuzubringen. Sie können sich meine Angst denken. Ich bitte Sie, lassen Sie doch den Doctor kommen, fragen Sie ihn aufs Gewissen, ob die Reise nöthig ist; sagt er ja, so thun Sie doch Alles in der Welt dazu, damit meine Frau sich dazu entschließt. Geld werden Sie wohl vorschießen können; Alles, was ich habe, setze ich zum Unterpfand, es wieder zu erstatten. Die Reise ist mir freilich ein Greuel, allein hängt die Erhaltung meiner Frau davon ab, so kann keine Wahl stattfinden. Was sollte aus mir und meinen Kindern werden, wenn ich sie verlöre!"

Plessen unterzog sich dem Auftrag. Allein zu einer Reise nach dem Süden war es zu spät. Durch seine Frau, welche der Erbprinzessin sehr nahe stand und täglich einige Stunden im Schloß zubrachte, wußte er bereits, daß der Zustand ein hoffnungsloser war. Als solchen mußte ihn auch der unglückliche Gatte erkennen, als er Ende November mit seinen Truppen nach Mecklenburg zurückkehrte. Caroline Louise verschied am 20. Januar 1816. Plessen betrauerte die edle Fürstin tief. Sie hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß in der fürstlichen Familie und auf den Ton bei Hofe ausgeübt, und ihr Tod hinterließ in jeder Hinsicht eine schmerzliche Lücke. Allein Plessen hatte nicht lange Zeit, sich Betrachtungen über die künftige Gestalt der Hofverhältnisse hinzugeben. Seiner harrte eine neue und verantwortungsvolle Aufgabe. —

Nachdem die Kriegsarbeit beendet war und das Pariser Friedenswerk die großen Fragen der europäischen Politik geregelt hatte, richtete sich in Deutschland das Interesse aller Patrioten auf die Organisation der Bundesverhältnisse, deren erste Lebensäußerung in der Frankfurter Bundesversammlung zu Tage treten sollte. Aber die Geduld Derer, die eine baldige Eröffnung der Verhandlungen erwarteten, wurde auf eine harte Probe gestellt. Zu ihnen gehörte auch Plessen. Daß er seine Regierung auf dem Bundestage vertreten werde, stand von vornherein fest. Eine in gleicher Weise geeignete Persönlichkeit wäre auch gar nicht zu

finden gewesen. Nach vorheriger Uebereinkunft mit dem Strelitzer Hofe wurde er am 7. October 1815 zum Gesandten am Bundestage für beide Großherzogthümer Mecklenburg ernannt. Diese gemeinsame Vertretung durch einen Bevollmächtigten blieb auch später während der ganzen Dauer des deutschen Bundes in Bestand.

Der Winter 1815—16 verging, ohne daß die Versammlung sich constituirte. Die Neigung zu einer Verschleppung trat namentlich in dem Verhalten der beiden Großmächte schon von Anfang an deutlich zu Tage. Einige Gesandte der Mittelstaaten fanden sich nach und nach in Frankfurt ein, aber die Cabinette in Berlin und Wien zögerten noch mit der Beschickung. Die zum Theil sehr verwickelten Gebietsaustausche boten dazu den willkommenen Vorwand. Im Frühjahre 1816 waren indessen die meisten derselben erledigt, und man glaubte die Eröffnung der Sitzungen nahe bevorstehend. Auch Plessen machte sich nun auf den Weg und traf gegen Ende April in Frankfurt ein. Der Entschluß zur Abreise war durch Privatschreiben einiger schon am Sitzungsort befindlicher Collegen beschleunigt, welche seine Anwesenheit herbeiwünschten, um dem schon vor Beginn der Verhandlungen dort auftretenden Intriguenspiel durch seinen Einfluß zu begegnen. Der für Holstein ernannte, dänische Gesandte, Baron Eyben, namentlich drängte zum Kommen. Er schrieb, die Gesandten der Kleinstaaten wollten durchaus, ohne das Eintreffen der Vertreter Oesterreichs und Preußens abzuwarten, in vorbereitende Berathungen eintreten, um eine Pression auf die größeren Cabinette auszuüben, und nur Plessen werde im Stande sein, sie von diesem nutzlosen Vorhaben abzubringen. Kam es auch nicht zu solchen Demarchen, so war doch die Stimmung, die Plessen in Frankfurt vorfand, eine wenig erfreuliche Eifersucht gegen die Großen, Mißachtung der Kleinen, ängstliches Festhalten an den Prärogativen der Souveränität, alles das machte sich mehr geltend, als die Neigung, an der Ausgestaltung des Bundeswerks thätigen und opferfreudigen Antheil zu nehmen. Nicht so unser Mecklenburger. Er nahm seine Mission durchaus ernst. Er kam nach Frankfurt mit dem festen Glauben an die Möglichkeit eines einheitlichen Zusammenwirkens und dem ehrlichen Vorsatz, seine Kräfte in den Dienst der allgemeinen deutschen Sache zu stellen. Seltsam genug verband sich mit seinem im Dienst der alten Diplomatenschule anerzogenen Formalismus ein gewisser großdeutscher Zug, der nicht ohne idealen Anflug war und in den Berichten der nächsten Jahre häufig zu Tage trat. Wenn er unter der Einwirkung der Regensburger Traditionen und der Wiener Erlebnisse den Kaiserhof für den allein berechtigten und am meisten befähigten Führer des Bundes ansah, auf die Ehrlichkeit der österreichischen Absichten vertraute und den Fürsten Metternich für den einsichtsvollsten Staatsmann seiner Zeit hielt, so waren das Täuschungen, die er mit den meisten seiner Collegen und selbst mit den Leitern der preußischen Politik theilte. Fürst Hardenberg hatte, ungeachtet des Ränkespiels auf dem Congresse und der unverhüllten Feindseligkeit beim Abschluß des zweiten Pariser Friedens, die geheimen, undeutschen Ziele der österreichischen Hauspolitik nicht erkannt. Auch in seinem Debut am Bundestage war das Berliner Cabinet nicht glück-

lich. Nachdem Freiherr vom Stein den preußischen Gesandtschaftsposten ebenso wie kurz zuvor den österreichischen Präsidialposten ausgeschlagen hatte, weil er sich weder zu Hardenberg noch zu Metternich in eine abhängige Stellung begeben wollte, war die Wahl des Königs auf den bisherigen Gesandten am kurhessischen Hofe, Herrn von Hänlein, gefallen. Auch Graf Buol-Schauenstein, dem die Präsidialgeschäfte übertragen wurden, war zuletzt Gesandter in Cassel gewesen. Er traf am 21. Mai in Frankfurt ein, sein preußischer College erst am 29. Juni. Das Beisammensein der zwei ehemaligen Casseler Amtsgenossen dauerte aber nur wenige Tage. Hänlein übergab dem Präsidialgesandten ein Memoire und reiste dann wieder ab, um Vorbereitungen für seine definitive Uebersiedelung zu treffen. Dieses Memoire nun, von dessen Inhalt Graf Buol Herrn von Plessen und einigen andern Gesandten Kenntniß gab, drohte einen ernsten Conflict heraufzubeschwören. Preußen verlangte darin eine Art von Condirectorium oder doch eine Vertheilung der Directorialgeschäfte dergestalt, daß Oesterreich zwar der Vorsitz mit wesentlichen Attributen zufallen, Preußen aber gleichsam die Stelle des vormaligen Erzkanzlers einnehmen, das Protokoll führen, die Beschlüsse ausfertigen und ein zweites Archiv aller in duplo zu vollziehenden Actenstücke in Verwahrung haben solle. Preußen meinte ferner, daß andere Materien, Kassenwesen und Polizei, auch noch einer dritten Macht zugetheilt werden könnten; es vermöge aber nicht zuzugeben, daß alle diese Befugnisse unter dem Präsidio von Oesterreich allein vereinigt würden. Graf Buol erklärte sogleich, daß Oesterreich auf diese Vorschläge niemals eingehen werde; es erblicke darin einen Akt des Mißtrauens und der Zurücksetzung und müsse im Fall irgend einer Beschränkung seiner Präsidialbefugnisse auf den Vorsitz verzichten.

„So entsteht denn," schrieb Plessen am 2. Juli, „gleich beim ersten Zusammentreffen der beiden großen deutschen Mächte eine Schwierigkeit, die für das Wesen des Bundes gefährlich ist und noch andere nach sich ziehen wird. Indessen frägt es sich hierbei weniger, was Recht ist, als welches Benehmen zu beobachten sein wird, um jeden Zwiespalt gleich im Entstehen möglichst zu vermeiden. Die Bundesacte gibt in Art. 5 den Vorsitz an Oesterreich, ohne dessen Befugniß allerdings näher zu bestimmen, aber einige derselben gehen doch unmittelbar aus der Sache hervor. Politisch kommt noch in Betracht, daß, je mehr man die Befugnisse dieses Präsidii verstärkt, desto mehr auch die so nöthige und bis jetzt nur in schwachen Umrissen bezeichnete Einheit im Bunde befördert wird, während jede Vertheilung solcher Befugnisse, wenn auch durch den Schein gleicher Rechte begünstigt, unvermeidlich zu einem Dualismus führt oder doch den Mangel an Zusammenhang bestehen läßt. Auf der anderen Seite ist jedoch eine gewisse Rücksicht und Schonung für Preußen bei dessen Ansprüchen zu beobachten, um ihm nicht sogleich alles eigene Interesse am Bunde zu nehmen, sondern die Aussicht nützlicher Wirksamkeit zu eröffnen."

Plessen sprach sich in diesem Sinne auch gegen Herrn von Hänlein aus und schlug vor, die Angelegenheit in die Präliminarconferenzen zu verlegen, diese aber ohne Zögern zu eröffnen. Er fand es der Würde der Regierungen nicht entsprechend, wenn ihre Vertreter Monate lang müßig an dem Versammlungsort weilten und nicht einmal zur Constituirung des Bundestags gelangen könnten. Aber dieser Akt wurde aufs Neue vertagt. Der Inhalt des preußischen Memoires war auch direct von Berlin nach Wien mitgetheilt und zwar, wie es scheint, in streng vertraulicher Form. Metternich äußerte sich nun sehr entrüstet darüber, daß ein Antrag Preußens, dessen Geheim-

haltung ihm empfohlen war, in Frankfurt ganz offen von den Gesandten besprochen werde. Seine Ablehnung war so kategorisch und die Aufforderung an Hardenberg, sich über den Vorfall zu erklären, so gereizt, daß man sich in Berlin nicht anders als durch ein Desavouiren des Hänlein'schen Verhaltens zu helfen wußte. Es wurde beschlossen, an seiner Stelle den ehemaligen Minister, Grafen von der Goltz, nach Frankfurt zu entsenden. Weil dieser aber die Kur in Karlsbad gebrauchte und vor dem Herbst nicht in Frankfurt eintreffen zu können erklärte, so wurden die Functionen des Bundestagsgesandten provisorisch dem Freiherrn von Humboldt übertragen, welcher als Mitglied der aus ihm, Wessenberg und Anstett bestehenden Territorialcommission sich schon seit längerer Zeit in Frankfurt aufhielt. Graf Buol, der mit Humboldt nicht zum Besten stand, und dem das Provisorium überhaupt unbequem war, suchte nun wieder die unerledigten Territorialfragen hervor, um durch diesen Vorwand die Eröffnung der Sitzungen bis zum Eintreffen des Grafen Goltz zu verschieben. Die andern Gesandten, welche dies merkten, waren unangenehm berührt, und es gab neue Verstimmungen. Die meisten gingen auf Urlaub. Auch Plessen begab sich auf einige Wochen nach Baden-Baden. Dort traf er häufig mit dem Könige von Bayern zusammen, der von seinem Sohn, dem Kronprinzen Ludwig begleitet war, und erhielt Kenntniß von einem Plan, welcher den Mangel an Einheitsgefühl, der an manchen mitteldeutschen Cabinetten bestand, in recht trauriger Weise veranschaulichte. Der König von Württemberg erschien plötzlich in Karlsruhe, sandte von dort seinen Minister, Grafen von Wintzingerode, und ließ den König von Bayern zu einer Zusammenkunft einladen, um sich mit ihm und dem Großherzog von Baden über eine wichtige geheime Angelegenheit zu besprechen. Es handelte sich um einen Sonderbund der drei süddeutschen Staaten, zu welchem auch Darmstadt und Nassau der Beitritt angeboten werden sollte. Zweck der Separatconvention war zunächst die Einführung gleichmäßiger Territorialverfassungen, sodann aber auch Uebereinstimmung in der Haltung am Bundestage, Einvernehmen betreffs der Abstimmung und gegenseitige Garantie des Besitzstandes. König Max Joseph ging aber auf den Vorschlag nicht ein, wich der Einladung des Württembergers aus und sandte später Montgelas nach Stuttgart, um seine Ablehnung zu motiviren. Plessen war durch das Scheitern des Projects wesentlich beruhigt, denn er hatte befürchtet, daß dessen Zustandekommen zu Gegenbündnissen andrer Gruppen geführt haben würde. Jedoch sah er ein Wiederholen ähnlicher Bestrebungen voraus. Die süddeutschen Staaten, meinte er, hätten nicht nur in vielen Fragen ein gemeinsames Interesse, wie z. B. in der Sache der Mediatisirten, in der Abneigung gegen das Bundesgericht ꝛc., sondern es zeige sich bei ihnen auch eine gewisse Tendenz zum Absolutismus, die man bei den norddeutschen Mittelstaaten Sachsen und Hannover nicht antreffe. Sie wären deshalb stets in Besorgniß, daß der Bund ihre absoluten Machtvollkommenheiten in der innern Landesverwaltung irgendwie beschränken könne, und es sei vorherzusehen, daß sie in dieser Hinsicht bei den demnächstigen Berathungen manche unerwünschte Schwierigkeit erheben würden.

Die Monate August und September verstrichen in unthätigem Warten. Plessen berichtete über häufige Besprechungen mit Buol und Humboldt, die er

einander zu nähern suchte. Beide lasen ihm ihre Instructionen und Berichte vor, und es ist merkwürdig, wie rasch es ihm immer gelang, in allen Verhältnissen das besondere Vertrauen gerade der maßgebendsten Persönlichkeiten zu gewinnen. Endlich traf aus Wien die Nachricht ein, daß die Eröffnung des Bundestages nach dem 15. October erfolgen könne. Buol, dem Humboldt's Betheiligung daran unlieb war, wußte aber trotz Plessen's gegentheiliger Bemühungen den Termin auf den 4. November hinauszuschieben, und dies ward nun in der Presse verkündigt. Im Laufe des October hatten vorher noch mehrere Präliminarconferenzen stattgefunden, die sich mit der Geschäftsordnung, dem Verhältniß des Bundestages zur Stadt Frankfurt und ähnlichen Fragen beschäftigten. In der ersten dieser Sitzungen (am 1. October) wurden die Beitrittserklärungen von Württemberg und Baden vorgelegt, welche bekanntlich die Bundesacte nicht mit unterzeichnet hatten. Die Motivirung des verspäteten Beitritts in der württembergischen Erklärung hätte wohl zu Entgegnungen Anlaß geboten, doch beschlossen die Gesandten Oesterreichs und Preußens, über die Form hinwegzugehen, weil doch die Thatsache des Beitritts vorliege. Die wenig bundesfreundliche Haltung Württembergs zeigte sich auch darin, daß dem Gesandten, Freiherrn von Linden, der ausdrückliche Befehl des Königs zuging, von der Eröffnungssitzung des 5. November fern zu bleiben. Nun starb zwar König Friedrich am 30. October, und der von seinem Sohn, König Wilhelm, ernannte Nachfolger Linden's, Staatsminister von Mandelslohe, erhielt Befehl, sogleich nach Frankfurt abzureisen. Er konnte aber nicht mehr rechtzeitig dort eintreffen, und die Eröffnung vollzog sich ohne Beisein des württembergischen Vertreters. Sie war übrigens sehr feierlich. Die Gesandten fuhren in ihren Staatscarossen und in großer Gala nach dem Taxis'schen Palais in der Eschenheimer Gasse, welches fortan fünfzig Jahre hindurch der Versammlungsort des Bundestages blieb. Die Garnison bildete Spalier. Von einer religiösen Vorfeier war abgesehen worden, weil man sich im Hinblick auf die Verschiedenheit der Confessionen über Ort und Form nicht einigen konnte. Die Ansprache, welche Graf Buol halten sollte, war ihm von Wien im Wortlaut zugeschickt. Er fand sie aber zu lang und las nur den letzten Absatz vor, der den salbungsvollen, wohlwollenden Ton des Metternich'schen Kanzleistils verrieth und durch Gentz mit einigen rhetorisch effectvollen Wendungen ausgestattet war. Hierauf sprach Humboldt, welcher den am 3. angekommenen, aber gleich an der Gicht erkrankten Grafen Goltz noch vertrat. Die österreichischen und preußischen Zusicherungen eines gleichen Rechts für Alle wurden mit Befriedigung aufgenommen. Einige Gesandte, darunter auch Plessen, drückten dies in gedrängter Kürze aus: nur der redselige Gagern, der die Niederlande für Luxemburg vertrat, ließ sich die Gelegenheit nicht nehmen, eine längere Ansprache zu halten. Abends vereinigte der Präsidialgesandte seine Collegen zum Diner und die Frankfurter Gesellschaft zu einem großen Rout.

Die Versammlung war nun constituirt und machte sich mit redlichem Eifer an die Arbeit. Die Gegenstände aber, mit welchen sie sich in den ersten Monaten ihrer Tagung beschäftigte, boten gerade kein spannendes Interesse. Es handelte sich meist um die Regelung von Verhältnissen, die sich noch aus

der Zeit des alten Reiches her schrieben, z. B. um die Reclamation der Mediatisirten, Sustentation der transrhenanischen Bischöfe, die Bezüge der Mitglieder des früheren Reichsgerichts und der westfälischen Staatsdiener ꝛc., ferner um zahllose Bittgesuche und Beschwerden privater Personen, um die Reclamation der Frankfurter Judenschaft gegen die Verfügungen des Senats, endlich um Fragen der Geschäftsordnung und des Kassenwesens. Plessen war Mitglied der drei Commissionen, welche gleich Anfangs November gewählt waren.

1. für die Petitionen und Beschwerden,
2. für die Feststellung der Reihenfolge, in welcher die einzelnen Materien der Bundesacte zu Berathung gelangen sollten,
3. zur Ausarbeitung eines Gutachtens über die Grenzen der Competenz des Bundestages.

In letzterer Hinsicht bestanden bereits erhebliche Meinungsverschiedenheiten, und in der zwölften und dreizehnten Sitzung war es zwischen Plessen und seinen bayerischen Collegen zu einer Auseinandersetzung gekommen über die Grundsätze, auf denen die Competenz der Bundesversammlung zu etabliren sei. Bayern wollte alle diejenigen Gegenstände, die nicht in der Bundesakte ausdrücklich bezeichnet waren, so lange von der Erörterung ausgeschlossen sehen, als nicht durch „organische Bestimmungen" die Befugnisse der Bundesvertretung klar begrenzt seien. Plessen erkannte darin den Versuch, die Thätigkeit des Bundestages gleich von vornherein zu lähmen. Er bekämpfte den Antrag aufs Entschiedenste und setzte es schließlich in der Commission durch, daß ein provisorischer Zustand anerkannt wurde, in welchem auch solche Gegenstände zur Berathung gelangen konnten, welche nach dem allgemeinen Zweck des Bundes und den Grundideen der Bundesakte zur Competenz der Versammlung gehörten. Man bemerke überhaupt, berichtete Plessen, bei der bayerischen Regierung eine gewisse Aengstlichkeit und die Tendenz, den Bund von allen inneren Angelegenheiten der Länder fern zu halten, ihn überhaupt, wenn möglich, auf eine Allianz für auswärtige Angelegenheiten zu beschränken. Der eigentliche Vertreter dieser Ansicht sei Graf Montgelas, der sich auf der einen Seite vor dem Bunde fürchte, auf der anderen sich die Miene gebe, als bezweifle er dessen Dauerhaftigkeit.

Mit dem Sturz dieses allmächtigen Ministers, der wenige Wochen später sein Portefeuille an den bisherigen Bundestagsgesandten Grafen Rechberg abgeben mußte, trat indessen eine Schwenkung in der bayerischen Cabinetspolitik ein und damit zugleich eine wohlwollendere Haltung dem Bundestag gegenüber. Auch die süddeutschen Sonderbundspläne waren inzwischen durch den Thronwechsel in Stuttgart gänzlich zu Fall gekommen. König Wilhelm neigte mehr zu Preußen. Zu Ende December 1816 kam er mit seiner Gemahlin auf einige Tage nach Frankfurt, um sich, wie Plessen meinte, die Verhältnisse und Personen einmal in der Nähe anzusehen, verkehrte viel mit den Diplomaten und sprach sich im Ganzen sehr bundesfreundlich aus.

In den Monaten Februar und März des Jahres 1817 kamen einige wichtigere Fragen zur Berathung; so die über Einführung einer Austrägalinstanz, bestimmt, die Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern im Wege güt-

lichen Ausgleichs zu schlichten, die Garantie der weimarischen Bundesverfassung durch den Bund und die Regelung des Militärwesens. In der letzteren Angelegenheit schienen Oesterreich und Preußen es Anfangs sehr eilig zu haben. Sie beantragten gleich in den ersten Sitzungen, die Organisation des Kriegswesens vorzunehmen, und ernannten jedes einen General zur militärischen Vertretung am Bunde. Bald darauf aber zeigte sich der Wiener Hof unschlüssig. Der General wurde nicht abgeschickt, und Graf Buol suchte mit dem Mangel an Instructionen die Verhandlung hinauszuschieben. In der Frage des Obercommandos und der Eintheilung in Armeecorps war man in Oesterreich unsicher. Preußen seinerseits hatte wohl einen bestimmten Plan, wagte aber nicht, ohne vorherige Verständigung mit dem Kaiserhof, direct damit hervorzutreten, um sich nicht einem ähnlichen Echec wie in der Hänlein'schen Affaire auszusetzen. Den früheren Plan, das deutsche Bundesheer in zwei große Armeeverbände zu theilen und dieselben einem österreichischen bezw. preußischen Feldherrn zu unterstellen, hatte man in Berlin aufgegeben, wünschte aber doch — wie der durch Frankfurt reisende General Wolzogen an Plessen vertraulich mittheilte — den möglichst starken Anschluß kleiner Contingente an die großen Armeen. Bayern wirkte diesem Vorhaben insgeheim entgegen, und Oesterreich fuhr fort, einem offenen Zwiespalt durch Verschleppung auszuweichen. Einiges Befremden erregte es, als Graf Buol seinen Collegen von einem vertraulichen Schreiben des Fürsten Metternich Kenntniß gab, welches die Mahnung enthielt, der Bundestag möge sich doch „eines Drängens in Geschäftssachen und nachtheiliger politischer Reibungen" enthalten. Plessen meinte, ein unziemliches Drängen könne man der Versammlung füglich nicht vorwerfen, und Reibungen hätten bisher nicht stattgefunden. Man könne diese Aeußerungen daher wohl nur als eine Art der Entschuldigung für die von den großen Höfen veranlaßten Zögerungen ansehen. Eine Reibung sollte übrigens wenige Tage später eintreten. Sie hatte einen seltsamen, fast komischen Charakter.

Gegen den Kurfürsten von Hessen, der nach seiner Rückkehr in das Land wieder als der alte Despot auftrat und namentlich mit unerhörter Willkür die in der Jérôme'schen Zeit abgeschlossenen Guts- und Domänenverkäufe einseitig aufgehoben hatte, lagen am Bundestag zahlreiche Beschwerden vor. Eine derselben war in der achten Sitzung von 1817 zum Vortrag gekommen, und der Reclamant, ein Oekonom Hofmann, zunächst an seinen Landesherrn verwiesen mit dem Bedeuten, daß, wenn er dort „wider besseres Erwarten kein rechtliches Gehör finden sollte", er sich aufs Neue an den Bundestag wenden möge. Diese Verfügung erregte den höchsten Zorn des Kurfürsten, und sein Gesandter mußte in der Sitzung vom 13. März eine ihm von Cassel wörtlich zugegangene Erklärung verlesen, die in den schärfsten und unpassendsten Ausdrücken dem Bundestag jedwedes Eingreifen in die Justizpflege seines Landes verwies. Darüber lauter Unwille der Versammlung. Sie beauftragte sofort drei ihrer Mitglieder, darunter Plessen, den Entwurf einer Gegenerklärung aufzusetzen, welche „in ziemlich kräftigen Wendungen" das Ansehen des Collegiums wahrte und den Protest des Kurfürsten zurückwies. Dieses

Schriftstück, das in einer vertraulichen Sitzung unterzeichnet wurde, ging nach Cassel ab, und die Bundesregierungen ertheilten dem Schritt ihre Billigung. Weitere Folgen hatte der Vorgang nicht.

Die Osterferien brachten eine kurze Unterbrechung; dann nahmen die Sitzungen vom 28. April an wieder ihren Fortgang. Graf Buol war in Wien gewesen, brachte eine Menge Instructionen über Einzelfragen mit, und die Berathung einiger derselben kam dadurch vorübergehend in ein etwas rascheres Tempo. Im Ganzen aber erwies sich doch der Geschäftsgang, nachdem nunmehr eine Erfahrung von sechs Monaten vorlag, als ein höchst schwerfälliger. Dieser umständliche Apparat von Vorberathungen, vertraulichen und Commissionssitzungen, die langathmigen Vorträge der Ausschüsse, die nicht minder langen, motivirten Vota bei den Abstimmungen, bei denen jeder Gesandte es für seine Pflicht hielt, sein staatsrechtliches Lichtlein leuchten zu lassen oder der Vorlage einen neuen Gesichtspunkt abzugewinnen, dieser Wust von Bedenken, Einwänden, Verwahrungen und Vorbehalten — Alles das wäre an sich schon genügend gewesen, auch die einfachste Frage zu compliciren. Nun trat aber noch als wesentlich lähmendes Element die Instructionseinholung hinzu, die nicht allein bei der räumlichen Entfernung mehrerer Residenzen (z. B. Wien, Schwerin, Kopenhagen und der Haag) äußerst zeitraubend war, sondern die auch dem kleinsten Höfchen Gelegenheit zur Obstruction oder doch zur Verschleppung gewährte. Die Postverbindung, besonders im Winter, war mangelhaft, und die kleineren Staaten scheuten oft die beträchtlichen Kosten einer Beförderung durch Courier oder Estafette. So ward allmälig und unwillkürlich der Schwerpunkt der Entscheidung in die Vorberathungen oder selbst in die vertraulichen Berathungen, welche die Gesandten unter sich hielten, verlegt, und damit war ebenso sehr dem persönlichen Einfluß angesehenerer und klügerer als auch der Intrigue ränkesüchtiger Mitglieder die Thür geöffnet. Eine Bildung von Gruppen und Coterien fand zwar in diesem ersten Jahre des Beisammenseins noch nicht statt; sie sollte sich aber später um so üppiger entwickeln. Merkwürdig genug waren es vorläufig gerade die beiden Großmächte, deren Auftreten am Bunde den Stempel des Tastenden, Unsicheren trug, während die Mittel- und Kleinstaaten ein bestimmter ausgeprägtes Verfahren in der Wahrung ihrer Rechte oder Ansprüche beobachteten. Die Indolenz des Wiener Hofes wirkte geradezu einschläfernd, und der behutsame Hardenberg, dessen Blicke stets nach Wien gerichtet waren und der den Einfluß Metternich's noch immer nicht abzuschütteln vermochte, trat am Bunde mit der Schüchternheit eines diplomatischen Anfängers auf. Humboldt war ihm schon zu scharf vorgegangen, und der von Gicht geplagte Goltz ganz der Mann des Abwartens und der Zurückhaltung, die der Staatskanzler von dem preußischen Vertreter forderte.

Trotz des gegenseitigen Beobachtens, des steten An- und Rückfragens, des vorherigen Verständigens, womit die Bundesregierungen die Behandlung jeder neuen Frage einleiteten, ehe sie eine noch so allgemein gehaltene Instruction an den Frankfurter Gesandten abgehen ließen, wurden in dem Frühjahrsquartal zwischen den Oster- und Sommerferien doch noch eine Reihe von Fragen

durchberathen und erledigt. Von der Fluth der Privatreclamationen, der Sustentation ehemaliger Reichsgerichtsbeamten, der Pensionirung der Deutsch-Ordensritter ꝛc. können wir absehen, ebenso von den Verhandlungen über die Freizügigkeit aus einem Bundesstaat in den anderen, über Erleichterungen des Getreidehandels ꝛc. Alle diese Verfügungen trugen einen provisorischen Charakter. Auch in der Militärfrage gelangte die Commission, in welcher neben Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover auch Mecklenburg vertreten war, nicht einmal hinsichtlich der Matrikel zu einer principiellen Einigung. Oesterreich war noch unentschieden, ob es Illyrien und sein schlesisches Gebiet, Preußen, ob es Schlesien und die Lausitz in den Verband des Bundesheeres aufnehmen sollte. So legte denn Plessen, der in dieser Frage besonders rührig war, noch kurz vor der Vertagung zwei Bevölkerungstableaux vor, welche jene Ländergebiete einbegriffen bezw. ausschlossen. Die Statistik war damals noch äußerst mangelhaft. Man mußte sich mit den bei den Regierungen befindlichen Staatslisten begnügen. Die mecklenburgischen Staatskalender gaben für Schwerin rund 350000, für Strelitz 76000 Einwohner an [1]). Für ein Bundesheer von 150000 Mann hatte das erstere 1800, das andere 420 Mann zu stellen. Das Contingent erhöhte sich aber für den Fall des Ausschlusses der oben erwähnten Grenzländer auf 1980 bezw. 460 Mann. Das Plenum des Bundestages nahm diesen Doppelentwurf an, um ihn den Höfen vorzulegen und nach den Ferien darüber zu beschließen. Ueber die Eintheilung in Armeecorps wollten sich die beiden Großmächte noch nicht aussprechen. Sie beabsichtigten eine directe Verständigung in Karlsbad, wo im August Metternich und Hardenberg zusammentreffen und auch die zu Bundescommissaren designirten Generale von Steigentesch und Freiherr von Wolzogen anwesend sein sollten. Auch ging das Gerücht von einer Begegnung der drei alliirten Monarchen, und Plessen erwähnte bereits im Juli, daß Aachen als Congreßort für das nächste Jahr 1818 in Aussicht genommen sei. Zur definitiven Beschlußfassung gelangte der Bundestag noch über drei wichtigere Fragen; betreffs der Austrägalinstanz einigte man sich dahin, daß, vorbehaltlich der späteren Errichtung einer permanenten Instanz, die obersten Gerichtshöfe der Bundesstaaten die Schlichtung der Streitigkeiten vornehmen und die bereits vorliegenden entscheiden sollten. Vorschriften über das Verfahren dabei wurden festgesetzt. Der zweite wichtige Beschluß war die Feststellung der Reihenfolge, nach welcher die Materien der Bundesakte vorzulegen und zu berathen seien. Das Plenum nahm den Commissionsentwurf an. Ein dritter regelte die Befugnisse des Präsidialgesandten und das Verhältniß des Bundestages zu den in Frankfurt residirenden auswärtigen Gesandtschaften. Die Cabinette von Wien und Berlin waren ursprünglich gegen die Zulassung einer auswärtigen diplomatischen Vertretung am Bunde gewesen; der preußische Hof hatte sogar im Januar 1817 durch den Gesandten von Schöler in Petersberg den directen Antrag gestellt, Rußland

[1]) Man ließ damals bei der Volkszählung, die von den Pfarr- und Schulämtern vorgenommen wurde, die Kinder unter fünf Jahren außer Betracht und veranschlagte deren Zahl nach einem willkürlichen Procentsatz. Der Staatskalender von 1815 gab 301389 Eingepfarrte und 48611 Kinder unter fünf Jahren.

möchte auf eine Vertretung in Frankfurt verzichten. Dann könnten Frankreich und England auch nicht darauf bestehen. Es sei zu besorgen, daß die Anwesenheit dieser Diplomaten einen ungestörten Verlauf der Verhandlungen beeinträchtige. Kaiser Alexander hatte aber diesen Antrag sehr entschieden abgelehnt mit dem Hinweis, daß es angemessener sei, das Interesse an den Berathungen des Bundestages offen durch Accreditirung eines Gesandten zu bekunden, anstatt sich für Information und Einwirkung geheimer Agenten zu bedienen. Alle anderen Bundesstaaten von Bayern abwärts waren für die Zulassung der fremden Diplomaten, bei welchen sie einen Rückhalt gegen etwaige Uebergriffe der deutschen Großmächte zu finden hofften. Ohne daß die Sache principiell entschieden worden wäre, wurde nun doch ein Regulativ für die Beziehungen und den geschäftlichen Verkehr des Bundestages zum auswärtigen diplomatischen Corps ausgearbeitet und nach längeren Deliberationen am 12. Juni angenommen. Der Präsidialgesandte sollte den Verkehr vermitteln, seine Noten aber nicht „im Namen des Bundes" zeichnen. Bayern hatte ihm — wohl zur Controle — noch einen Ausschuß von drei wechselnden Mitgliedern beigesellen wollen, doch fiel dieser Antrag auf Preußens Veranlassung durch. Eine besonders umständliche Verordnung betraf die Befugnisse des Präsidiums zur zeitweiligen Geheimhaltung von Mittheilungen auswärtiger Mächte. An die Vertreter der letzteren erging nun als erste Lebensäußerung des Bundes ein Notificationsschreiben des Präsidialgesandten, welches die vor circa acht Monaten erfolgte Constituirung der Bundesversammlung zur officiellen Anzeige brachte.

Wäre die Frage der Accreditirung früher geregelt gewesen, so hätte auch eine Reclamation der Hansestädte, betreffend die Streifzüge tunesischer Piraten nach dem Canal und der Nordsee schneller Erledigung gefunden. Die Seeräuber hatten verschiedene deutsche und englische Handelsschiffe gekapert, und die Küstenstaaten waren sehr an der Abstellung dieses Unwesens interessirt. Der Bundestag stellte nun den Grundsatz auf, daß alle Schiffe der Barbaresken, welche sich außerhalb des Mittelländischen Meeres blicken ließen, wie Seeräuber zu behandeln seien. Um demselben Geltung zu verschaffen, war man freilich auf die guten Dienste der westmächtlichen Flotten angewiesen und konnte nichts thun, als die Bundesregierung auffordern, sich mit den Cabinetten von London und Paris direct darüber ins Benehmen zu setzen. Baden knüpfte an diesen Vorfall bereits damals den Antrag auf Gründung einer Bundesmarine, der aber nicht ernst genommen wurde.

War die Machtentfaltung nach außen noch gering, so erwuchs dem Bunde im Innern eine freilich sehr geringfügige Vergrößerung seines Ländergebietes. In einer der letzten Sitzungen vor den Ferien wurde der Antrag des Landgrafen von Hessen-Homburg auf Eintritt in den Bund angenommen. Am 17. Juli vertagte sich die Versammlung bis zum 3. November.

(Wird fortgesetzt.)

Die Culturentwicklung Australiens[1]).

Von

E. Reyer.

Australien ist gleich Afrika im Sinne des Geologen ein uraltes Land mit monotonen Küsten, mit absterbenden Gebirgen, mit stagnirender Geschichte.

Die jungen Meere sind wohl wiederholt gegen die Niederungen vorgedrungen, ohne jedoch im Wesentlichen den Charakter des Landes zu ändern. Während Afrika im Norden immer einigen Ausgleich der Lebewesen mit den eurasischen Landen erfuhr, ist Australien so lange losgelöst von anderen Landmassen, daß es in Bezug auf Flora und Fauna wesentlich abweicht von den übrigen Continenten.

Wie ein Reich, welches sich von anderen Culturvölkern durch Jahrhunderte abschließt, ein eigenartiges, altes Gepräge erhält, während die anderen Staaten im regen Wechselverkehr sich befruchten und sich verjüngen im Strom der Zeit, so bleibt auch ein Land im Sinne des Naturforschers alterthümlich, wenn es durch lange Zeiträume vom Verkehr mit anderen Schollen des Erdballes ausgeschlossen wurde.

Während unser Continent eine neuzeitliche Thierwelt und eine wechselnde Pflanzendecke trägt, ist das Leben Australiens im „Mittelalter" stehen geblieben bis in unsere Zeit. Da kamen jene Abenteurer und Eroberer, welche ausgefahren waren, um die Schätze der Welt zu suchen, und das Alte wich vor der Gewalt des Neuen. Die Ureinwohner Australiens starben aus, und die Germanen beherrschen das Land.

Die Thiere der alten Zeit weichen im Kampf ums Dasein mit den Nutzthieren des weißen Mannes, welche das Weideland erobern, und so drängen auch die europäischen Cerealien und der amerikanische Mais und hundert andere Pflanzen der „alten" Welt in diese uralte Welt ein und erobern die Gefilde.

[1]) Das Material zu dieser Skizze entnehme ich einer Sendung officieller Berichte, welche die Regierung von N.-S.-Wales mir auf Veranlassung des Herrn R. C. Walker, Chairman International Exchange, gütigst übermittelt hat. Besonders beziehe ich mich auf Coghlan, Statistik Australasiens 1892 und Coghlan, Wealth and Progress of New-S.-Wales. 4th ed. 1890. Vergleichswerthe nach Mulhal.

Die neuen Herren zählen nach Millionen, sie lichten die Wälder, sie entreißen den Bergen ihre Schätze; unermeßliche Herden weiden in den Gebirgen. Reiche Felder und Obstgärten überziehen die Ebene, am Meere aber sind binnen weniger Decennien zwei Städte emporgeschossen, welche zusammen bald eine Million Einwohner zählen [1]).

Der gewaltige mineralische und pastorale Reichthum des Landes wird gegen europäische Gewebe und Genußmittel ausgetauscht; eine Flotte, welche großentheils den Herren des Landes gehört, besorgt den Austausch der Werthe von Welttheil zu Welttheil. Der Weltverkehr der Metropole von Neu-Süd-Wales mißt sich bereits mit dem der drei bedeutendsten britischen Städte.

Der durchschnittliche Reichthum des australischen Bürgers ist größer, als der des Franzosen, des Engländers, des Amerikaners, und er ist lange nicht so concentrirt, wie in unseren Staaten; noch hat der Arbeiter Fülle und Behagen, noch ist die sociale Frage nicht erwacht.

Dies ökonomische Gedeihen geht Hand in Hand mit einer regen Entfaltung der geistigen Cultur. Innerhalb eines Menschenalters ist die Schule von tiefer Stufe zum ersten Rang emporgehoben worden. Die Hochschulen und Museen sind glänzend ausgestattet, und die Bibliotheken, welche in den meisten Städten und Ortschaften errichtet wurden, sind nicht nur reich an Büchern, sondern sie weisen auch, gleich den englischen Volks-Büchereien, eine Benutzung auf, deren Größe uns eine richtige Vorstellung von der durchschnittlichen Höhe der geistigen Entwicklung giebt. So haben reiches Gedeihen, ideale Arbeit und Freude ihren sieghaften Einzug gehalten im alten weltentlegenen Land.

I.

Es ist fraglich, ob Australien schon im 16. Jahrhunderte von europäischen Schiffen berührt wurde; jedenfalls verdanken wir erst Don Pedro de Quiros und De Torres sichere Nachrichten.

Die Expedition Don Pedro's fuhr im Jahre 1606 von Peru aus, um einen südlichen Continent aufzusuchen. Das erste ausgedehnte Land, welches im stillen Ocean entdeckt wurde, erhielt den Namen Australia del Espiritu Santo, De Torres überzeugte sich jedoch in der Folge, daß dieses Land in der That nur eine Insel von mäßiger Ausdehnung war (eine der Hebriden). Indem De Torres seine Reise weiter gegen Westen fortsetzte, traf er erst auf jene große Landmasse, welche in Zukunft den Namen Australia tragen sollte. Im Jahre 1699 entdeckte Dampier das westliche Australien, welches er als ein wüstes unfruchtbares, von unzugänglichen Wilden bewohntes Land schildert. Wieder verfloß eine geraume Zeit, ohne daß die Erforschung des Landes, welches allem Anschein nach keine merkantilen Vortheile versprach, gefördert

---

[1]) Einwohnerzahl von Sydney und Melbourne (× 1000)

	1841	1861	1871	1881	1891
Sydney . .	30	93	135	224	383
Melbourne .	5	140	208	283	458

worden wäre. 1769 landete Cook in Australien und gab der Bai, in welcher der Botaniker der Expedition eine merkwürdige Ausbeute machte, den Namen Botany-Bai. Die Wilden, welche das Schiff Anker werfen sahen, schienen dies Ereigniß kaum zu beachten; erst als das Boot sich dem Lande näherte, sprangen zwei mit Spießen bewaffnete Männer unter drohenden Geberden hervor. Ein Schrotschuß schüchterte sie nicht ein, sie schützten sich mit den Schilden und traten jeder Annäherung der Weißen feindselig entgegen. Diese Expedition hatte das Land soweit sondirt, daß die englische Regierung in der Folge an die Besiedelung des Landes denken konnte.

Sydney, der Staatssecretär der Colonien, that den entscheidenden Schritt. Vier Jahre, nachdem die nordamerikanischen Staaten sich endgültig von England gelöst hatten (Mai 1787), verließ ein Kanonenbot, begleitet von drei Transport- und sechs Frachtschiffen, die Heimath und landete nach einem halben Jahre in Cook's Botany-Bay. 564 männliche und 192 weibliche Deportirte wurden an das Land gesetzt. Von Stumpfsinn, Verzweiflung und wildem Trotz mögen die armen Verstoßenen beseelt gewesen sein, als sie die weltferne Wildniß betraten. Keinem ahnte es, daß seine Kinder Herren eines Welttheiles sein sollten.

Der Landungsplatz war unglücklich gewählt; er hatte zwar dem Botaniker, welcher Cook begleitete, eine reiche Ausbeute gewährt, für die Besiedelung aber fehlte jede Bedingung. Die Untersuchung der Küste führte jedoch bald zur Entdeckung des Port Jackson, jenes prächtigen, tiefgründigen Hafens, welcher in ferner Zukunft die Schätze des Landes entsenden sollte. Die Gegenwart war allerdings nicht vielverheißend; das Land bot Wasser, Weideland und Holz, aber weiter nichts. Der Wald wurde gelichtet, Blockhäuser entstanden, das Vieh wurde auf die Weide getrieben, Weizen und Mais wurden gesäet. All das ereignete sich damals zum ersten Male im australischen Land. —

Die Sträflinge hatten tüchtig gearbeitet, aber die Erndte wollte erwartet sein, die Vorräthe gingen auf die Neige; ein neues Schiff landete, es brachte Colonisten, aber keinen Proviant. Die Rationen wurden nun für Alle reducirt, auch die Officiere und der Commandant mußten darben. Ein Schiff wurde nach Batavia, ein anderes nach der Kapcolonie abgesandt, um Vorräthe beizuschaffen. Bevor die Schiffe aber zurückkehrten, kam eine Flottille aus dem fernen Vaterlande, welche viele ausgehungerte Emigranten und wenig Vorräthe mitbrachte. Von den siebzehnhundert Leuten waren zweihundert auf dem Wege gestorben und mehrere Hundert so elend, daß sie schlechterdings arbeitsunfähig und äußerst pflegebedürftig waren. Die Nothlage erreichte ihren Höhepunkt; viele Deportirte flohen in der Verzweiflung landeinwärts, wo sie dem Hungertode oder den Wilden anheimfielen; zwei Mann und ein Weib bemächtigten sich eines Bootes und erreichten nach unsäglichen Anstrengungen und Leiden das ferne Timor.

Endlich langte der ersehnte Proviant an, die Erndte brachte guten Ertrag, und nie wieder haben die Bürger Australiens so harte Zeiten erduldet.

Im Jahre 1795 kam ein neuer Gouverneur nach Australien, er brachte freie Ansiedler und Saatkorn. Binnen Kurzem waren sechstausend Acker bestellt; der karge Viehstand erfuhr eine erfreuliche Vermehrung, als man im folgenden Jahre eine Heerde verwilderter Rinder entdeckte — offenbar Nachkommen einiger Rinder, welche den ersten Ansiedlern entkommen waren. Das Land erwies sich gerade für die Viehzucht besonders günstig. Macarthur, der vermöglichste Ansiedler des jungen Gebietes, importirte mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten die ersten Merinoschafe und erzielte mit dieser Zucht großen Gewinn. Er erlangte im Lande den größten Einfluß und trat so eigenwillig und dictatorisch auf, daß man bald zweifeln konnte, wer in der Colonie zu befehlen habe: Macarthur oder der Gouverneur. Eine grobe Unbotmäßigkeit des mächtigen Ansiedlers veranlaßte den Statthalter, einen Haftbefehl gegen Macarthur zu erlassen. Die Officiere weigerten sich jedoch, den Befehl auszuführen, und der Commandant, welcher Macarthur's Partei angehörte, wendete die Waffen gegen den Statthalter, welcher in seinem eigenen Hause eingeschlossen wurde, unter dem Vorgeben, daß diese Vorsichtsmaßregel nöthig sei, um einen Aufstand der Bevölkerung zu verhindern. Die britische Regierung ging energisch vor: der Commandant wurde cassirt, der unfähige Gouverneur abberufen und durch den ausgezeichneten Macquarie ersetzt, welcher die Ordnung wieder herstellte und den „Emancipisten", d. i. den entlassenen Sträflingen, günstige Arbeits- und Lebensbedingungen bot. Seinem Vorgehen hatte es Australien zu danken, daß die Emancipisten binnen Kurzem mit den freien Einwanderern wetteifern konnten und im öffentlichen Leben jenes Ansehen errangen, welches der tüchtige Arbeiter jederzeit verdient.

Die Schafzucht und der Wollexport nahmen ungeheure Dimensionen an; im Jahre 1851 wurde Gold entdeckt und seither ist der Aufschwung des Landes großartig und ununterbrochen. Bis 1840, in welchem Jahre die Deportation aufgehoben wurde, hatte das Land 83000 Gefangene aufgenommen; daneben gewann die freie Einwanderung eine wachsende Bedeutung. Beide Klassen, welche kurz nach Aufhebung der Deportation zu einer Einheit verschmolzen, bewährten sich im Kampf ums Dasein trefflich; doch litt das Volk hier wie in Californien und anderen neubesiedelten Ländern lange Zeit an dem Mißverhältniß der Geschlechter, welches vielen die Gründung eines Hausstandes trotz günstiger ökonomischer Bedingungen unmöglich machte. Auf hundert männliche Deportirte kamen kaum zwanzig Weiber, und ein analoges, wenn auch nicht so grelles Mißverhältniß herrschte bei den freien Einwanderern. Noch im Jahre 1841 waren diese Verhältnisse nicht wesentlich gebessert; erst seit den fünfziger Jahren erfolgte ein Ausgleich. Die vereinsamten Junggesellen starben aus, die Ansiedler ließen ihre weiblichen Angehörigen aus dem Mutterlande nachkommen, und die junge, in Australien geborene Generation wies das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter auf. Seit den sechziger Jahren entfallen auf sechs männliche fünf weibliche Einwohner, ein Verhältniß, welches nicht nur erträglich, sondern sogar vortheilhaft ist, insofern die sociale Stellung der Frau in Folge der lebhaften Nachfrage sich günstig gestaltet.

Jedes der letzten Decennien hat 3 bis 400 000 Einwanderer nach Australien gebracht; auf das Jahrzehnt des Goldfiebers (1851, f.) entfielen sogar 0,6 Millionen Einwanderer[1]).

Während damals das goldreiche Victoria die Meisten anlockte, hat sich der Strom in letzter Zeit zum großen Theil nach N.-South-Wales gewendet. Diese Provinz, welche in den fünfziger Jahren nur 1/6 der australischen Einwanderung empfing, nimmt jetzt reichlich 1/3 alles Zuzuges auf.

Der Rasse nach ist Australien im Gegensatze zu Nordamerika specifisch englisch; während die Vereinigten Staaten vorwaltend durch Zuzug deutscher und irischer Einwanderer anwachsen, hat Australien zu allen Zeiten nur Britten und wenige Procente fremder Nationalitäten aufgenommen; dabei ist wohl zu beachten, daß, während in den fünfziger und sechziger Jahren noch die Hälfte der Einwohner Australiens aus dem Mutterlande zugezogen sind, heute die überwiegende Mehrzahl der Bürger im Lande geboren ist; das autochthone Wachsthum gibt bereits den Ausschlag[2]).

Die Ureinwohner des Landes sterben hier wie in Amerika aus, nur 30 bis 60 000 derselben existiren derzeit noch in den besiedelten Landschaften Australiens; dazu kommen etwa 50 000 Chinesen, welche beim Bergbau und bei Feldarbeiten Verwendung finden.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts zählte man nur 6000 Weiße in Australien, und der Zuzug blieb mäßig bis zum Jahre 1851. Das Goldfieber brachte von da an einen so gewaltigen Menschenstrom, daß Australien schon im Jahre 1860 eine Million Einwohner zählte. Zu Ende der achtziger Jahre ist die Einwohnerzahl auf drei Millionen angewachsen, wovon reichlich 1/3 auf N.-S.-Wales entfällt.

II.

Lange Zeit wurde das australische Volk durch Viehzucht und Ackerbau eben ernährt; die Aera des Exportes beginnt erst mit der Erschließung der Goldschätze.

Schon in früherer Zeit hatte man geringe Mengen Goldes im Sande der Bäche gefunden; die öffentliche Aufmerksamkeit wurde aber erst durch einen größeren Fund des Jahres 1851 erregt. Die Menschen konnten es kaum glauben und glaubten es doch allzugern, daß ein Mann einen Klumpen im Werthe von 1000 £ ergraben; ein anderer Prospecter hatte sogar einen centnerschweren Klotz gefunden, welcher ein Vermögen von 80 000 Mark repräsentirte. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht über die Erde, und bald

---

[1]) Einwanderung nach Australasien (× 1000)

	1851—1860	1861—1870	1871—1880	1881—1890
N.-S.-Wales . . .	95	45	103	164
Ganz Australasien . .	585	292	330	403

[2]) Procent der Bevölkerung von N.-S.-Wales

	im Lande geboren	in England geboren	in fremden Ländern
1861	47	46	7
1881	68	28	4

war die Argonautenflotte, welche Australien zusteuerte, ebenso gewaltig, wie das Geschwader von San Francisco. Ein Strom von Menschen betrat das Land und drang, in Truppen aufgelöst, gegen die fernsten Thäler vor. Die Matrosen verließen die Schiffe, der Bauer verließ den Pflug. Umsonst forderten die conservativen Farmer, die Regierung solle gegen die Flüchtigen standrechtlich vorgehen. Für einige Zeit schien alle Ordnung aufgehoben; die Aecker blieben unbestellt, die Löhne erreichten eine schwindelnde Höhe. N.-S.-Wales allein erwusch im Jahre 1851 etwa eine halbe Million, im folgenden Jahre 2,7 Millionen £; dann erfolgte ein Rückgang auf 0,6 Millionen. Die seichten Wäschen waren erschöpft, die tiefen forderten Association und Capital. Als diese Elemente zur Stelle waren, hob sich die Production wieder auf eine Million. Der Bergmann wendete sich nun auch den Goldquarz-Gängen zu, welche in den obersten Partien reich waren. Wäschen und Bergwerke erschöpften sich jedoch, und seit den siebziger Jahren wird in N.-S.-Wales jährlich nur noch eine halbe Million £ gewonnen.

Die reichsten Goldgebiete lagen in Victoria, welches seit Beginn der Goldwäscherei 328 Millionen £, d. h. mehr als $^2/_3$ der gesammten australischen Goldproduction geliefert hat; aber auch hier erfolgte ein ähnlicher Rückgang. —

Schon zu Ende der fünfziger Jahre hat sich das Goldfieber gelegt; der Farmer blieb fortan bei seinem Acker und fand, daß er bei den herrschenden Löhnen und Preisen mit seiner Arbeit auf die Dauer mehr verdiente, als der Goldgräber, welcher nach langen Entbehrungen endlich eine reiche Ausbeute machte, die ebenso rasch wieder für Schuldzahlungen und für sinnlose Scheingenüsse dahinging.

Längst ist die Goldära vorbei; wenige Bergwerke blühen noch, und Sang und Sage umschweben die verödeten Thäler, in welchen einst das Gold in Strömen floß, in welchen das Leben des armen Goldgräbers so rasch und freudlos verrauschte. Längst ist hier wie in Californien der Werth der Goldgewinnung verschwindend klein im Vergleiche mit anderen Bodenwerthen. —

Auch an anderen Mineralien ist Australien reich: Kohlen wurden schon zu Anfang unseres Jahrhunderts in N.-S.-Wales entdeckt. Die Ausbeute blieb, solange die Agric.-Comp. das Monopol besaß, geringfügig; mit dem Erlöschen des Monopoles (1847) aber hob sich die Production rasch. 1847 hatte N.-S.-Wales nur 41000 Tonnen Kohle gewonnen; zu Ende der siebziger Jahre ward eine Million, und jetzt werden jährlich 3 Millionen Tonnen erbeutet. Das Land verbraucht nur $^1/_3$ dieser gewaltigen Production, $^2/_3$ werden in die Länder des pacifischen Oceans verfrachtet. Drei Kilometer Werften, welche im Maximum täglich 16000 Tonnen einschiffen können, dienen ausschließlich dem Kohlengeschäft. Setzen wir das kubische einstöckige Haus von 10 m Seite als Maßeinheit, so können wir sagen, daß in Sydney etwa zehn hausgroße Massen Kohle im Laufe eines Tages verfrachtet werden können.

Wie günstig die natürlichen Bedingungen und die Förderungsmittel sind, entnimmt man aus der Thatsache, daß Britannien, Amerika und Deutschland jährlich pro Bergmann etwa 300 Tonnen Kohle gewinnen, während auf

einen australischen Bergmann 485 Tonnen entfallen. Der Jahreslohn eines mitteleuropäischen Kohlenarbeiters beläuft sich auf 460 bis 600 Mark; Britannien gibt 800, Amerika über 1000, der Kohlenarbeiter von N.-S.-Wales aber bezieht jährlich 1700 Mark Lohn. —

Nicht minder belangreich ist die Blei- und Silber-Production des Landes, ebenso der Reichthum an Zinnerzen, welche außerdem nur in Banka, Bilitong und Malakka in großen Mengen getroffen werden. Die Verzinnung, welche im Orient wie bei uns eine so große Rolle spielt, desgleichen die gewaltige Bronce-Industrie der asiatischen und europäischen Culturstaaten ist auf diese beschränkten Productionsgebiete angewiesen.

N.-S.-Wales beschäftigte im Jahre 1889 beim Kohlenbergbau 10 000 Mann, eine ebenso große Mannschaft war beim Goldbergbau beschäftigt. 6600 Mann gewannen Silbererze u. s. f. In Summa waren etwa 30 000 Arbeiter (140 000 Familienmitglieder) beim Bergbau beschäftigt, mit anderen Worten: etwa der siebente Theil aller Bürger von N.-S.-Wales lebt von der Gewinnung der nutzbaren Minerale.

Ein großer Theil der Mineral-Erzeugung wird ausgeführt; nur die Eisenproduction ist derzeit noch unzulänglich. Australien muß jährlich für 6 Millionen £, sage 120 Millionen Mark, Eisen und Eisenmanufactur importiren.

Die Goldgewinnung hat, wie wir sahen, keine Bedeutung mehr, und Mancher mag geneigt sein, den Fluch, welcher am Golde haftet, höher anzuschlagen, als den Segen, welcher durch dasselbe verbreitet wird. Man muß aber wohl im Auge behalten, daß Australien wie Californien dem Goldreichthum ihre rasche und gewaltige Entfaltung verdanken.

III.

Die Mineral-Production des Landes ist im Vergleiche zur Einwohnerzahl enorm; noch imposanter aber sind die Ziffern, welche die Landwirthschaft aufweist.

Das Klima ist günstig; Gebiete, welche vom Aequator so entfernt liegen, wie Oberägypten, haben noch erträgliche Sommer, und Orte, welche in der Breite von Algier liegen, haben eine mittlere Jahrestemperatur wie Nizza. Die Sommer sind gemäßigt, die Winter mild.

Das östliche Küstenland ist noch heute zum Theil bedeckt mit bläulichgrünen Eucalyptus-Wäldern und dunklen Myrtaceen; bunter Buschwald, Farren und Palmen beherrschen die Niederungen. In diesen Gebieten breitet sich der Ackerbau aus; im Hügel- und Bergland aber weiden weit über hundert Millionen Schafe.

Seit der Zeit des Goldfiebers, welches binnen neun Jahren eine halbe Million Menschen nach Australien führte, war die Bodenrente gewaltig gestiegen. Die Landacte des Jahres 1861 boten den Ansiedlern günstige Bedingungen; jeder konnte nach freier Wahl, ohne vorhergehende Vermessung, ein Stück Land belegen, welches gegen Ratenzahlung erworben oder mit dem Kaufschilling belastet werden mochte. Die Pachtperiode für das ärariale Weideland wurde ausgedehnt; nur 10 £ wurden jährlich behoben für ein

Weidegebiet, welches vierhundert Rinder oder viertausend Schafe ernährte. Unter diesen Bedingungen wuchs der Viehstand riesig. Im Jahre 1800 hatte Australien nur tausend Rinder und etwa zweihundert Pferde, jetzt ernährt das Land elf Millionen Rinder und siebzehn Millionen Pferde. Im Jahre 1800 besaß das Land sechstausend Schafe, im Jahre 1851 siebzehn und jetzt 116 Millionen, wovon die Hälfte auf N.-S.-Wales entfällt. Eine Reihe von einer Million Schafen, dicht hinter einander aufgestellt, würde von Hamburg bis Triest reichen. N.-S.-Wales allein besitzt etwa sechzig derartige transcontinentale Serien.

Seit den sechziger Jahren kommen auf einen Einwohner Australiens ziemlich constant drei Rinder und 0,4 bis 0,5 Pferde. Im Jahre 1861 entfielen auf einen Einwohner 19 Schafe, im Jahre 1891 aber einunddreißig. Der Rinderbesitz ist im Laufe der letzten dreißig Jahre jährlich um 3 Procent angewachsen, während die Einwohnerzahl jährlich um 4 Procent zunimmt; der Schafbesitz vermehrt sich dagegen jährlich um 8 Procent. Der pastorale Besitz Australiens wurde im Jahre 1890 mit 417 Millionen £ eingeschätzt, wovon etwa 40 Procent auf N.-S.-Wales entfallen. Man zählt in der Provinz 41 000 Rinder- und Schafherden, wovon $^3/_4$ in umfriedeten Gebieten (die Hälfte in echten Paddocks) untergebracht sind. Die technische Einrichtung der Gründe repräsentirt in N.-S.-Wales einen Werth von 66 Millionen £, wovon 58 allein auf Zäune zu rechnen sind.

Die große Bedeutung der australischen Schafzucht für den Weltverkehr ist aus dem Folgenden ersichtlich:

Die europäisch-amerikanische Wollmanufactur verlangt doppelt soviel Wolle, als das eigene Land erzeugt. Der Abgang muß eingeführt werden und zwar liefert Australien allein etwa dreihundert Millionen Pfund Reinwolle auf den Weltmarkt. N.-S.-Wales exportirt allein jährlich für 10 Millionen £ Wolle, während es kaum 2 Millionen Silber-Blei und nur 0,4 Millionen £ Gold abgibt.

IV.

Großartige und kostspielige hydrotechnische Werke sind in dem regenarmen Lande eine Lebens- und Culturbedingung. Viele Acker und Wiesen verlangen unbedingt Bewässerung, die Bergwerke brauchen mächtige Reservoire, und die Viehzucht ist ohne Brunnen und Cisternen in vielen Gebieten unrentabel, ja unhaltbar. N.-S.-Wales hat in seinen Weidegebieten 27 000 Cisternen, welche mit 5 Millionen £ bewerthet werden; dazu kommen 3300 Brunnen.

Die Cisternen sind durchschnittlich sechs Meter tief und fassen je 200 000 Hektoliter. Dampf- und Pferde-Pumpen heben das Wasser aus den Cisternen in die hundert Meter langen Tranktröge. Trotz dieser Vorrichtungen ist der Viehverlust in trockenen Jahren beträchtlich. Jedes zweite Jahr bringt allein in N.-S.-Wales einen Verlust von $^1/_2$ bis 2 Millionen Schafen; im Jahre 1877 gingen $5^1/_2$ Millionen Schafe und 800 000 Rinder zu Grunde, im Jahre 1884 wird der Verlust an Schafen sogar auf acht Millionen veranschlagt. Der größte Theil dieser Einbußen ist auf Rechnung des Wassermangels zu setzen.

Es begreift sich, daß unter diesen Umständen der Wasserversorgung alle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Vor Allem ist es der artesische Brunnen, welcher berufen zu sein scheint, die Zukunft des Landes zu sichern. Viele Tausend solcher Brunnen sind in den letzten zwanzig Jahren in Californien, Colorado und Algier entstanden; sie ermöglichen die Cultur weiter Landschaften, welche vordem als unzugängliche und werthlose Wüsten galten.

Australien hat neuerdings eben diesen Weg mit glänzendem Erfolg betreten. Ein von der Regierung erbohrter Brunnen in Queensland hat in der Tiefe von zweihundert Metern einen gewaltigen Wasservorrath angetroffen und liefert derzeit täglich 10000 Hektoliter. Die Auslage (775 £) machte sich binnen Kurzem bezahlt. Im Jahre 1889 wurde ein Brunnen von einem Privaten erbohrt, welcher täglich sogar 27000 Hektoliter liefert.

Großartige Bewässerungs-Unternehmungen sind allerwärts im Zuge. Die Brüder Chaffey übernahmen zu Anfang der achtziger Jahre 250000 Acker werthlosen, trockenen Landes nordwestlich von Melbourne in Pacht; jetzt zählt dieser Landstrich dreitausend Einwohner. Binnen vier Jahren wurden 275000 Lire für Bewässerungs-Anlagen ausgelegt, dazu kommen 100000 Lire für anderweitige Verbesserungen der Grundstücke. 40000 Aecker sind bereits Eigenthum der Brüder Chaffey, der Rest bleibt in Pacht. Felder und ausgedehnte Obstpflanzungen bedecken das Land, welches jüngst noch eine Wüste war. Im Jahre 1888 nahmen die Brüder eine zweite Landstrecke in Arbeit; rastlos und mit Riesenschritten geht das segensreiche Werk vor sich.

Diese Zahlen geben eine Vorstellung von der Energie des Volkes; die erzielten Erfolge berechtigen zur Erwartung, daß das Land binnen weniger Decennien seinen Charakter vollständig geändert haben wird. Die dürren Gebiete werden bewässert, die Wüsten in reiches Ackerland umgewandelt und die Ausbreitung der Bevölkerung, welche vor der Aera der Irrigation als sehr beschränkt bezeichnet werden mußte, hat ein weites Feld.

In den sechziger Jahren glaubte man, daß nur wenige Procente des westlichen Amerika der Cultur zugänglich seien; der ferne Westen — etwa die Hälfte von Nordamerika — galt als ziemlich trostlose Wüste, und nicht anders dachte man von Australien. Heute gesteht man zu, daß ein großer Theil dieses Gebietes der Cultur gewonnen werden kann. Die artesischen Brunnen haben die neue Aera eröffnet; dazu kommt, daß, wo einmal ein großes Gebiet bewässert und von Culturen und Wald bedeckt ist, die Feuchtigkeit und die Niederschlagsmenge bedeutend zunimmt, wodurch eine weitere Ausdehnung und der schließliche Sieg der Cultur über die Wüste gesichert wird.

Mit Recht wird unser Jahrhundert als das der Technik bezeichnet; in keiner früheren Epoche hat die Cultur die Erde so gewaltig und tiefgreifend umgestaltet, und vor unseren Augen eröffnet sich der Blick in eine große Zukunft.

V.

Das Land führt Wolle und Mineral-Producte aus und bezieht Aequivalente aus dem Mutterlande. Die Menge des Importes und Exportes beläuft sich (1889) in N.-S.-Wales (pro 1,1 Million Einwohner) auf 5,4 Millionen

Tonnen. Auf einen Einwohner entfallen 4,8 Tonnen, während in Scandinavien, Holland und England auf einen Einwohner nur 2 bis 1,8 Tonnen kommen.

Sydney und Melbourne theilen sich in diese großartige ökonomische Arbeit. In Bezug auf den Werth des Handelsverkehrs wird Sydney nur von drei englischen Städten (London, Liverpool, Hull) übertroffen. Indien besitzt 250mal mehr Einwohner als N.-S.-Wales, aber sein Handel ist nur viermal größer. Das sind Thatsachen, welche für sich selber sprechen.

Nur ein Drittheil aller Schiffe, welche den australischen Handel besorgen, gehören dem Mutterlande. Zwei Drittheile sind Eigenthum der stolzen Colonie, welche im Gegensatze zu Amerika bereits auch in Bezug auf den Schiffbau sich von England emancipirt. Sydney allein hat sieben gewaltige Docks, auf den Werften dieser Stadt wurden anfangs der achtziger Jahre jährlich hundert Schiffe (mit einer Summe von 7000 Tonnen) gebaut.

In den zwanziger Jahren bezifferte sich der Handel von N.-S.-Wales auf eine halbe Million £, jetzt auf das Hundertfache. In den zwanziger Jahren war der Import dreimal so groß als der Export, seit den sechziger Jahren halten sich beide Werthe die Wage. Im Jahre 1889 exportirte N.-S.-Wales Waaren im Werthe von 23 Millionen £, wovon die Wolle fast die Hälfte deckte [1]). Von den 23 Millionen Import entfallen je 5 bis 6 Millionen auf Textil- und andere Manufacturwaaren und auf Genußmittel. Auf einen Einwohner werden Genußmittel im Werthe von 5 £ importirt, und die Manufacturwerthe sind noch bedeutender; dagegen wird Wolle im Werthe von 10 £ pro Einwohner ausgeführt: auf eine australische Familie entfällt also ein Wollexport im Betrage von 1000 Mark.

Diese Summen vertheilen sich natürlich sehr ungleichmäßig, denn das große Capital gewinnt selbst in den ländlichen Gebieten rasch die Herrschaft. Das Padock-System, welches den Werth des Erzeugnisses um ein Drittel erhöht und sich überdies im Betriebe billiger stellt, als die Methode der freien Weide, setzt ein bedeutendes Anlagecapital voraus; dazu kommen die kostspieligen Wasseranlagen u. s. f. Es begreift sich, daß der kleine Besitzer unter diesen Umständen im Kampf ums Dasein erliegen muß.

Das Capital concentrirt sich rasch in den Großstädten; Sydney und Melbourne umfassen derzeit schon $^1/_3$ bez. $^2/_5$ des gesammten Besitzes der betreffenden Provinz. Die in Banken deponirten Capitalien sind in Australien in den letzten drei Decennien von 16 auf 129 Millionen £ angewachsen; auf eine Familie (fünf Personen) entfielen schon zu Ende der fünfziger Jahre durchschnittlich 1000 Mark; jetzt kommt auf eine australische Familie ein Depot von 3300 Mark.

---

[1]) Import und Export von N.-S.-Wales (Millionen Lire)

	Import	Export	Summe
1825	0,3	0,1	0,4
1835	1,1	0,7	1,8
1865	10	10	20
1889	23	23	46

Der gesammte Mobiliar- und Immobiliarbesitz Australiens, welcher zu Anfang des Jahrhunderts mit einer Million £ veranschlagt worden war, schwillt im ersten Decennium der Goldaera auf das Hundertfache und wird im Jahre 1890 mit 1170 Million £ angesetzt. Eine deutsche Familie besitzt durchschnittlich 13000 Mark; England erreicht fast das Doppelte; in Australien entfällt auf eine Familie 30000 Mark. Etwa drei Viertheile dieses Betrages werden durch den unbeweglichen Besitz gedeckt.

Diese Ziffern entsprechen allerdings einer Periode der „Inflation" und werden infolge der Krise des Jahres 1893 eine namhafte Verminderung erfahren; doch dürfte nach Analogie mit früheren Krisen in Australien und Amerika der schätzungsweise Werth alles Besitzthums sich binnen weniger Jahre wieder zu einer ansehnlichen Summe gehoben haben. Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man den mittleren Besitzstand der australischen Familie etwa so hoch ansetzt, wie den der englischen Familie.

Das gesammte Einkommen von N.-S.-Wales wurde im Jahre 1888 auf 54 Millionen £ geschätzt, wovon etwa 5 Millionen erspart wurden. Während die Ausgaben in Mitteleuropa durchschnittlich pro Einwohner etwa 20 £ und in Amerika 32 £ betragen, kommen in N.-S.-Wales auf einen Einwohner 52 £ Einnahmen und 47 £ Ausgaben, wovon auf Nahrungs- und Genußmittel 44 Procent, auf Kleidung und Textilwaaren 15 Procent, auf Miethe 12 Procent, Dienstleistungen 4, Feuer und Licht 3,7 Procent entfallen. 3 Procent werden für Unterricht, Religion und Wohlthätigkeit, 2 Prozent für Sanität verbraucht. 5—6 Procent des gesammten Einkommens beanspruchen die Steuern, während der Wiener Arbeiter, je nach seiner Lebensweise, 11—17 Procent seines Einkommens in Form von indirecten Steuern abgeben muß.

Die Sammlung des Reichthums in den Großstädten läßt erwarten, daß der Besitz sehr ungleichmäßig vertheilt sei; daß aber derzeit doch auch der Arbeiter Australiens zum Mindesten ein behagliches Leben führen kann, erhellt aus der Statistik des Consums der Nahrungsmittel. Ein Land, in welchem der Fleischverbrauch viermal so groß und der Thee- und Kaffeeverbrauch um die Hälfte höher ist, als in Deutschland, kennt gewiß das Massenelend noch nicht. Die Statistik weist aus, daß auf einen Einwohner Deutschlands jährlich 30 Kilo, in England 50, in Amerika 68, in Australien aber 120 Kilo Fleisch verbraucht werden. Während bei uns auf dem Lande auf einen Einwohner wöchentlich kaum ein halbes Kilo Fleisch entfällt, kommt auf einen Australier durchschnittlich das Fünffache. Dagegen werden in Australien weit weniger vegetabilische Stoffe verzehrt. Wenn man die Trockensubstanz der Kartoffel zu dem Gewichte des Getreides addirt, ergibt sich in Deutschland ein Verbrauch von 340 Kilo Mehlsubstanz, während in den Vereinigten Staaten und in Australien kaum 200 Kilo verzehrt werden.

Der enorme Fleischverbrauch Australiens ist durch die Ausbreitung der Schafzucht bedingt; das Fleisch hat derzeit noch wenig Werth und kann als Hauptnahrungsmittel dienen. Analoge Verhältnisse herrschten in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters auch bei uns in Böhmen, wo weite Land-

schaften der Viehzucht dienten. Damals konnte noch jeder Arbeiter täglich sein gut Stück Fleisch genießen. Im 16. Jahrhundert haben sich die ökonomischen Verhältnisse bereits gänzlich geändert; das Weideland war durch die Aecker eingeschränkt worden; die Fleischpreise stiegen, und das Volk ging nothgedrungen zu einer vorherrschend vegetabilischen Nahrung über. Derselbe Vorgang wird sich in absehbarer Zukunft auch in Australien vollziehen.

Eine andere Reihe statistischer Daten ist für die Frage nach dem Gedeihen der gesammten Bevölkerung besonders wichtig: die Statistik der Armuth, der Verbrechen, des Trunkes und Selbstmordes, mit einem Worte die Elends-Statistik, welche zeigt, daß auf 1000 Einwohner Australiens kaum vier Arme entfallen, während England auf 1000 Einwohner etwa dreißig Arme zählt. Auch in Bezug auf Alkohol-Verbrauch und Trunkenheit vergleicht sich N.-S.-Wales vortheilhaft mit den europäischen Staaten. Der gesammte Verbrauch an concentrirtem Alkohol (proof), welcher in der Form von Branntwein, Wein und Bier genossen wird, beläuft sich in Gr.-Britannien auf 16 Liter pro Einwohner, in Deutschland auf 13, in Australien und den Vereinigten Staaten auf 12 Liter. Die Zahl der kleinen Branntweinbuden ist in den letzten Jahren bedeutend eingeschränkt worden. Im ganzen Lande werden auf 1000 Einwohner jährlich siebzehn Arreste wegen Trunkenheit verzeichnet. Da der Gewohnheitstrinker wiederholt im Laufe eines Jahres ergriffen wird, darf man wohl behaupten, daß nur wenige pro Mille der Bevölkerung dem Laster verfallen sind.

Während diese Ausweise ein günstiges Licht auf die socialen Zustände werfen, scheint die Selbstmord-Statistik anzuzeigen, daß bei einem verhältnißmäßig bedeutenden Procentsatz der Bevölkerung der Lebensüberdruß das Maximum des Erträglichen erreicht. Während in England auf 100 000 Einwohner 7—8 Selbstmordfälle verzeichnet werden, entfallen in N.-S.-Wales 10, und in Queensland 14 pro 100 000. Die Thatsache, daß in Australien mehr Selbstmorde vorkommen als im Mutterlande, dürfte sich wohl dadurch erklären, daß eine große Zahl der Einwanderer eben verzweifelte Existenzen sind, welche die Heimath verlassen haben, um einen letzten Wurf zu wagen. Will sich das Leben im neuen Lande nicht sogleich günstig gestalten, so führen sie aus, was sie im Mutterlande schon erwogen und beschlossen hatten. Es wäre zu ermitteln wie viele Selbstmorde auf neuerlich eingewanderte Personen entfallen. Uebrigens ist der angeführte Procentsatz immer noch erträglich. In Sachsen kamen um das Jahr 1860 auf 100 000 Einwohner nicht zehn, sondern vierundzwanzig Selbstmorde pro Jahr. —

VI.

Die großartige ökonomische Entfaltung setzt eine entsprechende geistige Rührigkeit voraus. Der Australier ist ebenso wie der Amerikaner von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das allgemeine Wohl nur auf Grund einer tüchtigen Durchbildung der Massen gedeihen kann, und in der That ist in den letzten Decennien in dieser Beziehung Großes geleistet worden.

Während in den dreißiger Jahren nur 4 Procent der Bevölkerung die Schule besuchten, ist derzeit der fünfte Theil der Einwohnerschaft in die Schullisten eingetragen[1]); die Altersklasse zwischen fünf und fünfzehn Jahren ist mit wenigen Ausnahmen der Schule gewonnen worden. Während in den fünfziger Jahren die Ehecontracte von 10 Procent der Betheiligten mit einem Kreuz unterzeichnet wurden, sind heute nur noch 3 Procent der Eheschließenden des Schreibens unkundig, und diese 3 Procent rekrutiren sich großentheils aus dem Auslande (Irländer). Brächte die Einwanderung nicht immer wieder ungebildete Elemente, so wäre der Ausweis noch günstiger.

In letzter Zeit wurden in N.-S.-Wales allein jährlich 100000 bis 400000 £ für Schulbau und Einrichtung ausgegeben; die Ausbildung eines Kindes kostet jährlich 80 bis 100 Mark.

Die Schule hat sich hier, wie in Amerika, von den religiösen Körperschaften abgetrennt und untersteht dem Unterrichtsminister. Vor dem Jahre 1848 wurde das Bildungswesen noch ausschließlich von den confessionellen Genossenschaften beherrscht, und der Staat zahlte nur einen Schulbeitrag. Die Resultate waren jedoch unter der Herrschaft dieses Systems so wenig befriedigend, daß die Regierung eingreifen mußte; aber erst im Jahre 1890 wurde den Corporationen die staatliche Unterstützung entgültig entzogen. Unmittelbar nach dieser Verfügung sahen sich in N.-S.-Wales 17000 confessionelle Schulen veranlaßt, ihre Anstalten zu schließen, wofür die Privatschulen seit jenem Jahre eine kräftigere Entfaltung aufweisen. Im Jahre 1881 waren in den confessionellen Schulen von N.-S.-Wales 30000 Schüler, in den Privatschulen dagegen nur 18000 Schüler eingeschrieben. In den folgenden Jahren sank der Besuch der kirchlichen Schulen auf ein Minimum — nur die Irländer halten noch einige katholische Schulen —, während die Zahl der Schüler in Privatschulen im Jahre 1889 auf 42000 gestiegen ist. Etwa $^1/_6$ der Schuljugend lernt derzeit in Privatanstalten, und $^5/_6$ erhalten ihre Ausbildung in den staatlichen Schulen.

In den Volksschulen werden täglich vier Unterrichtsstunden in den obligaten Fächern ertheilt; dazu kommt eine Religionsstunde, welche den Lehrern der verschiedenen Secten überlassen bleibt. 140 Stunden pro Jahr sind obligatorisch.

Die Mittelschulen sind nach englischem Vorbild eingerichtet; sie bieten der Mehrzahl eine gute Ausbildung in modernen Sprachen, während eine kleine Anzahl der Mittelschulen eine klassische Vorbildung gewährt.

Die technische Hochschule von Sydney zählte im Jahre 1889 2700 Studenten, darunter 446 Mädchen. Die Universität von Sydney, 1855 gegründet, ist gut

---

[1]) Schulstatistik von N.-S.-Wales

Jahr	× 1000 Einwohner	Zahl der Schulen	× 1000 eingeschriebene Kinder	Procent der Einwohner besuchen die Schule
1836	77	85	3,4	4,4
1846	197	294	19	10
1889	1122	3087	235	21

dotirt und entwickelt sich rasch zu einem blühenden Institut, dessen Ausgaben sich derzeit auf 28 000 £ belaufen (wovon $^1/_5$ durch Collegiengelder gedeckt wird). Bisher hat diese Anstalt Immobiliar-Stiftungen im Werthe von 51 000 £ und Geldschenkungen im Betrage von 80 000 £, in Summe also etwa 2,6 Millionen Mark erhalten; dazu kommen zahlreiche Stipendien und Preise, welche es dem unbemittelten Studenten ermöglichen, seine Studien unbehindert durch Nahrungssorgen durchzuführen.

Das Museum von Sydney wird von den Fachmännern, welche es besucht haben, gerühmt; es wurde im Jahre 1889 von 140 000 Personen besucht.

Es würde zu weit führen, wollte ich all' die namhaften Leistungen des Landes auf diesem Gebiete hervorheben. Ich beschränke mich an dieser Stelle darauf, noch eine bedeutungsvolle geistige Errungenschaft Australiens zu charakterisiren: die Volksbibliotheken, welche hier, in England und Amerika als Volksbildungs-Anstalten betrachtet werden, deren Bedeutung für die Cultur sich mit der der Volksschulen mißt.

In Victoria wurden im Jahre 1887 314 öffentliche Bibliotheken mit einer Einnahme von 43 000 £, mit 400 000 Bänden und über 3 Millionen Benutzungen notirt. Die Volksbibliothek von Melbourne allein besitzt 115 000 Bände und 116 000 Broschüren und verzeichnet jährlich 405 000 Benutzungen. Die öffentlichen Bibliotheken von Victoria bieten dem Volke pro Einwohner und pro Jahr zwei bis drei Buchbenutzungen, mithin soviel, wie die öffentlichen Büchereien der leistungsfähigsten englischen und amerikanischen Städte; unsere deutschen Städte erzielen dagegen in den allgemein zugänglichen Bibliotheken nur ausnahmsweise eine Buchbenutzung pro Einwohner und pro Jahr.

Es steht wohl fest, daß Deutschland im Durchschnitte einen höheren Procentsatz hochgebildeter Menschen aufweist als Amerika oder Australien; dagegen möchte ich behaupten, daß die Masse des Volkes in jenen Ländern eine höhere Durchschnittsbildung besitzt, was sich am anschaulichsten in der größeren Belesenheit des Volkes offenbart.

Soweit ich aus eigener Anschauung urtheilen kann, ist der Unterricht in der amerikanischen Volksschule zwar nicht so gründlich wie in unseren deutschen Schulen, doch bereitet er die jungen Leute für das praktische Leben besser vor. Dazu kommt, daß die Kenntnisse, welche der Amerikaner und Australier in der Schule erwirbt, durch die Volksbibliothek erhalten und erweitert werden, während bei uns ein großer Theil der pädagogischen Errungenschaften im späteren Leben aus Mangel an Anregung wieder verloren geht. —

Die Daten, welche die australische Statistik bietet, zeigen uns ein Volk, welches nicht nur in Bezug auf ökonomisches Gedeihen zu den ersten gezählt werden muß: wir erfahren auch, daß der australische Staat seinen Wohlstand in würdiger Weise verwendet, um die geistige Cultur des gesammten Volkes auf eine hohe Stufe zu erheben. —

Die Berliner Theater.

Berlin, 8. December 1893.

Durch die Fülle seiner Schauspielhäuser und den bunten Wechsel seiner theatralischen Aufführungen hat Berlin in den letzten fünf Jahren nicht nur alle andern deutschen Städte, sondern auch Wien, das noch in den siebziger Jahren in dramatischen Dingen in Deutschland den feinsten Ton angab, überflügelt. Die Deutschen werden sich, bei ihrer stark und schroff ausgesprochenen Individualität, niemals in die Rolle der Franzosen ergeben, die nun schon seit zweihundert Jahren die Losung in allen Fragen des Geschmacks, der Künste und des Stils, bis auf die kleinsten Erzeugnisse des Kunsthandwerks herab, von Paris empfangen, und stets der Suprematie einer Kunststadt widerstreben. Aber der Strom der Dinge wendet sich offenbar diesem Ziele zu. So wenig wie sich München, das seine günstige geographische Lage und eine lange Tradition dazu begünstigen, die leitende Stelle in der deutschen Malerei entreißen läßt, wird Berlin seinen Vorrang als Theaterstadt einbüßen. Denn dies Uebergewicht und dieser Einfluß hängt keineswegs ausschließlich von der Vortrefflichkeit des Gebotenen und der Feinheit und Richtigkeit des Urtheils ab, das über die Theateraufführungen gefällt wird, sondern von der unaufhörlichen Bewegung, dem Kommen und Gehen der Dichtungen und der Schauspieler, und der großen Zahl der Zuschauer. Das Schicksal eines jeden Stückes wird in Berlin gemacht, nicht weil die Berliner Kritik unfehlbar oder das Berliner Publicum das gebildetste und gefühlvollste wäre, sondern aus dem Zwang der Verhältnisse heraus. Ein Schauspiel, das in Berlin, gleichviel aus welchen Gründen, gefallen hat und fünfzig Vorstellungen erlebt, erweckt schon durch die bloße Kunde von diesem Erfolge die Neugier in allen andern Städten und erscheint allen Directoren, auch wenn sie der ersten Aufführung in der Hauptstadt nicht beigewohnt haben, von vornherein als begehrenswerthes Kassenstück. Jeder Erfolg in einer andern Stadt mag vielleicht den Ehrgeiz des Dichters oder des Schauspielers mehr befriedigen, aber einen echten Widerhall, einen klingenden Lohn verschafft ihm nur der Sieg in Berlin. Eben wegen der Fülle seiner Theater, die einer Dichtung die Möglichkeit, auf der Bühne lebendig zu werden, ungleich mehr erleichtert, als die zwei Theater in München oder Dresden, in Hamburg oder Leipzig es zu thun vermögen, und wegen der Massenhaftigkeit seines Publicums, dessen Geschmack, weil es sich aus Zehntausenden zusammensetzt, ein freierer und vorurtheilsloserer ist als der jener mittleren, wohlhabenden bürgerlichen Schichten, die an allen übrigen Orten den Kern der Zuschauer bilden. Bedenkt man nun überdies die außerordentliche Anregung, die das Leben einer Großstadt gerade dem dramatischen Dichter und dem Schauspieler bietet, die Mannigfaltigkeit des Verkehrs, die Fluth der Thatsachen, die hier auf Jeden einströmen, so wird man Berlin als Theaterstadt in seinem Einfluß auf die übrigen deutschen Bühnen begreifen und würdigen. Für alle Factoren, die an dem Theater betheiligt sind, die Dichter wie

die Schauspieler und die Directoren, das Publicum und die Kritik, werfen die sechzig neuen Stücke, die im Laufe eines Jahres etwa in Berlin aufgeführt werden, ein stärkeres Gewicht in die Wagschale als Alles, was die übrigen deutschen Städte zusammen an Neuigkeiten aufbieten können. Von der Stelle aber, an der sich der größte Umsatz vollzieht, ist noch immer in jeder menschlichen Thätigkeit die entscheidende Losung ausgegeben und der Preis der Waare bestimmt worden.

Nur daß die Theaterstadt mit all' ihren Vorzügen, mit den Erleichterungen und Gelegenheiten, die sie dem handwerksmäßigen Betrieb der Kunst gewährt, noch nicht das dramatische Talent verbürgt. Weder der große Dichter noch der große Schauspieler sind an die Theaterstadt gebunden. Bis zu einer gewissen Höhe und Vollkommenheit kann sich das schauspielerische Talent sogar besser, sicherer und originaler auf kleineren und mittleren Bühnen entwickeln als in dem Concurrenzkampf der Großstadt, gegenüber der Unbeständigkeit und der immer neue Ueberraschungen verlangenden Unruhe des Publicums. Berlin ist darum noch weit davon entfernt, den andern deutschen Bühnen Luft und Licht zu rauben und sie völlig von sich abhängig zu machen. Oft genug werden gerade die Bühnen zweiten Ranges noch von unsern Theaterschriftstellern dazu benutzt, die Wirkung ihrer neuen Schöpfungen zu erproben. Einheimische Talente finden hier Pflege und Unterstützung: Dichtungen, die nur eine lokale Bedeutung haben, verzeichnet die Theaterstatistik beinahe in jedem Jahr an dem einen und dem andern Stadt- und Hoftheater. Auch ist das deutsche Publicum keineswegs immer willig, sich dem Urtheil Berlins zu fügen; häufig genug macht es seine entgegengesetzte Meinung geltend. Aber wie stark diese natürlichen Gegenströmungen auch sind, der Magnetberg behält doch die unüberwindliche Anziehungskraft; von dem größten Licht geht die lebhafteste Ausstrahlung aus. Und der Unbefangene und nicht von Vorurtheilen Eingenommene wird diese Wendung nicht beklagen. Berlins entscheidender Einfluß in der deutschen Theaterbewegung hat der klassischen dramatischen Dichtung einen ungeahnten Aufschwung verliehen und der modernen Production eine freie Bahn gebrochen. Vor fünfundzwanzig Jahren lebten die Dramen Shakespeare's, Schiller's, Goethe's, Lessing's, Kleist's und Grillparzer's ein beschauliches, halb verborgenes Leben im Schauspielhause, gerade wie die Trauerspiele Corneille's, Racine's und Voltaire's im Théâtre français. Jetzt vergeht kein Tag, an dem nicht auf dieser oder jener Bühne ein klassisches Werk vor dichtbesetztem Hause aufgeführt würde, zuweilen wird an demselben Abend im Schauspielhause „Die Jungfrau von Orleans", „Egmont" im Deutschen und „Julius Cäsar" im Berliner Theater gespielt. Die beiden Theile des „Faust" sind im Deutschen Theater zu volksthümlichen Vorstellungen geworden. Grillparzer's „Argonauten", seine „Jüdin von Toledo", seine wunderlich geschraubte Komödie „Weh dem, der lügt!" — Werke, die keine Bühne sich mehr aufzuführen getraute — haben wiederholt in Berlin den lautesten Beifall gefunden. Wenn bei dieser Neigung zu literarischen Ausgrabungen und theatralischen Wiederbelebungsversuchen Mißgriffe nicht immer vermieden werden, Nieten nicht ausbleiben konnten, so hat das große Loos, das Emil Pohl in der vorjährigen Spielzeit in dieser Hinsicht mit seinem Schauspiel „Vasantasena", einer geschickten Bearbeitung des altindischen Drama's „Das Thonwägelchen" zog, alle Irrthümer gleichsam ausgelöscht. Die Auferstehung eines indischen Schauspiels, halb Märchen, halb Lebensbild, auf der modernen Bühne, die sich nicht durch das Ungewohnte und Seltsame einen plötzlichen, aber schnell vorübergehenden Erfolg erringt, sondern durch inneren Werth und dramatische Kraft dauernd in der Gunst des Publicums behauptet, ist gewiß ein lehrreiches Zeichen der Stimmung. Solche Thatsachen werden von denen zu wenig beachtet, die von dem Niedergange der idealistischen Richtung auf unserer Bühne sprechen. Die Aufführungen der klassischen Dramen halten in Berlin, Dresden und München durchaus der modernen Production das Gleichgewicht, eine Neuigkeit nun gar bleibt, wie oft sie auch dargestellt wird, vor den Klassikern im Rückstand. Selbst der Hausdichter des Schauspielhauses, Ernst von

Wildenbruch, hat es im Jahre 1891 nur auf 76 Vorstellungen gebracht, während klassische Dramen 102 mal auf den Brettern erschienen. Das Deutsche wie das Berliner Theater haben in jeder Woche mindestens zwei Klassiker-Abende. Hier ist auch die entscheidende Ursache für die geringe Wirkung und Lebensfähigkeit der vielen modernen Schauspiele zu suchen, die sich in den klassischen Formen und Geleisen bewegen. Nur in den seltensten Fällen kann der Dichter, der jetzt historische Vorwürfe im Stil Shakespeare's oder Schiller's behandelt, selbst bei unleugbarem Talente, den Vergleich mit ihnen aushalten. Aber daß die Möglichkeit des Gelingens keineswegs ausgeschlossen ist, daß auch der moderne idealistische oder phantastische Dichter sich trotz der angeblichen Ueberfluthung der Bühne durch den Realismus darauf behaupten kann, daß nach wie vor auf den Brettern Raum für das Märchen wie für das historische Trauerspiel ist, beweisen Wildenbruch und Ludwig Fulda. Sein feines und phantasievolles Lustspiel „Der Talisman" gehört neben Hermann Sudermann's Drama „Heimath" zu den erfolgreichsten Bühnendichtungen der letzten beiden Jahre.

Die realistische Richtung, welche die moderne Production, unter dem starken und verwirrenden Banne Ibsen's, Zola's und Tolstoi's bei uns eingeschlagen hat, wäre ohne die Fülle der Berliner Theater gar nicht in die Erscheinung getreten. Nicht nur ihre Auswüchse und Ungeheuerlichkeiten, auch ihre besseren Erzeugnisse setzen die Vorurtheilslosigkeit, die nervöse Gereiztheit, die Leichtfertigkeit und Lüsternheit eines großstädtischen, meinetwegen wurmstichigen Publicums voraus. In den kleineren Städten fehlen die Bedingungen und das Verständniß für diese Thatsachen und Figuren. Selbst Sudermann's Schauspiele begegnen hier einem heftigen Widerspruch, der doch nicht allein von einer übereifrigen Polizei ausgeht. Gerhart Hauptmann's Stücke verschwinden mit der zweiten Aufführung von diesen Bühnen. Ginge Berlin nicht mit den Aufführungen voran, verbreiteten sich die „Berliner Briefe" in allen Provinzialzeitungen nicht darüber, in Lob oder Tadel, arbeitete die Reclame des Telegraphen nicht unausgesetzt, bald zu Gunsten des Dichters, bald eines ehrgeizigen Schauspielers oder im Geschäftsinteresse einer Theateragentur, so kämen diese Stücke nicht über den Umkreis der Großstadt hinaus. Der Meinung vieler idealistischer Freunde des Theaters, daß die Ausschließung dieser Schöpfungen von der Bühne ein Vortheil wäre, bin ich nicht. Ein Uebel, das im Verborgenen umherschleicht, ist gefährlicher als eins, das sich öffentlich zeigt. Auf der Bühne mußte der Naturalismus sein Probestück ablegen. Daß trotz aller genossenschaftlichen Beifallshymnen, trotz aller Posaunenstöße der guten Kameraden weder „Hedda Gabler" und „Baumeister Solneß", noch die Arbeiten Gerhart Hauptmann's und Erich Hartleben's, weder „Therese Raquin" noch die „Macht der Finsterniß" ein wirkliches Publicum gewinnen konnten, hat die Schwächen des Naturalismus deutlicher und unbestreitbarer offenbart als jede Kritik. Gerade wie das Gelächter des Publicums bei dem Anblick so mancher gerühmten Bilder der Münchener und Berliner Secession vernichtender wirkt als alle Zornausbrüche der „alten" Meister. Denn ein Publicum braucht jede Kunst, welche Grundsätze sie auch vertreten, welche Zwecke sie verfolgen mag, und nun gar die theatralische, die ohne den Zuspruch der Masse nicht denkbar ist, die sich mit dem einen Plato, mit dem stillen Leser eines wunderlichen Buches, mit dem einen Liebhaber toller Sculpturen und häßlicher Bilder nicht begnügen kann. Wenn die naturalistische Richtung auf der Bühne festen Fuß fassen will, wird sie sich zu allerlei Zugeständnissen in principiellen wie in formalen Dingen entschließen müssen. Ihr stärkstes und originalstes dramatisches Talent, Hermann Sudermann, hat an dem Schicksal seines Drama's „Sodoms Ende" gegenüber der fast allgemeinen Zustimmung, die seinen beiden andern Dichtungen „Ehre" und „Heimath" zu Theil geworden ist, deutlich erkennen können, vor welchen Schranken er auf der Bühne Halt zu machen hat. Aber die Aufführung naturalistischer Schauspiele in Berlin hat nicht nur reinigend und aufklärend auf den Geschmack des Publicums,

nicht nur läuternd auf die Anhänger der Richtung gewirkt, die überhaupt noch belehrbar und erziehbar sind, sie wird auch der Entwicklung der dramatischen Kunst an sich zu Gute kommen. Eine gewisse Seichtigkeit und Verblasenheit hatte in den dramatischen Fabeln und Figuren bedenklich um sich gegriffen; die Vorwürfe, welche die Theaterschriftsteller, wenn nicht aus der Unmittelbarkeit des Lebens, doch aus ihrem Abbilde in der Phantasie, entnahmen, waren in Deutschland wie in Frankreich erschöpft; in der alten Schablone, mit den alten Mitteln schien ein neues Problem nicht mehr Gestalt gewinnen zu können. Mehr und mehr waren die Theater, aus den natürlichen Bedingungen ihrer Existenz heraus, bei der nothwendigen Steigerung ihrer Kosten, zu Vergnügungsstätten für die Wohlhabenden geworden. Ihre Ansichten und Vorurtheile, ihre „conventionellen Lügen" wurden zum Schaden für die Freiheit der Kunst der ausschließliche Maßstab für die aufzuführenden Stücke. Die Censur, die sie übten, war um so hinderlicher, je stärker den modernen Dichter die Darstellung socialer Gegensätze und Conflicte reizte. Der Naturalismus hat diesen sich immer enger beschränkenden Stoffkreis, auch durch den Hinweis auf die nordische Dramatik, mit seinen kühnen und frechen Versuchen durchbrochen, und indem er gleich bis zum Aeußersten, Häßlichsten und Widerwärtigsten fortschritt, wider seinen Willen die unerschütterliche Gültigkeit gewisser Regeln, Formeln und „conventioneller Lügen" der dramatischen Kunst bewiesen. Der kommende Dichter sieht sich durch ihn von manchen Fesseln befreit, ungehinderter in der Wahl seiner Stoffe, an ein Publicum gewiesen, das vor der Behandlung des Peinlichen nicht mehr erschrickt und sich darin gefunden hat, dem bitteren Kampfe um das Dasein und dem grauen Elend, den socialen und religiösen Fragen auch auf der Bühne zu begegnen. Zwanzig Jahre lang, von 1840 bis 1860, hallte die deutsche Bühne von dem politischen Kampf und Lärm wider, der unser Volk erfüllte und beseelte; es ist der Gang der Zeiten, daß auf ihr jetzt der Socialismus den Liberalismus verdrängt hat.

Mit dem Bestreben, die unteren Volksschichten, die Arbeiterkreise, die Fabrik und die Schenke, die Enterbten und die Verlorenen auf die Bühne zu führen, regte sich der Wunsch, das Theater diesen Massen zu öffnen, wiederum in der Hauptstadt lebhafter und drängender als in den kleineren Städten. Die Volksunterhaltungen, die an den verschiedensten Orten eingerichtet werden, sollen durch den freien oder doch den außerordentlich billigen Besuch der Theatervorstellungen ihre Krönung erhalten. In Berlin hat die socialdemokratische Partei seit einer Reihe von Jahren Theatervereine gebildet, die ihren Mitgliedern in den Mittagsstunden am Sonntag den Genuß einer Theateraufführung gegen die Zahlung eines geringen monatlichen Beitrags bieten. Daß die Stücke, die man den Genossen vorführt, nicht nach künstlerischen, sondern nach Parteirücksichten gewählt werden, begreift sich, ebenso daß dem Ganzen, in der Ausstattung wie in der Darstellung, das Dilettantische und Kastenmäßige anhaftet. Auch darin, daß die Zuschauer derselben Parteigenossenschaft und der überwältigenden Mehrheit nach demselben Stande angehören. Bei der Ausbildung des Unternehmens würde man zu demselben Ziele wie das geschmähte Luxustheater gelangen: wie jenes ein Bourgeois-Theater geworden ist, würde das neue ein Proletarier-Theater werden. Um diesen Ausgang zu vermeiden und der Gesammtheit des Volkes ein freies und nationales Theater zu erhalten, hat sich eine Anzahl begeisterter und opferbereiter Freunde der socialen und ethischen Reformbestrebungen zur Gründung eines „Schiller-Theaters" zusammengethan, um Allen gegen ein überaus mäßiges Eintrittsgeld gute volksthümliche Theaterstücke vorzuführen, etwa wie in Wien das vor Kurzem eröffnete „Raimund-Theater". Ob die Begeisterung nachhaltig über den ersten Anlauf aushalten, der Besuch dauernd auf der geforderten Höhe bleiben wird — das sind Fragen, denen ich skeptisch gegenüberstehe. Ohne den festen Zuschuß der Stadtgemeinde kann sich ein Volkstheater in idealem Rahmen mit den Preisen von zwei Mark bis zu fünfzig Pfennigen herab, auch wenn man diese Preise auf drei Tage in der Woche beschränkte und sie an den anderen Abenden

ein wenig erhöhte, in Berlin nicht halten, sondern wird immer nur ein kurzlebiges Dasein führen. Ist man aber geneigt, dem Theater in dem Leben einer großen Stadt, in der Erziehung und Unterhaltung des Volkes eine so wichtige ethische Rolle zuzuschreiben, glaubt man an die Möglichkeit, eine Vergnügungsanstalt zu einer Moralschule im höheren Sinne des Wortes entwickeln zu können, legt man der Volksunterhaltung innerhalb der socialen Reformen einen so bedeutenden Werth bei, dann sehe ich nicht ein, wie sich die Gemeinde schließlich der Verpflichtung entziehen will, auch der Theaterfrage näher zu treten. Ein Volkstheater läßt sich aus Privatmitteln so wenig gründen und erhalten wie die Volksschule: beide sind auf die Allgemeinheit angewiesen. Aber wie weit ist die Allgemeinheit an der Bühne interessirt? Das ist der Knoten. Lope de Vega's und Shakespeare's Bühne sind ebenso wie die modernen Bühnen Luxustheater gewesen. Weder Madrid noch London hat etwas für seine Theater ausgegeben. Um das Theater der Massenbevölkerung unserer Großstädte zugänglich zu machen, reicht der gute Willen Einzelner nicht aus.

Vor der Wichtigkeit und Bedeutung dieser allgemeinen Betrachtungen treten nun freilich die wirklichen Ergebnisse der bisherigen Spielzeit bescheiden zurück. Das Lessing-Theater eröffnete seine Saison diesmal schon am Sonntag, den 30. Juli, die anderen Theater begannen ihre Vorstellungen im September. Das Neue Theater, das seit seiner Eröffnung im Herbst 1892 ein Zwitterdasein fristete und aus eigenen Kräften nicht leben konnte, gewährte vom April bis zum October den Künstlern des Schauspielhauses während eines abermaligen Umbaues des Schinkel'schen Hauses ein Asyl; seitdem ist es eine Filiale des Residenz-Theaters geworden. Das Wallner-Theater, die ursprüngliche Heimath und der fruchtbare Nährboden der guten alten Berliner Posse, für die älteren Theaterfreunde eine Stätte fröhlicher Erinnerungen, ist von Stufe zu Stufe zu einem Zauber- und Specialitäten-Theater herabgesunken. Im Wettkampf mit dem Adolph Ernst-Theater erlagen sein Humor, seine Possenfabrikanten, seine Directoren und Schauspieler. Die moderne Posse, die längst nicht mehr berlinischen Geistes ist, hat einen gewissen Clown- und Jongleur-Charakter angenommen, der sich auf der Bühne des Wallner-Theaters nicht einbürgern ließ. Das Vorbild der englischen Pantomimen, der Circus-Scherze und Circus-Tänze ist für sie maßgebend geworden. Hier an der wundesten Stelle unserer theatralischen Vergnügungen sollte die Sonde der Naturalisten einsetzen. Von allen Gattungen der dramatischen Dichtung wird den Massen stets die historische Tragödie und das Fastnachtsspiel den stärksten Eindruck machen. Ein Erfinder glücklicher witziger Possen, in lebendiger Widerspiegelung der Wirklichkeit, des Volkes, wie es lebt und handelt, empfindet und spricht, wie es Kotzebue und Angely, Nestroy und David Kalisch ihrer Zeit waren, ist für die Erfrischung unserer Bühne viel begehrenswerther als alle Schwarzmaler psychologischer Probleme und pathologischer Fälle, der Armenhäuser und der Diebsspelunken.

Mehr als ein Dutzend theatralischer Neuigkeiten wurden seit dem August bis zu den ersten Tagen des Decembers aufgeführt: in mannigfaltigem Wechsel Ernstes und Heiteres. Auch an einer literarischen Ausgrabung hat es nicht gefehlt. Der Director Adolph L'Arronge hatte für das Deutsche Theater Lord Byron's Mysterium „Kain" zu einem Schauspiel in zwei Aufzügen bearbeitet, das am Sonnabend, den 11. November zur Darstellung kam. Ohne rechten Erfolg. Diese mythischen Figuren sind von der Schauspielkunst auf einem Brettergerüst nicht zu wirklichen Menschen umzugestalten. Bei der Lektüre versetzt sie die nachschaffende Phantasie ohne Mühe in jene Dämmerungswelt, in der sie allein zu leben und sich zu bewegen vermögen. Selbst mit Schumann's Musik bleibt eine Vorstellung des „Manfred" nur eine Phantasmagorie, der Schauspieler nur das Sprachrohr des Dichters: er trägt uns bei der Begleitung der Instrumente, auf dem Hintergrund wechselnder Decorationen und Visionen, ein ergreifendes Gedicht vor, aber ein menschliches Schicksal erlebt er weder, noch erregt er in dem Zuschauer Grauen und Mitleid. Noch weiter von dem schlicht Menschlichen bleiben

die Hauptfiguren des Mysteriums, Kain, Lucifer, der Engel des Herrn entfernt. Sie erzählen uns von Lord Byron's Weltschmerz und theilen uns seine Betrachtungen über Kain's Brudermord mit, aber die Handlung selbst bringen sie uns nicht näher. Das literarische Interesse nahm in diesen ersten Monaten der Saison am stärksten Gerhart Hauptmann in Anspruch, auch darum, weil er gleich mit zwei neuen Schöpfungen auftrat, einer „Diebskomödie" in vier Acten „Der Biberpelz", das am Donnerstag, den 21. September im Deutschen Theater, und mit einem Traumstück in zwei Theilen „Hannele", das am Dienstag, den 14. November im Schauspielhause zum ersten Male aufgeführt wurde. Beide von kurzer Lebensdauer. Gerhart Hauptmann ist der Pflegesohn der „Freien Bühne". Sie hat dies eigenartige Talent dem Berliner Publicum geschenkt und es ihm als Erbe hinterlassen. Nicht weniger als vier seiner Arbeiten: „Vor Sonnenaufgang" — „Das Friedensfest" — „Einsame Menschen" — „Die Weber" hat sie in den Jahren 1889 bis 1893 zur Aufführung gebracht. Das Drama „Einsame Menschen" ist dann von der „Freien Bühne" nach dem Deutschen Theater hinübergewandert, wo es im Frühjahr 1891 dem Dichter mehr die Anerkennung seines Talentes durch ein vorurtheilsloses Publicum als einen wirklichen Erfolg erwarb. Die gelungene Charakteristik eines verbummelten Genies in der fünfaktigen Komödie „College Crampton", die Georg Engels im Deutschen Theater 1892 glücklich und anziehend zu verkörpern wußte, gewann Hauptmann auch über den Kreis der Schulgenossen hinaus Freunde und öffnete ihm die auswärtigen Bühnen. Dem Schauspiel aus den vierziger Jahren „Die Weber" verschaffte die Polizei, die seine Aufführung im Deutschen Theater verbot, einen revolutionären Ruf, den seine Darstellung im Verein „Freie Bühne" doch nur zum Theil bestätigte. Eine so rege Schaffenslust, eine so bewegliche Phantasie hatten die allgemeine Aufmerksamkeit dem noch jugendlichen Dichter zugewandt — Hauptmann ist 1862 geboren — und große Erwartungen geweckt.

Vielleicht zu hohe, denn die Begabung Hauptmann's steckt in der scharfen und lebendigen Charakteristik der Figuren und der Kleinmalerei ihrer Umgebung, nicht in der Erfindung einer starken, von innen heraus sich steigernden dramatischen Fabel, nicht in der fortreißenden Gewalt der scenischen Darstellung. Weder die großen Worte noch das Alfresco und die Kraft Wildenbruch's, die Massen zu bewegen, darf man von ihm erwarten. Selbst in den „Webern", wo der Stoff unmittelbar zu einer Verdichtung der Handlung, zu einer Gegenüberstellung der Gegensätze, zu einem Massenaufschrei, wie im „Julius Cäsar" und im „Wilhelm Tell" drängt, verzettelt sich Alles in die Einzelheit und das Einzelschicksal. In wie weit hier der Mangel an eigentlich dramatischer Begabung oder eine vorgefaßte Meinung, die Recht behalten will, den letzten Grund zu der Schwäche aller bisherigen Fabeln Hauptmann's abgeben, sei dahingestellt: die Bewunderer behaupten, Hauptmann wolle nicht im alten Stil arbeiten, er sei der bewußte Erneuerer des Drama's, der an die Stelle der Handlung die Charakteristik und die Detailmalerei, das „Milieu" setze, die Gegner, er wolle nicht, weil er nicht könne. Ich vermuthe, daß er den Mangel seines Talentes unbewußt zum Princip seiner Kunst macht. Er ist damit folgerichtig im „Hannele" auf das Schattenspiel an der Wand und das Puppentheater zurückgegangen, bei dem nicht sowohl die Personen auf der Bühne, als der Principal und der Bauchredner das Wort führen. Wie verschieden sich auch die „Diebskomödie" und das „Traumstück" ihrem Inhalte nach darstellen, so wurzeln sie doch in denselben Volkskreisen der armen kleinen Leute und bestehen, statt aus einer sich entwickelnden Handlung, aus einzelnen Scenen, hier eines Fiebertraumes, dort dörflicher Verkommenheit und bureaukratischer Vertrottelung. Der Fiebertraum hat wenigstens die Steigerung, daß er mit dem Tode der Fiebernden endet, der „Biberpelz" verläuft völlig in das Schlußlose und Ungewisse. Der Dichter führt uns in ein Dorf bei Berlin, am Oberlauf der Spree. Erst in das Häuschen einer resoluten Waschfrau mit

zwei frechen Töchtern im Alter von siebzehn und vierzehn Jahren und einem einfältigen Mann, und dann in die Amtsstube des Vorstehers, eines Barons, der es sich in den Kopf gesetzt hat, einen in dem Orte wohnenden freisinnigen Schriftsteller wegen Majestätsbeleidigung in das Gefängniß zu bringen. Diese Jagd auf das demokratische Hochwild beschäftigt ihn so ausschließlich, daß er darüber seine nächsten Pflichten vergißt. Unter seinen Augen werden Wilddiebereien und Diebstähle verübt, und der Humor der Geschichte ist, daß er die brave Frau Wolff, die den Rehbock in der Schlinge fängt und dem Rentier Krüger erst ein Klafter Holz und dann einen Biberpelz stiehlt, im Hinblick auf jenen Demokraten für das Ideal der Rechtschaffenheit erklärt. In einem Fastnachtsscherz ließe man sich diese Verklärung der munteren, geschwätzigen Diebin, die ihre Spitzbübereien unter der Maske treuherziger Gradheit verübt, gefallen: aber diese Figur in Lebensgröße wirkt ebenso ermüdend wie widerlich. Auf der breiten Bettelsuppe schwimmt zuletzt nicht mehr das kleinste Fettauge. Der Dichter, der einem Schatten von Handlung nachläuft, wie sein Amtsvorsteher der Majestätsbeleidigung, pinselt bald hier bald dort an seinen Figuren herum und setzt diese ängstliche und peinliche Farbengebung, weil er nicht aus dem Vollen und Ganzen schaffen kann und doch den Abend mit seinem Stück füllen will, bis zur eigenen Erschöpfung fort. Billig kann man der Schilderung im Einzelnen Wirklichkeit und Lebensbeobachtung nachrühmen; es sind Photographien nach dem Leben, und selbst der Amtsvorsteher, so trottelhaft er mir, namentlich in der unmittelbaren Nähe Berlins, erscheint, mag seinem Urbild in mehr als einem Zuge gleichen, nur daß alle diese Photographien, kunstlos gruppirt, nicht einmal ein Bild, viel weniger noch ein Schauspiel geben. Der abscheuliche Dialekt, in dem das Stück geschrieben ist, erhöht noch den unerquicklichen Eindruck, den der Zuschauer wie der Leser von dieser Diebeskomödie empfängt; an Bewegungslosigkeit, nicht nur der Entwicklung, die selbst in der Charakteristik keiner einzigen Figur einen Fortschritt macht, sondern auch des scenischen Spiels, steht die Diebeskomödie, trotzdem sie mit ihrem Titel etwas Heiteres und Flottes verspricht, noch über dem Traumstück. Diesem läßt sich in der Steigerung des Fiebers eine Art Fortschritt, Phantastik und eine kindlich naive, zuweilen rührende Lyrik nachrühmen.

Wie der „Biberpelz“ hebt das „Hannele“ bei den Verkommenen, unter den zankenden Armenhäuslern in einem schlesischen Dorfe an. Plötzlich tragen der Lehrer und ein Waldarbeiter ein fieberndes zwölfjähriges Mädchen herein und betten es auf dem armseligen Lager. Es ist das Hannele, die Stieftochter des Maurers Mattern. Um sich den entsetzlichen Mißhandlungen dieses Trunkenboldes zu entziehen, ist das Kind in den Dorfteich gegangen. Der Lehrer und der Arbeiter haben es mit Mühe gerettet. Nun erscheinen nacheinander der Amtsvorsteher, der Arzt, die barmherzige Schwester. Der Stiefvater wird als Unhold geschildert; der ganze Leib des Mädchens ist mit Striemen bedeckt, bezeugt der Arzt. Auf dies realistische, mit derben Strichen ausgeführte Vorspiel folgt eine bunte, farbenschillernde Legende. Die einzelnen Phasen in dem Fiebertraum des sterbenden Kindes werden uns in einer Reihe von Bildern, mit sprechenden Figuren, mit Musik hinter der Scene, vorgeführt. Sie entwickeln sich nicht dramatisch auseinander, sondern zufällig, zusammenhangslos nacheinander. Zuerst tritt der trunkene Vater auf, der das Hannele schlagen will, dann die verstorbene Mutter, die sie tröstet und ihr die Herrlichkeit und die Güte Gottes ausmalt. Drei Engel mit glänzenden Flügeln erfüllen die dürftige Kammer mit Licht und Duft. Hier ist es dir schlecht ergangen, dort oben wirst du selig leben: diesen Spruch führen sie weitläufig aus, in zarten, den kindlichen Vorstellungen glücklich angepaßten Versen. Vor einer ganz in Schwarz gekleideten Figur erschrickt Hannele: es ist der Tod, dein einziger Freund, tröstet die Mutter, die sich in die Krankenwärterin verwandelt hat. Die Legende verschlingt sich jetzt mit dem Märchen; die religiösen Vorstellungen, die Hannele in der Schule empfangen hat, verweben sich mit den Erinnerungen aus den Büchern,

die sie gelesen. Der Schneider kleidet sie in schneeweißen Atlas und zieht ihr Aschenbrödels gläsernen Pantoffel an, in Schneewittchens Glassarg wird sie gebettet. Die Dorfjugend unter der Führung des Lehrers singt der Verstorbenen ein schönes Lied. Die Armenhäusler, die still, ernst und andächtig geworden sind, rüsten sich, den Sarg auf den Kirchhof hinauszutragen. Der Stiefvater, der zuerst wieder droht und flucht, entsetzt sich vor der Verschiedenen und stürzt mit dem Ausruf „Ich hänge mich auf!" davon. Und siehe — der Lehrer hat seinen Rock abgestreift, und er steht vor uns wie der Heiland in den Bildern der Maler. „Stehe auf!" sagt er zu Hannele in ihrem Glassarge, wie Jesus zu der Tochter des Jairus. Hannele erhebt sich und liegt an seiner Brust. In langer Rede enthüllt er ihr die Herrlichkeit der Gottesstadt. Schade, daß sie nicht sichtbar vor uns zum Himmel fahren, sondern nur von großen und kleinen Engeln begleitet abgehen. Denn diese sichtbarliche Himmelfahrt der Armuth und Unschuld ist die künstlerische wie die socialdemokratische Pointe des Traumstücks. Als die verfinsterte Bühne sich wieder erhellt, liegt das Hannele kalt und steif in dem schmalen Bett, in dem traurigen Gemach, aus dem Himmelsglanz und Rosenduft verschwunden sind. „Sie ist todt!" sagt gleichgültig der Arzt. Die Rührseligkeit und der Schauer, welche die Zuschauer unwillkürlich bei dieser Sterbescene beschleichen, entspringen weder aus dramatischen Vorgängen noch aus seelischen Conflicten. Die Musik, die Visionen, die recitirten Verse, der lyrische Hauch und die Phantasmagorie allein erzeugen die Stimmung. Gerade wie in einzelnen Scenen des Wagner'schen „Parsifal" wird die Religion, ihre Bilder, Vorstellungen und Verheißungen in den Dienst des Theaters gestellt oder, soll ich lieber sagen, mit theatralischem Hokuspokus verbrämt? Damit steigen wir von dem Gipfel Schiller'scher Kunst wieder zu den Anfängen der mittelalterlichen dramatischen Kunst, zu den Weihnachts- und Osterspielen in den Kirchen herab. Nur daß damals diese Vorgänge und Bilder und die Worte, die sie begleiteten, aus frommer Andacht und herzinniger Gläubigkeit entsprangen und sich an die gleichen Empfindungen ihres ergriffenen Publicums wandten, während sie jetzt von der überreizten Blasirtheit, von der künstlerischen Spitzfindigkeit als wirksame Zuthaten verwandt und den blasirten, stumpfen Seelen und Phantasten, die längst jeden Glauben an die Idealität verloren haben, als dichterische oder malerische Offenbarungen vorgegaukelt werden. Immer natürlich mit dem Stich in den Pessimismus und die Socialdemokratie.

Zwei andere Stücke „Jenseits von Gut und Böse", ein Schauspiel in drei Aufzügen von J. V. Widmann und „Der Andere", ein Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau entnehmen den Kern ihres Inhalts ebenfalls dem Traumleben des Menschen, das erste, um eine moralische Besserung des Helden herbeizuführen, nach dem Vorbild der Märchenkomödie Grillparzer's „Der Traum ein Leben", das zweite, um einen pathologischen „interessanten" Fall von der Bühne herab zu erörtern. In beiden kommt die Krankheit der Zeit, die Zerrüttung des Nervensystems und des Gehirns, zur Anschauung. Nicht sowohl der künstlerischen Leistung wegen, als um der Fragen willen, die sie behandeln, haben die Schauspiele eine größere Theilnahme, eine lebhaftere Debatte erregt. „Jenseits von Gut und Böse", das schon vor längerer Zeit in Meiningen eine stilvolle Renaissance-Einrichtung erfahren hatte, ist am Donnerstag, den 9. November im Berliner Theater aufgeführt worden. An dem Titel erkennt der Gebildete sogleich, daß sich Widmann's Tendenz gegen eins der Schlagworte der Moralphilosophie Friedrich Nietzsche's richtet, die erst neulich in der „Deutschen Rundschau" von berufener Seite ihre Widerlegung gefunden hat. Nietzsche's Theorie von dem Uebermenschen, der sich über Gut und Böse erhebt und heroisch und gewaltthätig der Willkür des eigenen Willens, der egoistischen, rücksichtslosen Laune folgt, zieht ihre Beispiele aus der römischen Kaiserzeit und der italienischen Renaissance. Die kleinen Tyrannen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die Visconti's und Sforza's, die kurzlebigen Gewalthaber in Lucca, Forli, Rimini

haben es ihm und Widmann's Helden, dem Professor der Kunstgeschichte Robert Pfeil, angethan. Ein Leben wie Sigismondo Malatesta zu führen, jedes Gelüst zu befriedigen, den Trieben unbändiger Grausamkeit und Wollust den Zügel schießen zu lassen, erscheint Robert Pfeil als ein beneidenswerthes Loos. Er ist mit einer Biographie jenes Tyrannen beschäftigt und bei einem unmittelbar bevorstehenden Künstlerfest wird er im Costüm Sigismondo's auftreten. Schon halb in der Renaissance lebend, hat er sich seiner guten und wackeren Frau entfremdet und bewundert eine etwas abenteuerliche junge Wittwe Victorine von Meerheim, die ihn umschmeichelt und ebenfalls „jenseits von Gut und Böse" phantasirt, zunächst um ihrem windigen Bruder den Doctortitel und sich dabei die angenehme Aufregung einer kleinen Liebschaft und eines drohenden Ehebruchs zu verschaffen. Frau Johanna, eine edel und zart empfindende Natur, sieht das Glück ihres Lebens für immer bedroht und hat ihrem Bruder, der in demselben Hause wohnt, einem Afrikareisenden, ein gefährliches Gift entwandt, um freiwillig aus der Welt zu scheiden, wenn sie die Liebe ihres Gatten in Wahrheit verloren hat. Der Bruder erräth das Geheimniß der Schwester bald und gibt dem Schwager, um ihn von der Begegnung mit der verführerischen Wittwe auf dem Künstlerfest abzuhalten, auf dem sie im Costüm Isotta's, der Geliebten jenes Malatesta, doppelt gefährlich, erscheinen sollte, aus seiner immer bereiten Apotheke ein Schlafmittel ein. Robert Pfeil entschläft auf der Stelle, und da er schon das Gewand Sigismondo's angelegt hat und alle seine Gedanken in jener Zeit und am Hofe Rimini's weilen, ist es natürlich, daß er sich im Traum dorthin versetzt fühlt. Er ist der Tyrann, die Wittwe seine Geliebte, seine Frau die Gattin des Fürsten Polissena; das Dienstmädchen Pauline verwandelt sich in eine tatarische Sklavin der Fürstin und sein Schwager in den Leibarzt Bertinoro. Er verstößt seine Gattin, zwingt ihr den Giftbecher auf, läßt seinen alten Lehrer tödten, ergeht sich im Traum im Schwulst hochtrabender Redensarten über die Erbärmlichkeit der Alltagsmoral und erzittert, als der Aufstand des Volkes gegen ihn losbricht und die Verschworenen mit gezückten Schwertern auf ihn eindringen. Bei dem Erwachen aus dem schweren Schlaf sieht er seine Gattin zärtlich um ihn besorgt, an seiner Seite; er erkennt die Hohlheit seiner Philosophie, „schwatzte da von Heldenstärke", ruft er aus, „die höher sei als alle Tugend. Aber nur ein wahres menschliches Heldenthum gibt's: das im Grunde eines guten Herzens wurzelt". Wieder gilt Tag und Nacht „und Gut und Böse, scharf geschieden vor jedem klaren Sonnenblick." Diese Erkenntniß wird ihm um so leichter, da die Wittwe aus Verdruß, daß er sie auf dem Künstlerfest hat allein sitzen lassen, sich rasch mit einem Andern verlobt hat. Das Ganze zerfällt, auch in der sprachlichen Form, in eine Art Zweitheilung, während die Personen zu Anfang und am Ende in Prosa sprechen, reden sie im Traum als Renaissance-Gestalten pathetische, jambische Verse, die für mein Gefühl gar zu schwer, überlegt und geistvoll sind und zu wenig dem „Traum" entsprechen. Wie ungleich leichter, glatter, durchsichtiger und spielender gleiten dagegen die Trochäen in Grillparzer's Dichtung dahin. Sonst ist die Verknüpfung der beiden Theile des Schauspiels poetisch und theatralisch geschickt durchgeführt, der Uebergang aus dem Wirklichkeits- in das Traumleben und die Umkehr ebenso wahrscheinlich wie wirksam.

Als literarische Leistung steht Widmann's Schauspiel in seinem gedanklichen Inhalt wie in seiner künstlerischen Durchführung über Paul Lindau's Schauspiel „Der Andere", an theatralischer Wirkung, in der Erweckung psychologischen Interesses bleibt es hinter ihm zurück. Besonders in den zwei ersten Acten und in der Gestaltung des leidenden Helden, des Staatsanwalts Hallers durch Friedrich Mitterwurzer, ist das Schauspiel Lindau's, das am Sonnabend den 18. November im Lessing-Theater zur ersten Aufführung kam, ein spannendes und packendes Theaterstück. Lindau's Schauspiel beruht auf einigen merkwürdigen, allerdings noch nicht genügend untersuchten Fällen einer „Pause im Bewußtsein": das Ich vergißt gleichsam sich selbst und wird auf eine Zeit lang zu einem andern

Ich; merkwürdiger Weise immer zu einem verbrecherischen. Hallers ist ein nervös gereizter, in seinen Amtsgeschäften und politischen Bestrebungen überarbeiteter Mann. Obgleich er selbst seinen leidenden Zustand empfindet und eine dunkle Furcht vor dem „Andern" hat, der in ihm steckt, will er doch seine Arbeiten nicht unterbrechen und dem verständigen Rathe des Arztes folgend sich eine Zeit lang vollkommener Ruhe hingeben. Plötzlich überfällt ihn des Abends am Schreibtisch die Krankheit: er zieht den Rock seines Schreibers an, stülpt sich einen alten Hut auf den Kopf und geht in eine Diebskneipe. Als der „Andere" verabredet er dort mit einem eben aus dem Zuchthause entlassenen Sträfling einen Einbruch bei sich selbst, dem Staatsanwalt Hallers; als der „Andere" hat er schon der jungen Dame, die mit ihrem Bruder in seinem Hause wohnt und die er liebt, eines Abends Uhr und Kette entrissen; als der „Andere" hat er die geraubten Gegenstände einem Mädchen, der rothen Amalie, die in jener Schenke verkehrt, aufdrängen wollen. Diese zwei ersten Akte verlaufen, Lindau's Prämisse einmal zugegeben, natürlich und folgerichtig. Der erste Akt schildert den nervösen Zustand Hallers, sein Haus, seine Umgebung, und setzt die pathologische Grundlage auseinander, auf der sich der zweite aufbaut. Die Diebsschenke wird mit der Genauigkeit und Sachlichkeit beschrieben, die Paul Lindau, wie wir aus seinen Berliner Romanen wissen, aus eigenster Kenntniß besitzt: mit einem gewissen trockenen Humor, in lebhaft fortschreitenden Scenen. Der „Andere" scheint in diesem „Milieu" völlig aufzugehen. Leider muthen uns die beiden letzten Acte eine große Unwahrscheinlichkeit zu. Nämlich die Heilung des Kranken gleichsam im Handumdrehen. Als ihm durch seinen Genossen bei dem Einbruch und die Enthüllungen der rothen Amalie kein Zweifel über seine schaurige Doppelexistenz bleiben kann, er sich als Opfer des Wahnsinns betrachtet, tröstet ihn der Arzt mit der Versicherung, diese Erkenntniß sei schon der Anfang seiner Genesung, Landluft und Ruhe würden ihm seine frühere Gesundheit und Lebenskraft wiedergeben. Der künstlerische Mangel des Stücks beruht in der geringen seelischen Vertiefung des Problems. Lindau hat zu einseitig den pathologischen Vorgang betont und aus ihm weder die innerliche Verstörung noch eine tragische Schuld des Helden zu entwickeln vermocht. Von der ersten bis zur letzten Scene ist Hallers ein Kranker, er fiebert wie „Hannele". Nicht als handelnder, irrender Mensch erregt er unser Mitgefühl, sondern als Object für den Mediciner. Nicht einen Augenblick vermögen wir uns voll und ganz in seine Lage und seinen Zustand zu versetzen: niemals werden wir den Gedanken los, daß es sich um einen Ausnahmefall, um eine seltsame Spielart des Wahnsinns handelt, der die Bühne in eine Heilanstalt für Nerven- und Geisteskranke zu verwandeln droht.

Erwähne ich nun noch eines historischen Schauspiels von Ernst Wichert „Aus eignem Recht", das am Donnerstag den 7. December im Berliner Theater, und eines Lustspiels von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg „Mauerblümchen", das am Donnerstag den 5. October im Lessing-Theater zur ersten Aufführung kam, so ist der Kreis der dramatischen Neuigkeiten beschlossen, die bisher einen literarischen Anspruch erheben können. Wichert's Drama, im alten Historienstil, ein wenig ins Lehrhafte und Pathetische hinein, stellt den Conflict zwischen dem Großen Kurfürsten und den Ständen des Herzogthums Preußen dar, anschaulich und ergreifend, mit der einen und der anderen humoristischen Scene. „Mauerblümchen" ist ein drolliger Schwank, von einem Mädchen, das wegen seiner Armuth zur alten Jungfer vorherbestimmt zu sein glaubt und plötzlich zwei Bewerber, einen alten und einen jungen, an den Fingern hält. Schade, daß der Scherz, der munter einsetzt, in die Breite, bald in das Sentimentale, bald in das Frivole, geräth und in einem überflüssigen vierten Act ganz versandet.

Karl Frenzel.

Das Raimund-Theater in Wien.

Vier Jahre nach der Eröffnung des „Deutschen Volkstheaters" ist aus der Initiative der Wiener Bürgerschaft wiederum ein neues Theater erstanden, dessen Begründer in ihrem Programme gleichfalls jede geschäftlich speculative Absicht von sich weisen, in der Gründungstendenz selbst aber einen charakteristischen Unterschied zu jenem hervortreten lassen. Das „Deutsche Volkstheater" wurde vom Bürgerthum *für* das Bürgerthum geschaffen — das heißt für jenes so zu sagen altberechtigte, erbgesessene, welches auch im theatralischen Gesellschaftsorganismus, in der socialen Gliederung des Publicums die Macht des „dritten Standes" repräsentirt. Dieselben Kreise, in denen *Laube* vor dreiundzwanzig Jahren die Erbauer des „Wiener Stadttheaters" suchte, haben auch die Bauherren des „Volkstheaters" gestellt, und für diese Kreise ist es erbaut worden, immerhin allerdings mit einer merkbaren Nuance etwas weiter ins „Demokratische" hinein, was sich durch die Anlage eines amphitheatralischen Raumes mit entsprechend wohlfeileren Sperrsitzreihen ausdrückte. Doch wie gesagt ist es vorzugsweise ein Theater nicht für die „oberen", sondern für die „mittleren Zehntausend" geworden, mit einigen Concessionen an den kleineren Mittelstand. Die Stifter des „Raimund-Theaters" ihrerseits aber wollten in dem neuen Schauspielhause genau da ansetzen, wo das Duplicat des Stadttheaters aufhört; sie wollen die Verbindung des dritten Standes mit dem vierten vermitteln, die „kleineren Leute" des Bürgerthums mit dem Arbeiterstande in ein Publicum verschmelzen. Es hat sich unverkennbar auf dem Theatergebiete jener, nirgends mehr zurückzudrängende Impuls spürbar gemacht, der mit so elementarer Gewalt der Wahlrechtsbewegung bei uns ihr beschleunigtes Tempo gegeben. Die conservativsten politischen Leute haben sich dazu bekehrt, wenn nicht das allgemeine Stimmrecht, so doch wenigstens eine „Erweiterung des Wahlrechtes" als eine Nothwendigkeit zu betrachten und zu behandeln — und dem entspricht denn auch die Devise, welche eigentlich in leuchtenden Buchstaben vom Portale die Eröffnungsgäste des Raimund-Theaters hätte grüßen sollen: „*Erweiterung des Theaterrechtes*". Wie zur Wahlurne nunmehr auch solche Bevölkerungsschichten herangezogen werden sollen, denen bis jetzt der Zulaß versagt geblieben, so sollen auch neue Publicumsschichten dem Theater zugeführt werden. Jene Elemente des „arbeitenden Volkes", welche in ihren Freistunden die Lesesäle der „Volksbibliotheken" in erstaunlicher Weise füllen und von da Bücher nicht etwa nur unterhaltenden, sondern fast vorwiegend wissenschaftlichen Inhaltes mit nach Hause nehmen, welche den Vorträgen des „Volksbildungsvereins" in dichtgedrängter Masse beiwohnen, sie sollen auch ein ihnen, dem Eintrittspreise nach, zugängliches Theater haben, und zwar eines, welches sie nicht bloß als „Stehende" oder zu den Galerieplätzen zuläßt, sondern welches ihnen, wieder dem allgemeinen Wahlrechte entsprechend, das „allgemeine Sitzrecht" ermöglicht. Das „Deutsche Volkstheater" hat darin den schon erwähnten demokratischen Fortschritt gegen das gewesene Stadt-

theater bekundet, daß es die Stehplätze im Vergleiche zu den Sitzen auf ein Minimum reducirte; das Raimund-Theater thut noch einen entscheidenden Schritt weiter, indem es überhaupt keinen Stehplatz kennt. Aber auch keine Logen, deren Zahl schon im Volkstheater eine sehr geringfügige ist.

Mit seinen 1780 Sitzen hat sich das Raimund-Theater, auch dem Platze nach, auf ein bisher vollständig theaterfremdes Terrain begeben, an die Grenzlinie des alten Stadtgebietes gegen die bisherigen Vororte, mitten unter die Fabrikbevölkerung von Mariahilf und Gumpendorf, von Fünfhaus, Sechshaus und Meidling. Uebrigens entsprechen, trotz diesem Raumzuwachs, alle Wiener Theater zusammen genommen noch bei Weitem nicht den Dimensionen einer Weltstadt. Denn unsere sämmtlichen Theater mit ihren nicht ganz die Zahl 300 erreichenden Logen, mit ihren circa 6500 Sperrsitzen und ihren Stehplätzen können doch nicht viel mehr als 13—14000 Zuschauer fassen, was also einem Procent der Bevölkerung gleich kommt. Freilich beträgt das tägliche Theatercontingent, welches diese 1300000 Menschen liefern, einen noch beträchtlich geringeren Procentsatz; denn seit Laube's wohl begründeter Klage, daß Wien kein genügend großes Theaterpublicum besitze, hat sich darin nicht viel geändert, und es wird sich nun zeigen müssen, mit welchem Erfolge auf die „neuen Schichten" gerechnet werden kann. Interessant und anerkennenswerth ist und bleibt aber unter allen Umständen dieser praktische Versuch in dem Problem des „Theater-Socialismus", der, wenn er programmgemäß glücken sollte, sicherlich noch seine Fortsetzungen und Ausdehnungen finden würde und müßte. Denn so niedrig bemessen die Preise erscheinen, so ist es doch noch immer nicht ein richtiges Theater des „vierten Standes", welches Sperrsitze zu zwei Gulden — allerdings die besten Plätze — enthält. Für das Theater des „vierten Standes" in einer gleichmäßigen Wohlfeilheit ist erst noch die Möglichkeit zu ersinnen — wenn sie überhaupt zu ersinnen ist. Eine rühmliche Abschlagszahlung darauf ist aber der Gedanke des Raimund-Theaters jedenfalls.

Es war das Verdienst eines bescheidenen und nur in den engsten Kreisen gekannten Schriftstellers, Raswedda, diesen Gedanken gefaßt und zuerst ausgesprochen zu haben: aber der stille Säemann hat nicht einmal das Aufgehen seiner Saat erlebt; er ist gestorben, ehe die Mauern des Theaters sich aus dem Boden erhoben. Derjenige, der mit mehr Glück und der ihm eigenen Energie den Plan alsdann aufgenommen und mit Hülfe einer Schar merkwürdig idealisch angelegter Bürger wirklich zur Ausführung gebracht hat, ist Adam Müller-Guttenbrunn. Es brauchte rastloser Thätigkeit und zäher Ausdauer, den hunderterlei Hemmnissen zu begegnen, die absichtlich und unabsichtlich in den Weg geschoben wurden. Monate lang ward die Ausfertigung der Theatereoncession in den ministeriellen Bureaus hingezögert, bald mit der, bald mit jener Ausflucht, während schon die Engagements abgeschlossen werden mußten und doch wiederum nicht rechtsgültig gemacht werden konnten, da man, unter diesen Umständen, gar nicht wußte, ob das Theater rechtzeitig fertig werde. Im April erst konnte mit dem Baue begonnen werden, der dann mit solcher Schnelligkeit emporwuchs, daß bereits nach sechs Monaten, am 28. November, das Theater sich dem Publicum erschloß. Indeß nicht bloß der Zeit nach hatte der Architekt eine schwer zu bewältigende Aufgabe, sondern auch in Bezug auf die zur Verfügung stehenden Mittel — und hier wird sich es erst zu erweisen haben, ob er diese Aufgabe wirklich zu bewältigen im Stande war, oder ob die Art, wie er es that, sich nicht nachtheilig empfindlich machen wird. Es galt, auf knapp bemessener Bodenfläche mit knapp bemessenen Kosten dennoch einen Bau von verhältnißmäßig großem Fassungsraume herzustellen. Das konnte nur durch äußerste Einfachheit der künstlerischen Ausstattung und durch möglichste In- und Uebereinanderschiebung der Ränge erreicht werden. Mit der Einfachheit gelang's; das Haus sieht sich schmuck und zierlich an, und daß prachtstrotzende Theaterpaläste keine Garantie für die praktische Tauglichkeit sind, dafür haben wir ja in Wien die besten Beweise. Die innere Anordnung und Raumeintheilung des Hauses aber hat am ersten Abend

sofort schwere Bedenken erregt. Die Galerie streckt und lagert sich fast über die Hälfte des Parterres hin, und zwar so niedrig und dadurch auf die unten Sitzenden drückend, daß einigermaßen nervöse Personen sich beklommen fühlen können und ein Düster über diesem ganzen Theile des Parterres lagert. Ob hier die alleinige Verantwortlichkeit den Architekten trifft, oder ob Andere sich darein getheilt haben, ändert nichts an der Sache; das Wahrscheinliche ist das Erstere; denn Fachmänner pflegen in solchen Fällen nur ihrem eigenen Kopfe zu folgen, und etwaige Einwände von „Laien", wie sie Jeden nennen, der nicht speciell ihres Faches ist, wegen Incompetenz zurückzuweisen. Als August Förster die Direction des Burgtheaters übernahm, aus welcher er so jäh weggerissen werden sollte, und sich von der trostlosen Akustik an so vielen Plätzen des prächtigen Hauses überzeugte, erklärte er, gar nicht überrascht davon zu sein, sondern nur bestätigt zu finden, was er dem großen Baumeister, der die ersten Pläne dazu entwarf, Hans Semper, vorausgesagt hatte, als in Gegenwart Dingelstedt's die Berathungen darüber stattfanden, und was er später noch einige Male wiederholt hatte: „Meister" — hatte er gesagt — „zu hoch, zu hoch; da wird nicht gut gehört werden, und darauf muß man wohl Rücksicht nehmen; eine Aenderung erscheint mir unerläßlich." Semper aber hatte das Bedenken Förster's kurz und entschieden mit dem Dictum abgewiesen: „Geht nicht, die Schönheitslinie erlaubt's nicht." Nun, die Schönheitslinien lassen im Burgtheater nichts zu wünschen übrig — das ist gewiß — aber noch gewisser ist, daß Dr. Förster Recht behalten hat. Um die Schönheit nun hat sich's im Raimund-Theater nicht gehandelt, sondern zunächst um die praktische Verwerthung des Raumes; hier aber scheint wieder, wenn nicht die Aesthetik, so doch die Behaglichkeit des Eindrucks zu kurz gekommen zu sein. Man sieht und hört zwar allerwärts so gut, daß mancher Logenbesitzer des Burgtheaters den Inhaber des bescheidensten Dreißig-Kreuzer-Sitzes in dem schlichten Theater beneiden dürfte; jedoch eine weitere Folge der allzu praktischen Raumverwerthung ist, daß die Sitze zu sehr verrathen, sie seien nicht für den „feisten Bourgeois" gemacht. Für Minister und Deputirte, die sich an ihren Sitz „klammern", wären das gute Fauteuils, denn hat man's mit Anstrengung dahin gebracht, einmal drin zu sitzen, so kommt man schwer wieder heraus. Doch schließlich ist das ein Uebelstand, der abzuändern ist; wie es mit dem architektonischen Fehler und den Nachwirkungen desselben gehen wird, das muß erst der weitere Verlauf der Vorstellungen ergeben.

Auch hier muß wieder der Geist die Materie zu überwinden streben. Die Anziehungskraft des Theaters, das ohnedem genug zu thun haben wird, sich sein Publicum zu sammeln, wird noch um einen merklichen Grad zu steigern sein. Die zwei ersten Vorstellungen erwecken denn auch nach dieser Richtung hin die besten Hoffnungen. Nicht nur das eigentliche Publicum, auch die schwierigsten Kritiker fühlten sich, namentlich am zweiten Novitätenabend, Wilbrandt's „Graf von Hammerstein", geradezu überrascht und mit fortgerissen von der Frühlings- und Jugendfrische, welche dieses neu erstandene Ensemble durchströmte. Wohl hatte schon der Eröffnungsabend, der Raimund's niemals recht populär gewordene „Gefesselte Phantasie" vielleicht deshalb brachte, weil der dichterische Zug eines Festspiels darin waltet, durch den schauspielerischen Werth der Aufführung eine günstige Stimmung hervorgerufen; doch das Gekünstelte des Stückes hatte dieselbe nicht so laut werden lassen, wie die frische, fröhliche Bühnenlebenskraft, welche dem Wilbrandt'schen Tendenzstück aus der Zeit des „Culturkampfes" heute noch innewohnt, nachdem diese Zeit und ihre Tendenz wie lange schon verklungen und verhallt erscheint. Unsere Theatercensur, der gewiß nicht allzu große Duldung für Bühnenpolemiken gegen kirchliche Uebergriffe vorzuwerfen ist, hat getrost das „antiklerikale Ritterstück" wieder auferstehen lassen können, denn die Tendenzstellen gerade, die im Stadttheater einstens ihr rauschendes Echo gefunden hatten, gingen hier spurlos vorüber; aber auch abgelöst von seiner vorübergehenden und vorübergegangenen Zeitbedeutung, hat es so viel einfach menschliches und so viel drama-

tisches Lebenselement in sich, daß es, mit einem gewissen Feuer gespielt, wie hier, seine starke Wirkung übt. Und zwar nicht bloß auf das sogenannte „naive" Publicum, für welches das Raimund-Theater ja recht eigentlich gebaut worden ist — denn dieses Publicum war so gut wie gar nicht da. Das Theater befand sich an den beiden Abenden der „Erstaufführungen" ziemlich im Alleinbesitz des allbekannten, allwärts gesehenen „innerstädtischen" Publicums der „Premièren" — wie Erstaufführungen, aus der ernsten Theatersprache in die der Gesellschaft übersetzt, bekanntlich heißen — jenes Publicums, das eben überall dabei sein muß, wo es ein „Ereigniß" gibt.

Das eigentliche Experiment mit den „neuen Schichten", auf welche das Theater rechnet und für welche es berechnet ist, hat sohin mit den ersten Abenden kaum noch begonnen. Wie sie sich zu dem Theater stellen, mit welchem Grade von Geneigtheit, dem an sie gerichteten Einladungsrufe zu folgen, das werden die nächsten Wochen zeigen müssen — das wird aber auch von der Gestaltung des Repertoires abhängen, das vorerst nur in ganz allgemeinen und nicht ganz deutlichen Umrissen erkennbar ist. Das bis jetzt vorliegende Verzeichniß der zur Aufführung bestimmten Stücke verräth nämlich ebenso, wie das Publicum der ersten Abende, noch etwas zu sehr die „innerstädtische" Herkunft, greift zu viel in die Repertoires der anderen Schauspielhäuser hinein. Es will wenigstens scheinen, daß Stücke z. B., wie das in Berlin vom Lessing-Theater her bekannte Schauspiel „Das Bild des Signorelli", oder wie Sudermann's „Heimath", nicht recht in das Repertoire eines Theater taugen, dessen Zuhörerschaft sich aus dem kleinen Bürgerthum und aus der Arbeiterintelligenz rekrutiren soll. Da sind wohl andere Lebensprobleme in dramatischer Veranschaulichung vorzuführen, der schlichte, einfache Lebenskampf, der ja auch seine stillen Märtyrien und sein in scharfer Beleuchtung hervortretendes Heldenthum hat. Was man das „Volksstück" zu nennen sich gewöhnt hat — ein allerdings etwas zu enger Begriff für das Wort und ein mitunter zu enges Wort für den Begriff — vom „Volkstrauerspiel" bis zur „Volksposse", das dürfte wohl den natürlichen Kern dieses Repertoires bilden. Doch Alles das kann sich ja sichten und klären, und man darf und muß wohl hoffen und wünschen, daß der interessante Versuch des praktischen „Theater-Socialismus", der „Erweiterung des Theaterrechtes", sich als durchführbar erweisen und gelingen möge.

Sigmund Schlesinger.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin im December 1893.

Eine allgemeine Erregung geht durch das deutsche Volk. Während noch vor Kurzem in der großen preußischen Steuerreform allein durch das Communalabgabegesetz über ungezählte Millionen verfügt werden konnte, ohne daß im Lande etwas von Theilnahme, ja auch nur von Kenntnißnahme zu bemerken gewesen wäre, wurden die Reichssteuervorlagen, die alle zusammen doch eine ungleich geringere Summe betreffen, lange vor ihrem Erscheinen in politischen Blättern und Vereinen auf das Leidenschaftlichste discutirt. Die Börse schlägt Lärm über eine Erhöhung der Börsensteuer. Wo Wein gebaut wird, sucht man sich gegen die Weinsteuer zu wehren. Die Tabakssteuer hat nicht bloß Unternehmerverbände und socialdemokratische Arbeitervereine zu gemeinsamem Ansturm zu einigen verstanden. Sie hat auch das ganze Heer der Tabakconsumenten mobil gemacht; an jedem Cigarrenladen kann man lesen, daß dort eine Petition gegen die Tabaksteuer zur Unterschrift ausliege. Da eine allgemeine Quittungssteuer keinen einzelnen Berufsstand betrifft, so klagen über diesen Steuerplan alle Stände gleichmäßig. Der geplante Frachtbriefstempel und der Checkstempel erfreuen sich keiner größeren Beliebtheit. Weniger das Volk, aber desto mehr die Parlamentarier jammern, daß die Reichsfinanzreform der „Franckenstein'schen Clausel" ein Ende bereiten und damit das Finanzrecht des Reichstages vernichten wolle. — Dabei schwirren über den Umfang der Finanzreform die verschiedensten Zahlen durcheinander. Die neuen Steuern zusammengezählt, würden einen Betrag von 140 Millionen Mark ergeben. Gleichwohl spricht die Reichsregierung nur von 100 Millionen, da den neuen Steuern ein Erlaß an älteren im Betrage von 40 Millionen Mark gegenüberstehe. Die Kosten der Militärvorlage, zu deren Deckung die Steuerreform ins Werk gesetzt wird, wurden aber bloß auf 60 Millionen Mark jährlich geschätzt; die weiteren 40 Millionen werden nur verlangt, um den Einzelstaaten dieselben als feste Rente zuzusichern. Von Seiten der parlamentarischen Opposition wird aber ausgerechnet, daß der militärische Mehrbedarf erst im Laufe der Zeit auf 60 Millionen steigen werde und einstweilen nur 46 Millionen Mark betrage; ein Mehrbedarf, der sich durch die sonstige Gestaltung des Etats auf 40 Millionen herabmindere. Und die Opposition begnügt sich nicht damit, den Betrag so herunterzurechnen; sie bestreitet sogar, daß dieser geringe Bedarf durch Steuern zu decken sei, weil von der bereits bestehenden Branntweinsteuer noch jährlich 40 Millionen unerhoben blieben.

Die stückweise Veröffentlichung der Vorlagen im Laufe der letzten Monate, lange vor ihrer Einbringung in den Reichstag, ja sogar noch vor ihrer ersten Fertigstellung in den Vorbereitungsstadien, hat viel Verwirrung angerichtet. Selbst der sorgfältigste Zeitungsleser weiß kaum noch hindurchzufinden zwischen dem, was bloßes Zeitungsgerücht war, und dem, was nun wirklich als Vorlage vor den Reichstag gebracht ist.

Es handelt sich bei dem Reformwerk um drei einzelne Steuergesetze (Stempelsteuer, Tabakssteuer, Weinsteuer), zu denen als viertes ein allgemeines Finanzgesetz hinzutritt.

Der Reichsstempel, der unter dem Namen der Börsensteuer bekannt ist, wird gegenwärtig aus zweierlei Veranlassung erhoben: als allgemeiner Stempel auf Werthpapiere, Aktien ꝛc. (thatsächlich ein Emissionsstempel, wenn auch nicht der Form nach), ferner als Stempel auf Kauf und Verkauf von derartigen Papieren, sowie von Getreide und sonstigen börsengängigen Waaren. Alle diese Stempel sollen auf das Doppelte und, soweit es sich um ausländische Papiere handelt, auf das Dreifache erhöht, außerdem die Maschen des Tarifs (die augenblicklich eine Weite bis zu 10000 Mark zeigen) enger angezogen werden. Der Lotteriestempel soll von 5% auf 8% des Losbetrages erhöht werden. Neu ist in dem Gesetz ein kleiner Fixstempel von zehn Pfennigen für Quittungen, Checks, Giroanweisungen und Frachtbriefe; der letztgenannte jedoch für ganze Wagen- und Schiffsladungen in Höhe von zwanzig und dreißig Pfennigen.

Vom Tabak wird bisher eine Inlandssteuer beim Pflanzer und ein Zoll beim Importeur erhoben, beides nach Gewicht. Weil eine Gewichtssteuer immer die geringere Sorte ganz unverhältnißmäßig stärker belastet als die feinere, so soll an deren Stelle eine Werthsteuer erhoben werden. Da es aber für überaus schwierig gilt, den Werth von Rohtabak auch nur annähernd richtig zu taxiren, so soll zu diesem Zwecke die Steuer auf das fertige Fabrikat mit handelsmäßigem Preise gelegt werden. Die Inlandssteuer (Pflanzungssteuer) wird aufgehoben, der Zoll auf ausländischen Tabak um den entsprechenden Betrag herabgesetzt und dafür beim Uebergang der Waare aus der Fabrik in den Handel eine Fabrikatsteuer vom Facturenwerth in folgender Höhe erhoben:

Cigarren und Cigarretten . . .	$33^1/_3$ Procent
Kau- und Schnupftabak . . .	50 „
Rauchtabak	$66^2/_3$ „

Eine Weinsteuer hat es bisher im Reiche gar nicht gegeben. Während das Reich auf den ausländischen Wein einen Zoll legte, ließ es den inländischen Wein frei und richtete sogar gewisse Schranken für die Besteuerung des Weins durch die einzelstaatliche Gesetzgebung auf. Jetzt soll als Steuer auferlegt werden: den besseren Weinsorten (im Preise von mehr als 50 Mark für das Hektoliter) 15 Procent, dem Schaumwein aller Art 20 Procent, dem Kunstwein (ebenfalls unterschiedslos) 25 Procent vom Werthe, jedoch mindestens 15 Mark pro Hektoliter. Die bisherigen Steuerbeschränkungen, welche namentlich um ihrer Verschiedenheiten willen lästig empfunden werden, sollen eine einheitliche Regelung erhalten: der einzelstaatliche Fiscus muß den Wein, den das Reich besteuert, frei lassen, darf aber überall die geringeren Sorten mit einer Steuer bis zu 15 Procent des Werthes belegen; auch die Gemeinden können eine Steuer in derselben Höhe darauf legen, jedoch dürfen beide zusammen nur 18 Procent des Werthes betragen; die Weine, welche das Reich besteuert, dürfen die Gemeinden bis zur Höhe von $^1/_5$ der Reichssteuer noch weiter belasten.

Das Finanzgesetz, das zur Krönung des Werkes bestimmt ist, läßt die Elemente der heutigen Reichsfinanzverfassung der Form nach bestehen, gibt ihnen aber eine veränderte Bedeutung. Die Matrikularbeiträge sollen zwar weiter erhoben werden, aber stets wenigstens 40 Millionen Mark weniger betragen als die Ueberweisungen des Reiches an die Einzelstaaten, d. h. während ursprünglich die Matrikularbeiträge dazu dienen sollten, die Einzelstaaten für Reichszwecke heranzuziehen, während die Begrenzung der Reichszolleinnahmen (Franckenstein'sche Clausel) thatsächlich schon lange den Einzelstaaten schwankende Zuschüsse aus Reichsmitteln gewährt hatte, soll jetzt auch dem Schwanken ein Ende gemacht und die Höhe des Zuschusses reichsgesetzlich garantirt werden; das ist die oben erwähnte feste Rente im Gesammtbetrage von 40 Millionen Mark. Etwaige weitere Ueberschüsse der Reichskasse sollen vom Reichskanzler zu einem Fonds für Deckung späterer Deficits angesammelt werden. Auch für diesen Fonds ist die Höhe von 40 Millionen Mark als Maximum bestimmt; steigt er darüber, so soll der Ueberschuß zur Tilgung von Reichsschulden verwendet werden. Ist das Deficit mit Zuhülfenahme des Fonds

nicht zu decken, so können Zuschläge auf die Stempel- und Verbrauchsabgaben gelegt werden. In dieser Art sollen die Reichsfinanzen für das Jahrfünft 1895 bis 1900 ihre Regelung erhalten.

Der Ertrag der neuen Steuern wird wie folgt geschätzt:

Tabaksteuer	(mehr)	45 000 000	Mark
Weinsteuer a) Naturwein		12 738 730	=
b) Schaumwein		4 544 848	=
Stempelsteuer			
sog. Börsen- { für Aktien ꝛc.	(mehr)	4 400 000	=
steuer { = Kauf- und Anschaffungsgeschäfte	(mehr)	11 000 000	=
= Lotterielose	(mehr)	5 400 000	=
= Quittungen		6 500 000	=
= Checks		650 000	=
= Frachtpapiere		8 500 000	=
Zusammen		98 733 578	Mark

Man wird von keiner einzelnen dieser Summen behaupten können, daß sie an sich eine unerträgliche Belastung darstelle. Wenn gleichwohl die Steuervorlagen im Volke wie in seiner gesetzlichen Vertretung einer energischen und theilweise geradezu entrüsteten Zurückweisung begegnen, so muß der Grund in andern Umständen zu suchen sein.

Zunächst schadet den Steuervorschlägen die Massenhaftigkeit, in der sie auftreten. Läßt sich denn aus der gesammten Finanzgeschichte aller Völker und Zeiten auch nur ein Fall anführen, daß ein Volk ohne den zwingenden Druck eines gewaltigen Ereignisses sich eine so große Anzahl von neuen Steuern gleichzeitig auferlegt hätte? — Ein zweiter Grund liegt darin, daß die Gesetze technisch schlecht gearbeitet sind. Ueberall lugt aus der Begründung der Steuerbeamte hervor, der als den ersten und vornehmlichsten Zweck des Gewerbebetriebes die Möglichkeit der Besteuerung betrachtet und schon sehr nachsichtig zu sein glaubt, wenn er so viel Rücksichten nimmt, daß der Gewerbebetrieb eben gerade nach athmen kann. Indirecte Steuern erfordern aber eine ganz andere Technik. Die genaue Kenntniß des zu belastenden Gewerbes ist hier die Hauptsache, und die finanzwissenschaftliche Technik hat nur dann Aussicht auf praktischen Erfolg, wenn sie sich mit der secundären Rolle begnügt und den Bedürfnissen des Gewerbes sich auf das Feinste anzuschmiegen versteht. Daß z. B. die Börse bei einer Mehrbelastung von 15 Millionen Mark nicht zu Grunde gehen muß, ist klar. Wenn aber diese Mehrbelastung in einer Form erhoben wird, in der unterschiedslos die Geschäfte mit großem, mittlerem und geringstem Gewinn gleich belastet werden, so ist klar, daß selbst eine mäßige Steuer schon als zu hoch erscheint, nicht weil sie alle, sondern weil sie einige Geschäftsarten vernichtet. Von allen Börsenkennern (und zwar keineswegs bloß von denen, die an dem Geschäfte interessirt sind), ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß das zweifellos solideste Geschäft an der Berliner Börse, die Arbitrage zwischen den verschiedenen europäischen Bankplätzen, seine feinste Ausbildung gerade in der Erzielung kleiner Gewinne findet. Wenn die Motive dies nebenbei erwähnen und eine Art Bedauern darüber aussprechen, daß sie darauf keine Rücksicht nehmen könnten, so ist dies eins von den Beispielen, die auf das Deutlichste zeigen, wie indirecte Steuern nicht aufgefaßt werden dürfen, wenn sie erfolgreich sein sollen. Statt daß die Ausarbeitung indirecter Steuern schon um dessentwillen, weil wir für dieselben vielfach ein ungleich schlechteres Beamtenpersonal haben als für die directen Steuern, mit ganz besonderer Ruhe und Sorgfalt betrieben würde, scheint man bei uns umgekehrt auf sachliche Tüchtigkeit derartiger Vorlagen ein für allemal zu verzichten und desto leichtherziger bald mit dieser, bald mit jener indirecten Steuer einen Versuch zu wagen. Man vergißt, daß indirecte Steuern vermöge der Beunruhigung, die sie für einzelne Gewerbe hervorrufen, auf dieselben nicht bloß mit der wirklich gezahlten, sondern auch schon mit der befürchteten Steuersumme drücken. Jede vergebliche Androhung einer indirecten Steuer bedeutet eine unnöthige

Störung und Minderung des Nationalwohlstandes; sie vermehrt trotz ihrer Erfolglosigkeit das Gefühl des Steuerdrucks und verstärkt gleichzeitig die Siegeszuversicht derer, die den nächsten Feldzug gegen eine indirecte Steuer zu führen haben. — Endlich aber kommt es auch darauf an, zu welchem Zwecke die Steuern verlangt werden. Steuern auf Lebensmittel werden überwiegend von den nichtbesitzenden Klassen getragen. Liegt aber irgend ein rationeller Grund dafür vor, die Kosten der Heeresverfassung gerade auf die nichtbesitzenden Klassen zu legen? Im Gegentheil: Die Besitzenden, die sich dessen sehr wohl bewußt sind, daß die Armee mit zum Schutze ihres Besitzes da ist, haben ein doppeltes Interesse an der Stärkung der Wehrkraft nach außen und nach innen. Die ältere europäische Finanzverfassung pflegte bestimmte Bedürfnisse auf bestimmte Einnahmequellen anzuweisen. In der neueren Finanzverfassung ist man davon abgekommen. Nur in Deutschland ist durch den Dualismus von Reich und Einzelstaaten der sonderbare Zustand geschaffen worden, daß die Kosten der Armee überwiegend auf die Einnahmequellen des Reichs, d. h. auf indirecte Steuern angewiesen sind. Da nun das Reich im Wesentlichen für militärische Zwecke da ist, so darf man sich darüber nicht wundern, wenn neue Reichssteuern unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Wenn die deutschen Tabaksarbeiter, die von dem Rückgang des Consums in Folge der neuen Steuer die Entlassung von 75 000 Arbeitern befürchten, zu einem socialdemokratischen Congreß zusammentreten, und einer der Führer die Wirkung der Militärreform auf die höheren und auf die niederen Klassen in der Weise schildert: „dort Rangerhöhungen und neue Epauletten; hier Entlassung, Noth und Elend!“ — dann genügt es nicht, solche Aeußerungen als „agitatorisch“ zu brandmarken; man muß sich den organischen Fehler unserer Finanzverfassung klar machen, der solche Aeußerungen ermöglicht. — Wie auf die verschiedenen Stände, so wirken indirecte Steuern auch auf verschiedene geographische Gegenden in ungleichem Maße. Dies ist bei einem Bundesstaate, wie das Deutsche Reich, für seinen einheitlichen Fortbestand doppelt gefährlich. Wenn im Bundesrath Württemberg, Baden und Hessen gegen die Weinsteuer-Vorlage gestimmt (sei es, daß dies buchstäblich wahr ist, sei es, daß die beiden Letztgenannten es schließlich noch zu einem widerstrebenden Ja gebracht haben), so heißt das: diese Steuer ist von den Staaten, die nur in einem Theil ihres Gebietes Weinbau treiben, den Staaten auferlegt worden, für welche der Weinbau eine Hauptcultur in ihrer ganzen Bodenfläche ist. Fragen die Süddeutschen nicht mit Recht, weswegen gerade sie die Kosten der Militärvorlage mit einem Präcipuum decken sollen? Wenn erzählt wird, daß die dreiundzwanzig Reichstagsabgeordneten des Königreichs Sachsen, Liberale und Conservative, Socialdemokraten und Antisemiten, sich gegenseitig verpflichtet haben sollen, gegen die Tabaksteuer zu stimmen, so zeigt schon das Auftauchen derartiger Gerüchte mit erschreckender Deutlichkeit, welches Maß von einigender Widerstandskraft man dem Interesse eines durch einen Steuerplan bedrohten Landes zutraut. Bisher hatte die Zerreißung des Reichstages in Parteien noch den Vortheil, daß sie, von Landesgrenzen unabhängig, ein Gegengewicht gegen die Abstimmung nach Ländern im Bundesrath bot. Was müßte daraus werden, wenn gerade das Finanzinteresse zum landsmannschaftlichen Zusammenschluß ohne Unterschied der Partei führen sollte? Als bei Begründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches in aller Eile ein paar Bestimmungen des Zollvereinsvertrages zu einer Art Reichssteuerverfassung umgeschrieben wurden, da hat es einsichtige Männer gegeben, die darauf aufmerksam machten, daß man auf diese Art keine dauernde Steuerverfassung begründen könne. Selbstverständlich hat man sich über die Bedenken solcher Theoretiker schnell hinweggesetzt. Jetzt kommt allmälig die Zeit, wo die vorhergesehenen Uebelstände sich mit steigender Gewalt geltend machen. Die preußische Steuerverfassung ist auf vortrefflicher Grundlage erwachsen und neuerdings vortrefflich ausgebaut worden; die Reichssteuerverfassung ruht auf schlechten Grundlagen, und je mehr man auf dieselben geworfen hat, desto

schwächer sind diese Grundlagen geworden. Trotz Allem, was wir gegen die Art der letzten preußischen Steuerreform einzuwenden hatten, erkennen wir rückhaltlos an, daß sie die vorgeschrittenste in ganz Europa ist; allein ebenso rückhaltlos müssen wir anerkennen, daß die heutige Reichssteuerverfassung die systemloseste auf europäischem Boden ist. Die Reichsfinanzen haben dazu noch das Unglück gehabt, fünf Jahre in der Hand eines Laien zu liegen. Als nach dem völligen Scheitern der Steuervorlagen im letzten Reichstage endlich ein neuer Schatzsecretär berufen wurde, so mußte man annehmen (da es bei uns ja nicht Sitte ist, hohe Aemter mit Laien zu besetzen), daß der unbekannte Mann, der zur Leitung der Reichsfinanzen berufen war, vermuthlich doch wohl ein Fachmann sein würde. Wenn aber der neue Schatzsecretär im Stande war, wenige Monate nach seinem Eintritt in das Amt bereits mit einem umfassenden Plan hervorzutreten, der dieses Steuerwesen reformiren wollte, so scheint es, daß man sich in den Erwartungen getäuscht hat. In der That stehen die Vorlagen zwar nicht gerade auf dem niedrigen Niveau, welches die Steuervorlagen des letzten Reichstages zeigten. Sie begnügen sich nicht etwa wie jene mit Phrasen, wo man Thatsachen zu erwarten berechtigt ist; sie bieten selbst einiges ausländische Material zur Vergleichung dar. Aber man braucht nur die Steuervorlagen des letzten preußischen Landtages danebenzuhalten, um des ganzen Unterschiedes inne zu werden. Daß diese Vorlagen nicht etwa (wie man fast allgemein sich hat einreden lassen) das Werk des preußischen Finanzministers seien, würde, wenn durch nichts Anderes, schon durch den Stil bewiesen werden, in dem sie abgefaßt sind.

Die Vorlagen sind in allem Wesentlichen aus dem Reichsschatzamt hervorgegangen. Allenfalls hat man die Hand des preußischen Finanzministers in den Bestimmungen zu erkennen, welche darauf ausgehen, für den vollbepackten Karren Vorspann zu suchen. Die Agrarier erhalten Steuerfreiheit für die Abnahme der Pfandbriefe aus der Hand der Hypothekenbanken. Die Bourgeoisie, die in den communalen Vertretungen danach lechzt, indirecte Steuern auf die breiten Massen der Bevölkerung zu legen, wird durch das Weinsteuergesetz eine lästige Fessel los; sie wird gerade im Westen, wo der Wein Volksgetränk ist, dem Gesetze ein wenig günstiger gestimmt, als die dortigen Regierungen, denen übrigens die bittre Pille durch den Antheil an der 40 Millionenrente auch versüßt worden ist. Auf den mit Recht so beliebten „kleinen Mann" zielt die Freilassung niedriger Beträge, wie der Quittungen unter 20 Mark, der Frachtbriefe unter 1 Mark.

Trotz aller dieser Kunstgriffe ist schon jetzt zweifellos, daß die Reichssteuerreform als Ganzes ins Wasser gefallen ist. Was soll nun geschehen? So oft wir an dieser Stelle auch bemüht waren, unser Urtheil zwischen den Parteien hindurch auf mittlerer Linie zu finden, in diesem Falle können wir nicht anders sagen, als daß die äußerste Opposition das Richtige gefunden hat: bevor man neue Steuern bewilligt, müssen erst die alten vollständig erhoben werden. Die „Liebesgabe der Brenner" im Betrage von 40 Millionen Mark genügt, wie von Seiten der Opposition mit unaufhörlichem Behagen betont wird, um das augenblickliche Bedürfniß für die Militärverstärkung zu decken. Nun mögen immerhin Gründe dafür sprechen, die „Liebesgabe" nicht auf einmal aufzuheben, sondern allmälig auf den Aussterbeetat zu stellen. Für diesen Fall könnte man in der Börsensteuer eine Unterscheidung treffen. Die Rücksicht auf die Arbitrage trifft nur den Verkaufsstempel, aber nicht den Emissionsstempel. Die Erhöhung des letzteren könnte bewilligt werden, ebenso die Erhöhung des Lotteriestempels. Da der Emissionsstempel in der Vorlage zweifellos zu niedrig veranschlagt ist, und man das Mehrergebniß dieser beiden Steuererhöhungen ohne Bedenken auf etwa 12 Millionen schätzen kann, so ist damit ein genügender Fonds gegeben, um die Liebesgabe zunächst zum Theil und dann, dem wachsenden Bedürfniß des Reiches entsprechend, gänzlich in die Reichskasse zu leiten.

Für eine fernere Zukunft aber sollte man sich doch klar machen, daß es nicht darauf ankommt, Finanzpläne mit Klugheit auszuhecken und mit Pfiffigkeit durch

die Parlamente zu treiben, sondern eine Steuerverfassung zu schaffen, die um ihrer rationellen Grundlage willen Geltung für sich in Anspruch nimmt. Solange die Menschheit Kriegsverfassungen besitzt, so lange hat sie die Kriegslast zum größten Theile auf den Grundbesitz gelegt. Bauernheere und Ritterheere waren Armeen von Grundbesitzern. Die Söldnerheere sind immer zu einem erheblichen Theile durch Beiträge der Grundbesitzer aufgebracht worden. Wenn nun auch der Zusammenhang zwischen Grundbesitz und Dienstpflicht in unserer Zeit aufgehört hat, ist es nicht geradezu ein Umschlagen in das Gegentheil, daß gleichzeitig in dem größten deutschen Staate die Grundsteuer „außer Hebung gesetzt" und im Reiche die Militärlasten *gesteigert* werden? Vielleicht, daß die Beseitigung der staatlichen Grundsteuern noch einmal den Vortheil gewähren wird, einer Reichsgrundsteuer und damit einer finanziellen Begründung des Reichskriegswesens die Wege zu bahnen! Hält man dies für eine Utopie, meint man, daß der moderne Staat an Einkommen und Vermögen breitere Besteuerungsbasen besitzt, als der Feudalstaat an Grund und Boden, so mache man wenigstens mit diesem Gedanken Ernst und setze die Kriegsverfassung in irgend eine finanzielle Beziehung zu dem Einkommen und Besitzthum der Reichsangehörigen. Für eine Reichserbschaftssteuer ist genügend freier Raum. Und der gewöhnliche Einwand gegen eine Reichseinkommensteuer auf die großen Einkommen, daß es in Bayern, Mecklenburg und anderen größeren deutschen Staaten gar keine Einkommensteuer gäbe, auf welche die Reichszuschläge gelegt werden könnten, läuft auf ein Spiel mit Worten hinaus. „Einkommensteuern" gibt es dort nicht, aber „Ertragssteuern", die thatsächlich ihre alte Bedeutung längst eingebüßt haben und Elemente einer Einkommensteuer geworden sind. Ein Reichsgesetz mit Normativbestimmungen über die Einkommensteuer ist ohnedies nothwendig, weil das allzu knapp gefaßte Reichsgesetz gegen die Doppelbesteuerung in der Praxis die bedenklichsten Lücken zeigt.

Während gegenüber Neuforderungen der Regierung auf jedem Parlament der moralische Druck lastet, das Nothwendige in *irgend einer Form* zu bewilligen, faßt der deutsche Reichstag seine Entschließungen frei von einem derartigen Drucke. Das Deutsche Reich kann kein Defecit haben; für den Rest des Erfordernisses schreibt der Reichskanzler Matrikularbeiträge aus. Solange nun die Matrikularbeiträge das *einzige* Mittel sind, um Reichslasten auf das Einkommen zu legen, wird ein Reichstag, der zu jeder Reichssteuerreform einfach nein sagt, noch immer in der Glorie einer Volksvertretung erscheinen, welche gegenüber den raffinirtesten Finanzkünstlern im Stande ist, den sachgemäßesten Ausweg zu erzwingen.

Und darum gibt es kein anderes Mittel zur finanziellen Selbständigmachung des Reichs, als die Einimpfung gewisser Elemente directer Steuern in ein Finanzwesen, das hauptsächlich den Zwecken der Landesvertheidigung dient. Die Parole aber „die directen Steuern den Staaten, die indirecten dem Reich!", weit entfernt, eine Lösung des Räthsels zu bezeichnen, bezeichnet vielmehr das Vorurtheil, von dem man sich gründlich losgemacht haben muß, um eine Lösung auch nur versuchen zu können.

Wenn man geglaubt hat, daß die gewaltigen Schläge, welche das *Silber* in Indien und Amerika erlitten hat (denn die erwartete Beseitigung der Sherman-Acte ist inzwischen erfolgt), den Bimetallisten den Muth benehmen würde, so hat man sich geirrt. Im Gegentheil haben aus diesen Ereignissen die Vertreter des Bimetallismus aufs Neue die Hoffnung geschöpft, daß nun endlich etwas gegen die fortschreitende Entwerthung des Silbers geschehen werde. Die Befürchtung, daß die Golddecke den Völkern der Erde „zu kurz werde", erhielt in den Augen Vieler eine erneute Illustration durch das Auftreten zweier so bedeutender Goldkäufer, wie Indien und Nordamerika als goldmünzende Staaten sein werden. Dies hat nun überall, wo Währungsdebatten im Gange sind, seinen Einfluß geübt. In der habsburgischen Monarchie hat eine ungarische Oppositionszeitung, das Buda-

Pester „Tagblatt", sich an die hervorragendsten europäischen Autoritäten um Gutachten über die österreichische Währungsgesetzgebung gewandt und über das Vorgehen der Regierung eine förmliche Enquête veranstaltet, welche überwiegend ungünstige Urtheile gezeitigt hat. In Italien erhoben sich anläßlich der Liquidationsverpflichtungen gegenüber der lateinischen Münzconvention Stimmen der Unruhe, die durch den Lärm bei den Bankscandalen und bei dem Sturze des Ministeriums Giolitti nur noch verstärkt wurden. In Deutschland endlich haben die neuesten Ereignisse der Währungsgeschichte zu einer erneuten wissenschaftlichen Prüfung unserer Währungsverhältnisse Anlaß gegeben, und zwei so hervorragende Kenner, wie Lexis (Göttingen) und Adolph Wagner (Berlin) haben sich in einer Weise ausgesprochen, welche die Bimetallisten als höchst erfreulich bezeichneten.

Machen diese übereinstimmenden Wendungen in den verschiedenen Ländern zunächst den Eindruck, daß in der That allem Erwarten zuwider der Silbersturz dem Bimetallismus günstig wirken müsse, so lehrt doch eine genauere Prüfung jedes einzelnen dieser Vorgänge, daß wir es überall mit speziellen Ursachen zu thun haben, die nur, wie so oft, ihre gemeinsame Färbung durch den plötzlich auftretenden Schrecken erhalten haben. Was der österreichisch-ungarischen Regierung mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, ist: daß sie statt des Posaunenschalles, mit welchem sie die Goldwährung gesetzlich proclamirte, um sie in die Praxis doch nur sehr allmälig zu übersetzen, lieber mit geräuschlosen Goldankäufen hätte vorgehen und den lauten gesetzgeberischen Act nachfolgen lassen sollen. Sie wäre dann mit Gold einigermaßen reichlich versehen gewesen, während sie jetzt den Einkauf desto schwerer hat und durch ihre großen Ankündigungen sich nur noch mehr erschwert hat. Allein wenn dies auch der richtigere Weg gewesen wäre, so ist damit noch nicht erwiesen, daß der von der Regierung thatsächlich eingeschlagene Weg geradezu falsch gewesen sei. Seine schlimmste Wirkung besteht in dem psychologischen Eindruck, dem sich immer derjenige aussetzt, der sich zum Herold seiner Thaten macht, selbst wenn diese Thaten, ohne Prahlerei angekündigt, ganz respectabel wären. Und dies ist in Oesterreich der Fall. Daß die habsburgische Monarchie in ihren Währungsverhältnissen einen Fortschritt gemacht hat, ist nicht zu bestreiten. Diese Thatsache wird dadurch nicht irritirt, daß die Fortschritte hinter den gar zu hochgespannten Erwartungen zurückblieben. Wenn schon während der Ausführung der Reform sich ein Goldagio gezeigt hat, so war dies nicht eine Folge der Währungsgesetzgebung, sondern im Wesentlichen eine Folge der Handelsbilanz und hat keine längere Dauer als die Ursache, durch die es hervorgebracht wurde. Dies würde deutlicher in die Erscheinung getreten sein, wenn die Wiener Bankwelt die scheinbar ungünstige Erscheinung mit ruhiger Würde hingenommen und nicht mit stets erneuten Kurstreibereien zu verdecken gesucht hätte. Gerade durch den zur Schau getragenen Optimismus hat die Wiener Börse das Mißtrauen hervorgerufen, das sie vermeiden wollte. — Was Italien betrifft, so haben wir bereits das vorige Mal zahlenmäßig ausgeführt, daß die Befürchtungen, welche sich an die Liquidation des lateinischen Münzbundes knüpfen, arg übertrieben sind und zum großen Theil auf einer Unkenntniß der Vertragsbestimmungen beruhen. Das hohe Goldagio hatte zu einem bedeutenden Theile seinen Grund in dem fortgesetzten planmäßigen Feldzuge der Pariser Börse gegen die italienische Rente. Italien hat die Kühnheit gehabt, gerade zur Zeit der französisch-russischen Verbrüderung eine englische Mittelmeer-Flotte bei sich zu empfangen. Dafür sollte es bestraft, es sollte ihm gezeigt werden, daß sein Anschluß an den Dreibund und an seine Großmachtspolitik zu kostspielig für seine Finanzen seien. Daß das Sinken der Curse mit der Aufdeckung der italienischen Bankscandale zusammentraf, erhöhte ihre Wirkung, vermindert aber ihre Bedeutung. Denn die beiden Ereignisse sind nicht ohne Zusammenhang. Zu den Verschuldungen der inzwischen entlarvten Banken gehörten auch ihre Speculationen in italienischen Staatspapieren. Nicht bloß in Paris, sondern auch in Berlin hatten sie den niedrigen Zinsfuß durch Lombardirung

italienischer Papiere auszunutzen gesucht, waren aber nicht im Stande, dieselben einzulösen. Indem sie ihre Schuld von Monat zu Monat prolongirten, haben sie allerdings das Renommée ihres Heimathlandes in der Bankwelt geschädigt und so dem von Paris aus unternommenen Angriff unfreiwillig in die Hände gearbeitet. Daß inzwischen das Ministerium Giolitti, das sich gerade durch die Aufdeckung der Scandale ein Verdienst erworben hat, gleichwohl gestürzt und durch eine Art bloßen Geschäftsministeriums ersetzt ist, dem Niemand eine lange Dauer prophezeit, ist nicht geeignet, im Augenblick das Ansehen der italienischen Finanzen zu erhöhen. Allein wenn man diese als am Rande des Abgrundes stehend darstellt, so gehört das zu den von Paris aus in die Welt gesetzten Uebertreibungen. Man darf nicht vergessen, daß das heutige Königreich Italien noch niemals seinen Verpflichtungen untreu geworden ist, obgleich seine Finanzen schon viel größere Schwierigkeiten aufzeigten. Da Italien mehr Waaren importiren muß, als es ausführen kann, so muß es einen Theil seiner Einfuhr in baarem Gelde bezahlen, und alle Länder mit „passiver Handelsbilanz" sind ab und zu der Gefahr ausgesetzt, in Geldschwierigkeiten zu gerathen, vor denen sie auch der Bimetallismus nicht schützen würde. Allein nicht nach augenblicklichen Schwierigkeiten ist eine solche Lage zu beurtheilen, sondern nach der ganzen Richtung der Entwicklung. Diese aber ist für Italien entschieden günstig. Der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr betrug in Millionen Lire: 1889: *440*, 1890: *428*, 1891: *244*, 1892: *205*. Das Mehr an Einfuhrbedürfniß ist also in offenbarem Rückgange begriffen. Sollte selbst die Statistik des laufenden Jahres ein ungünstiges Ergebniß aufweisen, so hätte man darin nur eine vorübergehende Erscheinung zu erblicken. Was speciell die Staatsfinanzen betrifft, so haben diese mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß das heutige Königreich noch immer in hohem Maße von den Verwaltungsapparaten der Theile abhängig ist, aus denen es sich zusammengesetzt hat. Zeuge dessen sind die fünf Cassationshöfe, die das Königreich statt eines unterhalten muß, und die nicht weniger als siebzehn Universitäten, die zum Theil ein großes Vermögen an die todte Hand fesseln. Die Frage der italienischen Finanzen ist weit mehr eine Frage des kräftigen Nationalgefühls, welches sich über Kirchthurmsliebhabereien hinwegzusetzen die Pflicht hat, als der italienischen Währungspolitik, die durch bimetallistische Mittel vielleicht im Stande wären, Uebelstände zu verschleiern, aber nicht zu beseitigen. Ständen die italienischen Finanzen vor dem Zusammenbruch, so könnte die Liquidationsverpflichtung gegenüber dem lateinischen Münzverein allerdings der Tropfen sein, der das Glas zum Ueberfließen bringt. Da wir aber einstweilen an der Ansicht festhalten, daß die italienischen Finanzen sanirbar sind, so vermögen wir wegen der Währungsfrage allein diese Ansicht nicht zu ändern. — Ein ungleich größeres Gewicht müßten wir der wissenschaftlichen Wendung in Deutschland beimessen, wenn dieselbe nicht zum Theil auf einem Mißverständniß beruhte. Sowohl Lexis als Wagner betrachten es als ihre Hauptaufgabe, Kritik zu üben und hochmüthiger Vernachlässigung bimetallistischer Untersuchungen entgegenzutreten. Wagner speciell geißelt die leichtfertige Art, mit der die Vertreter der Goldwährung sich darüber hinwegtäuschen, daß wir ja thatsächlich nicht reine Goldwährung, sondern nur sogenannte hinkende Währung in Deutschland haben. Unter den Goldbeständen figurirt eine halbe Milliarde, die thatsächlich in alten Thalern besteht und nur kraft Gesetzes Goldcharakter trägt. Was soll im Fall einer Krisis aus diesem Gelde werden, dessen Metallwerth nur noch der halbe ist? Ist es ferner mit dem Gedanken der Goldwährung verträglich, unsere Silberscheidemünze in solchem Betrage zu halten? Wird nicht bei eintretender Krisis das kleine Silbergeld sich überwiegend in den Händen kleiner Leute befinden und, wenn das Deutsche Reich einmal zum Zwangscurs schreiten sollte, gerade diese auf das Empfindlichste schädigen? Darum, folgert Wagner, müsse das Deutsche Reich sich entscheiden: entweder dem Silber gesetzlichen Münzcharakter neben dem Golde geben, oder durch Abstoßung der Thaler und Umprägung der Markstücke auf einen höheren

Feingehalt die Goldwährung zur Wahrheit machen. Diese Alternative sollten die Anhänger der Goldwährung nicht bekämpfen, sondern sich zu eigen machen. Wenn der Bimetallismus uns auf Schäden in unserm Münzwesen aufmerksam macht, so soll man dies dankbar anerkennen und beherzigen. Wenn vielleicht auch augenblicklich nicht der richtige Zeitpunkt ist, um diese Reform auf einen Schlag durchzuführen, so ist es doch die höchste Zeit, sie ins Auge zu fassen. Es ist nicht gerade nothwendig, den Silbermünzen den *vollen* Feingehalt nach dem gegenwärtigen Curse zu geben; aber eine Differenz von über 40 Procent gegen den Waarenwerth des Silbers ist unzulässig. Solange weite Schichten des Volkes fast nur auf die Benutzung von Silbergeld angewiesen sind, und solange es keine Garantie dagegen gibt, daß der Staat nicht beim Ausbruch eines Krieges oder einer sonstigen Finanzkrisis seine Einlösungspflicht widerruft, so lange darf man auch nicht so thun, als ob die Zusage, gegen Silber jederzeit Gold zu erhalten, den thatsächlichen inneren Werth der Silbermünzen gleichgültig mache.

Wenn wir den Zweifel aussprechen, ob für diese energischste Durchführung der Goldwährung der augenblickliche Zeitpunkt gerade der richtige ist, so geschieht dies hauptsächlich deswegen, weil wir die allgemein verbreitete Annahme, das Silber gehe einer noch viel bedeutenderen Entwerthung entgegen, nicht zu theilen vermögen. Selbstverständlich haben die Besitzer der Silberbergwerke in Amerika und Europa das größte Interesse daran, alle Regierungen der Erde mit dem noch weiter drohenden Silbersturze zu ängstigen und zu Maßregeln gegen die Silberentwerthung zu treiben. Eine über die ganze Welt verzweigte bimetallistische Agitation macht sich zur Aufgabe, den Silberbergwerken die verloren gegangene Kundschaft wieder zuzuführen. Während man aber sonst den Kunden einzufangen sucht, indem man ihm vorredet, er werde die Waare bald theurer bezahlen müssen, sucht man hier mit dem gegentheiligen Argument auf ihn Eindruck zu machen: man erinnert ihn daran, wieviel er von der Waare bereits besitzt und wie er schon zu stark engagirt sei, um nicht selbst an einer Preiserhöhung mitarbeiten zu müssen. So soll es gelingen, durch die haarsträubendsten Schilderungen vom weiteren Silbersturz die Regierungen für die Interessen der Bergwerkbesitzer zu erwärmen. Wenn dem Silber seine Geldfunction entzogen werde, so werde es auch als Schmuckgegenstand weniger begehrt sein und dann erst recht im Curse sinken: dann werde von dem Schmuckgegenstand wiederum die Rückwirkung auf die Münzverhältnisse kommen, und die Silbermünzen aller Staaten würden noch weit unter ihren heutigen Werth herunterfinken. Diese Argumentation über Schmuckbedürfniß ist ganz einseitig auf die Anschauungen der höheren Gesellschaftsklassen begründet. Sinkt Silber im Werthe, so wird es allerdings allmälig in den Salons verachtet werden. Aber es wird dann der beliebteste Schmuckgegenstand für die Bäuerinnen und selbst für Arbeiterinnen werden, es wird sich am behäbig-bürgerlichen Festtisch den Platz wieder erobern, aus dem es durch Glas und Porzellan fast verdrängt worden ist, d. h. sein Abnehmerkreis wird sich nicht verengern, sondern erweitern. In großen Städten ist seit dem Sinken der Uhrenpreise im Laufe des letzten Jahrzehnts schon jetzt vielfach die silberne Damenuhr ein Weihnachtsgeschenk für die Dienstmädchen geworden. Je billiger das Silber wird, desto weiter wird diese Sitte um sich greifen. Wenn die Silberproducenten, statt unaufhörlich darüber nachzudenken, wie sie den verlorenen Münzmarkt durch unschöne Mittel wieder erobern könnten, sich lieber mit der Frage beschäftigen wollten, wie sie dem weißen Metall eine geeignete *reelle* Wirksamkeit schaffen können, so würden sie ihrer Sache mehr nützen und ihr Seelenheil weniger gefährden.

Das Land übrigens, für welches ein Fortgang der Silberkrisis die weitaus größte Gefahr in sich birgt, ist die *Republik Mexiko*. Die Ausfuhr des Landes betrug im Jahre 1890/91 in Millionen Pesos 63,3, wovon allein auf Silber 35,3, also weit mehr als die Hälfte entfielen. Die Entwerthung des Silbers bedeutet also für Mexiko mehr als die Entwerthung seiner sämmtlichen übrigen Landesproducte zusammen bedeuten könnte. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß

schon im September an den europäischen Börsen das Gerücht circulirte, die mexikanische Regierung würde nicht im Stande sein, den October-Coupon ihrer Anleihe einzulösen. Es ist ebenso erklärlich, daß, nachdem dies geschehen, jetzt im December sich dieselben Gerüchte in Bezug auf den Januar-Coupon wiederholen. Weniger erklärlich ist es indeß, daß die mexikanische Regierung den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet hält, um für eine neue Anleihe Credit zu finden, und daß in der That auf die Ankündigung einer solchen Anleihe die tief gesunkenen Curse der mexikanischen Papiere sich heben. An der Berliner Börse erreichten die früher bis auf ihren halben Werth gesunkenen Staatspapiere am 4. December mit 69,25 Procent ihren höchsten Stand. Als sie am 5. December auf 68,70 Procent zurückgingen, wurde dies nicht als eine vorübergehende Erscheinung, sondern als der Beginn einer lang anhaltenden Ernüchterung betrachtet: am 6. notirten sie 67,90, am 7. 67,00; am 8. 65,00. Offenbar hat man es hier mit zwei einander entgegenwirkenden Strömungen zu Gunsten und zu Ungunsten der mexikanischen Finanzen zu thun, von denen bald die eine, bald die andere einen größeren psychologischen Einfluß ausübt. Die rechtliche Grundlage für die Sicherheit der mexikanischen Gläubiger bilden die Verträge über die 6procentige Anleihe von 1888, von denen der eine mit dem Bankhause S. Bleichröder in Berlin, der andere mit der Nationalbank von Mexiko geschlossen ist; die gleichen Bestimmungen sind auch für die Anleihe von 1890 verabredet worden. In dem ersten dieser Verträge verpflichtet sich die Regierung, von dem Erlöse der Anleihe den Betrag zweier Quartalsraten als Sicherheit für ihre Gläubiger in den Händen des Bankhauses zurückzulassen, so lange die Anleihe nicht vollständig zurückgezahlt ist. Die Zinsen sollen aus den Zolleinnahmen bestritten werden, von denen zunächst 32 Procent für den Zinsdienst angewiesen wurden; die Regierung verpflichtete sich bei einem etwaigen Rückgange der Zolleinnahmen diese Anweisung so zu erhöhen, daß sie stets um mindestens 10 Procent das Bedürfniß übersteigen, wie denn in der That die Zollquote später auf 35 Procent erhöht worden ist. Diese Zollquote ist kraft des zweiten Vertrages die Nationalbank von Mexiko direct von den Zollpflichtigen zu erheben und für den Zinsendienst zu verwenden befugt.

Dies die Thatsachen, über deren Bedeutung die Ansichten auseinandergingen. Während das Berliner Depositum von den Einen auf 600 000 £ angegeben wurden, ward es von den Andern auf 495 000 £ berechnet. Während von den Einen die Sicherstellung der Gläubiger durch die directen Zolleinnahmen der Nationalbank von Mexiko betont wird, wird von der andern Seite darauf aufmerksam gemacht, daß das Deficit im mexikanischen Haushalt wiederholt von der Nationalbank gedeckt worden sei, daß deren gesammtes Grundcapital auf diese Art sich bereits in den Händen des Staates befinde, und daß es also für die Nationalbank kein fernliegender Gedanke sei, sich eines Tages aus den direct vereinnahmten Zollbeträgen für ihre eigenen Capitalforderungen zu befriedigen, statt sie für die Zinszahlung an die ausländischen Gläubiger zu verwenden. Unter diesen Umständen konnte es auch keinen vollständig beruhigenden Eindruck machen, als der gefährdete October-Coupon wirklich gezahlt wurde. Man verlangte genaue Rechenschaft darüber, wieweit dazu das Berliner Depositum angegriffen worden sei. Und selbst wenn es wahr ist, daß dasselbe zu diesem Zwecke nur einen Zuschuß von 70 000 £ hergegeben habe, so sei die Regierung verpflichtet, das Depositum wieder auf seine alte Höhe zu bringen, da dasselbe ausdrücklich für die ganze Zeit versprochen, „solange die Anleihen nicht vollständig zurückgezahlt seien". Einstweilen läßt die mexikanische Regierung erklären, daß sie die Zollquote von 35 auf 40 Procent erhöhen und das Berliner Depot ergänzen werde. Die Mittel dazu wolle sie einer neuen Anleihe entnehmen, über welche ein entsprechender Vertrag mit denselben beiden Häusern abgeschlossen sei; diese Anleihe solle gleichzeitig der Rückzahlung anderer Vorschüsse, der Verstaatlichung der Münzen und der Fertigstellung der Tehuantepec-Eisenbahn dienen. Die neue Anleihe soll $2\frac{1}{2}$ Millionen £ betragen,

mit einer Zollquote von 12 Procent ausgestattet sein und im Januar in London zur Emission gelangen. Wenn gleichzeitig damit die Nachricht verbreitet wird, daß das Geld für den Januar-Coupon schon jetzt unterwegs sei, so fehlt es an einer Mittheilung, ob der Beschaffung des dazu nöthigen Geldes etwa die anderweiten „Vorschüsse" gedient haben, zu deren Deckung die neuen Anleihen bestimmt sind.

Wir haben unseren Lesern möglichst die Ansichten beider Theile vorzuführen gesucht, um ihnen wieder einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie überaus schwierig es ist, über exotische Werthe zu einem sicher begründeten Urtheil zu gelangen. Wir halten dafür, daß der bloße Umstand der Unklarheit das schwerste Argument gegen die Sicherheit eines Staatscredits bildet. Will Mexiko seinen Staatscredit verbessern, so muß es alljährlich und allmonatlich den peinlichst genauen Bericht über seine Finanzen unter möglichst zuverlässiger (eigener oder fremder) Controle veröffentlichen. So lange dies nicht geschieht, wird keine noch so günstige Darstellung verhindern, daß man immer wieder und wieder für die Charakteristik der mexikanischen Finanzen sich an das pessimistische Bild hält, das aus dem Berichte des mexikanischen Finanzministers vom 16. September 1892 bekannt geworden ist.

An weltbewegenden Ereignissen von befruchtender Frische haben wir noch immer nichts zu berichten. In England hat ein Kohlenstrike von sechzehnwöchentlicher Dauer, nachdem er die Kohlenproduction um eine Viertel-Milliarde Mark geschädigt hat, beide Theile so weit mürbe gemacht, daß sie eine Vermittelung der Regierung freudig annahmen, und daß das gelobte Land der Manchestertheorie der Einmischung der Staatsbehörden seinen wirthschaftlichen Frieden verdankt. — Der französische Sturmlauf gegen die italienische Rente hat viele Besitzer derselben zum Umtausch gegen Spanier veranlaßt und auf diese Art ein wenig sicheres Papier (vgl. Rundschau, October 1892) in Frankreich eingeführt und dem bedenklich tiefgesunkenen spanischen Credit ohne eigenes Verdienst ein wenig auf die Beine geholfen. — Aus Griechenland hört man fortgesetzt von Finanznöthen und Finanzplänen; trotz der guten Corinthenernte, der Hoffnung jedes griechischen Volkswirthes, zeigt das Goldagio seine beängstigende Höhe. — Serbien und Rumänien sind ebenso wie Spanien uns durch die Handelsverträge näher getreten, welche augenblicklich der Genehmigung des Reichstages unterliegen [1]). An sich nicht gerade von großer Bedeutung für unser wirthschaftliches Leben, bedeuten sie doch einen Fortschritt weiter in der Handelspolitik des neuen Curses, die, ihrer verantwortlichen Stellung sich bewußt, mit der Tradition gebrochen hat, Handelsverträge unter dem Gesichtspunkte bloß eines Standes, und sei es auch der Landwirthschaft, zu betrachten. Daher der ohnmächtige Widerstand der Agrarier, welche mit vollem Recht in dem Zustandekommen dieser „kleinen Handelsverträge" den Vorboten der großen Einigung erblicken, die gegenwärtig zwischen Deutschland und seinem östlichen Nachbarn vorbereitet wird. Nachdem der deutsch-russische Zollkrieg auf eine Höhe gediehen war, auf welcher eine Verschlechterung des Verhältnisses nicht mehr möglich war, glaubt man jetzt den Verhandlungen eine breite Basis geben zu können, um in Ruhe ein dann hoffentlich dauerndes Verhältniß gegenseitigen Einverständnisses zu schaffen. — Auch von jenseits des Oceans mehren sich die Nachrichten, daß man dort allmälig anfängt, die Nachtheile engherziger Schutzzollpolitik am eigenen Leibe zu empfinden. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat, wie in der Silberfrage, so auch in der Schutzzollfrage angekündigt, daß er entschlossen sei, die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkte des allgemeinen Wohles und nicht des Wohles Einzelner zur Entscheidung zu bringen. Hüben wie drüben regt sich das Gewissen; es fordert zur Einkehr und zur Umkehr auf. Hoffen wir das Beste, aber seien wir darauf gefaßt, daß ein Absperrungsfanatismus, der 1½ Jahrzehnte hindurch die alte wie die neue Welt beherrscht hat, nicht auf einmal und nicht kampflos der ruhigen Einsicht Platz machen wird.

[1]) Ist geschehen! Siehe S. 147.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Während die Agrarier in Deutschland die Handelsverträge mit Spanien, Rumänien und Serbien bekämpften, erfährt das Ministerium Sagasta die lebhaftesten Angriffe, weil es Deutschland allzu weit gehende Zugeständnisse gemacht haben soll. Protestversammlungen und andere öffentliche Kundgebungen werden in Spanien inscenirt, so daß das Schicksal des vereinbarten Handelsvertrages in den Cortes keineswegs gesichert ist. Mit Recht erachtete aber der Ausschuß des deutschen Handelstages in der an den deutschen Reichstag gerichteten Petition, in der ersucht wird, den drei Handelsverträgen die verfassungsmäßige Zustimmung zu ertheilen, dieselben für durchaus geeignet, einen erheblichen Theil des Absatzes nach dem Auslande für die Zukunft zu sichern. Der Ausschuß hob zugleich hervor, daß in der Ablehnung der Handelsverträge eine schwere Schädigung des deutschen Erwerbslebens erblickt werden müßte. Was insbesondere den mit Spanien vereinbarten Vertrag betrifft, so muß sicherlich bedauert werden, daß für den deutschen Alkohol, der früher jenseits der Pyrenäen ein weites Absatzgebiet fand, keine günstigeren Bedingungen erzielt werden konnten. Es darf jedoch daran erinnert werden, daß die Franzosen ihren Zollkrieg gegen das hauptsächliche Product Spaniens, den Wein, insbesondere damit begründeten, daß dessen hoher Alkoholgehalt nicht natürlich wäre, sondern auf die Vermischung mit deutschem Spiritus zurückgeführt werden müßte. Durchaus unbillig wäre es aber, die deutsche Industrie dafür leiden zu lassen, daß für unsere Landwirthschaft keine besseren Bedingungen erlangt werden konnten. Der Ausschuß des deutschen Handelstages vermag andererseits in den durch die Verträge mit Rumänien und Serbien vereinbarten Zöllen eine Schädigung der landwirthschaftlichen Interessen Deutschlands nicht zu erkennen, da dieselben Zölle zu Gunsten der Einfuhr aus Ländern festgelegt sind, die den im Inlande nicht erzeugten Theil des Bedarfes in mehr als ausreichenden Mengen dauernd zu liefern vermögen. Zugleich wird darauf hingewiesen, daß die Landwirthschaft mittelbar in Folge der Consumtionskraft der in der Industrie und im Handel beschäftigten Personen Vortheile erlangen werde. Der deutsche Reichstag hat denn auch die Handelsverträge mit Rumänien, Serbien und Spanien genehmigt.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß selbst in Frankreich, das sich in handelspolitischer Hinsicht gewissermaßen mit einer chinesischen Mauer umgeben hat, die Opposition gegen die starre schutzzöllnerische Doctrin wächst. Als aus Anlaß der jüngsten Ministerkrisis Méline, mit dessen Namen die schutzzöllnerische Bewegung eng verknüpft ist, als Candidat für das Conseilpräsidium bezeichnet wurde, zeigte sich sofort, daß eine solche Combination unmöglich wäre. Das Ministerium Dupuy, das vor der Eröffnung der parlamentarischen Session in Frankreich auf festen Füßen zu stehen schien, da noch ein Abglanz der russischen Feste auf das Cabinet fiel, ist sogleich nach dieser Eröffnung gestürzt worden. Wie verfehlt

erwiesen sich alle Prophezeiungen, daß die Regierung nach dem großen Erfolge der Republikaner bei den jüngsten Wahlen über eine geschlossene Kammermehrheit verfügen würde! Hierbei war nur außer Betracht geblieben, daß die Socialisten verstärkt aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, die bisher keineswegs ihre Bereitwilligkeit an den Tag gelegt haben, Schulter an Schulter mit den gemäßigten Elementen der Linken zu kämpfen. Da nun das Ministerium Dupuy in seinem eigenen Schoße drei Mitglieder aufwies, deren Sympathien für die socialistischen Republikaner unzweifelhaft waren, mußte es sich entweder von diesen Elementen befreien und als ein homogenes Cabinet der Deputirtenkammer gegenübertreten oder Alles vermeiden, wodurch die Empfindlichkeiten der äußersten Linken verletzt werden konnten. Der frühere Conseilpräsident hatte denn auch dem Präsidenten der Republik vorgeschlagen, die drei zum Radicalismus neigenden Minister „auszuschiffen"; allein Herr Carnot wollte von diesem „débarquement" nichts wissen, um, wie von seinen Gegnern insinuirt wird, die eigenen Aussichten für die im Jahre 1894 stattfindende Neuwahl des Chefs der Executivgewalt nicht zu schädigen. Da nun aber andererseits in den Erklärungen des Ministeriums Front gegen die socialistischen Bestrebungen gemacht wurde, hatten die Deputirten der äußersten Linken von Anfang an gewonnenes Spiel, indem sie auf die schroffen Gegensätze in der Regierung hinwiesen und betonten, daß von Mitgliedern dieser selbst der Bruch bereits vollzogen wäre. So mußte sich das gesammte Cabinet zurückziehen, indem es eine verworrene parlamentarische Lage als Erbschaft hinterließ, so daß die Lösung der Krisis nur unter den größten Schwierigkeiten stattfinden konnte.

Der Präsident der Republik hatte sogleich den Präsidenten der Deputirtenkammer, Casimir-Périer, in Aussicht genommen; allein dieser weigerte sich stets von Neuem, die schwierige Mission zu übernehmen. Auch fehlte es nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß Casimir-Périer, der ernsthafte Aussichten hat, bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik in Betracht zu kommen, sich als Leiter der Regierung vor der Zeit abnützen könnte. Die Weigerung des früheren Kammerpräsidenten, auf die Intentionen des Herrn Carnot einzugehen, wurde deshalb unter Anderem auf solche taktische Erwägungen zurückgeführt. Ein charakteristischer Zwischenfall war dann die Combination, nach welcher der ehemalige Intimus Gambetta's, Spuller, die Neubildung des Cabinets übernehmen sollte. Diese Combination erwies sich jedoch sehr bald als unmöglich. Daß ein boulangistisches Organ den von deutschen Eltern abstammenden Candidaten für das Conseilpräsidium beschuldigte, ein Gegner der Allianz mit Rußland zu sein, mußte Herrn Spuller von Anfang an sehr viele Sympathien entziehen, obgleich er geflissentlich, so oft sich die Gelegenheit darbot, die patriotische Saite hatte anklingen lassen. Hätte es aber bereits genügt, in dem von den Boulangisten ausgesprochenen Verdachte zu stehen, so ließ sich der von seinen politischen Widersachern als „Badenser" bezeichnete Freund Gambetta's überdies zu Schulden kommen, daß er dem im Elysée wenig beliebten früheren Minister des Inneren, Constans, ein Portefeuille übertragen wollte. Unzweifelhaft hat dieser sich große Verdienste um die Befestigung der republikanischen Einrichtungen erworben, da er es gewesen ist, der den General Boulanger seiner Zeit unschädlich gemacht hat. Allein es gilt als unzweifelhaft, daß der Präsident der französischen Republik sehr geringe Sympathien für Constans hegt. Der Widerstand, dem Spuller bei der Neubildung des Ministeriums begegnete, veranlaßte ihn denn auch, das ihm anvertraute Mandat zurückzuweisen. Hatte sich in dieser Weise die parlamentarische Lage noch mehr verwickelt, so blieb Herrn Carnot nur der Ausweg, sich nochmals an den Präsidenten der Deputirtenkammer, Casimir-Périer, zu wenden. Dieser gab jetzt endlich nach, zumal auch Spuller in demselben Sinne auf ihn einwirkte.

Am 4. December stellte sich endlich das neue Cabinet, in dem der ehemalige Intimus Gambetta's anstatt des Vorsitzes und des Ressorts des Auswärtigen das Unterrichtsportefeuille übernommen hatte, den beiden parlamentarischen Körper-

schaften vor. In der Deputirtenkammer verlas Casimir-Périer die ministerielle Erklärung, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Der neue Conseilpräsident war von Anfang an gegen den Verdacht geschützt, daß er, wie Spuller, dem französisch-russischen Zukunftsbündnisse kühl gegenüberstehen könnte. Hatte er doch aus Anlaß der zu Ehren der russischen Gäste veranstalteten Festlichkeiten, obgleich er kein officielles Mandat mehr besaß, erfolgreich darauf bestanden, daß er als Präsident der früheren Deputirtenkammer gar nicht mehr existirende Repräsentationspflichten ausübte. In der ministeriellen Erklärung heißt es daher: „Unsere auswärtige Politik — und auf diesem Gebiete verschwinden, wie durch unvergeßliche Ereignisse bezeugt wird, alle Meinungsverschiedenheiten — wird stets von den Gefühlen der Würde einer Nation inspirirt werden, die mächtig genug ist, um zu verkünden, daß sie aufrichtig den Frieden will, mächtig genug, um auf allen Punkten des Erdballs ihre Rechte, die Interessen ihres Handels und ihrer Industrie zu wahren."

Nur sollte der Hinweis auf das „Verschwinden aller Meinungsverschiedenheiten" noch in derselben Sitzung eine eigenthümliche Beleuchtung erfahren. Unmittelbar nachdem nämlich Casimir-Périer die ministerielle Erklärung verlesen hatte, brachte der socialistische Abgeordnete Paschal Grousset einen Antrag auf Amnestirung aller wegen politischer Verbrechen und Vergehen oder wegen Betheiligung am Strike oder wegen Vergehen gegen die gesetzlichen Bestimmungen über die Presse und das Vereinsrecht verurtheilten Personen ein. Wie die wegen schwerer Ausschreitungen im Gefängnisse befindlichen Grubenarbeiter sollten auch die Boulangisten von dieser Amnestie Nutzen ziehen. Der Minister des Innern Raynal beeilte sich, die unverzügliche Discussion über den Vorschlag zu verlangen, beantwortete aber die Ausführungen Paschal Grousset's in so wenig geschickter Weise, daß er beinahe den Sturz des Cabinets herbeigeführt hätte. Insbesondere forderte er die Boulangisten unnöthigerweise heraus, indem er betonte, daß der Augenblick noch nicht gekommen wäre, Verbrechen des Hochverraths an der Nation zu amnestiren. Hätte sich eine Kammermehrheit dafür gefunden, daß im Gegensatze zu dem Verlangen der Regierung, zu der Berathung der einzelnen Artikel der Vorlage übergegangen wurde, so hätte das Ministerium Casimir-Périer sogleich seine Entlassung nehmen müssen. Vor diesem Schicksale blieb es allerdings bewahrt, da der Antrag, in die Specialdiscussion einzutreten, mit 257 gegen 226 Stimmen abgelehnt wurde. Allein es zeigte sich alsbald, daß in der Mehrheit nicht nur die der Deputirtenkammer angehörenden Minister einbegriffen waren, sondern auch die Rechte ein nicht unbeträchtliches Contingent gestellt hatte.

Wie verfehlt mußten daher alle unmittelbar nach den allgemeinen Wahlen von den republikanischen Organen angestellten Betrachtungen erscheinen, nach denen die Regierung nunmehr über eine geschlossene Mehrheit verfügen sollte! Vielmehr zeigte sich von Neuem, daß ohne die Unterstützung eines Theils der Rechten das Ministerium Casimir-Périer ebenso vom Schauplatz verschwunden wäre, wie kurz zuvor das Cabinet Dupuy. So konnte der mit einer ebenso knappen wie problematischen Mehrheit errungene Sieg in der That als ein Pyrrhussieg bezeichnet werden.

Mit Spannung wurde daher der am nächsten Tage vollzogenen Wahl des Präsidenten der Deputirtenkammer entgegengesehen. Zwei Candidaten: der frühere Conseilpräsident Dupuy und der radicale Parteiführer Henri Brisson, standen einander gegenüber, von denen der eine der Candidat der Regierung war, während der andere die Opposition repräsentirte. Wäre Brisson als Sieger aus diesem Wahlkampfe hervorgegangen, so war der Sturz des Cabinets unvermeidlich, aber auch diesmal gaben Stimmen der Rechten den Ausschlag zu Gunsten des Ministeriums Casimir-Périer, so daß Dupuy mit 251 gegen 213 Stimmen seinen radicalen Mitbewerber aus dem Felde schlug. „Präsident der Rechten!" in diesem charakteristischen Zurufe faßte der radicale Abgeordnete Pelletan das Wahlergebniß zusammen, das

für den weiteren Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen vorbildlich sein könnte. In der Deputirtenkammer besteht aber eine tiefe Kluft zwischen den Socialisten und den Radicalen auf der einen Seite, den gemäßigten Elementen auf der anderen, so daß die Monarchisten, falls sie geschlossen auftreten sollten, im psychologischen Augenblicke in der Lage sein würden, die alte Taktik wieder aufzunehmen, mittelst deren in der früheren Kammer zahlreiche Ministerien beseitigt worden sind.

Inzwischen hat das am 9. December im Palais Bourbon verübte Bombenattentat, durch das zahlreiche Verletzungen verursacht worden sind, Zeugniß dafür abgelegt, daß hinter den Ultraradicalen bereits andere Elemente stehen, die in ihrem blinden Hasse gegen die bürgerliche Gesellschaft vor keinem Verbrechen zurückschrecken. Sicherlich werden die Paschal Grousset und Pelletans jede Gemeinschaft mit dem anarchistischen Verbrecher ablehnen, der am 9. December im Sitzungssaale der Deputirtenkammer furchtbares Vernichtungswerk durchzuführen versuchte; allein es wird nicht bestritten werden können, daß die Anarchisten in Frankreich das Terrain immerhin vorbereitet finden.

Eine schärfere Kritik, als in diesem Attentat, hätte das Verhalten der öffentlichen Meinung in Frankreich gegenüber der Absendung der beiden Höllenmaschinen von Orléans an den deutschen Kaiser und an den Reichskanzler, Grafen von Caprivi, nicht finden können. Gerade weil in den maßgebenden Kreisen Deutschlands die Angelegenheit von Anfang an kühl beurtheilt wurde, würden die französischen Blätter klug gehandelt haben, wenn sie betont hätten, daß solche barbarische Verbrechen gegen die Menschheit auch jenseits der Vogesen einstimmig verurtheilt werden. Statt dessen wurde die Glaubhaftigkeit der officiellen Meldungen angezweifelt und dann, als sich herausstellte, daß die beiden Höllenmaschinen thatsächlich in Orléans zur Post gegeben worden sind, ohne jede Spur eines Beweises behauptet, daß nur deutsche Anarchisten die Urheber der versuchten Attentate sein könnten. Diese Leichtfertigkeit der Beurtheilung hat sich nun schwer gerächt. Ohne mit Sicherheit annehmen zu wollen, daß das Bombenattentat in der französischen Deputirtenkammer unterblieben wäre, falls die französische Regierung in Uebereinstimmung mit der gesammten öffentlichen Meinung unverzüglich nach dem Eintreffen der Mittheilungen über die Höllenmaschinen von Orléans umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, darf doch der Ueberzeugung Ausdruck geliehen werden, daß die anarchistischen Verbrecher mit größerer Bequemlichkeit vorgehen konnten, als sie sahen, wie harmlos jene Attentatsversuche von den französischen Behörden selbst beurtheilt wurden. Wie leicht könnte es geschehen, daß gerade in den officiellen Kreisen Rußlands, nach denen Frankreich bei Allem, was es thut und unterläßt, hinblickt, der durch die Absendung der Höllenmaschinen von Orléans hervorgerufene Eindruck viel tiefer wäre! Die Fiction, daß deutsche Anarchisten in Frankreich am Werke seien, wird sicherlich nunmehr nicht länger aufrecht erhalten werden; fehlt es doch überdies nicht an Präcedenzfällen, in denen die Schuldigen entdeckt und verurtheilt worden sind. Ist nun aber im Hinblick auf die jüngsten anarchistischen Verbrechen, unter denen das im Lyceum-Theater zu Barcelona verübte besonders tragische Folgen hatte, der Vorschlag aufgetaucht, daß internationale Vereinbarungen der Culturstaaten gegenüber den von Seiten des Anarchismus drohenden Gefahren getroffen werden möchten, so würde die Initiative zu einem solchen Schritte, wie zuverlässig verlautet, nicht von Deutschland ausgehen. Die deutsche Reichsregierung würde sich wohl nicht ablehnend verhalten, sobald von einem anderen Staate eine internationale Conferenz zur Bekämpfung und Verhütung des Anarchismus in Vorschlag gebracht werden sollte; die jüngste Vergangenheit hat jedoch gezeigt, daß Frankreich in dieser Hinsicht jedenfalls den Vortritt beanspruchen darf.

Bezeichnend ist, daß in Italien bisher der Anarchismus keineswegs wie in Frankreich starke Wurzeln zu fassen vermocht hat, wie denn auch der Socialismus

jenseits der Alpen von den Ausschreitungen ferngeblieben ist, die er in anderen Ländern aufweist. Sicherlich herrscht in einzelnen Districten Siciliens und Oberitaliens eine der Abhülfe dringend bedürftige Noth; abgesehen von einigen beklagenswerthen localen Ruhestörungen der jüngsten Zeit hat aber die socialistische Agitation trotz der auf der Insel Sicilien organisirten „fasci" bisher nirgends einen ungesetzlichen Charakter angenommen. Noch weniger ist es den anarchistischen Bestrebungen gelungen, in Italien selbst zahlreiche Anhänger zu finden. Dagegen boten dort die parlamentarischen Verhältnisse unlängst ein wenig erfreuliches Bild. Obgleich das frühere Ministerium Giolitti für die Bankscandale, unter denen derjenige der Banca Romana der schlimmste war, nicht verantwortlich gemacht werden konnte, sah es sich doch bei Gelegenheit der Vorlesung des vom parlamentarischen Untersuchungsausschusse erstatteten Berichtes veranlaßt, die Demission einzureichen. Da nun dieser Rücktritt nicht durch ein formelles Mißtrauensvotum der Mehrheit der Deputirtenkammer herbeigeführt worden war, lag für den streng nach den constitutionellen Vorschriften seines hohen Berufes waltenden König Umberto kein Grund vor, einen Parlamentarier mit der Neubildung des Cabinets zu betrauen, der nicht der bisherigen Majorität der Linken angehörte. Mit Rücksicht darauf, daß der Präsident der Deputirtenkammer, Zanardelli, in besonderem Maße das Vertrauen des Landes besitzt, wendete sich der König an diesen, nachdem er mit hervorragenden politischen Persönlichkeiten Berathungen gepflogen hatte. Zanardelli erklärte sich auch bereit, die ihm anvertraute Mission zu übernehmen; allein er durfte sich von Anfang an nicht verhehlen, daß die parlamentarische Lage durch die mißlichen finanziellen Verhältnisse noch complicierter würde. Er versuchte zunächst, den ihm ergebenen Theil der Linken durch Elemente des linken Centrums zu verstärken, indem er dem Führer dieser Partei, Sonnino, sowie dem Senator Saracco Portefeuilles anbot. Nachdem diese Combination gescheitert war, glaubte Zanardelli sich auf die Linke und die „legalitäre" äußerste Linke stützen zu können, deren Führer Fortis im Gegensatze zu den Chefs der anderen Gruppe, Cavallotti und Imbriani, der Regierung keine principielle Opposition machten. Es gelang dem früheren Präsidenten der italienischen Deputirtenkammer denn auch, ein Cabinet zu bilden, in dem nur das Portefeuille des Finanzministeriums keinen Inhaber gefunden hatte. Trotzdem sollte das Ministerium dem Könige zur Vereidigung vorgestellt werden, als im letzten Augenblicke ernsthafte Schwierigkeiten entstanden. Da von wohlunterrichteter Seite betont wurde, daß diese Schwierigkeiten weder auf parlamentarischem noch auf finanziellem Gebiete gesucht werden dürften, vielmehr sehr delikater Art seien, lag die Annahme nahe, daß die Persönlichkeit des zum Minister des Auswärtigen designirten Generals Baratieri, eines Trientiners, Anlaß zu Bedenken geboten haben könnte. Im Hinblick auf die nie versagende Loyalität des Königs von Italien kann es nicht überraschen, daß er sein treues Festhalten am Dreibunde in zartester Weise zum Ausdruck bringen wollte, indem er auch den leisesten Schatten einer Kränkung der Empfindlichkeit Oesterreich-Ungarns vermied. General Baratieri hat sich als Gouverneur der afrikanischen Colonie Eritrea bewährt, ohne bisher Gelegenheit gefunden zu haben, sich für die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vorzubereiten.

Dieser Grund ist jedoch für den König Umberto allem Anschein nach nicht ausschlaggebend gewesen. Da die italienische Regierung über eine ganze Anzahl bewährter Botschafter verfügt, hätte Zanardelli einem von ihnen das Portefeuille des Auswärtigen übertragen können. Der designirte Conseilpräsident zog jedoch vor, das ihm anvertraute Mandat dem Könige zurückzureichen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob nicht auch noch andere Erwägungsgründe sein Verhalten bestimmten. War sogleich nach dem Rücktritte Giolitti's der Name Crispi's als desjenigen Staatsmannes genannt worden, der mit Rücksicht auf die politische Gesammtlage und unter den obwaltenden parlamentarischen und finanziellen Ver-

hältnissen Italiens am besten geeignet wäre, die Interessen seines Vaterlandes zu wahren, so mußte eine solche Combination, nachdem Zanardelli auf den ihm ertheilten Auftrag verzichtet hatte, sich von selbst aufdrängen. König Umberto, der bei aller Zurückhaltung stets einen klaren Blick hinsichtlich desjenigen, was dem Lande noththut, bewährt, beeilte sich daher, Crispi mit der Neubildung des Ministeriums zu beauftragen. Dieser konnte sich allerdings die ganz besonderen Schwierigkeiten nicht verhehlen, mit denen jetzt gerade gerechnet werden muß.

Gilt es vor Allem, das Gleichgewicht im Staatshaushalte wieder herzustellen, so bestehen im Parlamente selbst ernste Meinungsverschiedenheiten über die Art, wie dieses Ziel erreicht werden soll. Rechte und Linke sind darüber einig, daß Ersparnisse gemacht werden müssen. Während aber ein Theil der Abgeordneten insbesondere das Militärbudget herabgesetzt sehen will, hält ein anderer daran fest, daß die Wehrkraft unter allen Umständen im vollen Einklange mit der Großmachtstellung Italiens bleiben muß. Da nun unter dieser Voraussetzung die zu erzielenden Ersparnisse nicht hinreichen würden, bleibt nur übrig, durch die energische Einführung neuer Steuern Wandel zu schaffen. Nicht ausgeschlossen ist, daß auch der Kriegsminister und der Marineminister gewissen Ersparnissen zustimmen; allein durch diese soll die Wehrkraft des Landes nicht beeinträchtigt werden. Die hauptsächliche Aufgabe Crispi's wird daher darin bestehen, in beiden parlamentarischen Körperschaften seiner Auffassung zum Siege zu verhelfen. Während in Deutschland mit Recht die Meinung vorherrscht, daß es den Italienern allein zustehe, ihre innere Politik zu regeln, sodaß das Ausland sich jeder Einmischung in diese enthalten muß, verdient hervorgehoben zu werden, mit welchem Eifer die französische Presse auf die öffentliche Meinung in Italien einzuwirken bemüht war. Alle diese Rathschläge stimmten darin überein, daß Italien nur sein Heer erheblich zu reduciren brauche, um sogleich alle Schäden beseitigt zu sehen. Erinnert man sich nun der heftigen Artikel derselben Organe, in denen unlängst noch behauptet wurde, von italienischer Seite wäre ein Ueberfall Frankreichs geplant, so kann man sich der Vorstellung nicht erwehren, daß die Einmischung, die versucht wurde, nicht ganz uneigennützig sei. Nicht minder bezeichnend sind die schroffen Urtheile, die über Crispi gefällt wurden. Beinahe gewinnt es den Anschein, als ob dieser Staatsmann von den Franzosen besonders gefürchtet würde. Man wird aber nicht bei der Annahme fehlgehen, daß die Franzosen, wenn sie den Italienern unablässig den Rath ertheilen, abzurüsten und die Regierung einem anderen Staatsmann als Crispi anzuvertrauen, sich ausschließlich durch ihre eigenen Interessen leiten lassen. Einige Blätter, die kurz zuvor noch betheuert hatten, daß Italien überhaupt nicht mehr „gerettet" werden könne, versicherten jetzt mit derselben Bestimmtheit, daß dieses Land sich nur von der Tripelallianz loszusagen brauche, um in Frankreich sogleich einen zuverlässigen Freund zu finden. Crispi ist nun allerdings nicht der Mann, der solchen Sirenenklängen zugänglich ist; vielmehr darf angenommen werden, daß er gerade mit Energie an den abgeschlossenen Verträgen festhalten wird. Beruht Italiens Großmachtstellung im Wesentlichen auch auf seiner Position im Mittelländischen Meere, so haben die jüngsten Vorgänge gezeigt, daß Frankreich im Vereine mit Rußland bemüht ist, den status quo daselbst zu seinen Gunsten zu verändern und Rußland bei dessen in ihrem letzten Ziele wohlbekannten Bestrebungen Unterstützung angedeihen zu lassen. Aber wie Italiens Verbündete, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wird auch England durch die innige Gemeinschaft der Interessen dahin geführt, den französisch-russischen Bemühungen, insofern Italien dadurch in seiner Großmachtstellung geschädigt werden könnte, ein Paroli zu biegen.

Literarische Rundschau.

Moltke's türkische Briefe.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. Von Helmuth von Moltke, Hauptmann im Generalstabe, später Feldmarschall. Sechste Auflage. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Gustav Hirschfeld, ord. Professor an der Universität zu Königsberg. Mit einem Bildniß des Verfassers aus dem Jahre 1851, elf Abbildungen, drei Karten und Plänen und einer Uebersichtskarte der Reisewege in Kleinasien nach des Verfassers eigenhändigen Eintragungen. (Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Achter Band). Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß dies herrliche Buch, dem aus der ganzen unermeßlichen Literatur der Reisebeschreibungen nur sehr Weniges an die Seite gestellt werden kann, unter allen Werken unserer Sprache am ehesten mit Goethe's italienischer Reise verglichen werden darf. Freilich ist die Verschiedenheit beider Bücher nach den Gegenständen wie nach den Personen und Zwecken der Verfasser so groß, daß sie größer kaum gedacht werden kann. Was uns Goethe's italienische Reise so theuer macht, ist nicht bloß, daß sie uns wie kein anderes Buch das Verständniß des Südens, seiner Natur und Kunst wie seines Lebens erschlossen hat, sondern vor Allem, daß sie uns den Dichter des Mignonliedes am Ziel seiner Wünsche, im Anschauen der lang ersehnten Herrlichkeit noch über sein Denken und Ahnen beglückt, auf die Höhe seines Daseins und seiner Schaffenskraft gehoben zeigt; das Gefühl des „Auch ich in Arkadien" bildet die Grundstimmung des ganzen Buches. Dagegen der Verfasser der türkischen Briefe berichtet von „Schlachten, Stürmen, Schicksalswechseln, von schreckender Gefahr zu See und Land, wie er uns Haar dem drohenden Tod entrann:" und er erzählt dies Alles mit einer so schlichten Anspruchslosigkeit, als sei das, was er vollbracht und erduldet, nichts Ungewöhnliches gewesen: seine Bescheidenheit ist die des wahrhaft großen Mannes, der „thut, als gäb' es seines Gleichen". Und nicht minder anziehend als die Erzählung seiner so höchst merkwürdigen Erlebnisse ist die Schilderung der Scenerie, in der sie sich abspielen. Von Niemandem, weder vorher noch nachher, sagt der Herausgeber, ein wie Wenige competenter Beurtheiler, ist die Türkei und die Türken so wahr und zugleich so künstlerisch dargestellt worden. Moltke besaß alle Eigenschaften eines wahren Beobachters: Energie und Sicherheit der Auffassung, einen weiten und großen Blick, einen nie irrenden Sinn für das Wesentliche und Charakteristische, Mannigfaltigkeit und Fülle der Interessen, reiche Bildung. Doch in seinen Schilderungen von Land und Leuten ist es nicht bloß die Vielartigkeit des Inhalts, der Farbenreichthum, die Frische und Wahrheit der immer wechselnden Bilder, was uns fesselt. Auch hier, wie in Allem, was der einzige Mann geschrieben hat, empfinden wir immer den unwiderstehlichen Zauber

seiner Eigenart. In ihm war eine Freiheit von Leidenschaft, die sonst bei den Männern ersten Ranges vielleicht ohne Beispiel ist, mit einer zugleich ungewöhnlich zarten und ungewöhnlich starken Empfindung verbunden. Seine Seele glich einem von keinem Hauch getrübten Spiegel, der die Bilder der Außenwelt mit unvergleichlicher Klarheit und Schärfe zurückgab, und zugleich barg sie auf ihrem Grunde einen reichen Schatz tiefen und echten Gefühls. Die warme, verständnißvolle Theilnahme, mit der er Menschen und Zuständen gegenübersteht, und aus der seine Gerechtigkeit, seine Toleranz entspringt, fühlt man auch in den Türkischen Briefen überall durch, so wenig Worte er davon macht. Naturell und Lebenserfahrungen hatten ihm die äußerste Zurückhaltung in Gefühlsäußerungen zur streng festgehaltenen Gewohnheit gemacht. Wenn man in den Türkischen Briefen seine hohe Gelassenheit, seinen unerschütterlichen Gleichmuth in Noth und Gefahr bewundert; wenn man sich an dem liebenswürdigen Humor erfreut, der ihn auch in den schlimmsten Lagen nicht verläßt, so ahnt man nicht im Entferntesten, was ihn damals in tiefster Seele bewegte. Lange nach seiner Rückkehr in die Heimath schreibt er an seine Braut, daß seinem Fenster gegenüber ein großer Stern stehe, den seine Mutter oft bewundert habe, und den er für seinen guten Stern halte. „Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten, und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht; oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt."

So bedeutend der Inhalt dieses Buches, so vollendet ist seine Form. Moltke hatte das Bedürfniß jeder künstlerisch angelegten Natur, das klar Angeschaute und rein Empfundene auch zu voller Wirkung zu bringen, und diesem Bedürfniß entsprach eine ganz ungewöhnliche Fähigkeit der Darstellung. Sein Stil ist gleichsam mit Naturnothwendigkeit aus seinem innersten Wesen erwachsen. Wenn irgendwo, gilt hier Büffon's Wort: „Le style est l'homme même." Auch das gehört, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, zu Moltke's charakteristischen Eigenthümlichkeiten, daß er von früher Jugend bis zum späten Alter schriftstellerisch, weil auch menschlich, immer derselbe blieb. Wo immer man einen Band seines literarischen Nachlasses aufschlägt, in seinen vertraulichsten Briefen wie in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften, überall begegnet man derselben edeln Einfachheit und durchsichtigen Klarheit, derselben Energie und Plastik, derselben Lebendigkeit und Frische des Ausdrucks.

Der Herausgeber der neuen Auflage der Türkischen Briefe, Professor Gustav Hirschfeld in Königsberg, war zu seiner Arbeit, die den Zweck hat, das Buch mehr als bisher zum Gemeingut unserer Nation zu machen, vor vielen Anderen berufen. Sein Fachstudium, die Archäologie, und persönliche Neigung haben ihn früh und oft in den Orient geführt, zu dessen besten Kennern er gehört, und im Norden Kleinasiens hatten sich seine Reisen mit denen Moltke's berührt [1]). Er hat seine mühevolle Arbeit mit ebenso viel Liebe und Verständniß als Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgeführt, und sich dabei der Unterstützung des Herausgebers von Moltke's Gesammelten Schriften, des Herrn Oberstlieutenant v. Leszczynski, zu erfreuen gehabt, der ihm auch ein reiches handschriftliches Material zugänglich machte, unter Anderem die von Moltke auf Befehl des Chefs des Generalstabes verfaßte Darstellung des türkisch-ägyptischen Feldzuges 1839, und die 1840 erstatteten Berichte seiner beiden Kameraden vom Generalstabe, der Hauptleute Fischer und v. Vincke.

Die Einleitung orientirt den Leser über Anlaß, Einrichtung und Quellen dieser Ausgabe und gibt dann in vier inhaltreichen Abschnitten (Bearbeitung der Türkischen

[1]) Vergl. „Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens". Deutsche Rundschau, 1883, Bd. XXXVI, S. 49 ff., 400 ff.; 1884, Bd. XXXVIII, S. 53 ff.

Briefe durch Moltke; Moltke in den Türkischen Briefen; Die Türkischen Briefe und der Orient; Moltke und die anderen Länder classischer Cultur) vortreffliche Charakteristiken des Autors und seines Werkes. Der Text der Briefe ist mit ganz kurzen Fußnoten versehen, die die unentbehrlichsten Erklärungen (namentlich türkischer Wörter) und historischen Daten, gelegentlich auch Berichtigungen enthalten, außerdem Auskunft über die Motive der einzelnen Missionen und Unternehmungen Moltke's geben. Sehr willkommene ausführlichere Erläuterungen bietet der Anhang (S. 457—534) durch Beleg- und Parallelstellen, namentlich aus Moltke's Originalbriefen, seinem Tagebuch und seinen übrigen Schriften, welche interessante Einblicke in seine redactionelle Thätigkeit gewähren. Ferner enthielt dieser Anhang die zahlreichen Stellen aus Gibbon's Werk, die er benutzt hat; denn der Herausgeber hat die überraschende Entdeckung gemacht, daß hieraus Alles entlehnt ist, was Moltke nicht aus eigenen Erfahrungen, Erlebnissen und Erkundigungen geschöpft hat. Bekanntlich hatte er sich 1832—1835 mit der Uebersetzung dieses großen Werkes beschäftigt, und ich möchte glauben, daß es das Gefühl einer gewissen Congenialität war, was ihn zu Gibbon hinzog. Wie völlig verschiedene Naturen auch der große Geschichtschreiber und der große Forscher (schon als Männer zweier einander so unähnlicher Jahrhunderte) waren: sie hatten doch die (mit der Neigung zu einer leisen Ironie verbundene) Leidenschaftslosigkeit bei der Betrachtung menschlicher Dinge, sowie das Streben nach Vollendung der Form in der Darstellung miteinander gemein. Ein Inhaltsverzeichniß und eine Zeittafel zu Moltke's Aufenthalt in der Türkei gehen dem Text voraus, ein Register macht den Schluß. Von Abbildungen enthält die Ausgabe ein Porträt Moltke's nach Lauchert von 1851 und mehrere Skizzen von seiner Hand; ferner eine Karte von Constantinopel und dem Bosporus, einen Plan von Sayd-Bey-Kalessi und von den Schlachtfeldern von Nisib (sämmtlich von Moltke aufgenommen), endlich eine Uebersichtskarte seiner Reisewege nach seinen eigenhändigen Eintragungen. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung des Werkes würdig.

L. Friedlaender.

Ein Amerikaner über Herman Grimm.

The Real and Ideal in Literature. By Frank Preston Stearns. Boston, J. G. Cupples Company.

Es verdient einmal hervorgehoben zu werden, daß von den zeitgenössischen deutschen Schriftstellern kaum ein Anderer auf den amerikanischen Geist einen so tiefen Eindruck gemacht hat wie Herman Grimm. Seine Schriften, die meisten in der ausgezeichneten Uebersetzung der Miß Adams, haben dort, in der transatlantischen Republik, gleichsam das Bürgerrecht erworben; sie sind Bücher seiner Sitten, hat einmal eines der amerikanischen Blätter von ihnen gesagt. In diesem Kampfe zweier Weltanschauungen, der vielleicht nirgends so rücksichtslos geführt und so tief einschneidend empfunden wird wie drüben, in dem Lande der größten individuellen Freiheit, erkennt man in Herman Grimm eine jener unabhängigen Naturen, die selbständig, aber in voller Naivität ihren eigenen Weg gehen; die lieber allein stehen und einsam sein wollen, als dem Alltäglichen, dem Gemeinplatz und der Schablone sich anbequemen; die das Neue nicht verwerfen, weil es neu, noch das Alte loben, weil es alt ist: sondern ohne vorgefaßte Meinung an die Dinge herantreten, sich aber das Recht vorbehalten, mit hohen Maßstäben zu messen. Obwohl es selten Personen oder Zustände der gegenwärtigen Literatur oder Kunst sind, welche Herman Grimm direct behandelt, so hat er doch die Gegenwart stets im Auge: für sie, für

ihre Bestrebungen, für ihre Bedürfnisse, für ihre wohl begründeten Ansprüche schlägt sein Herz warm: er ist ein Freund der Jugend, und die Jugend lohnt es ihm mit Dank und Verehrung. Auch in Amerika, so scheint es, übt er den gleichen Einfluß: aus dortigen Universitätskreisen ist das oben genannte Buch hervorgegangen, in welchem wir eine sehr eingehende Würdigung Herman Grimm's als Schriftsteller und als Lehrer finden.

Wir verstehen, warum man in Amerika gerade von einer Erscheinung, wie Herman Grimm, sich angezogen fühlen muß. Dort, wo neben der Herrschaft des krassesten Egoismus die gewaltigste humanitäre Revolution des Jahrhunderts, die Sclavenemancipation sich vollzog und zur Seite der ruhelosen Jagd nach Gewinn und Genuß eine spiritualistische Literatur entstand, als deren höchsten Ausdruck wir Emerson bezeichnen: dort gibt es auch immer noch eine Gesellschaft, welche für amerikanische Bildung und amerikanischen Geschmack repräsentativ ist und in ihren geistigen Centren, den Universitäten und vor Allem der tonangebenden Stadt Boston, sozusagen den literarischen Senat der Vereinigten Staaten darstellt. In diesen Sphären der Neuen Welt ist Herman Grimm heimisch. „Mehr als irgend ein lebender Schriftsteller," sagt unser amerikanischer Autor, „besitzt er die Macht, uns aus den elenden Dingen, die uns umgeben, in den klaren, blauen Himmel emporzuheben, wo alles Gemeine und Häßliche dem Blick entschwindet." Stearns fügt hinzu, daß für den heutigen gebildeten Leser ein neuer Band von Herman Grimm das sei, was vor vierzig Jahren ein neuer Band von Emerson gewesen; und dieser Vergleich überrascht uns nicht, die wir eine Verwandtschaft zwischen Beiden lange schon anerkannt haben; wir finden darin vielmehr eine Bestätigung jenes Ausspruches der Frau von Staël: „L'étranger c'est la posterité contemporaine" und erinnern uns, daß Herman Grimm es war, der in seiner — so viel wir wissen — ersten kleinen Schrift vor sechsunddreißig Jahren das deutsche Publicum auf den bei uns damals fast unbekannten Emerson hinwies, und zwar in Ausdrücken, die von des Letzteren Landsmann fast ebenso jetzt auf ihn selbst angewandt werden: „Mit einem Wort hebt er uns über die Erde, und während er sagt, daß Alles schön sei, glauben wir es ihm" [1]).

In der Vorrede seines Buches über „Das Reale und Ideale in der Literatur" spricht der offenbar noch jugendliche Verfasser sich sehr hoffnungsvoll aus; er glaubt an die Zukunft, und wir freuen uns dessen zwiefach, eben weil es von einem jungen Mann und aus Amerika kommt. „Der menschliche Geist," sagt er, „wird wieder zu dem Studium der großen Lehrer in Kunst, Literatur und Philosophie zurückkehren und von ihnen lernen, daß wir nicht nur an dem Realen festhalten und alles Visionäre und Unbestimmte meiden, sondern auch das Ideale stets als den Leitstern unseres Geschickes betrachten sollen." Dieser Gedanke wird in den einzelnen Essays, aus denen das Buch besteht, mannigfach ausgeführt und durch die Gegensätze beleuchtet; wir beschränken uns indessen darauf, an der Charakteristik Herman Grimm's zu zeigen, wie Stearns seinen Gegenstand individualisirt.

Die letzte und in einigen Beziehungen wichtigste der großen Culturepochen — nach der Michel Angelo's in Italien, Shakespeare's in England und Molière's in Frankreich — war die deutsche, welche mit Winckelmann und Lessing in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann und in dem unserigen mit Heinrich Heine und Felix Mendelssohn-Bartholdy endete. Mag, vom literarischen Gesichtspunkte betrachtet, die englische Epoche an künstlerischem Glanz die italienische übertroffen haben: an intensiver Kraft kam die deutsche jeder gleich. Sie legte breite Grundlagen für die Philosophie, die Kritik und die Wissenschaft; sie excellirte in wunderbaren Werken der Dichtung nicht nur, sondern auch der Musik; sie hob das eigene Volk zu einer intellectuellen Höhe wie die der Griechen zur Zeit des Perikles und übte beherrschenden Einfluß auf alle anderen Culturländer. In Frankreich spürte man ihn in den Tagen des

[1]) Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare. Hannover 1857.

„Globe" und den Anfängen des Romanticismus: „der stärkste und selbstbewußteste Mann Englands", Carlyle, ging gänzlich zu dem Sieger über und „an die Küsten Amerikas schlug die deutsche Literatur gleich einer Woge von Licht und ward zurückgestrahlt in den Schriften Channing's, Emerson's und Longfellow's."

„Dies letzte der goldenen Zeitalter scheint nun dahin gegangen zu sein; aber es hat Denen, die würdig waren, sie zu empfangen, eine reiche Erbschaft hinterlassen und unter Allen, von welchen wir in dieser Entfernung hören, hat Herman Grimm den vollsten Antheil erhalten. Was immer das Beste ist in Literatur, Malerei, griechischer Kunst, Musik, Philosophie, classischem und mittelalterlichem Leben hat er sich zu eigen gemacht — nicht wie ein Mann, der sich mit einzelnen Vorzügen schmückt, sondern wie ein Baum, der sich die Nahrung assimilirt, die ihn wachsen macht. Was zweiten oder dritten Ranges ist, weist er ab: er hat keine Verwendung dafür. Deutsche Kritik hat ihn gelehrt, daß eine unendliche Zahl kleiner Dinge niemals ein Großes machen wird. Er hat es immer nur zu thun mit dem, was weit, hochherzig und von der besten Art ist. Dies ist auf ihn nicht nur durch Erziehung, sondern durch Erbschaft gekommen und ist so durchaus seine Natur, daß er sich unter solchen Elementen mit der Anmuth und Einfachheit bewegt wie ein Kind in seinem Hause. Gleich Goethe sind Neid und Haß die einzigen Dinge, die er haßt. Er lebt, um leben zu lassen, und das Beste, das in ihm ist, zu entwickeln. Ist sie ein Resultat davon oder ein besonderes Angebinde der Musen — diese milde Atmosphäre in dem, was er schreibt, jenes jonische Klima, so wie man es antrifft in der Odyssee, in Plato's Republik und den besten der Lebensbeschreibungen von Plutarch?"

Wir sind sicherlich weit davon entfernt, die mächtigen, unvergänglich fortwirkenden Impulse zu leugnen, die wir von der lateinischen Rasse empfangen haben, oder ernstlich zu glauben, daß es auf geistigem Gebiete jemals eine Gegnerschaft zwischen uns und ihr geben könne, während wir das politische Band, das uns mit einem großen Zweige derselben vereinigt, als eine der stärksten Bürgschaften des allgemeinen Friedens betrachten. Dennoch ist es gut und heilsam, daß auch die germanische Rasse sich von Zeit zu Zeit auf ihre Zusammengehörigkeit besinnt und der Empfindung intimen Einverständnisses einen so beredten Ausdruck verleiht, wie dies in der vorliegenden Schrift geschehen ist.

— g.

xy. **Indische Reisebriefe** von Ernst Haeckel. Dritte, vermehrte Auflage. Mit dem Porträt des Reisenden und 20 Illustrationen in Lichtdruck (nach Photogrammen und Original-Aquarellen des Verfassers), sowie mit einer Karte der Insel Ceylon. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Bereits in dritter Auflage liegen diese Reisebriefe vor und liefern durch die Thatsache den Beweis, daß die Absicht des Verfassers, die Ergebnisse einer für naturwissenschaftliche Zwecke im Winter 1881—1882 unternommenen Reise auch für die weiteren Kreise des lesenden Publicums fruchtbar zu machen, in ungewöhnlichem Grade erreicht worden ist. — Es ist die Insel Ceylon, welche, wie sich unsere Leser wohl aus der zuerst in dieser Zeitschrift erfolgten Publication erinnern, in Haeckel's Briefen für das Wunderland Indien, als Theil für das Ganze, erscheint. Hierher richtete sich die Reise zu zoologischen Forschungen, und über die hier gemachten mannigfachen Beobachtungen an Landschaft und Vegetation, am Thier- und Menschenreiche, an Völkerrassen und Religionen, an Lebensweise und Arbeit, an Einheimischem und an Fremden, berichten die Briefe. Interessante und lehrreiche Abbildungen erläutern das Geschriebene, darunter namentlich einzelne Bilder zur Veranschaulichung der Einwohnertypen von Ceylon. Von besonderem Reize sind die, theilweise durch Photographien ergänzten Schilderungen von der Schönheit und dem paradiesischen Zustande einzelner Stämme, so zumal, was der Verfasser über die Dravida erzählt (S. 291 ff.), oder wo er von dem schönen Knaben aus der Pariakaste, der ihn bediente, redet (S. 205 ff.). Vielerlei culturhistorische Bemerkungen durchsetzen die, überwiegend dem Natürlichen zugewendeten, Aufzeichnungen. Die bestimmte naturwissenschaftliche Richtung des Verfassers und das leitende Interesse seiner Studien verhehlt sich dabei keineswegs. Ja, er scheut gelegentlich nicht eine liebenswürdige Selbstironie, wenn es etwa (S. 236) heißt: „Obenan unter den Delicatessen, die ich mir durch meine Flinte verschaffte, stand Affenbraten; ich fand dieses edle Hochwild sowohl frisch geröstet, als in Essig gelegt, ganz vorzüglich, und lernte ahnen, daß der Cannibalismus eigentlich zur raffinirten Gourmandise gehört." — Die neue Auflage ist durch ein Capitel über „die Urbewohner von Ceylon" vermehrt, welches, gleichfalls zuerst in der „Rundschau" veröffentlicht, ein wissenschaftlich bedeutsames Beobachtungsmaterial zur Kenntniß der ersten Entwicklungsstufe des Menschengeschlechtes enthält.

β. **Schopenhauer-Briefe.** Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an oder über Schopenhauer. Mit Anmerkungen und biographischen Analekten herausgegeben von Ludwig Schemann. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Diese Briefsammlung, welche viel werthvolles, meist noch wenig bekanntes Material enthält, bildet, wie der Herausgeber selber hervorhebt, eine Ergänzung der analogen, bereits veröffentlichten Sammlungen von Lindner-Frauenstädt, Asher, Becker und Gwinner, bringt gleich diesen den großen Denker uns menschlich nahe und vervollständigt durch zahlreiche charakteristische Züge das Bild dieser gewaltigen Individualität. Besondere Cabinetsstücke sind: der Briefwechsel mit Goethe und — als Gegenstücke — der mit Bahnsen und der mit Ludwig von Doß; wenn die vorliegende Veröffentlichung nichts weiter enthielte, hätte der Herausgeber sich den Dank aller Leser verdient. Einen erfreulichen Schmuck verleihen dem Buche die beiden schönen und sprechenden Porträts Schopenhauer's, das eine nach einem Bilde von Sigismund Ruhl, ihn in der vollen Blüthe der Manneskraft darstellend, im Alter von einigen dreißig Jahren (als er eben „die Welt als Wille und Vorstellung" geschrieben), das zweite eine Reproduction des berühmten Gemäldes, das Lenbach für Richard Wagner gemalt.

β. **Einleitung in die Philosophie.** Von Friedrich Paulsen, außerordentlichem Professor an der Universität Berlin. Berlin, Wilhelm Hertz. 1892.

Unnöthig zu sagen, daß ein Werk von Paulsen, dem Verfasser der „Ethik", Gediegenes bringt. Das vorliegende ist, seiner Versicherung zufolge, als „Einleitung" „nicht für Kenner" geschrieben: es will den Laien in das Reich der Philosophie einführen, ihm in großen, von verwirrenden Einzelheiten so viel wie möglich abstrahirenden Zügen den Gang des philosophischen Denkens, das Verständniß der philosophischen Probleme erschließen, und ihm die Ueberzeugung erwecken, „daß die viele Jahrhunderte alte Arbeit des philosophischen Nachdenkens nicht vergeblich gewesen ist," vielmehr zu einer „in den Grundzügen einstimmigen" (den tiefsinnigsten Denkern gemeinsamen) Weltansicht führt, „deren Bild sich immer schärfer herausarbeitet". Dieser schönen und verdienstvollen, aber schwierigen Aufgabe entledigt sich Paulsen in würdigster Weise. „Die Geschichte der Philosophie ist der Weg zur Wahrheit wie die jeder anderen Wissenschaft auch, und das Ziel, dem sie entgegenstrebt, ist ein idealistischer Monismus" — dies das wesentliche Resultat, zu dem er gelangt. Differenzen in Einzelfragen kommen dem gegenüber, wie Paulsen selbst hervorhebt, nicht in Betracht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Drachenhort. Von Engelbert Albrecht. München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto. 1893.

Arendt. — Sylvesternacht. Eine romantische Erzählung von Olga Arendt. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Barth. — Unter südlichem Himmel. Bilder aus dem Orient und aus Italien. Von Hans Barth-Rom. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 1893.

Beloch. — Griechische Geschichte von Julius Beloch. Erster Band. Strassburg, Karl J. Trübner. 1893.

Berger. — Die Entwicklung von Schiller's Aesthetik. Von Karl Berger. Gekrönte Preisschrift. Weimar, Hermann Böhlau. 1894.

Bernhard. — Unweiblich. Roman von Marie Bernhard. 2 Bde. Dresden und Wien, Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1894.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Theodor Schiemann. Erster Band: Memoiren von Jacob Iwanowitsch de Sanglen. 1776 bis 1831. Aus dem Russischen übersetzt von L. v. Marnitz. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1894.

Biedermann. — Geschichte des deutschen Einheitsgedankens. Ein Abriß deutscher Verfassungsgeschichte von der Urzeit bis zur Errichtung des Neuen Deutschen Kaiserthums. Von Dr. Karl Biedermann. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1894.

Bleibtreu. — Der russische Feldzug 1812. Studie von Karl Bleibtreu. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Blüthgen. — Henzi und andere Humoresken von Victor Blüthgen. Dresden, Verlag des Universum (Alfred Hauschild).

Blum. — Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. Hans Blum. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Bodenstedt. — Friedrich von Bodenstedt. Ein Dichterleben in seinen Briefen. 1850 bis 1892. Herausgegeben von Gustav Schenck. Berlin, R. von Decker's Verlag (G. Schenck). 1893.

Bois-Reymond. — Land voraus! und andere Geschichten von Lili du Bois-Reymond. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Brandt. — Herbstblätter. Dichtungen von Bertha Brandt. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Adlershof bei Berlin, Albert Buch.

Brasch. — Leipziger Philosophen. Portraits und Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Mit einer historischen Einleitung: Die Philosophie an der Leipziger Universität vom 15.—19. Jahrhundert. Von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Adolf Weigel. 1894.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt in den Jahren 1792 bis 1805. Mit Einleitung von Franz Muncker. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Carriere. — Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Von Moriz Carriere. Dritte, mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1894.

Chiavacci. — Wiener Typen. Humoristische Bilder aus dem Wiener Leben von Vincenz Chiavacci. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1894.

Classiques populaires. Edités par Lecène, Oudin & Cie.: Guizot. Par J. de Crozals. Chateaubriand. Par A. Bardoux. Bossuet. Par G. Lanson. La poésie lyrique et satirique au moyen age. Par Léon Clédat. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1893.

Coit. — Nachbarschaftsgilden. Ein Werkzeug socialer Reform. Von Stanton Coit, Ph. D. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt). 1893.

Conrad. — Die Beichte des Narren. Roman von M. G. Conrad. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Creizenach. — Geschichte des neueren Dramas von Wilhelm Creizenach. Erster Band: Mittelalter und Frührenaissance. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Dorn. — Gedichte von Clara Dorn. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Dove. — Caracosa. Historischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert von Alfred Dove. 2 Bde. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1894.

Dürer's Schriftlicher Nachlass auf Grund der Originalhandschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften. Herausgegeben von Dr. R. Lange und Dr. F. Fuhse. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Ebers. — Kleopatra. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Eckardt. — Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckardt. Braunschweig, Appelhans & Pfenningstorff. 1893.

Egbert. — Vierklee. Erzählung für junge Mädchen von W. Egbert. Leipzig, Richard Richter. 1893.

Eichendorff. — Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Mit neunzehn Illustrationen von Philipp Grot-Johann und Prof. Edmund Kanoldt. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1893.

Elben. — Bilstein. Sang und Sage aus dem Werrathale von Hans Elben (Fritz Bode). Dritte Auflage. Leipzig, H. Wigand's Verlag. 1893.

Enciso. — Der Prinz von Asturien. Trauerspiel in drei Aufzügen von Don Ximenes de Enciso. Für die deutsche Bühne bearbeitet von J. Herzog. Wien, Wilhelm Frid. 1894.

Eysell. — Aus der Art geschlagen. Novellen von Clara Eysell. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1893.

Faguet. — Seizième siècle. Études littéraires. Par Emile Faguet. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1894.

Falke. — Pfarrer Habermann. Eine Dichtung von Hans Falke. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1893.

Fontane. — Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane & Comp. 1894.

Fränkel. — Starker Tabak. Die geplante ungeheure Erhöhung der Tabaksbesteuerung, zur Aufklärung für Jedermann an der Hand der Thatsachen beleuchtet von Dr. Heinrich Fränkel. Würzburg, A. Stuber's Verlagsbuchhandlung. 1893.

Frauen-Brevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Siebente Auflage. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.

Friedländer. — Drei Erzählungen von Regine Friedländer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

G. G. Gervinus Leben von ihm selbst. 1860. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1893.

Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Erster Band 1819—1850. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1894.

Grosse. — Die Anfänge der Kunst. Von Ernst Grosse. Freiburg i. Br. und Leipzig, J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck.) 1894

Großfuß. — Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch kritischen Studien. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Großfuß. Reval, Franz Kluge. 1894.

Gutsche-Schultze. — Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Erster Band: Die gemeingermanische Urzeit und die germanischen Mittelmeerstaaten. Von Oscar Gutsche und Walther Schultze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1894.

Haake. — Die Schöpfung der Tierwelt. Von Dr. Wilhelm Haake. Mit 1 Karte, 469 Abbildungen 2c. 2c. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Hahn. — Buch der Spiele. Encyklopädie sämtlicher bekannten Spiele und Unterhaltungsweisen für alle Kreise. Gesellschafts- und Scherzspiele aller Art, Orakelspiele, Ball- und Reifenspiele 2c. 2c. Herausgegeben unter Mitwirkung erfahrener Fachmänner von Alban von Hahn. Mit 277 Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer. 1894.

Hamerling. — Letzte Grüße aus Stiftingshaus. Lyrischer Nachlaß von Robert Hamerling. Herausgegeben von Oskar Linke. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Hamerling. — Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Hamsun. — Mysterien. Roman von Knut Hamsun. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen. 1894.

Hanffon. — Seher und Deuter. Von Ola Hanffon. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1893.

Heer. — Gedichte von Carl Wilh. Heer. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Henne am Rhyn. — Geschichte des Ritterthums von Dr. Otto Henne am Rhyn. Leipzig, P. Friesenhahn.

Herbert. — Blumen und Küsse. Von Friedrich Herbert. Berlin, Hugo Schildberger. 1894.

Hermann. — Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung. Von Friedr. Benj Hermann. Fünf Bücher. Erstes Buch: Ringen und Werden. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer. 1893.

Herzog. — Der Kaufmann aus Tirol. Lustspiel in vier Aufzügen von J. Herzog. Wien, Wilhelm Frick. 1894.

Hildebrandt. — Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft. Von Paul Hildebrandt. Berlin, Amsler & Ruthardt. 1893.

Hilger. — Gedichte von Joseph Hilger. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Hofmann. — Aschenbrödel. Aus dem Pensionsleben. Erzählungen für erwachsene Mädchen von Elisabeth Hofmann. Nürnberg, Verlag der Jugend- und Gartenlaube.

Homer's Ilias. In neuer Uebersetzung von Oskar Hubatsch. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1893.

Hopfen. — Neues Theater. Von Hans Hopfen. Drittes Bändchen. Berlin, Gebrüder Paetel 1893.

Jähns. — Ueber Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau von Max Jähns. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur 1893.

Jastrow. — Sozialliberal. Die Aufgaben des Liberalismus in Preußen. Von Dr. J. Jastrow. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Johanson. — Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Herausgegeben von Heinrich Johanson Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1894.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Band IV. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.

Kapff-Essenther. — Siegfried. Roman von F. von Kapff-Essenther. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Keil. — Die deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts. Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mittheilungen zur deutschen Kultur-Geschichte von Robert und Richard Keil. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1893.

Kellner. — Hie Rothenburg! Dichtung von der Wende des XIV. Jahrhunderts. Von August Kellner. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz) 1893.

Kempgens. — Traum der Liebe. Verse von Peter Kempgens. Düsseldorf, Verlag der Düsseldorfer Vereins-Druckerei. 1894.

Kerner. — Das Kernerhaus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Mit dem Bildnis und Facsimile Justinus Kerner's nebst anderen Portraits und Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

Keyserling. — Gedichte und Aphorismen von Gräfin Margarete Keyserling. Breslau, Eduard Trewendt. 1894.

Kostromitin. — The last day of the carnival. By J. Kostromitin. London, C. Fisher Unwin. 1893.

Kruse. — Sieben kleine Dramen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1893.

Lanz. — Erstlinge. Gedichte von Otto Lanz. Bern, Schmid, Francke & Co. 1894.

Lechleitner. — Tiroler Waldrast. Ein Liederbuch von Franz Lechleitner. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1893.

Lechleitner. — Wartburg. Novellen von Franz Lechleitner. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Lemaitre. — Impressions de théâtre. Par Jules Lemaitre. Septième Série. Deuxième édition. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1893.

Leto. — Morale induttiva. Ozi di Pomponio Leto (F. Nobili Vitelleschi). 4 vol. Roma, Forzani & C.

Lindau. — Liebesheiraten. Roman von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1894.

Linke. — Schlummere, Schwert, unter Myrthen! Neue Gedichte von Oskar Linke. 1883–1893. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894.

Loga. — Märchen von Margarethe von Loga. Mit bunten Bildern von Fritz Grotemeyer. Berlin, Paul Moedebeck 1894.

Marcuse. — Die Hawaischen Inseln. Von Dr. Adolf Marcuse. Mit vier Karten und vierzig Abbildungen. Berlin, K. Friedländer & Sohn. 1894.

Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild von F. v. B. Leipzig, Georg Wigand. 1893.

Meister. — Kaiser Wilhelm II. Von Friedrich Meister. Mit dem Kaiserbildnis in Lichtdruck und zahlreichen Illustrationen. Berlin, Ernst Hofman & Co. 1893.

Mentor. — Wucherthum und Spekulation. Enthüllungen über Wechselwucher, Hypothekenwucher und Börsenwucher wie über die Kniffe der berufsmäßigen Spekulation bei Ausbeutung des Publikums. Von A. Mentor. Zweiter, unveränderter Abdruck. Leipzig, Raimund Gerhard. 1894.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Dritter Band. Biot bis Chemikalien. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Monnier. — Mission Binger. France Noire (Cote D'ivoire et Soudan). Par Marcel Monnier. Paris, Librairie Plon. 1893.

Natter. — Kleine Schriften von Heinrich Natter. Mit einem Vorworte von Ludwig Speidel und dem Portrait Heinrich Natter's. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1893.

Negri. — Rumori Mondani. Di Gaetano Negri. Milano, Ulrico Hoepli. 1894.

Neue Briefe Chr. Mart. Wieland's, vornehmlich an Sophie von La Roche. Herausgegeben von Professor Dr. Robert Hassencamp. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1894.

Nievelt. — Sturmnoth und andere Phantasien Von C. von Nievelt. Aus dem Holländischen übersetzt durch Victor Zimmermann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G (vormals J. F. Richter). 1893.

Nordhausen. — Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Ohorn. — Brevier und Fiedel. Neue Gedichte von Anton Ohorn. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge. 1894.

Payen-Petersen. — Geschichten aus der Heimathstadt. Von Georg Payen-Petersen. Hamburg, Otto Meißner. 1893.

Philipp. — Welt und Leben. Von Peter Philipp. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Platter. — Graf und Sattnerstochter. Eine tiroler Geschichte aus Andreas Hofer's Zeit. Von J. C. Platter. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1893

Pöhlmann. — Geschichte des antiken Kommunismus und Socialismus von Dr. Robert Pöhlmann. Erster Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1893.

Preuss. — Die englische Staats-Verfassung. Eine gedrängte Darstellung derselben zur Orientirung für Staatsmänner, Kaufleute, Schiffsrheder und Zeitungsleser von Wilh. H. Preuss. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandl. 1894.

Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. Begründet von Rudolf Eitelberger von Edelberg, fortgesetzt von Albert Ilg. Neue Folge. VI. Bd.: Des Augsburger Patriciers Philipp Hainhofer Beziehungen zum Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Correspondenzen aus den Jahren 1610–1619. Im Auszuge mitgetheilt und commentirt von Dr. Oscar Doering. Wien, Carl Graeser. 1894.

Ratzenhofer. — Wesen und Zweck der Politik. Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswissenschaften. Von Gustav Ratzenhofer. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1893.

Reber. — Geschichte der Malerei von Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von Franz von Reber. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann). 1894.

Richter. — Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Richard Richter. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Caritas.

Der Roman einer Familie

von

Emil Marriot.

XI.

Böse Wochen folgten. Die Alte gab nicht nach. Mit zäher Hartnäckigkeit blieb sie dabei stehen: „Sie haben mich betrügen wollen. Mögen sie nun büßen dafür. Ich ziehe sie nicht aus der Klemme."

Im Grunde ihres Herzens war sie gesonnen, Gnade für Recht ergehen zu lassen; sie wollte jedoch bis zur zwölften Stunde warten, ehe sie das erlösende Wort aussprach, wollte den in ihre Abhängigkeit gerathenen, ihr mit gebundenen Händen und Füßen überantworteten Menschen vorerst ihre ganze Macht zu fühlen geben. Nach manchen stürmischen Scenen und wechselseitigen Klagen und Anklagen war tiefe Stille eingetreten. Schweigend kam man am Morgen zusammen und setzte sich schweigend, und kaum einen stummen Gruß austauschend, zu Tische. Schweigend ging dann jedes Glied der Familie seiner Beschäftigung nach, und wenn das Mittagsmahl sie wieder vereinigte, schwieg man aufs Neue und vermied sogar, einander ins Gesicht zu sehen. Am Abend war Philipp häufig abwesend. Wo er sich herumtrieb, wußte Niemand. Gegen zehn Uhr kam er ganz erschöpft nach Hause und sank sofort auf sein Lager. Aber er fand keinen Schlaf. Oft, oft schlummerte er erst ein, wenn der Morgen zu grauen begann, und um sechs oder halb sieben Uhr, wenn er just am festesten schlief, wurde es im Hause lebendig, und er wachte darüber auf. Er hörte seine Frau sich erheben und nach dem Dienstmädchen rufen, das nebenan in der Küche schlief und täglich geweckt werden mußte, weil sie von selber niemals aufwachte. Charlotte ging hin und her und verursachte dabei manches Geräusch. Dann erwachten die Kinder und fingen an, sich zu waschen und anzukleiden. Jede Minute ertönte eine Frage, wo Dieses, wo Jenes liege. Charlotte schalt und zankte, am häufigsten mit der kleinen Else, die, immer unausgeschlafen, sich schwer zu ermuntern vermochte und selten zur rechten Zeit fertig wurde. Nach sieben Uhr streckte Charlotte den Kopf zur Thüre herein und bedeutete dem Gatten, daß es Zeit wäre, aufzustehen; das

Frühstück wäre aufgetragen. Und seufzend erhob sich der arme Mann, im Voraus angewidert von dem jungen Tage, der ihn öde wie ein blumenloser Abgrund angähnte, und trat — nach einer fast schlaflosen Nacht — aufs Neue in die Tretmühle des täglichen Kampfes ums Dasein.

Im Geschäfte fühlte er sich von der Stiefmutter scharf beobachtet. Sie traute ihm nicht mehr, seit er sie, wie sie es nannte, „bestohlen" hatte. Sie war es, welche die Kasse führte und die Schlüssel zum eisernen Schranke, der ihre Werthpapiere und Sparkassenbücher barg, verwahrte; jede Rechnung sah sie durch, und jede Quittung begehrte sie zu schauen. Sogar die Bücher prüfte sie jetzt, und wenn sie von der Buchhaltung auch nichts verstand, gab sie sich doch den Anschein, als verstände sie Alles, um Philipp Angst einzujagen und ihm die Lust zu benehmen, sie neuerdings zu betrügen. Das Geschäft ging schlechter denn jemals, und es begann an Waaren zu fehlen. Philipp, nicht wissend, wie er die Lieferanten befriedigen sollte, wagte kaum noch neue Waare zu bestellen. Die Schulden mehrten sich, die Gläubiger wurden ungeduldig. Philipp hatte die Empfindung, als ob sein Hals in einer Schlinge steckte, welche sich täglich ein wenig enger zuzog. Wenn er an den ersten Mai dachte, wurde ihm schwarz vor den Augen. Der Tag würde kommen, unfehlbar und unaufhaltsam; und Philipp hatte nicht die geringste Hoffnung, bis dahin die ihm nöthigen Gelder aufzutreiben.

Cornelius, welchem diese Verhältnisse unhaltbar dünkten, rieth dem Bruder einmal geradezu, den Kampf lieber aufzugeben, das Geschäft aufzulösen oder zu verkaufen und sich nach einem anderen Broterwerb umzuthun.

„Was aber soll ich beginnen?" fragte der arme Philipp mit thränenden Augen.

„Was Tausende anfangen. Mußt Du denn selbständiger Kaufmann sein? Suche eine Anstellung in einem fremden Hause. Als Kassirer, Buchhalter oder Correspondent einer großen Firma mit festem Gehalte; würdest Du weit ruhiger und sorgloser leben können als unter diesen Verhältnissen."

„Mag sein," erwiderte darauf Philipp. „Aber glaubst Du, daß es ein Leichtes sei, eine solche Stellung zu finden? Die ersten und besten gibt man keinem Fremden, sondern bewährten Kräften, die seit Langem im Hause sind, das Geschäft durch und durch kennen und sich das volle Vertrauen ihres Herrn erworben haben. Einen zu Grunde gegangenen Kaufmann und verzweifelten Familienvater, der nur aus Noth nach einem Posten fahndet, mag Niemand. Man zieht so traurigen Schiffbrüchigen junge, frische, unverheirathete Leute vor. Und daß ich es Dir nur gestehe," fuhr Philipp mit stockender Stimme fort, „ich *liebe* mein Geschäft. Es erscheint mir wie ein Treubruch, diesen Freund, der uns so lange ernährt hat, im Stich zu lassen. Ich bin an dieses Local gewöhnt; jeder Winkel dünkt mir ein Stück meiner selbst zu sein. Ich glaube, daß ich sterben würde, müßte ich das Geschäft aufgeben."

Cornelius wollte etwas sagen; aber Philipp ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Sei versichert," sprach er hastig, „daß ich es wieder in Gang bringen werde. Hätte ich nur ein kleines Capital! Zehntausend Gulden würden ge-

nügen, um alle Schulden zu tilgen. Die Krise wird vorübergehen, die Zeiten werden sich wieder ändern. Es wird wieder besser werden, glaube es mir. Aber die Krise müßte ich überstehen können, und damit ich's könne, müßte mir ein kleines Capital zu Gebote stehen. Wenn nur die Mutter nicht so engherzig wäre! Aber es ist gar nicht daran zu denken, daß sie sich dazu verstehen könnte, mir eine größere Summe Geldes anzuvertrauen."

Cornelius war der gleichen Ansicht; dennoch aber nahm er es auf sich, der Mutter Philipp's Wünsche vorzutragen. Wie vorauszusehen, schlug sie ihm sein Ansuchen rundweg ab. Und so versank auch dieser Rettungsanker in dem Meere, das schon so viele Hoffnungen auf Nimmerwiedersehen verschlungen hatte.

Hanna kam jetzt sehr häufig in das Haus. Sie brachte der Schwester alle ihre kleinen Ersparnisse, ja sie darbte und versagte sich das Nothwendigste, um ein bißchen Geld erübrigen zu können. Charlotte beklagte sich zwar bitter, wie demüthigend es für sie wäre, als verheirathete Frau von der unvermählten Schwester Almosen annehmen zu müssen; wie eine Bettlerin käme sie sich vor. Indessen nahm sie das Geld an, dankte aber der Schwester kaum dafür. Schweigend saßen sie beisammen, immer arbeitend, flickend oder nähend. Die arme kleine Else, auf welcher die traurigen Familienverhältnisse wie ein Alp lasteten, pflegte dann auf Hanna's Schoß zu klettern, das schwere, kleine Haupt an ihre Brust zu betten und sich ganz still zu verhalten. Das Kind war krank. Es siechte so hin, ohne ein bestimmtes Leiden, wie eine Pflanze verkümmert, der Thau, Licht und Sonnenschein entzogen worden sind. Nur auf dem Schoße der jungen Tante wurde der Kleinen wohl. Da fühlte sie sich geborgen und gegen jede rauhe Behandlung und jedes unfreundliche Wort gleichsam geschützt. Hanna litt nicht mehr, daß Charlotte das Kind hart anließ oder gar züchtigte. Sie verwies Christel, wenn diese mit dem Schwesterchen schalt und sich darüber beschwerte, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch Else bedienen müsse.

„Seid gut gegen die Kleine," wurde Hanna nicht müde, den Beiden einzuschärfen. „Plagt und quält sie nicht, wenn ich ferne bin. Erhört meine Bitte, gut zu sein gegen das Kind. Ihr werdet mir dereinstens Dank dafür wissen."

Mit Cornelius traf Hanna selten zusammen. Seiner Mutter ging sie aus dem Wege, und er vermied die Räume zu betreten, wo Charlotte hauste. Manchmal war er es, der Hanna die Thüre öffnete. Dann wechselten sie wohl ein paar Worte mit einander.

„Ist meine Schwester zu Hause?"

„Ich glaube, ja."

„Wie geht es Ihnen?"

„Danke, gut. Und Ihnen?"

„Auch gut. Das heißt . . . ich bin gesund. Ist etwas Neues vorgefallen?" Und diese Frage begleitete stets ein Blick voll Angst, der deutlich besagte, daß Hanna fürchtete, eine schlimme Kunde zu vernehmen.

„Es hat sich nichts ereignet. Alles geht den alten Gang."

Es waren nichtssagende, alltägliche Worte. Aber sie lebte von diesen Worten — Tage lang.

Einmal sagte sie zu ihm: „Ich hätte eine Bitte an Sie. Wachen Sie über die kleine Else, wenn ich nicht zugegen bin, auf daß Niemand sie kränke noch ihr ein Leid zufüge."

Er versprach's. Und von diesem Tage an trug er das Kind oft hinüber in seine dunkle Kammer und ließ es, während er las, auf seinen Knien sitzen. An schönen Abenden — holdes Frühlingsahnen durchzitterte die Luft — führte er die Kleine ins Freie. Sie ermüdete bald, und dann nahm er sie auf den Arm und trug sie nach Hause, und sie klammerte sich mit den mageren Aermchen um seinen Hals und senkte das müde Köpfchen vertrauensvoll gegen seine Brust. Sie hing bald an ihm, und wenn Hanna nun kam und nach der Kleinen fragte, hieß es gewöhnlich: „Sie ist drüben, bei Cornelius." Und Hanna fühlte sich beruhigt.

Sie verkehrte im Hause Arthur's; nicht häufig, aber regelmäßig. Man nahm sie da immer freundlich auf, besonders Arthur's Mutter war gütig gegen das blasse, stille Mädchen. Die verblendete Frau wähnte, Hanna verzehre sich in heimlicher Liebe zu ihrem Sohne und sei darum so bleich und in sich gekehrt. Und das nahm die gute Frau natürlich für Hanna ein. Einmal, ein einziges Mal nur, dachte Hanna in einer schweren Stunde daran, Arthur zu bitten, ihr eine Summe Geldes zu leihen. Sie hatte seine Mutter besucht, und Arthur begleitete sie nach Hause. Vor ein paar Tagen war sie bei den Ihren gewesen und hatte Philipp und Charlotte noch trauriger als sonst vorgefunden. „Wenn uns nicht bald eine Rettung zu Theil wird," hatte Charlotte gesagt, „bleibt uns nichts Anderes übrig, als die Kinder und uns selber umzubringen." An dieses grause Wort mußte Hanna immerwährend denken. Viele sprechen es aus, und die Wenigsten machen es zur That. Aber Manche führen es doch aus, und dann berichten die Zeitungen von einer Familientragödie ... Konnten nicht just die Ihren unter Jenen sein, welche das Wort in die That umsetzen? Sie wollte zu Arthur sagen: „Geben Sie mir Geld. So und so viel brauche ich. Sie sind reich und können es leicht entbehren. Und wir werden es Ihnen zurückerstatten. Jeden Kreuzer. Nur müssen Sie Geduld mit uns haben."

Aber die Worte wollten nicht über ihre Lippen. Sie würgte und würgte daran, die Worte erstickten sie nahezu — blieben jedoch unausgesprochen. Und sie fühlte, daß sie es niemals, niemals über sich bringen würde, sie auszusprechen. Vielleicht würde ein Wunder sich ereignen. Man sagt ja, daß, wo die Noth am größten, Gottes Hülfe am nächsten sei, und daß Gott Diejenigen erhöre, die zu ihm schreien und beten. Und sie betete, betete ...

In der letzten Woche des April, fünf Tage vor dem ersten Mai, fand Hanna sich wieder im Hause der Schwester ein. Es war an einem Sonntag. Ein warmer Frühlingsregen rieselte vom Himmel herab, und wenn er vorübergegangen sein und die Sonne wieder scheinen würde, dann würden von den kahlen Zweigen der Bäume und Sträuche die Knospen und Blüthen grüßen,

und wie durch ein Wunder würde es Frühling geworden sein über Nacht. Hanna's bleiche Wangen waren leise geröthet. Die Luft draußen war so lind, so belebend. Der Frühling kommt! Und Alles will grünen und blühen; jeder Samen unter der Erde, jeder Wurm zittert wonnevoll dem neuen Werden in der Natur entgegen: sollten nur die Menschen von diesem Freudenrausche, diesem Blüthenregen ausgeschlossen sein?

In dieser engen Stube wurde Hanna eine Antwort auf ihre bange Frage. Sie fand Alle daheim. Charlotte saß an der Nähmaschine, Philipp stand beschäftigungslos neben seiner Frau. Der Anzug beider war abgetragen, beinahe ärmlich; und ihre Gesichter so ernst, als ob sie längst verlernt hätten, zu lächeln. Mit ihrer altklugen und verdrießlichen Miene hockte Christel zu den Füßen der Mutter und strickte, und man sah ihr an, daß sie es nur widerwillig that. Die Fenster waren geschlossen. Hier, zwischen diesen vier Wänden, wußte man nichts vom Herannahen des Frühlings, wollte auch nichts davon wissen.

Sie nickten ihr zu, als sie eintrat, und Philipp sagte mit seiner müden, klanglosen Stimme: „Schön von Dir, daß Du kommst," und stierte sogleich wieder mit dem ihm jetzt eigenen geistesabwesenden Blick vor sich hin ins Leere.

„Macht doch die Fenster auf," sagte Hanna. „Es ist so warm draußen."

„So?" erwiderte Lotti. „Darum kümmere ich mich nicht." Und sie arbeitete weiter.

„Wo ist die Kleine?" fragte Hanna und öffnete eines der Fenster.

„Beim Onkel drüben. Ich bin froh, wenn er sie uns aus dem Wege räumt. Hier läuft sie einem beständig zwischen die Füße."

Hanna hatte sich ans offene Fenster gesetzt und blickte hinaus.

„Nicht wahr, die frische Luft thut wohl?" fragte sie, tief aufathmend.

Charlotte zuckte bloß die Achseln.

„Und wie geht es Euch?" fragte Hanna wieder — leise, ganz leise.

Dasselbe stumme Achselzucken als Antwort.

„Hat sich nichts ereignet?"

„Nein."

„Geh' nach der Küche, Christel," sagte Philipp, gleichsam erwachend.

„Weshalb schickst Du sie fort?" fragte seine Frau und hob den Kopf in die Höhe.

„Deshalb. Geh', mein Kind. Hast Du nicht gehört?"

„Darf ich die Strickerei da lassen?" fragte Christel ihre Mutter.

„Nein. Stricke Du nur. Besser arbeiten als gaffen," sagte diese.

„Aber Else braucht nicht zu stricken," sprach Christel maulend, „und so mag ich es ebenfalls nicht thun."

„Schweig!" schrie Charlotte sie mit plötzlicher Heftigkeit an, „oder ich werfe Dir etwas an den Kopf. Daß Du immer widersprechen mußt!"

„Aber Else . . ."

„Kein Wort mehr, hörst Du? Geh' hinüber zum Onkel und bringe der Else ihre Strickerei. Sag' ihr, daß sie fleißig sein möge — sonst würde sie es mit mir zu thun haben."

„Ja," antwortete Christel sichtlich befriedigt und rannte, ihr und des Schwesterchens Strickzeug eilig zusammenraffend, spornstreichs aus der Stube.

„Ich wollte sie entfernen, weil ich nicht mag, daß vor dem Kinde von den Verhältnissen im Hause gesprochen werde," bemerkte Philipp, als Christel draußen war.

„Darin hast Du Recht," sagte Hanna. „Die Kinder sehen und hören ohnedies mehr, als ihnen gut ist. Also sprich, nun wir allein sind: Alles ist so, wie es war?"

„Was sollte sich denn geändert haben?" entgegnete Charlotte mit nervöser Reizbarkeit. „Bei uns ändert sich nichts mehr — höchstens, daß es noch schlimmer wird. Hast Du uns nichts zu sagen? Wie stehst Du mit dem jungen Strobel?"

„Auch nicht anders als vor ein paar Tagen."

„Wenn Du wolltest . . . könntest Du ihn heirathen. Aber Mühe müßtest Du Dir geben, ihn dahin zu bringen, Dir einen Antrag zu machen. Und das thust Du nicht. Wenn ich an Deiner Stelle wäre — mit allen zehn Fingern würde ich zugreifen."

„Aber ich liebe ihn nicht, Charlotte; ich empfinde nicht einmal Freundschaft für ihn."

„Komm mir doch nicht mit solchen Geschichten! Liebe! Liebe! Was heißt denn das? Er ist reich, und wenn Du ihn heirathetest, wäre uns Allen geholfen. Aber Du denkst nur an Dich."

„Quäle sie nicht," fiel ihr Philipp, augenscheinlich gepeinigt, ins Wort. „Was Hanna thut oder nicht thut, geht doch uns nichts an."

„Meinethalben. Bestärke sie noch in ihren überspannten Ideen. Wo Geld ist und Bequemlichkeit, da ist auch Liebe. Und wo die Noth zum Fenster hereinsieht, da läuft die Liebe zur Thüre hinaus." Sie stand auf und reckte sich. „Nun will ich nach der Küche — den Kaffee bereiten. Anna hat heute ihren Ausgang, und da muß ich die Magd spielen. Bin's übrigens gewöhnt. Heute sind wir unter uns. Die Alte ist, ungeachtet des Regens, einen Besuch machen gegangen. Daheim redet sie jetzt nichts — sie hält es unter ihrer Würde, das Wort an uns zu richten. Aber das Schweigen bekommt ihr nicht. Sie muß schwatzen und die Leute verklatschen — sonst erstickt sie."

Sie verließ das Zimmer und schlug, wie dies eine ihrer Rücksichtslosigkeiten war, schallend die Thüre hinter sich zu. Hanna fuhr leicht zusammen und schaute auf Philipp. Er hatte innerhalb weniger Monate um Jahre gealtert. Ein Bild gebrochener Muthlosigkeit, saß er da, mit seinem guten, abgemagerten Gesichte, den herabgezogenen Mundwinkeln und den ergrauten Haaren.

Hanna schaute ihn noch immer an, dachte jedoch dabei nicht an ihn. Leise trat sie an den Tisch heran, welcher vor dem Sopha stand, stützte sich mit beiden Armen auf das Brett und legte das Kinn auf die ineinander verschlungenen Hände.

„Sag' mir, Philipp . . ."

Er blickte auf.

„Erzähle mir von ihm. Von seiner Kindheit. Was für ein Kind war Cornelius?"

„Ach so! Du sprichst von meinem Bruder," sagte Philipp, der sie, ohne zu verstehen, angestarrt hatte. „Was willst Du von ihm hören?"

„Du sollst mir von ihm erzählen. Ich weiß so wenig von ihm. Wie war er, da er noch klein war?"

„Ach! Wenn ich das noch sagen könnte! Er kam so früh aus dem Hause ... als er kaum das zehnte Jahr erreicht hatte"

„Aber bis zu seinem zehnten Jahre hattest Du ihn beständig vor Augen. Denke nach. Ich will Dir helfen. War er sanft, freundlich, offenherzig? Sagte er Dir alle seine kleinen Leiden und Freuden?"

Philipp besann sich und bemerkte am Ende in zerstreutem Tone, Cornelius wäre ein Kind wie andere gewesen.

„Das kann nicht sein," erwiderte Hanna. „Cornelius war gewiß kein Alltagskind."

„Laß mich nachdenken," sagte Philipp, schloß die Augen und blieb eine Zeitlang stumm. „Warte," sprach er hierauf langsam und leise. „Nun kommen die Erinnerungen. Er war sehr still. Kaum, daß man ihn im Hause hörte. Aber sanft ... war er sanft? Das weiß ich wirklich nicht zu sagen. Mir scheint eher, daß er nicht sanft war; auch nicht offenherzig; wenigstens nicht mittheilsam. Mir vertraute er niemals etwas an; und den Eltern ebenfalls nicht. Jetzt besinne ich mich, daß der Vater sich oft über sein verschlossenes Wesen beklagte. Andere kleine Jungen, sagte der Vater, erzählen daheim von der Schule, ihren Lehrern und Kameraden; erzählen, was sie auf der Straße gesehen haben und was ihnen sonst durch die kleinen Köpfe schwirrt. Unser Junge aber ist wie todt. Man weiß niemals, ob es ihm gut oder schlecht ergeht; ob er gesund ist oder krank; ob er Einen lieb hat oder nicht leiden mag. Er ist wie ein verschlossenes Buch, dessen Inhalt Niemand kennt, und am allerwenigsten die eigenen Eltern."

„Hatte er keinen kleinen Schulfreund?" forschte Hanna weiter. Auch sie sprach mit gedämpfter Stimme.

„Nein. Oder doch — ja. Einen einzigen. Einen ganz verwachsenen, sehr armen Knaben. Den hatte er lieb. Die Anderen waren ihm zu wild und zu roh. Auch hielt er sie für feige. Immer fallen sie über die Schwächeren her, sagte er einmal, und laufen davon, sobald ihnen ein Stärkerer entgegentritt. Und den armen Edmund (so hieß sein kleiner Freund) mag Keiner, und Alle spotten ihn aus, weil er einen Höcker hat. — Ich glaube auch, daß er sich hauptsächlich darum an den verkrüppelten Jungen anschloß — weil dieser allein stand und eine Zielscheibe des allgemeinen Spottes war."

„Ja, ja. So mußte es wohl sein. Lag es nicht in seiner Natur, mit Allem zu fühlen, was schwach war und bedrückt und fremden Beistandes bedurfte? Besinne Dich, Philipp."

„Es ist so, wie Du sagst. Und Deine Bemerkung bringt mich auf eine der auffallendsten Seiten seines Charakters. Die Thiere gingen ihm über Alles. Wenn er ein Thier leiden sah, konnte er außer sich gerathen. Wir

stellten zum Beispiel zur Sommerszeit in der Küche und den Zimmern Leimruthen auf, um uns der Fliegen zu erwehren. Das litt er aber nicht. Er zerbrach die Ruthen und warf sie ins Herdfeuer. Wenn Ihr die Thierchen tödten wollt, tödtet sie rasch, sagte er, aber quält sie nicht erst. Dazu habt Ihr kein Recht. — Wehe der Mutter oder den Dienstboten, wenn in der Küche etwas vorfiel, was ihm als eine Thierquälerei erschien! Einmal sprang er der Köchin an die Gurgel und würgte sie, weil die Person einem Huhne den Hals anstatt vorne, hinten am Rücken durchschnitt, so daß das arme Thier, mit den Flügeln schlagend, durch die Küche taumelte — was die Köchin sehr possirlich finden mußte, denn sie lachte überlaut. Unglücklicherweise kam Cornelius herzu — und diese Köchin mußten wir nach dem Vorfall entlassen. Cornelius erklärte, auf und davon zu rennen, wenn diese Person im Hause bliebe. Und so konnte die Mutter nichts Anderes thun, als das Frauenzimmer zu verabschieden."

„Wie war er gegen fremde Menschen?"

„Scheu, ungemein scheu. Wenn wir Besuch hatten, lief er aus dem Hause oder verkroch sich in einen Winkel, so daß wir ihn nicht finden konnten. Die Mutter wollte vor ihren Bekannten Staat mit ihm machen. Er war ein sehr hübsches, interessant aussehendes, kluges Kind. Aber vor Fremden zeigte er sich im ungünstigsten Lichte. Er war nicht linkisch oder verlegen. Aber es war ihm lästig, beguckt, angeredet oder gar geliebkost zu werden. Schweigend schaute er den Leuten ins Gesicht, lächelte nicht und wich zurück, wenn Jemand ihn küssen wollte. Man nannte ihn unartig. Indessen war er das nicht. Er war nur — wie soll ich es nennen? — er machte den Eindruck eines Fremdlings unter lauter guten Bekannten. Alle kennen einander und wissen mit einander zu reden — bloß der Fremdling steht abseits und versteht nicht, was die Anderen sagen. Aber die Thiere liebte er. Sogar das häßlichste, sogar Kröten und Spinnen berührte er ohne Abscheu. Am liebsten war er allein in seinem Stübchen. Vor der Straße empfand er eine unüberwindliche Abneigung. Er sah da so Vieles, was ihn aufregte — Rohheiten, Böswilligkeiten. Ein Menschenauflauf erweckte Furcht in ihm. Eines Tages sagte er zu mir: Ich möchte in einer Einöde leben und nichts sehen als Pflanzen und Thiere. Da wäre mir wohl. — Ja, Du hast Recht, Hanna. Je länger ich über ihn nachdenke, um so mehr erkenne ich, daß Cornelius kein gewöhnliches Kind war. Im Gegentheil: ein sehr sonderbares und wahrscheinlich auch sehr unglückliches Kind."

„Aber liebte er Niemanden? Dich nicht? Nicht seine Eltern?"

„Ich weiß nicht, ob er uns liebte. Die Eltern sagten und thaten so viel, was sein Gemüth verwundete. Keine Ungerechtigkeit gegen Untergebene, kein heftiges oder unschönes Wort, kein Beweis von Gleichgültigkeit gegen fremde Leiden entgingen dem scharfen Auge dieses Kindes. Er machte sich nicht, gleich anderen Kindern, Illusionen über die eigenen Eltern: der Vater, die Mutter sagen es; folglich muß es so gut sein. Nein! Er sah die Eltern so, wie sie waren. Sie schienen ihm auch nicht fromm genug, hingen, seiner Ansicht nach, zu sehr am Irdischen. Alles das sprach er natürlich nicht aus,

wie Kinder ja überhaupt nicht im Stande sind, ihre Empfindungen in Worte zu kleiden — aber man merkte es ihm an. Er war weder trotzig noch empfindlich, weder rechthaberisch noch unehrerbietig gegen Vater und Mutter. Wenn sie ihn auszankten, ließ er es über sich ergehen, und bat sie willig um Verzeihung. Er war still und genügsam, wie er es noch heute ist. Aber er war und blieb ein Fremdling im Elternhause."

„Ich danke Dir, Philipp," sagte Hanna. „Jetzt weiß ich genug. Ja, nun sehe ich ihn deutlich vor mir und fange an, Manches zu begreifen."

Schritte vor der Thüre. Philipp hob den Kopf in die Höhe. „Kommt Charlotte?" fragte er.

„O nein!" antwortete Hanna mit Anstrengung. „Das ist nicht ihr Tritt."

Das Blut wich aus ihren Wangen zurück, und ihr war, als würde ihr ein Schlag aufs Herz versetzt. Sie wußte, wer draußen an der Thüre stand. Sie hatte den Tritt erkannt.

XII.

Die Thüre ging auf, und Cornelius' hohe, schlanke Gestalt zeigte sich auf der Schwelle. Die Augen des jungen Mädchens blitzten ihm in freudigem Schreck entgegen . . . er blickte sie an und verbeugte sich ziemlich ungeschickt.

„Willkommen!" rief Philipp ihm mit trübem Lächeln zu. „Ist es Dir doch zu einsam geworden drüben in Deiner Kammer? Du verirrst Dich so selten hierher zu uns."

„Ich . . . Du weißt ja . . . Deine Frau," murmelte Cornelius. „Ich würde öfter erscheinen, wüßte ich nicht, wie lästig ich Deiner Frau bin."

„Hanna ist da, wie Du siehst," sagte Philipp. „Das wird Dich hoffentlich nicht vertreiben?"

Cornelius erröthete. „Ich — wußte es," sprach er stockend. „Die Kinder sagten es mir."

„Wo hast Du sie gelassen?"

„Drüben, in den Zimmern der Mutter."

„Das höre ich ungern. Die Mutter ist so eigen und liebt es nicht, wenn Jemand von uns während ihrer Abwesenheit ihre Gemächer betritt."

„Die Kinder thun nichts Schlimmes. Sie sitzen am Tische und blättern in Mutters illustrirter Bibel."

„Schön," sagte Philipp schon wieder zerstreut und versank aufs Neue in sein dumpfes Brüten.

Cornelius näherte sich dem Tische, und ungewiß, ob er etwas zu Hanna sagen sollte und was, griff er nach einer Zeitung, welche auf dem Tische lag, und fing an, die Blätter umzuwenden.

Hanna, kaum weniger befangen als er, schaute auf seine Hände. Dann faßte sie Muth und hob den Blick langsam empor: fürs Erste bis zu seiner Brust, hierauf bis zu seinem Munde und endlich bis zu seinen Augen. Er hielt die Augen auf die Zeitung geheftet.

„Wollen wir nicht lieber ans Fenster treten?" fragte Hanna leise. „Die Luft ist heute so angenehm, so warm . . ."

Sie schritt voran, er folgte ihr. Hanna lehnte sich mit den Armen und dem Oberkörper auf das Fensterbrett; er blieb aufrecht an ihrer Seite stehen.

„Sehen Sie doch auch hinaus!" sagte sie über die Schulter weg zu ihm.

Er beugte sich ein wenig, ein ganz klein wenig nach vorne und legte die geballten Hände neben sie auf das Fensterbrett.

„Ihre Wunde an der Stirn ist endlich verheilt," sprach Hanna weiter und schaute flüchtig zu ihm auf. „Aber die Narbe sieht man noch. Damals, als ich auf Ihr Zimmer kam und Sie fragte, was Ihnen geschehen sei und ob Sie sich verletzt hätten, wichen Sie mir aus in der Ihnen eigenen kurz angebundenen Art. Erinnern Sie sich noch daran?"

„Ich erinnere mich nicht, unfreundlich gewesen zu sein," erwiderte er. „Wenn ich es dennoch war, dann bitte ich Sie heute um Verzeihung."

„Ach! dessen bedarf es nicht. Aber sagen könnten Sie mir, was Ihnen damals geschah. Wollen Sie?"

„Gern, wenn Sie es zu wissen begehren," antwortete er mit einigem Widerstreben. „Die Sache ist wirklich kaum der Rede werth . . . Am Tage vorher war ich nach einem der hiesigen Bahnhöfe gekommen und sah zu, wie aus den Vieh-Transportwagen Kälber ausgeladen wurden. Die Kälber waren gefesselt, und ein Knecht warf sie auf die Erde, als ob sie lebloſe Waare wären. Diese Rohheit empörte mich, und ich hielt mich darüber auf. Im Anfang sprach ich gelassen. Als ich jedoch damit nichts erzielte, und die Leute, wahrscheinlich um mich zu ärgern, es nur noch schlimmer trieben als zuvor, gerieth ich in Zorn und stieß den rohesten der Knechte so heftig vor die Brust, daß er zu Boden fiel. Darauf versetzte mir einer seiner Kameraden einen Peitschenhieb ins Gesicht. Das ist Alles."

„Und Sie schlugen ihn nicht zurück?"

„Nein. Ich war von dem Hiebe ganz betäubt . . . und außerdem ist mir jede Brutalität, die sich gegen mich kehrt, vollkommen gleichgültig. Ich wollte nur den armen Thieren beistehen, und da dies mir nicht gelang, ging ich meiner Wege."

„Aber fand sich Keiner, der für Sie Partei ergriff? War denn außer diesen Knechten Niemand da?"

„Es waren genug Leute da. Aber wissen Sie denn noch nicht, daß die Menschen gewöhnlich nichts Anderes thun, als da zu stehen und zu gaffen? So hielten sie es auch dieses Mal: sie standen da und gafften, und Einige lachten. Einer rieth mir, mich nicht in Dinge zu mengen, welche mich nichts angingen; ein Anderer schlug sich zwar halb und halb auf meine Seite, bemerkte aber, daß man gegen Rohheit und Grausamkeit keine Waffen habe und deshalb am besten thue, rohen Gesellen auszuweichen."

Er sprach in gleichgültigem Tone — wie man etwa vom Wetter spricht. Aber gerade dieser stille, kalte Ton that Hanna weher als eine aufbrausende Rede vermocht hätte.

„Sie müssen sehr, sehr unglücklich sein," sagte sie unwillkürlich. Sie hatte es gedacht und den Gedanken ausgesprochen — fast ohne es zu wollen.

„Weshalb?"

„Weil Ihnen jedes Unrecht so tief zum Herzen geht und die Welt so voll ist von Ungerechtigkeit. Was müssen Sie schon gelitten haben und täglich leiden!“

„Daran wäre nicht viel gelegen, wenn man nur Abhülfe schaffen könnte.“

„Aber kann man denn nicht? Wirklich nicht? Soll Alles ewig so bleiben wie es ist und die Hoffnung auf ein Besserwerden ausgeschlossen sein für alle Zeit?“

„Urtheilen Sie nach sich selbst. Bei aller Ihrer Güte und Selbstlosigkeit und Liebe zu den Ihren . . . was erreichen Sie? Welchen Einfluß üben Sie aus? Sie leiden unter der Rohheit Ihrer Schwester gegen die kleine Else. Sie möchten Ihre Schwester überhaupt anders haben. Vermögen Sie etwas über sie? Ist Ihre Schwester, ungeachtet des Beispieles, welches Sie ihr gegeben, und aller Ihrer Bitten und Ermahnungen um eines Haares Breite besser geworden? Und so wie es im Einzelnen ist, ist es auch im Allgemeinen. Ich sage mit dem Dichter: Laßt jede Hoffnung draußen, die ihr hier eintretet. Ich meine, in das Leben.“

„Nein! Nein! Ich sage es nicht!“ rief Hanna und erröthete. „Auch für meine Schwester hoffe ich noch. Ich hoffe für alle Menschen — sogar für die elendesten und verkommensten. Auch in dem Zerrbild entdecke ich immer noch Züge, die an die unsterbliche, Gott ähnliche Seele mahnen.“

„Wahrhaftig! Belügen Sie sich nicht selbst? Ich finde, daß die Fratze der Meisten ein Pasquill, ein Hohn ist auf den Gott, der sie schuf.“

„Nicht doch! Wie kann man so reden! Mit fünf- oder sechsundzwanzig Jahren so reden!“

„Auf das Alter kommt es hier nicht an. Ich fühlte schon als Kind so — nur war ich damals noch unvermögend, mir über meine Empfindungen Rechenschaft abzulegen. Heute fühle und denke ich so, wie ich in jenen Tagen nur fühlte. Darin besteht der ganze Unterschied. Unser Charakter ändert sich nicht. Er ist uns angeboren und bleibt sich gleich, bis wir die Augen schließen.“

„Richtig ist, daß Sie schon als Kind nicht anders waren als heute. Philipp hat mir von Ihrer Kindheit erzählt.“

„Sie haben mit ihm von mir gesprochen?“ fragte er und schaute sie an.

„Ich bat ihn darum, und so berichtete er mir Einiges aus Ihren Kindertagen.“

Schweigend ließ er den Blick auf ihr ruhen. Hanna wurde verlegen und fragte ablenkend: „Wie haben Sie den verflossenen Sonntag zugebracht?“

Er besann sich. „Ich weiß es wirklich nicht mehr. Wie mir scheint, war dieser Sonntag ein sehr öder Tag. Ja, jetzt erinnere ich mich. Ich saß den ganzen Tag zu Hause. Ich hoffte . . . ich glaubte,“ verbesserte er sich rasch, „daß Sie kommen würden.“

„Ich konnte nicht,“ sprach sie mit unsicher klingender Stimme und blickte auf die Straße hinunter. Wieder regte das quälende Gefühl sich in ihr, als ob sie ein Unrecht an ihm begangen hätte und ihn täuschte. Sie war am letzten Sonntag bei Arthur's Mutter gewesen, und der junge Mann hatte sie nach Hause geleitet. Das hätte sie Cornelius sagen, ihm von diesen Freunden

erzählen können. Aber sie vermochte es nicht. In seiner Gegenwart hatte sie den Namen dieser Menschen noch kein einziges Mal genannt.

Eine Zeit lang blieben sie stumm. Irgendwo auf der Straße ertönten die Klänge eines Leierkastens. Es war ein volksthümlich gewordener Walzer, den der Kasten in seiner monotonen Weise zu Gehör brachte.

„Ein Walzer von Strauß!“ sagte Hanna mit halblauter Stimme. „Man hört ihn jetzt überall, diesen Walzer. Jeder Gassenjunge pfeift ihn. Wie schwärmerisch diese Weisen klingen! Ich möchte sie gern einmal von einem ordentlichen Orchester, in einem hell erleuchteten, schönen Saale vortragen hören.“

Sie lauschte den Klängen und bewegte im Takte den kleinen Fuß. Und plötzlich fragte sie: „Haben Sie niemals getanzt?“

„Ich?“ entgegnete Cornelius überrascht. „Nein. Vergessen Sie nicht, daß ich in einem Priesterseminar erzogen worden bin.“

„Also niemals. Sie verstehen wohl gar nicht zu tanzen? Haben es selbst mit Freunden nicht versucht?“

Er schüttelte den Kopf. „Ohne Zweifel stellt das in Ihren Augen einen großen Mangel vor,“ sagte er mit einer gewissen Empfindlichkeit, „da Sie den Tanz so sehr zu lieben scheinen.“

„Ich?“ rief sie aus und mußte lachen. „Ich habe niemals in meinem Leben einen Schritt getanzt!“

„Wie kommt das?“ fragte er verwundert, aber sein Gesicht hellte sich auf.

„Die Sache ist sehr einfach. Niemand dachte daran, mich auf Bälle zu führen. Mein Vater war zu bequem dazu, und mein Schwager und meine Schwester scheuten die Kosten, die aus dergleichen Unterhaltungen erwachsen. Ich lebte stets vereinsamt und wurde deshalb nirgend eingeladen. Charlotte war in dieser Hinsicht praktischer als ich. Ehe sie heirathete, schloß sie sich an alle möglichen Menschen an, um durch diese zu jugendlichen Lustbarkeiten zu gelangen. Bald besuchte sie ein öffentliches Tanzvergnügen, bald wurde sie zu einem Hausball eingeladen, bald ging sie in ein Theater oder in ein Concert — mit einem Worte: sie machte Alles mit, was jungen Mädchen zu Gebote steht. Ich hingegen sehe mich von Allem ausgeschlossen. In allen weltlichen Zerstreuungen bin ich ein eben solcher Neuling wie Sie.“

„Mit dem Unterschiede, daß Sie das vielleicht bedauern und ich nicht,“ versetzte Cornelius.

„Ach nein! Ich bedauere es nicht, obschon sich mir manchmal der Gedanke aufdrängt, daß vielleicht eine Zeit kommen wird, wo man mit Bedauern der Jugend, die man verträumt hat, ohne sich ihrer zu freuen, gedenkt. Fürchten Sie nicht auch, daß sich einmal Reue über unwiederbringlich Versäumtes einstellen könnte?“

„Ich — weiß es nicht,“ antwortete er leise. „Darüber habe ich niemals nachgedacht.“

„Sehen Sie, dieser armselige Leierkasten,“ fuhr Hanna fort. „Sein unschönes Gedudel stimmt mich traurig und unruhig und bringt mich auf allerhand Gedanken. Ist es denn recht, daß man niemals einen erleuchteten Tanz-

saal und eine geputzte, heitere Menschenschar darinnen gesehen hat, und niemals fröhliche Tanzweisen hat aufspielen hören? Ist es recht, mit zwanzig Jahren so zu leben, wie man es auch mit sechzig thun könnte? Es zuckt mir in allen Gliedern, wenn ich Walzerklänge vernehme. Das muß wohl die gefangen gehaltene Jugendlust sein, die rebellisch wird und mich mahnt und anfleht, ihr ein bißchen Freiheit zu schenken . . . Das Leben ist kurz und die Jugend noch kürzer. Thut Ihnen die arme Jugendzeit nicht leid, die man verkümmern läßt wie eine Pflanze im Topfe oder einen Waldvogel im Käfig?"

„Warum ändern Sie Ihr Leben nicht, wenn solche Bedenken Sie quälen?" fragte er unwillig.

„Sie irren. Ich dachte in diesem Augenblick viel weniger an mich als an Sie."

„Aber ich trage nach allen diesen erbärmlichen Nichtigkeiten kein Verlangen," sagte er — viel zu heftig für Einen, der von der Wahrheit dessen, was er verficht, fest überzeugt ist.

„Täuschen Sie sich nicht selber? Sie sind groß gezogen worden mit dem Gedanken, daß alle diese — oft ganz unschuldigen — Jugendfreuden von Uebel und sündhaft seien. Aber jetzt gehören Sie ja wieder der Welt an. Ich möchte Sie so gern ein bißchen fröhlicher, ein bißchen übermüthiger sehen! Wollen Sie nicht wenigstens versuchen, ob Sie es nicht sein könnten?"

Er machte eine verneinende Bewegung. „Ich kann nicht und — will auch nicht. Nein, ich will nicht. Schon einmal sagte ich Ihnen, daß ich eine schwere Schuld abzubüßen habe. Vergessen Sie ferner nicht, daß ich Gott mein Wort brach. Ich habe ihm — nicht einmal, nein, tausendmal — an seinen Altären gelobt, sein Diener zu werden, und bin es nicht geworden. So will ich denn wenigstens diesen Treubruch mildern dadurch, daß ich auch im weltlichen Kleide so lebe, wie ich gelebt haben würde, wenn ich das priesterliche Kleid und die Tonsur trüge. Und glauben Sie, daß ich als Priester Tanzböden besucht hätte?"

„Als Priester natürlich nicht. Indessen . . . Nein! Nein! Ich sage nichts mehr," unterbrach sie sich rasch, da sie bemerkte, daß sein Gesicht sich verfinsterte. „Aber vertrauen könnten Sie mir," fügte sie leiser hinzu. „Mir sagen, warum Sie Gott Ihr Wort nicht zu halten vermochten. Wollen Sie mir's sagen?"

Er schien mit sich zu kämpfen. „Und wenn ich's Ihnen sagte," sprach er am Ende. „Sie würden mich nicht verstehen."

„Ich werde Sie verstehen," erwiderte sie ernst und nachdrücklich und schaute zu ihm auf.

„Nun denn . . . Sie sollen es wissen. Aber nicht heute. Und überhaupt nicht hier in dieser Wohnung. Ich muß allein mit Ihnen sein."

Hanna überlegte. „Wie wäre es, wenn wir einander am nächsten Sonntag irgendwo träfen?" fragte sie und senkte unwillkürlich die Stimme.

„Gut. Aber wo?"

„Vielleicht im Prater."

„Ach! Der ist an Sonntagen von Menschen überfüllt."

„Nur an Nachmittagen. Am Morgen nicht. Bestimmen wir die achte Stunde. Kennen Sie den Waldespfad, am Sumpfe, rechts von der Hauptallee?"

„Ja."

„Dort also wollen wir einander finden. Und dort werden Sie mir Alles sagen? Nicht wahr?"

„Ja," sagte er noch einmal, dieses Mal mit einem schwachen Lächeln, und reichte ihr zur Bekräftigung die Hand hin. Das junge Mädchen erfaßte seine magere Hand — und in dieser Stellung verharrten sie, Hand in Hand, Beide verschüchtert und beglückt zugleich, beide mit heftig schlagendem Herzen.

Die Thüre wurde aufgestoßen, und im Rahmen zeigte sich Charlotte, ein Kaffeebrett haltend. Ihr Blick traf das junge Paar am Fenster: erschrocken fuhren die jungen Leute auseinander, und Hanna machte sich eilfertig mit ihrem Kleide zu schaffen, während Cornelius sich, so weit er nur konnte, zum Fenster hinausbeugte.

Charlotte war erblaßt. Ihre Finger bebten, als sie jetzt das Kaffeebrett auf den Tisch stellte.

„Also von dieser Seite weht der Wind!" murmelte sie zwischen den Zähnen. „Auch nicht übel."

„Nimm das Buch fort!" schrie sie ihren Mann an, „und breite das Kaffeetuch über den Tisch. Kannst Du mir in nichts behülflich sein? Längst hättest Du den Tisch decken sollen! Muß ich denn Alles allein thun?"

Philipp stolperte in die Höhe und suchte in der Tischlade nach dem Kaffeetuch und fand es in seiner Verwirrung nicht.

„Ach! Du Ungeschick!" rief Charlotte und stieß ihn unsanft bei Seite. „Wo hast Du denn Deine Augen? Da liegt das Tuch — vor Deiner Nase. Geh' mir aus dem Weg. Du bist mir ja doch zu nichts nütze."

Mit ungestümen, heftigen Bewegungen deckte sie den Tisch. Die Tassen und Untertassen klirrten.

„Ich dachte, Sie wären drüben, bei den Kindern, und beaufsichtigten sie," herrschte sie Cornelius an.

„Ich will sie holen gehen," sagte dieser und fügte, sich an Hanna wendend, leise hinzu: „Auf Wiedersehen am nächsten Sonntag. Vergessen Sie nicht."

Sie lächelte bloß. „Ziehen Sie sich schon zurück?" fragte sie ihn.

„Ich kann nicht bleiben. Ihre Schwester . . . dieses Geschrei und Gepolter machen mich krank; besonders jetzt, nachdem ich Ihre sanfte Stimme gehört habe. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht — Sie wissen, was ich meine."

„Ich werde nichts vergessen," sagte Hanna mit leisem Kopfschütteln und schlug die Augen zu ihm auf. Er blickte tief in diese schönen, voll Liebe und Mitleid auf ihm ruhenden Augen, erröthete ein wenig und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer.

„Was sollst Du nicht vergessen?" fragte Charlotte, als er draußen war. „Was will er denn von Dir?"

Hanna schwieg.

„Also — ein Geheimniß!“ murmelte Charlotte, und ihre Züge verzerrten sich in unschöner Weise. „Bist Du schon so weit mit ihm? Höre mich!“ rief sie mit ausbrechender Wuth. „Wenn Du Dir einfallen läßt, mit diesem Bettelnarren und verrückten Tagedieb eine Liebelei anzufangen . . .“

„Sprich kein Wort mehr!“ unterbrach sie Hanna, leichenblaß im Gesichte. „Davon ist keine Rede. Du entheiligst und besudelst Alles mit Deiner Rohheit. Schweig' still, oder ich gehe fort und betrete Dein Haus nimmer wieder.“

Charlotte würgte ihren Grimm hinunter und sagte nichts weiter. Aber da sie ihren Zorn an irgend Jemanden auslassen mußte, warf sie einen Löffel auf den Tisch und rief: „Warum er nur die Kinder nicht herüberschickt? Wo bleiben sie denn, diese Rangen? Ich will ihnen Beine machen!“

Sie stürmte hinaus und schmetterte die Thüre hinter sich ins Schloß, daß die Möbel zitterten.

„Christel! Else! Verwünschte Dinger! Wo seid Ihr?“ hörte man sie im Vorzimmer zetern.

Die Kinder waren noch in Großmutters guter Stube und besahen die Bilder in der Bibel.

Charlotte riß die Thüre auf und stürzte in das Zimmer: „Wo bleibt Ihr? Hat man Euch nicht gerufen? Sitzt Ihr auf den Ohren?“

„Wir kommen schon,“ sagte Christel gelassen, während Else sich furchtsam in eine Sophaecke drückte. „Da, schau, Mutter, was ich gefunden habe,“ fuhr Christel fort und hielt der Mutter ein Bund Schlüssel entgegen.

Charlottens Gesicht veränderte sich mit einem Schlage.

„Wie kommst Du zu diesen Schlüsseln, Kind?“ fragte sie und nahm sie der Kleinen hastig aus der Hand.

„Das war so. Die Großmutter kleidete sich zum Ausgehen an, und ich war bei ihr und half ihr den Mantel umlegen. Da greift sie in die Tasche ihres Kleides und zieht ihr Taschentuch hervor, und dabei fallen die Schlüssel auf den Teppich. Ganz leise, weißt Du. Sie hörte sie nicht fallen und ging fort. Und da habe ich die Schlüssel aufgehoben und sie eingesteckt.“

„Warum aber sagtest Du nicht: Großmutter, Sie haben Ihre Schlüssel verloren?“

„Weil es mir Spaß machte, zu denken: Nun wird sie die Schlüssel vermissen und in tausend Aengsten sein,“ antwortete Christel mit pfiffigem Gesichtsausdruck.

„Gut, gut. Höre, Christel. Du sagst der Großmutter nichts, kein Wort davon, daß Du die Schlüssel gefunden hast. Sie soll sie nur suchen, ihre kostbaren Schlüssel, von welchen sie sich sogar bei Nacht nicht trennt. Hast Du mich verstanden? Du sagst kein Wort, und wenn sie nach den Schlüsseln fragen sollte, dann antwortest Du: Nein, ich habe nichts gefunden.“

„Und sie wird sich ärgern!“ rief Christel und klatschte in die Hände. „Und wird überall suchen und nichts finden. O! Darauf freue ich mich!“

„Schön. Aber laß Dir nichts anmerken. Mach' ein unschuldiges Gesicht und verrathe Dich in keiner Weise.“ Sie tätschelte die Kleine auf den Kopf. „Du bist mein kluges Kind. Auf Dich kann man sich verlassen.“

Sie kehrte mit den Kindern zu den Anderen zurück, und diese waren ganz erstaunt, sie mit so ruhigem Antlitz wieder kommen zu sehen. Sie war auch, während man Kaffee trank, auffallend still und in sich gekehrt und schien kaum zu hören, was um sie her gesprochen wurde.

„Was hast Du denn?“ fragte Hanna endlich, als sie sich wieder vom Tische erhoben. „Du siehst so sonderbar aus.“

In der That war Charlottens Gesicht sehr blaß, und ihr Körper zitterte, als ob sie Fieber hätte.

„Nichts! Was soll ich denn haben?“ entgegnete sie und schaute die Schwester mit einem ganz eigenthümlichen, bösartig triumphirenden Blick an, der jedoch — das fühlte Hanna — nicht ihr galt. Hierauf wendete Charlotte sich an ihren Mann.

„Ich gehe fort,“ sagte sie zu ihm. „Ich habe etwas zu besorgen. Nach Ablauf einer Viertelstunde bin ich wieder da.“

„Soll ich Dich vielleicht begleiten?“ fragte Philipp.

Sie richtete den Blick auf ihn und schien zu überlegen.

„Nein,“ entschied sie sodann. „Es ist besser, wenn ich allein gehe.“

Und sie ging. —

Eine knappe halbe Stunde war verstrichen, als sie zurückkam. Hanna war mittlerweile fortgegangen, und Philipp hatte sich ihr angeschlossen, um sie heim zu geleiten. Auf ihre Frage, ob die Großmutter schon nach Hause gekommen sei, wurde Charlotten eine verneinende Antwort zu Theil. Sie nickte befriedigt und schlüpfte in die Gemächer der alten Frau. Im zweiten, dem Schlafzimmer, angelangt, bückte sie sich und legte das von Christel gefundene Bund Schlüssel auf den Teppich vor dem Bette — an genau dieselbe Stelle, wo Christel die Schlüssel aufgelesen hatte. Dann huschte sie geräuschlos hinüber in ihre Stube, zu den Kindern, und nahm eine Handarbeit vor. Mit der Arbeit wollte es jedoch nicht gehen. Die Finger der Frau bebten so sehr, daß sie Zwirn und Nadel kaum zu halten, geschweige denn zu handhaben vermochten. Und jeden Augenblick fuhr sie nervös zusammen und schaute horchend nach der Thüre — als ob sie Jemanden erwartete und dessen Eintreffen fürchtete. Aber Niemand kam.

Endlich wurde draußen heftig an der Glocke gezogen.

„Geh', öffnen,“ sagte Charlotte mit schwacher Stimme zu ihrer älteren Tochter. „Es wird der Vater sein oder die Großmutter.“

Christel lief hinaus und riß die Thüre auf. Frau Randow trat ein — so ungestüm, daß sie Christel umgerannt haben würde, wäre diese nicht rechtzeitig zur Seite gesprungen. Die alte Frau mußte sehr rasch gegangen sein. Sie war außer Athem und sah ganz verstört aus.

„War Jemand in meinen Zimmern, während ich fort war?“ fragte sie und schaute das kleine Mädchen mit mißtrauisch ängstlichem Blicke an.

„Ja, ich und Else,“ sagte das Kind. „Wir blätterten in der Bibel. Onkel Cornelius hat es uns erlaubt.“

„Und Niemand sonst — außer Euch?“ Christel dachte nach. „Nein,“ sprach sie dann.

„Gut . . . und sag' der Mutter nichts davon, daß ich Dich darum befragt habe." Sie ging an dem Kinde vorbei, hinein in ihr Zimmer.

„Sie sucht schon! Sie sucht schon!" rief Christel, zu ihrer Mutter zurückeilend. „Sie ist schon halb todt vor Angst!" Und die Kleine warf sich auf das Sopha und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Auch Charlotte lachte leise in sich hinein . . . aber ihr Gesicht wurde noch blässer als zuvor, und ihre Finger zitterten noch stärker.

Die alte Frau hatte einstweilen Licht gemacht und schlich, die Kerze dem Fußboden nähernd, in gebückter Haltung durch die Zimmer.

„Ich werde sie doch nicht auf der Straße verloren haben!" murmelte sie beinahe weinend . . . Plötzlich flammten ihre Augen auf. Im Schlafzimmer, auf dem Teppich, sah sie etwas blinken; darauf stürzte sie sich und las es auf mit der Gier eines Raubvogels.

„Gott sei Dank!" flüsterten ihre entfärbten Lippen, während sie das Schlüsselbund in einen kleinen Schrank legte und diesen sorgfältig versperrte. „Mir war nachträglich, als hätte ich sie hier fallen lassen . . . im Augenblick, wo ich das verwünschte Schnupftuch aus der Tasche zog. Niemand hat das Schlafzimmer betreten, Niemand die Schlüssel bemerkt. Gott sei dafür gepriesen! Das hätte schlimm ablaufen können . . ."

XIII.

Morgen war der erste Mai. Frau Randow war ihrem Vorsatz, die Unversöhnliche zu spielen, treu geblieben. Nun aber glaubte sie, die Missethäter genügend hart bestraft zu haben, und wollte ihnen verkünden, daß sie begnadigt seien; obschon sie keine Gnade verdienten. Sie betrugen sich seit einigen Tagen ganz merkwürdig gegen sie: als ob sie nichts an ihr gut zu machen hätten und sie überhaupt gar nicht brauchten. Vornehmlich Charlotte hatte eine Art, ihr ins Gesicht zu sehen, die sie aufs Tiefste empörte. „Man könnte sagen, sie lacht mich aus!" dachte die alte Frau voll Entrüstung. Auch Philipp war nicht mehr unterwürfig, ja nicht einmal höflich. Er wich ihr aus, sprach nichts und zuckte zusammen, wenn er ihr unversehens begegnete oder sie das Wort an ihn richtete.

„Vielleicht hat die Angst ihnen die Köpfe verwirrt," sagte sie sich. „Das wäre die einzige Erklärung für ihr verändertes und sonderbares Benehmen."

Es war am Morgen. Frau Randow saß an der Kasse, Cornelius arbeitete in dem Bretterverschlag, „Comptoir" geheißen. Philipp war nach dem Magazin gegangen, um neu angekommene Waaren auspacken zu helfen.

Ein breiter Schatten fiel plötzlich verdunkelnd auf das Pult, an welchem Cornelius schrieb. Er blickte auf und sah seine Mutter an seiner Seite stehen.

„Geh' nach vorn," sagte sie zu ihm. „Ich habe hier zu thun. Wenn Kunden sich einstellen, magst Du mich rufen."

Sie wollte ihn entfernen. Mißtrauisch wie sie war, wollte sie nicht in seinem Beisein die eiserne Kasse öffnen. Er brauchte nicht zu wissen, in welchem Geheimfache sie ihre Werthpapiere aufbewahrte und in welcher Art die verschiedenen Schlösser zu handhaben waren. Cornelius kam ihrem

Wunsche nach, und als sie, durch die Glasthüre spähend, den Sohn am Ladentische stehen sah und sicher war, daß er sie nicht beobachtete, da er ihr den Rücken zuwendete und nach der Straße schaute, schloß sie behutsam die Kasse auf. Das Geheimfach, in welchem ihre Werthpapiere lagen, öffnete ein besonderer, sehr kunstvoll ausgearbeiteter Schlüssel. Sie sperrte das Fach auf und überlegte noch einmal, welche Werthpapiere sie verkaufen sollte, um Philipp und Charlotte aus der Klemme zu helfen, und fühlte, daß ihr jedes einzelne ans Herz gewachsen wäre und daß sie sich von jedem gleich ungern trennen würde; zögernd griff sie nach den sorgfältig versiegelten Papieren, als sie plötzlich zurückprallte und wie erstarrt stehen blieb.

Die Siegel waren erbrochen.

Sie wurde zuerst roth, dann blaß, dann wieder roth, und endlich nahm ihr Gesicht eine aschgraue Farbe an. Mit zitternden Händen tappte sie nach den Papieren, erfaßte das Paket und legte es auf das Schreibpult. Sie mußte sich setzen. Kein Zweifel. Man hatte sie bestohlen. Eine fremde Hand hatte in die Kasse gegriffen und sie bestohlen. Sie war auf einen Stuhl gesunken und starrte hülflos auf die vor ihr liegenden Papiere und die zerbrochenen Siegel.

Gewißheit! Gewißheit wollte sie haben. Mit fieberhafter Hast riß sie die Werthpapiere aus deren gelockerter Umhüllung und begann sie zu zählen. Sie zählte einmal, zweimal — immer noch hoffend, sie könnte sich doch geirrt haben. Endlich aber konnte sie nicht mehr zweifeln. Sie hatte richtig gezählt. Es fehlten zehn Stück der Papiere.

Und nun kam ein neuer Schreck. Cornelius näherte sich der Glasthüre und betrat das Comptoir. Die alte Frau breitete die Hände über die Papiere, als könnte sie damit ihren Schatz vor den Augen des Sohnes verbergen, und schaute ihn an mit wilden, irren Blicken.

Betreten wich er zurück.

„Was thust Du da, Mutter?“

Sie murmelte unverständliche Worte und brach in jämmerliches Weinen aus.

„Ich bin bestohlen worden, Nell!“ stotterte sie mit kläglicher Miene hervor. In ihrer hülflosen Angst fiel ihr der Kosename ein, mit welchem sie den Sohn gerufen, da er noch ein Kind war, und welchen sie lange Jahre vergessen hatte.

„Bestohlen?“ wiederholte er ungläubig und warf einen Blick auf die Werthpapiere, die sie noch immer mit den Händen zu decken suchte. „Das kann wohl nicht sein. Du bist außer Dir. Komm, laß mich nachsehen.“

„Nein! rühre nichts an!“ rief sie mit neuem Argwohn und krallte die Finger in ihren Schatz, als ob der Sohn ihn ihr entreißen wollte . . . „Das Geld gehört mir. Sag' mir lieber Alles. Gewiß bist Du von ihren Schlichen unterrichtet. Wann haben sie mich ausgeraubt? Am letzten Sonntag, nicht wahr? Während ich fort war vom Hause? Ich hatte die Schlüssel verlegt, und das müssen sie benutzt haben. Sie fanden die Schlüssel, raubten mich aus und legten sie dann wieder an die Stelle, wo ich sie hatte fallen lassen. Gesteh' es mir, Nell. Du warst zu Hause. Ich bin überzeugt, daß Du um Etwas weißt.“

„Was soll ich denn wissen?“ entgegnete er empört. „Halte ich denn Gemeinschaft mit Dieben?“

„Nein, nein,“ erwiderte sie voll Hast ... „Um Gottes Willen! werde nicht heftig. Ich wollte Dich nicht beleidigen. Du kannst doch einen Verdacht haben, nicht wahr? Sie sind wie umgewandelt seit einigen Tagen. Natürlich! Haben sie doch mein Geld in Händen. Ist Dir nicht aufgefallen, wie sehr sie sich gegen mich verändert haben?“

„Ich weiß nicht einmal, von wem Du sprichst,“ versetzte er in strengem Tone.

Sie schaute ihn mit großen Augen an. „Das solltest Du wirklich nicht wissen?“

„Nein.“

Sie raffte ihre Papiere zusammen und that sie wieder in das Geheimfach.

„Ich gehe sofort auf das Polizeiamt und erstatte die Anzeige,“ sagte sie ingrimmig, während sie die Kasse abschloß.

Er legte die Hand auf ihren Arm.

„Du bleibst hier, Mutter, und hütest Dich, voreilig zu handeln,“ sagte er sehr bestimmt.

„Aber ich weiß doch, wer mich bestohlen hat!“ rief sie fassungslos und riß sich von ihm los. „Niemand Anderes als diese Elenden, welche ich ernährt und bekleidet und beherbergt habe, diese Elenden, die ich ...“

„Die Du gepeinigt hast,“ fiel er ihr ins Wort. „Gutes hast Du nimmer an ihnen gethan. Du erntest, was Du gesäet hast.“

„Schön, schön,“ murmelte sie verbissen. „Ich soll mich wohl bestehlen lassen und ihnen noch die Hände dafür küssen? Bist Du verrückt? und bedenkst Du denn nicht, daß dieses mir entwendete Geld auch das Deine ist? daß sie Dich so gut wie mich bestohlen haben?“

„Ich brauche Dein Geld nicht, Mutter. Ich verachte das Geld, wie ich alle irdischen Güter verachte. Mir mögen sie getrost Alles nehmen — bis auf den letzten Kreuzer: ich werde keinen Finger rühren, um wieder in den Besitz dieses Geldes zu gelangen.“

„Herrgott im Himmel!“ rief sie mit heiserer Stimme aus und hob verzweifelnd die Arme empor, „einen einzigen Sohn haben und sich sagen müssen, daß dieser Sohn ein Narr ist! Aber besinne Dich doch, unglücklicher Mensch, daß Du von dem verachteten Gelde lebst! Wenn wir nichts mehr haben, wovon willst Du dann satt werden? Etwa von Deinen hohlen Phrasen?“

„Wenn man gesunde Arme hat, nicht gerade blödsinnig ist und sich vor keiner Arbeit scheut, findet man immer noch Mittel und Wege, um existiren zu können, ohne verhungern zu müssen,“ erwiderte er ruhig.

„Was also soll nach Deiner Ansicht geschehen?“ fragte sie voll Hohn.

„Nichts. Verschmerze den Verlust und überlaß es Gott, zu richten und zu strafen. Du bist nicht schuldlos. Von Deiner krankhaften Liebe zu Deinem Gelde rede ich nicht einmal. Ich rede nur von Deiner Härte gegen die Menschen, deren abhängige und traurige Lage Du benutzt hast, um sie zur

Verzweiflung zu treiben. Was sie Uebles gethan haben, mag ein Anderer, Höherer in ihr Schuldbuch eintragen. Wir aber wollen stumm bleiben."

„Du, Du! Aber nicht ich! Ich nicht!" rief sie außer sich. „Du bist ein entarteter Sohn. Um alle Hoffnungen hast Du mich betrogen, nichts ist aus Dir geworden, und nun stellst Du Dich auf die Seite meiner Feinde. Gott im Himmel! Wie unglücklich bin ich doch, um für alle meine Gutthaten so schlecht belohnt zu werden!"

Cornelius verhielt sich schweigend.

„Ich will jetzt hinaufgehen in die Wohnung und nachdenken, was ich zu thun habe," sprach sie erbittert weiter, „da Niemand, nicht einmal mein eigener Sohn, mir rathen und helfen will. So muß ich den Strauß wohl allein ausfechten. Mir ist furchtbar übel. Kaum, daß ich mich auf den Füßen zu halten vermag. Aber Dir ist das vollkommen gleichgültig. Du könntest mich ohnmächtig niedersinken sehen, ohne daß Du es der Mühe werth fändest, mich im Fallen aufzuhalten."

Cornelius reichte ihr den Arm. „Soll ich Dich nach Deinem Zimmer geleiten?" fragte er sie in gelassenem Tone.

Heftig winkte sie mit beiden Händen. „Ich brauche Dich nicht. Ich brauche Niemanden. Alle seid Ihr gegen mich. Alle wartet Ihr auf meinen Tod. Aber seht Euch vor! Ich werde Euch Alle überleben. Euch zum Possen will ich hundert Jahre alt werden . . ."

Sie schüttelte die Faust wider ihn und humpelte, so schnell als ihre schwerfälligen Füße dies zuließen, aus dem Local.

Cornelius stand eine Weile in Nachdenken verloren da. Dann seufzte er, zuckte die Achseln und nahm seine unterbrochene Arbeit wieder auf.

Etwa zehn Minuten mochte er geschrieben haben, als Philipp aus dem Magazin zurückkehrte. Er trat in den Verschlag und wusch sich die Hände. Cornelius hob den Kopf in die Höhe und schaute den Bruder an: durchdringend und unverwandt. Der Andere spürte diesen Blick, obschon er bemüht war, den Augen Cornelius' auszuweichen. Er wurde unruhig unter diesem starren Blicke, ließ verschiedene Gegenstände zu Boden fallen, fing an, sich noch einmal die Hände zu waschen, wiewohl er damit gerade fertig geworden war, und fragte endlich mit ungewisser Stimme: „Weshalb siehst Du mich so an? Was willst Du von mir?"

„Dich fragen, warum Du das gethan hast?" entgegnete der junge Bruder ernst und traurig.

Philipp zuckte zusammen.

„Verlohnt dieses kurze, armselige Leben die Mühe, zu solchen Mitteln zu greifen, um es weiterzufristen?" fuhr Cornelius fort.

„Nein," sprach Philipp klanglos. „Du hörst, daß ich nicht leugne. Stände ich allein — ohne Frau und Kind — ich hätte es nimmer gethan. Aber meine Frau . . ." Er hielt inne und wandte das Gesicht weg.

„Ich verstehe. Sie ist's, welche Dich dazu verleitet hat. Ich dachte es mir."

„Sie führte es aus. Erst, als es schon geschehen war, entdeckte sie mir Alles. Und da hatte ich nicht die Kraft . . ."

Die Stimme versagte ihm. Er verhüllte das Gesicht mit den Händen.

„Und was soll daraus werden?" fragte Cornelius leise.

„Befrage mich nicht darum. Ich weiß es nicht."

„Du mußtest doch voraussehen, daß die Sache nicht lange verborgen bleiben könnte."

„Ich habe nichts bedacht. Wenn ein Ertrinkender nach einem schwanken Brette greift, überlegt er nicht erst lange, ob ihn dieses Brett wird über Wasser halten können. Er greift eben darnach . . ."

Eine Stille folgte diesen Worten.

„Ich verstehe nur Eines nicht," sprach Cornelius sodann. „Ich führe doch seit Monaten Deine Bücher, und konnte nicht aus diesen entnehmen, wie verzweifelt Deine Lage wäre. Daß die Sachen schlimm stünden, war mir allerdings klar. Aber für *so* schlimm habe ich sie nach dem Stande der Bücher nicht halten können. Wie war es nur möglich, daß mir Deine Lage, zum Theile wenigstens, verborgen blieb? Das begreife ich wirklich nicht."

„Ich will es Dir erklären," sagte Philipp mit Anstrengung. „Ich . . . schämte mich vor Dir und verschwieg Dir einen Theil meiner Schulden. Fälschte das Kassenbuch; trug Rechnungen als schon bezahlt ein . . . Die Schulden sind schon alt. Sie drückten mich, noch ehe Du in das Geschäft tratest . . . Und weil ich mich vor Dir schämte und im Stillen hoffte, eine Aenderung würde eintreten, ich würde im Stande sein, die Schulden abzutragen, ohne Dir davon sagen zu müssen, verschob ich es von einem Monat zum andern, mich Dir zu entdecken. Nun aber ist Alles gleich, und so magst Du Alles wissen . . . auch *das*. Wenn ich ruhiger geworden sein werde, will ich die Bücher in Ordnung bringen, und Du magst mir dabei behülflich sein, wenn anders Dir nicht graut vor mir, und Du nicht vorziehst, Dich von mir loszusagen . . ."

Cornelius nahm ihn bei der Hand.

„Du weißt, daß ich Dich nicht verlassen werde," sprach er mitleidsvoll . . . „In welchem Chaos hast Du gelebt, Du armer Mensch!"

„Arm, ja wohl . . . ich bin wirklich arm," sagte Philipp und starrte beinahe verwundert vor sich hin. Er schien es nicht zu fassen, wie und warum alles dieses Mißgeschick über ihn hereingebrochen.

Eine neue Pause trat ein.

„Kann ich etwas für Dich thun?" fragte Cornelius endlich.

Philipp heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Bruder. Ein schwacher Hoffnungsschimmer drang aus seinen verwachten und verweinten Augen hervor.

„Ach ja, Cornelius. Erwirke, daß die Meinen geschont werden. Ich will alle Schuld auf mich nehmen. Sag' meiner Frau, daß ich als der allein Schuldige gelten will. An *mir* mag Deine Mutter ihren Grimm auslassen. Aber bestimme sie — mit aufgehobenen Händen flehe ich Dich darum an — menschlich gegen meine Familie zu verfahren; sie nicht ganz zu verstoßen, wenn

ich vielleicht im Zuchthaus bin," schrie er gellend auf und brach auf einem Stuhle zusammen.

Jemand trat in den Laden, blickte verwundert um sich, da Niemand zur Stelle war, ihn zu bedienen, und ging kopfschüttelnd wieder hinaus.

Cornelius hatte das bemerkt.

„Wir müssen einen Entschluß fassen," sagte er und legte die Hand auf Philipp's Schulter. „Am Ende sind auch wir Soldaten und haben auf unseren Posten auszuharren. Willst Du nach Deiner Frau senden, damit sie herunterkomme und es auf sich nehme, die Kunden zu bedienen? Man kann die Leute doch nicht kommen und gehen lassen, ohne sich um sie zu bekümmern."

„Du hast Recht," sagte Philipp und griff sich an die Stirne. „Mein Kopf geht in Stücke. Ich bitte Dich, denke für mich."

„Wo ist der Junge?"

„Im Magazin. Er ordnet die Waaren."

„So will ich ihn holen gehen."

Als Cornelius mit dem Lehrjungen zurückkehrte, fand er den Laden leer. Philipp war fortgegangen.

Auf dem Pulte lagen zwei Zettel. Der eine dieser Zettel enthielt die Worte: „Alles ist entdeckt. Begib Dich unverzüglich in das Geschäft und besprich Dich auch mit Cornelius, wenn Du willst. Den hier beiliegenden Zettel sende durch den Jungen an Hanna. Sie wird Dir beistehen. Ich komme vor Abend nicht nach Hause." Auf dem für Hanna bestimmten Zettel stand geschrieben: „Besuche uns heute Abend, wenn Du kannst. Wir bedürfen Deiner mehr als jemals. Philipp."

Cornelius runzelte die Stirn, als er den zweiten Zettel las. „Ihr soll nichts erspart bleiben," sagte er sich. „Diese Schwächlinge, die immer Jemanden haben müssen, der ihnen ihr Kreuz tragen helfen soll!" Dennoch schob er beide Zettel in einen Umschlag, verschloß diesen und ertheilte dem Jungen den Auftrag, der Frau diesen Brief zu überbringen.

Nach Ablauf von zehn Minuten erschien Charlotte. Es waren einige Kunden im Laden und somit die Möglichkeit, ein intimes Gespräch zu pflegen, vorläufig ausgeschlossen. Charlotte warf beim Eintreten ihrem jungen Schwager einen herausfordernden Blick zu und kräuselte höhnisch die Lippen — und dann scherte sie sich nicht weiter um ihn.

Gerade heute gab es viel zu thun. Eine Kundschaft löste die andere ab. Die Wangen der Frau brannten, und sie mußte sich gehörig sputen, um ihrer Doppeleigenschaft als Verkäuferin und Kassirerin gerecht zu werden. Der flotte Geschäftsgang stimmte sie übrigens außerordentlich heiter. Sie bediente flink, war artig gegen die Kunden, scherzte mit dem mittlerweile zurückgekehrten Lehrjungen, welcher ihr hülfreich zur Seite stand. Einmal lachte sie sogar hell auf . . .

Als gegen acht Uhr Abends das Geschäft geschlossen wurde, und Charlotte Kasse machte, während der Junge das Local fegte und den Fußboden mit Wasser besprengte, wollte sich Cornelius durch die Hinterthüre, welche nach dem Hofe führte, unbemerkt entfernen.

„Wenn Sie zu Nacht gegessen haben, kommen Sie doch ein wenig herüber zu mir?“ rief ihm Charlotte in fragendem Tone nach. „Ich denke, wir haben einander allerhand zu sagen.“

Sie sprach vollkommen ruhig, ja mit einem Anflug von Spott, als ob sie sich im Geheimen lustig über ihn machte . . . Schweigend neigte er das Haupt. Dabei schaute er sie flüchtig an.

Keine Spur von Reue in ihrem Gesichte, kein Schimmer von Schuldbewußtsein oder Angst. Nichts als triumphirender Hohn, der zu sagen schien: „Ich habe Rache genommen. Thut mit mir, was Euch gefällt. Das süße Gefühl, mich gerächt zu haben, könnt Ihr mir doch nicht rauben.“

XIV.

Es schlug neun Uhr. Die Kinder hatte man nach der Küche geschickt und der Magd befohlen, auf sie Acht zu haben. Das Dienstmädchen saß auf der Küchenbank am Herde und strickte bei einem unruhig flackernden Stümpfchen Kerze. Die kleine Else war auf Anna's Schoß geklettert und da eingeschlafen, Christel kauerte, schlaftrunken und beklommen, auf einem Schemel zu ihren Füßen und hatte den Kopf auf die Knie der Magd gelegt. Was um sie her vorging, wußten die Kinder nicht; aber sie fühlten, daß etwas Schweres und Schlimmes auf Allen im Hause lastete. Anna machte ein strenges, wichtiges Gesicht und seufzte ab und zu tief auf. „Seid nur still! seid nur ganz still!“ flüsterte sie immer wieder, wenn die Kinder sich leise bewegten. Was für eine Tragödie sich innerhalb dieser Mauern abspielte, wußte die Magd ebenso wenig wie die Kinder. Aber daß etwas geschehen war und Anderes noch nachfolgen würde, das war ihr klar. „Man müßte blind sein, um das nicht zu sehen,“ dachte Anna. „Und ich habe Augen im Kopf so gut wie andere Leute.“ Sie war im Stillen erbittert darüber, daß sie nicht mehr, daß sie nicht Alles wußte.

Lauschend hob sie den Kopf in die Höhe. Vor einer halben Stunde war das Fräulein Schwester gekommen und saß drinnen im Zimmer bei der Frau. Anna war gewesen, als hätte sie drinnen einen erschreckten Schrei ausstoßen hören . . . aber sie hätte nicht darauf schwören mögen. Jetzt war es stille in der Stube. Sie sprachen wohl mit gedämpfter Stimme, wenn sie überhaupt sprachen. Unmöglich, auch nur ein einziges Wort aufzufangen!

Ja, es war stille drinnen. Schon seit einer Viertelstunde verharrten die Schwestern in dumpfem Schweigen. Charlotte schritt mit verkreuzten Armen im Zimmer auf und ab; Hanna saß, in sich versunken, am Tische, regungslos, und blickte starr in das Lampenlicht — als hätte sie der Schreck über das, was sie aus dem Munde der Schwester vernommen, gelähmt.

Und so fand Cornelius die Beiden, als er, nach leisem Anpochen, fast zögernd in die Stube trat.

Er warf einen kurzen Blick auf das junge Mädchen, das bei seinem Kommen zusammenschauerte und das Gesicht mit den Händen bedeckte; rasch wandte er den Blick von ihr ab, schritt an ihr vorbei zu einem der Fenster hin und blieb da stehen.

Das tiefe Schweigen dauerte fort. Cornelius kehrte sich nicht um und machte keine Bewegung; Hanna verblieb, gleichsam aufs Neue erstarrt, in ihrer Stellung mit den Händen vor dem Gesicht, und Charlotte ging eintönig im Zimmer hin und her.

Endlich hemmte sie den Schritt. In Hanna's Nähe. „Du nimmst die Sache viel zu tragisch," hob sie an. „Was kommen mußte, ist gekommen. Was fällt Dir dabei auf?"

Hanna rührte sich nicht und sagte nichts. Cornelius hingegen erwiderte: „Ich begreife nur nicht, wie Sie etwas thun konnten, wovon Sie wissen mußten, daß es Ihnen nicht nur keine Hülfe, sondern auch neue Sorgen und neuen Kummer bringen würde. Daß Ihre . . . (er schien nach einem passenden Ausdruck zu suchen) „Ihre . . . That," fuhr er dann fort, „unmöglich unentdeckt bleiben könne, mußte Ihnen klar sein. Daß der Verdacht zuerst auf Sie fallen würde, ebenfalls. Was also haben Sie damit bezweckt?"

„Ich habe mich rächen wollen," antwortete Charlotte mit kurzem Auflachen. „Und das ist mir gelungen. Mag sie ihm jetzt nachlaufen, ihrem geliebten Gelde, und es suchen" — sie lachte noch einmal — „finden wird sie es nicht!"

Niemand sagte etwas auf diese Worte.

„Was ich in diesem Hause gelitten habe, ist nicht auszudenken," sprach Charlotte weiter. „Das muß man durchgemacht haben. Jahre lang habe ich mich treten lassen von dieser alten Hexe. Sie hat uns am Zügel gehalten und daran gezerrt, gezerrt, bis wir zu Boden fielen. Wenn es ihr Geld, ihr rechtmäßiges Eigenthum wäre — ich hätte es nicht angetastet. So aber nahm ich nur, was mir gebührte, und das ist kein Verbrechen. Ein Verbrechen war es von ihrer Seite, ihren kranken Mann zu überreden, ihr das gesammte Vermögen zu schenken, dieses Vermögen, welches der Schwiegervater im Verein mit seiner ersten Frau, Philipp's Mutter, erwirthschaftet hatte. Und unverzeihliche, strafbare Schwäche war es vom Schwiegervater, ihr nachzugeben. Von dieser ganzen widerwärtigen Vereinbarung erfuhr Philipp erst nach dem Tode des Alten. Und da war es zu spät. Das Geld gehörte von Rechtswegen ihr und das Geschäft gehörte Allen — Ihnen, Ihrer Mutter und meinem Manne. Als Philipp heirathete, verstand sie sich dazu, ihm ihren Antheil am Geschäfte zu überlassen — als ob sie den nachfolgenden Ruin gewittert hätte. Jahre lang mußten wir ihr für die Ablösung des elenden Geschäftes Renten bezahlen — und wenn wir ihr die Raten nicht pünktlich ausfolgten, rechnete sie uns Zinsen dafür an. Wir waren immer in Schulden, immer! So lange ich verheirathet bin, quäle ich mich mit Geldsorgen um das tägliche Brot. Und sie, die Alte, hatte immer genug, mehr als genug. Und dabei drohte sie uns noch: ein Drittel aus dem Geschäftserträgniß gehört meinem Sohne! Wenn er jemals kommen sollte, sein Eigenthum zu fordern, müßt Ihr es ihm geben. Es ist nur Gnade und Güte von ihm, wenn er es nicht begehrt."

„Ueber diesen Punkt haben Sie und Philipp sich doch nicht beunruhigt?" schaltete Cornelius ein. „Oder glaubten Sie wirklich, ich könnte mit einer solchen Forderung an Sie herantreten?"

„Ich glaubte stets das Schlimmste und das Schlechteste!“ rief Charlotte wild. „Sie waren Blut von ihrem Blute . . . ich konnte mir nicht denken, daß Sie ganz aus der Art geschlagen seien! Wir hingen ab von ihr, wir brauchten sie und ihr verdammtes Geld, und so kamen wir in ihre Hand. Ich hatte viel, viel zu ertragen. Und die menschliche Geduld hat ihre Grenzen. Schließlich wird man es müde, sich schinden zu lassen, und die Alte trieb es wirklich zu böse. Da dacht' ich mir: Worauf wartest Du denn? Willst Du ewig in dieser Sclaverei und inmitten dieser Aengsten und Nöthen leben? Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen, so lautet doch der weise Spruch, nicht wahr? Und da habe ich mir geholfen.“

„Geholfen haben Sie sich nicht,“ sprach Cornelius mit Nachdruck.

„O doch!“ rief Charlotte, in Eifer gerathend. „Was kann sie uns denn anhaben? Einsperren wird sie uns doch nicht lassen!“

„Wer weiß!“ entgegnete Cornelius. „Wer weiß, ob nicht auch meine Mutter sich wird rächen wollen. Sie hängt an ihrem Gelde wie am Leben selber.“

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen,“ erwiderte Charlotte verächtlich. „Niemand weiß besser als ich, wie geizig und habgierig sie ist. Aber was hälfe es ihr, wenn sie uns einsperren ließe? Das Geld ist nicht mehr da . . . Ich habe sofort den rückständigen und den neuen Zins davon beglichen, habe alle unsere Lieferanten befriedigt und neue Waaren bestellt, und auch diese baar bezahlt, weil man sie auf diese Weise wohlfeiler bekommt . . . habe mich aller Schulden, der großen und der kleinen, entledigt. Von den achttausend Gulden, welche die Papiere werth waren, ist nicht so viel übrig geblieben, nicht so viel,“ rief sie mit einer Art wilden Triumphes und schnalzte mit den Fingern.

„Sie haben einen Hanswurst aus mir gemacht, Sie und Philipp, indem Sie mich die Bücher führen ließen und mir alle diese Dinge verschwiegen,“ sagte Cornelius streng. „Ich weiß weder von beglichenen Rechnungen noch von bestellten, sofort bezahlten Waaren, ebenso wie ich erst heute durch Philipp erfuhr, daß ich, seit ich in seinem Geschäfte arbeite, von ihm getäuscht worden bin. Wenn eine gerichtliche Prüfung der Bücher vorgenommen werden sollte, wird Niemand mir glauben wollen, daß ich nicht Ihr Mitschuldiger sei. Und was erhofften Sie von diesen Betrügereien ohne Ende? Eine solche Geschäftsleitung kann unmöglich länger als ein paar Wochen durchgeführt werden. Ich wenigstens hätte binnen Kurzem von dem letzten großen Betrug erfahren müssen Wie stellten Sie sich diese Existenz denn vor?“

„Ach! Daß Alles bald ans Licht kommen würde und müßte, das wußte ich!“ rief Charlotte höhnisch. „Aber ich sagte es bereits: Ich habe mich rächen wollen an Ihrer Mutter, und das ist mir gelungen.“

„Wenn Sie die Sache so auffassen, gibt es freilich nichts weiter darüber zu reden,“ versetzte Cornelius mit einem Achselzucken. „Ich verstehe nur nicht, wie Philipp zu alledem seine Hand bieten konnte.“

„Philipp?“ entgegnete Charlotte und stemmte die Arme in die Seiten. „Der hätte sich rühren sollen — dann würde er mich kennen gelernt haben.

Wenn man ein armer Schlucker ist und nicht Grütze genug im Kopfe hat, um durch eigene Kraft zu Geld zu gelangen, dann heirathet man eben nicht! Dann bleibt man allein und kettet keine Frau an sich und macht sie und die Kinder nicht unglücklich. Das ist meine Ansicht über meinen Mann. Hätte ich gewußt, wie arm er ist und wie sehr er sich von der schlaueren Stiefmutter hat übers Ohr hauen lassen, und wie schlecht sein Geschäft geht — nimmermehr würde ich ihn geheirathet haben. Aber Alles das erfuhr ich erst, als ich schon seine Frau war . . . Und hat er mich gegen die Nörgeleien und Quälereien seiner Stiefmutter schützen können? Bücken habe ich mich müssen vor ihr — und er war es, der sich am tiefsten gebückt hat und in Demuth und Unterwürfigkeit gekrochen ist vor ihr, die ihn um sein rechtmäßiges Erbtheil bestahl! Heißen Sie das einen Mann und glauben Sie, daß eine Frau vor einem solchen Schwächling Respect haben könne? Sie hat keinen Respect vor ihm. Und weil er das weiß, hat er nicht gemuckst und mich mit dem Gelde thun lassen, was mir gefiel."

„Ich bin jedoch überzeugt, daß er sich tief unglücklich fühlt," warf Cornelius ein.

„Dann ist er ein Narr. Dann kann ich ihm nicht helfen. Wir haben nichts Böses gethan. Wir nahmen nur, was uns von Rechtswegen gebührte."

„Aber vor dem Gesetze . . ."

Sie unterbrach ihn. „Das Gesetz geht mich nichts an. Auf das Gesetz spucke ich."

„Aber das Gesetz wird sich bemerkbar machen, ob Sie das nun wollen oder nicht. Meine Mutter wird Ihre sonderbare Rechtsauffassung schwerlich theilen und bei dem Gesetze, welches Sie meinen bei Seite schieben zu können, Schutz suchen."

„Und Sie werden ihr dazu rathen," ergänzte Charlotte voll Ingrimm. „Natürlich! Es ist ja auch Ihr Geld, das wir uns aneigneten. Man kennt es, dieses Rechtsgefühl, das sich immer nur dann rührt, wenn die eigenen Interessen ins Spiel kommen."

„Beurtheilen Sie doch nicht Jedermann nach sich," entgegnete Cornelius kalt. „Außerdem ist es mir gleichgültig, was für eine Meinung Sie von mir haben. Sie sind mir überhaupt gleichgültig. Ich denke nur an Philipp. Ihn möchte ich vor dem Aergsten, dem Verlust seines ehrlichen Namens, bewahrt wissen."

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß Ihre Mutter es über sich bringen könnte, uns bei Gericht anzuzeigen?" fragte Charlotte mit veränderter Stimme und verändertem Gesichtsausdruck.

„Ich halte das nicht für unwahrscheinlich. Fürchten Sie indessen nichts für sich," fügte er mit Geringschätzung hinzu. „Philipp hat mich gebeten, meiner Mutter zu sagen, daß er allein der Schuldige sei. Die Folgen Ihrer That werden also auf sein Haupt fallen und Sie nur den Vortheil davon haben, Ihre Schulden los geworden zu sein."

Charlotte setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf mit der Hand. Sie war ganz still und nachdenklich.

„Das will ich nicht!“ rief sie am Ende. „Er braucht sich nicht für mich zu opfern. Ich habe es gethan — ich will alle Folgen tragen. Mein Leben war mir unleidlich geworden; meine Kraft und Geduld erschöpft. Für ein solches Jammerdasein danke ich. Lieber sterben. Wenn Ihre Mutter Ernst macht und uns bei Gericht verklagt, dann weiß ich, was ich zu thun habe. Die Donau hat schon Viele in sich aufgenommen. Sie hat wohl auch noch Platz für mich.“

„Sie sprechen von Etwas, was Sie niemals ausführen werden, und was — Ihr Mann in dieser Stunde vielleicht schon gethan hat,“ antwortete ihr Cornelius mit großem Ernste.

Charlotte ließ die Arme sinken und starrte ihn an.

„Wo irrt er seit dem Morgen umher?“ fuhr Cornelius fort. „Warum kommt er nicht nach Hause? Glauben Sie mir: ich kenne ihn besser als Sie. Aus Angst vor Ihnen und Ihrer maßlosen Heftigkeit und Ihrer Lieblosigkeit gab er nach. Aber er that es mit innerem Widerstreben und gegen seine bessere Ueberzeugung. Nun wird er nicht fertig damit . . . Was ihm bevorsteht, ist ihm bekannt. Er kann weder zurück noch die Folgen, welche Ihre und seine That nach sich ziehen muß, abwenden. Antworten Sie mir: Würde es Sie Wunder nehmen, wenn man jetzt käme und Ihnen die Nachricht brächte, Ihr Mann habe sich ein Leid angethan?“

Noch immer stierte Charlotte ihn an. Daran hatte sie nicht gedacht. Während des ganzen langen Tages kein einziges Mal daran gedacht.

„Warum haben Sie ihn fortgehen lassen, wenn Sie so weise sind und Alles voraussehen?“ fragte sie endlich. Ihre Stimme klang vollkommen heiser.

„Er entfernte sich, ohne daß ich davon wußte.“

„Sie wissen also nicht, wohin er gegangen ist?“

„Wie sollte ich das wissen? Da er es mir nicht sagte.“

„Dann kann man nichts Anderes thun, als — warten,“ sprach Charlotte dumpf und fiel auf ihren Stuhl zurück.

Hanna war aus ihrer Versunkenheit emporgefahren. Jetzt streckte sie die Hände nach der Schwester aus.

„O Charlotte! Ich habe es Dir tausendmal gesagt!“ rief sie klagend und anklagend zugleich. „Tausendmal habe ich Dich gebeten und Dich beschworen: Sei gut gegen ihn, hilf ihm die Last tragen, anstatt sie ihm noch schwerer zu machen. Was ist das für eine Ehe, wo keine Geduld ist und kein Mitgefühl! In Leid und Freud' sollen Mann und Frau Eins sein; Eines die Stütze des Anderen. Und je mehr Sorgen hereinbrechen, um so fester hält man zusammen. Du aber warst hart und lieblos gegen ihn, hattest weder Nachsicht noch Milde; hast, anstatt die Wunden, die ihm das Leben schlug, mit sanfter Hand zu verbinden, noch Gift hineingegossen. Sieh' nun das Ende! Er wußte sich nicht zu helfen in seiner Vereinsamung und Noth . . .“ Sie legte die Arme auf den Tisch, das Gesicht auf die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Cornelius, welcher noch am Fenster stand, blickte schweigend auf ihren dunklen Scheitel. Wie war Alles, was sie sagte, so süß und mild und liebevoll. Ein echtes Weib . . .

„Mach' mir keine Vorwürfe!" rief Charlotte fassungslos. „Bedenke, was für ein Leben ich führte, und wie unglücklich ich war!"

„War er weniger unglücklich als Du?" entgegnete Hanna mit schluchzender Stimme. „Führte er ein besseres Leben als Du? Und immer war er sanft und nachgiebig, suchte er den Frieden aufrecht zu erhalten. O! wenn Du ihn geliebt hättest . . ."

„Geliebt!" unterbrach sie Charlotte wild. „Fragt das harte Leben nach Liebe? Was nutzt alle Liebe, wenn man nicht genug hat, um sich satt zu essen? Das harte Leben prügelt Einem die Liebe aus dem Leibe und setzt die Verbitterung, den Grimm und Hader an ihre Stelle. Hättest Du, wie ich, Noth leiden und entbehren müssen . . ."

„Ich habe Noth gelitten und viel entbehrt," sprach Hanna sehr ernst. „So lange ich noch nichts erwarb und vom Vater abhängig war, habe ich Manches kennen gelernt; Schlimmeres vielleicht als Du. Nur sprach ich nichts davon."

„Du hattest keine Kinder. Du littest und entbehrtest allein. Vergleiche Dich nicht mit mir."

„Glaube mir: Ich habe mich mehr um Deine Kinder gesorgt als Du. Dir waren sie eine Last; mir aber ein Gegenstand steter Sorge und immerwährenden Mitleids. Hast Du Deine Mutterpflichten getreulich erfüllt? Die Kinder so geliebt, wie Du sie hättest lieben sollen? Schon bei ihrer Geburt hast Du sie verwünscht und gesagt, Du wolltest, sie wären todt zur Welt gekommen."

„Weil ich kein Geld hatte. Weil ich arm war. Hätte ich Geld in Hülle und Fülle — ich wäre die zärtlichste Mutter. Aber arme Leute sollen keine Kinder haben. Armen Leuten sind Kinder wirklich eine Last. Das sagt jeder Mensch, der das Leben so sieht, wie es ist: hart, grausam, unerbittlich in seinen Forderungen. Das ist nicht meine Schuld. Ich habe das Leben nicht so eingerichtet. Beschwere Dich darüber beim lieben Gott, nicht aber bei mir, die ich nichts dafür kann." Sie stand auf und sah nach der Wanduhr. „Es ist bald elf Uhr! Ich begreife wirklich nicht, wo Philipp so lange bleibt."

Fragend, mit ungewissem Blick schaute sie die Anderen an — gleichsam eine Antwort, eine Beruhigung, einen Trost von ihnen erheischend. Aber Keines sprach ein Wort.

„Ich möchte die Kinder zu Bette bringen," hob Charlotte nach einer kurzen Stille wieder an. „Aber da sie hier, in diesem Zimmer schlafen . . ."

„Wir wollen ihnen Platz machen und nach Philipp's Stübchen gehen," fiel Hanna rasch ein. „Es ist unverzeihlich von uns, daß wir ihrer vergessen konnten. Wie müde und schläfrig mögen die Armen sein! Wo halten sie sich denn auf?"

„In der Küche. Leg' sie einstweilen in Philipp's Bett, Hanna, damit wir das Zimmer nicht räumen müssen. In der Kammer ist es gar zu eng."

„Kommen Sie," sagte Hanna zu Cornelius und beide verfügten sich nach der Küche.

Die Kinder waren fest eingeschlafen: Else auf dem Schoße der Magd, Christel zu deren Füßen, mit dem Kopfe auf Anna's Knieen liegend. Auch das Mädchen war eingenickt. Das Stümpfchen Kerze, dem Erlöschen nahe, flackerte unruhig.

„Nehmen Sie die Größere," flüsterte Hanna, „und ich will die Kleine tragen."

Behutsam faßten sie die schlafenden Kinder in die Arme. Die Magd erwachte darüber und fuhr in die Höhe.

„Gehen Sie schlafen," sprach Hanna leise. Das Mädchen sprang auf die Füße, rieb sich die Augen und taumelte in ihrer Schlaftrunkenheit.

„Ist der Herr noch nicht gekommen?" stotterte sie.

„Nein. Legen Sie sich zu Bett."

Anna's Schlaf war mächtiger als ihre Neugierde. Sie blies die Kerze aus und kroch ungesäumt auf ihr Lager. Hanna und Cornelius trugen die Kinder in Philipp's Kammer. Die Schlafenden wachten nicht auf, während Hanna sie auskleidete; nur schlug Christel um sich und murmelte unverständliche Worte. Aber ihre Augen blieben geschlossen. Bald lagen die Kinder neben einander im Bette des Vaters — des Vaters, von welchem Niemand wußte, wo er weilte.

Hanna verlöschte das Licht und flüsterte Cornelius zu: „Nun wollen wir sie allein lassen und zur Schwester zurückkehren."

„Ich bleibe hier, um den Schlaf der Kinder zu überwachen," antwortete er ebenso leise. „Christel schläft unruhig. Wollen Sie nicht auch noch ein wenig hier verweilen?" fügte er schüchtern hinzu.

Sie sagte nichts; aber sie setzte sich auf den Stuhl, welcher am Bette stand. Cornelius ließ sich auf dem Rand des Lagers, zu den Füßen der Kinder, nieder, und so saßen sie im Dunklen neben einander, ohne ein Wort zu sprechen, aber erfüllt und gehoben von jenem unsagbar holden Gefühle, das nur reine, junge Herzen kennen, die, unbewußt, einander zustreben und noch nichts Anderes verlangen, als sich gegenseitig nahe, recht nahe zu sein; die Beide in dem bloßen Bewußtsein, daß das Andere lebe, ihr Genügen finden und sonst nichts bedürfen zu vollkommenem, unaussprechlichem Glücke. Was später kommen kann und was sie selber heimlich ersehnen, ist ihnen noch unbekannt. Sie fordern nichts und begehren nicht, in die Zukunft zu schauen. Und sie haben Recht. Es kommt nichts Schöneres nach. Das erste Erwachen des Frühlings, die ersten Knospen und Blüthen, die zaghaft hervorbrechen: sie sind schöner als der Frühling selber und als der heiße, üppige Sommer mit seinem Sonnenbrande und seinen Gewittern.

Charlottens weittragende, schrille Stimme riß sie bald aus ihrer träumerischen Versunkenheit.

„Was macht Ihr denn da drinnen, im Finsteren?" fragte sie ungeduldig. „Laßt mich doch nicht so lange allein!"

Hanna wollte sich erheben; aber Cornelius kam ihr zuvor.

„Bleiben Sie nur," bat er hastig. „Ich . . . kehre zurück."

Er begab sich zu Charlotten, welche ihn mit argwöhnischen und übelwollenden Blicken empfing.

„Was ist's mit Hanna?" fragte sie ihn.

„Die Kinder schlafen unruhig. Ihre Schwester will warten, bis sie sich beruhigt haben."

„Was für ein Unsinn! So große Kinder werden doch Niemanden brauchen, der an ihrem Bette sitzt, damit sie einschlafen. Ich leide nicht, daß man meine Mädchen in dieser Weise verwöhnt."

„Ihre Schwester wird sogleich erscheinen," erwiderte Cornelius, sich beherrschend. „Lassen Sie sie ein wenig ruhen."

Charlotte sagte nichts weiter und schaute abermals auf die Uhr.

„Bald Mitternacht!" murmelte sie und rang die Hände. „Daß Philipp mir das anthun kann! Es ist um den Verstand zu verlieren."

Sie nahm ihr rastloses Hin- und Herwandeln wieder auf und blieb dann plötzlich vor Cornelius stehen.

„Glauben Sie, daß Ihre Mutter zu versöhnen wäre, wenn wir ihr das Geld bis auf den letzten Kreuzer zurückerstatteten?" fragte sie ihn. „Oder wenn wir ihr wenigstens die Sicherheit böten, daß wir unsere Schuld innerhalb mehrerer Jahre abtragen werden?"

„Das würde sie, sonder Zweifel, um Vieles milder stimmen, wenn nicht ganz versöhnen," antwortete Cornelius. „Aber sehen Sie denn die Möglichkeit vor sich, diese immerhin bedeutende Summe Geldes aufzutreiben?"

„Ja," sagte Charlotte und blickte ihm fest ins Gesicht. „Es gibt eine solche Möglichkeit. Eine einzige. Hanna müßte heirathen."

Er wechselte die Farbe. „Wen heirathen?" fragte er mit schwacher Stimme.

„Einen höchst anständigen und sehr vermögenden jungen Mann, der sich seit Langem um sie bewirbt," versetzte Charlotte, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Wir Alle sind viel zu arm, als daß Hanna davon träumen dürfte, das, was man eine Neigungsheirath nennt, zu schließen. Es trifft sich leider gewöhnlich, daß Mädchen vom Charakter meiner Schwester sich in arme Teufel verlieben, und es wäre ein furchtbares Unglück für uns Alle, wenn Hanna mit einem solchen armen Teufel, der nichts ist und nichts hat, sich vermählte. Und von einem armen Manne wäre es geradezu gewissenlos, ihr von einer guten Partie abzureden und sie bestimmen zu wollen, ihn zu nehmen. Ich glaube nun nicht, daß Hanna in Jemanden verliebt ist. Aber immerhin könnte das der Fall sein, ohne daß ich darum wüßte. Dann müßte sie diese aussichtslose Neigung natürlich bekämpfen und den heirathen, der Geld hat und sie und uns Alle versorgen kann. Der Vater ist schon alt und hat nichts erübrigt. Ueber kurz oder lang werden wir auch ihn auf dem Halse haben und ihn erhalten müssen. Darum darf Hanna an keine thörichte Liebesheirath denken. Damit würde sie sich und Alle zu Grunde richten. Heirathet sie dagegen den jungen Arthur Strobler, ist ihr und uns geholfen. Er ist ein gutmüthiger und beschränkter Mensch, der sich von ihr am Gängelband wird führen lassen . . . er wird nichts dagegen haben, wenn sie von

seinem Gelde ihre Familie unterstützt. Und durch diese Heirath würde uns die Möglichkeit geboten, unsere Schuld an Ihre Mutter abzutragen. Finden Sie nicht auch, daß Hanna großes Unrecht thun würde, wenn sie den reichen Freier abwiese?" schloß sie lauernd und verwandte noch immer keinen Blick von seinem erblaßten und verstörten Gesichte.

„Weshalb befragen Sie mich darum?" entgegnete er finster. „Was geht diese Sache mich an?"

„Sie geht Sie freilich nichts an," versetzte Charlotte in höhnendem Tone. „Aber ich glaube, daß Sie nicht ohne Einfluß auf meine Schwester sind. Auf mich und Philipp hört sie nicht. Wenn jedoch Sie ihr zuredeten . . ."

Er ließ sie nicht zu Ende kommen. „Und Sie setzen im Ernst voraus, daß ich diesen meinen Einfluß auf Ihre Schwester — den zu besitzen ich mir keineswegs anmaße — daß ich diesen vermeintlichen Einfluß dahin geltend machen werde, Ihrer Schwester zuzureden, sich, ihrer Familie zu Gefallen, zu verkaufen?" fragte er voll Entrüstung. „Wenn Sie das glaubten, dann kann ich Ihnen versichern, daß Sie sich an die falsche Adresse gewendet haben."

„Ach ja, freilich, so sind sie, diese Tugendhelden!" rief Charlotte verächtlich. „Immer haben sie wohlfeile Phrasen bei der Hand, sobald es gilt, Anderen behülflich zu sein. Lieben Sie Ihren Bruder oder lieben Sie ihn nicht? Wollen Sie ihn retten oder ihn verderben lassen?"

„Wenn er nur dadurch gerettet werden kann, daß ihm ein fremdes Leben geopfert werde — dann mag er verderben."

Charlotte wollte etwas erwidern, verschluckte es aber, da sie Hanna im Rahmen der Thüre erscheinen sah.

„Was gibt es?" fragte das junge Mädchen und warf einen mißtrauischen Blick auf ihre Schwester. „Wovon spracht Ihr soeben?"

Cornelius wandte sich ab und schwieg.

„Von . . . von Philipp," antwortete Charlotte unmuthig. „Daß er doch endlich käme! Ich werde wahnsinnig, wenn dieses Warten noch lange dauert."

„Du sprachst nur von Philipp? Nicht auch von mir?" forschte Hanna mit demselben Blick voll Unruhe und Argwohn.

„Auch von Dir, wenn Du es durchaus wissen willst," rief Charlotte ärgerlich, „und wie thöricht es von Dir sei, Dich noch zu besinnen, ob Du den jungen Strobler zum Manne nehmen sollst oder nicht."

Hanna wurde glühend roth. „Charlotte, ich habe Dir oft schon gesagt . . ."

„Ich bitte Dich, sei still. Du bist selbstsüchtig wie alle Menschen. Uns hängt schon der Strick um den Hals, das Zuchthaus droht uns und die Schande und gänzliche Verarmung . . . Du könntest uns aus unserer Noth befreien und besinnst Dich noch. Sag' mir nicht, daß Du uns lieb hast. Das wäre eine Lüge. Liebtest Du uns wirklich . . ."

„Habe ich alle diese Noth heraufbeschworen?" schnitt Hanna ihr das Wort ab. „Habe ich fremde Gelder unterschlagen und in eine fremde Kasse gegriffen? Wer ist schuldig — Du oder ich? Und ich soll büßen müssen für die Schuld Anderer! Ist das gerecht? Kannst Du verlangen, daß ich geopfert werde?"

Sie war furchtbar aufgeregt ... Ihr zarter Körper bebte, als ob Fieberfrost sie schüttelte.

„Thu', was Du willst," sprach Charlotte kalt. „Laß uns ins Zuchthaus wandern oder bereite Dich darauf vor, in den Tagesblättern von einer neuen Familientragödie zu lesen. Philipp hat vielleicht schon als Selbstmörder geendet ... und ich will, wenn das geschehen, enden wie er. Und die Kinder nehme ich mit mir. Sie sollen Dir mit ihrem ehrlosen Namen und ihrer Armuth nicht im Wege sein."

Hanna rang die Hände.

„Es ist fürchterlich, wie Du mit mir spielst!" brachte sie tonlos hervor. „Fürchterlich ..."

Cornelius, der abseits gestanden war und ihnen den Rücken zugekehrt hatte, wendete sich jetzt rasch um und ging mit großen Schritten aus dem Zimmer.

Charlotte trat knapp an die Schwester heran. „Ich weiß, daß Du seinetwegen zögerst," raunte sie ihr zu. „Du bist in ihn verliebt und er in Dich. Was aber kann daraus werden? Was hoffst Du denn? Ihn kannst Du nimmermehr heirathen. Er hängt von der Gnade seiner Mutter ab, und seine Mutter würde niemals in eine Verbindung mit Dir einwilligen. Und wenn er Dich gegen den Willen der Alten heirathete, dann wäret Ihr Bettler und hättet nicht so viel, um Euch einen Strohsack zu kaufen. Und die Alte würde uns dann doppelt hassen und uns schon darum den Gerichten ausliefern ..."

„Laß es genug sein," fiel Hanna ihr ins Wort. Und sie sank ermattet auf das Sopha hin. „Du ... Du irrst Dich. Ich weiß, daß Alles das unmöglich ist. Ich denke nicht daran, glücklich zu werden. Ich denke nicht daran, Jemanden lieb zu haben. Ich habe auf jedes Glück — welcher Art es auch sein mag — Verzicht geleistet, noch ehe ich es kennen lernte. Ich bin nicht geschaffen für das Glück ... es steht mir nicht zu Gesicht. Du siehst, daß Du ruhig sein kannst, daß ich für mich nichts hoffe und nichts wünsche. Aber fordere nicht Unmögliches von mir; fordere es nicht in so rauher Art von mir. Laß mir Zeit. Vielleicht gewöhne ich mich daran, das Unmögliche möglich zu finden ..."

„Verlaß uns nicht!" rief Charlotte und fiel vor der Schwester auf die Knie. „Zu Deinen Füßen bitte ich Dir jedes ungerechte Wort ab ... Du liebst uns. Du bist gut und wirst und kannst uns nicht verlassen. Wir haben Niemanden als Dich ..."

Sie ahnte den Kampf im Herzen der jungen Schwester und sah voraus, wie er enden würde. Der heftigste Widerstand war bereits gebrochen. Schon ermattete Hanna unter der Wucht des Steines, der ihr am Halse hing, jenes Steines, mit welchem so viele Mütter, Gattinnen, Schwestern und Töchter sich durchs Leben schleppen und unter dessen bleiernem Gewicht sie endlich zusammenbrechen, ohne daß Jemand diesen armen Heldinnen, die sich für ihre Väter, ihre Brüder, ihre Männer und ihre Söhne opfern, ein Denkmal setzte. Sie gehörte mit zu Denen, welche sich opfern ... auch wenn sie sich manchmal dagegen sträuben und entfliehen möchten. Der Stein, ihre Familie, ist zu

schwer; sie kommen nicht weit und fallen nieder unter der Last, und sagen Ja und Amen zu Allem, was man von ihnen begehrt. Damit würde und mußte es enden. Charlotte war nun ihres Sieges fast gewiß. Was verschlug es da, dem Opfer ein paar freundliche Worte zu sagen? . . .

Die Nacht verrann, und Philipp war noch immer nicht zurückgekommen. Sie gingen bald im Zimmer auf und ab, bald traten sie ans Fenster und spähten die Straße hinauf und hinunter, ob sie ihn denn nicht nahen sähen; bald hockten sie schweigend in einem Winkel und fuhren bei dem leisesten Geräusch nervös zusammen. Er kam nicht.

Als der Morgen graute, befiel Charlotte ein Lachkrampf, der in Gekreische und Schluchzen überschlug. Hanna lag vor der Schwester auf den Knien und redete ihr zu und rüttelte sie in ihrer hülflosen Angst . . . Ueber den Lärm erwachten die Kinder, sprangen aus dem Bette und liefen, in ihren Hemdchen und mit nackten Füßen, laut weinend herbei . . . und das trübe, kalte Frühlicht beschien mitleidlos dieses Bild voll Jammer.

Da fing Hanna an zu beten. Sie rief und schrie in ihrem Herzen auf zu Dem, an welchen die Menschen sich wenden, wenn menschliche Hülfe versagt und ihr Pfad sich in eine Wildniß verliert, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint. Sie betete zu Ihm und gelobte Ihm mit heiligem Eide, sich *ganz* zu verleugnen und nur noch den Ihren zu leben, wenn der Unglückliche heil und gesund zurückkehren sollte . . . nur möchte er wieder kommen und das Fürchterliche, Unabänderliche noch nicht geschehen sein.

Und er kam zurück. Erst um sechs Uhr Morgens. Kam zurück mit zerfetzten Kleidern und ohne Hut — wie ein Verfolgter, der mit Häschern gerungen hat und ihnen entflohen ist.

Er hatte es thun wollen. Die ganze Nacht war er an der Donau umhergeirrt und hatte geschwankt und hatte gekämpft und hatte ihn ausführen wollen, den fürchterlichen Sprung; war jedoch von einem Wachmann angehalten und aufgefordert worden, ihn auf das Polizeiamt zu begleiten. Er hatte sich losgerissen und war, von dem Mann verfolgt, davon gerannt. Und nun war er da, der traurige Held, welcher noch weniger zu sterben als zu leben verstanden hatte; stand vor den Seinen — beschämt, athemlos, erschöpft, mit schweißbedeckter Stirne, so jämmerlich anzusehen wie ein halb zu Tode gehetztes Wild.

Sie brachten ihn zu Bett, und er sank alsogleich in einen dumpfen, todtenähnlichen Schlaf. Hanna verließ das Haus, um ihrer Tagesarbeit nachzugehen, und auf dem Wege nach dem Geschäfte sann sie nach über das, was sie zu thun gelobt, wenn er wieder käme; und sie legte sich die Frage vor, ob es denn nicht besser wäre, ihrerseits zur Donau zu eilen und jenen Sprung zu wagen, über welchem die Wasser sich schließen, um jedes Leid und jede Noth hinabzuziehen und zu begraben für alle Zeit.

(Schluß folgt.)

Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin.

Nach den Briefen
mitgetheilt
von
Jakob Baechtold.

II. Berlin.
(1850—1855.)

Aus dem einen Jahre, das Gottfried Keller in Berlin zuzubringen gedachte, sind ihrer beinahe sechs geworden. Für den Dichter bedeutet dieser Aufenthalt die entscheidende Schaffenszeit, in welcher der längst angefangene Jugendroman zum größeren Theile geschrieben und vollendet, die fünf ersten Seldwyler-Geschichten fast spielend entworfen wurden, und vieles Andere, was erst lange nachher erschien, so ein Theil der „Sinngedicht"-Novellen, sowie der „Legenden", „der Apotheker von Chamounix" u. s. w. entstanden ist. Nur die dramatischen Pläne, um derentwillen er eigentlich nach der preußischen Hauptstadt ging, haben sich nicht verwirklicht. Für den Menschen wurde Berlin eine strenge Leidensschule, Keller's Bußort und Gramspelunke, oder — wie er einst schrieb — seine „Correctionsanstalt, die ihm vollkommen den Dienst eines pensylvanischen Zellengefängnisses geleistet". Er befand sich, nach seinem Selbstbekenntniß, seit Jahren in dem Zustand einer großen und trübseligen Mauser und wartete still, seiner Abklärung und Selbstrettung lebend, die Zeit ab, da das rasche Hervorbringen sich einstellen sollte. Er hielt tapfer an Wind und Wetter aus. Seine Maxime wurde: „Wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice; und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib; und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten."

Er schlug seine Herberge zunächst in der Mohrenstraße Nr. 6, Ecke der Kanonierstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, dem heutigen „Kaiserhof" gegenüber auf. (Vgl. Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben, Bd. III: Unter den Linden, S. 123 ff. 1888.) „Ich habe die Tage bis jetzt benutzt" — schreibt Gottfried Keller am 30. April 1850 an Freiligrath —

„die Stadt in ihren materiellen und räumlichen Eigenschaften zu studiren, wo und wie man am besten ißt und trinkt ꝛc., habe das Budget gemacht und mich ganz artig einlogirt. Ich wohne Mohrenstraße Nr. 6, drei Treppen bei einem Maler, Namens Arendt. Ich habe ein schönes Eckzimmer, von welchem aus ich drei Straßen beherrsche. — — Die Düsseldorfer haben mich nach Deiner Abreise noch mit Maitrank getödtet, und ich bin erst in Berlin wieder lebendig geworden. Nun bin ich ein Muster von Nüchternheit und Melancholie, esse weltschmerzlichen Apfelkuchen neben lesenden Blaustrümpfen und gehe um neun Uhr ins Bett. Die Constabler haben mich sehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler. Am ersten Tag kam ich im Fremdenblatt als „Kunstmaler", und nachher, nachdem ich auf der Polizei weitläufig meine Tendenz und Existenz auseinandergesetzt hatte, als „Staatsstipendiat aus Zürich", was mir Spott und Hohn von Seiten meiner hiesigen Landsleute zuzog."

Zu Anfang 1854 zog Keller nach Nr. 58 der Mohrenstraße. Seit April jenes Jahres wohnte er Bauhof 2. Die Berliner Verehrer, E. v. Wildenbruch an der Spitze, haben ihm zu seinem siebenzigsten Geburtstag ein Aquarell dieser seiner letzten Berliner Behausung, von Albert Hertel gemalt, geschenkt. Keller war von Hermann Hettner an eine literarische Celebrität, Fräulein Fanny Lewald, empfohlen worden. Als er sich jedoch anschickte, ihr seine Aufwartung zu machen, war sie seit dem Tage zuvor verreist, worauf sich in ihm der Eigensinn festsetzte, den Sommer über still und unbekannt zu bleiben und anzunehmen, ein anderer einflußreicher Berliner Gönner, Varnhagen von Ense, der Keller's Gedichte freundlich begrüßt hatte, sei ebenfalls fort. Sein Umgang beschränkte sich auf das abendliche Zusammensitzen mit studirenden Schweizern und preußischen Lieutenants, d. h. jungen aristokratischen Neuenburgern, die in der Armee dienten.

Das erste literarische Geschäft in Berlin bestand darin, daß er seinem „Grünen Heinrich" bei Vieweg in Braunschweig einen Verleger suchte und fand. Der Druck des damals erst zum kleinen Theile niedergeschriebenen Buches sollte nach seinem eigenen Wunsche unverzüglich beginnen. Dasselbe lastete seit Jahren auf ihm, und er glaubte an keine Möglichkeit weiteren frischen Fortschreitens mehr, so lange diese Bürde nicht abgeworfen war. Das Niederschreiben und Abschließen des Romans sollte ihm eine Quelle großer Trübsal werden.

Keller war mit der Absicht nach Berlin gekommen, die Bühne kennen zu lernen, einige dramatische Entwürfe zu Ende zu führen und die fertigen Stücke, wenn möglich, gleich auf das Theater zu bringen. Er fand diese seine Hauptunterrichtsanstalt ziemlich vernachlässigt. Es fehlte, nach seiner Meinung, an einer kunstverständigen Leitung; es fehlte an Künstlern, einige wenige routinirte Darsteller ausgenommen. Das war der erste Eindruck, den er aus den Aufführungen von „Hamlet" und von Hebbel's „Maria Magdalena" empfing. Im Opernhause hörte er die berühmtesten älteren Tonwerke von Gluck und Mozart, an Schauspielen nach und nach die ganze Reihe der classischen Dichtungen von Schiller, Goethe, Shakespeare, ebenso das französische Drama. Am interessantesten waren ihm die beiden Gastspiele der genialen Rachel. Ein Frei-

billet, das ihm nach Jahresfrist von der Intendanz angeboten wurde, lehnte er ab. Seine ersten Berliner Briefe an Hermann Hettner in Heidelberg bilden eine fortlaufende Dramaturgie und sind ihrem Inhalte nach so bedeutend, daß Hettner ganze Abschnitte aus denselben in sein Buch „Das moderne Drama" aufnahm, überhaupt gern bekannte, daß jene Schrift eigentlich ein Ergebniß der mit Keller gepflogenen Unterhaltung über dramatische Dinge darstelle. Hettner nannte gleich den ersten dieser Briefe eine wahre Pandorabüchse, die ihm unendlichen Genuß und Nutzen verschaffe. (Für den Abdruck an dieser Stelle sind nur einige wenige ausgewählt; die ganze Reihe wird sich demnächst darbieten.)

Gottfried Keller brachte aus Heidelberg den Entwurf des Trauerspiels „Therese" mit. Das Fragment hat seit seinem Erscheinen in den „Nachgelassenen Schriften" zum Ueberdruß zu reden gegeben. Ich kann nur wiederholen, daß selbst das unfertige Bruchstück bei einer vollkommenen Darstellung auf der Bühne von einer ergreifenden Wirkung ist. Die vorhandenen Scenen waren bereits in Heidelberg hingeworfen worden. Sie blieben in Berlin liegen. Das Ganze sollte durch erst zu erlangende Bühnenkenntnisse mehr theatralische Färbung erhalten. Zuversichtlich hoffte der Dichter, mit dem Manuscripte beim Königlichen Schauspielhause anzukommen. „Aber," schreibt er der Mutter, „nicht nur sei es mit der Mache nicht so schnell gegangen, als er geglaubt, sondern es bedürfe einer Menge Umtriebe, zum Ziele zu gelangen, da das Paradies von einem intriganten und aufgeblasenen Schriftstellervolk belagert sei, das Niemanden hineinlassen wolle." Auch seine Feuerbachische Philosophie sollte — wie man aus einem der folgenden Briefe an Wilhelm Baumgarten ersieht — dem Drama zu Gute kommen. Ein Lustspiel, „Jedem das Seine", ist nicht über einige andeutende Scenen hinaus gefördert worden.

Während des ersten Berliner Jahres verkehrte Keller hauptsächlich mit dem gleichalterigen österreichischen Dramatiker Johann Nepomuk Bachmayr, auf den damals Vieler Augen erwartungsvoll gerichtet waren. Hettner und Keller haben dessen Trauerspiel „Der Trank der Vergessenheit" öffentlich gerühmt. Bachmayr verließ Berlin im November 1850 und kehrte nach Wien zurück, wo er 1863 seine gescheiterten Hoffnungen und sich selbst in den Wellen der Donau begrub[1]). Auch mit einem anderen, 1856 in München jung verstorbenen dramatischen Dichter, dem Mecklenburger Carl Schröder, Verfasser eines „Catilina", war Keller damals befreundet.

Die zahlreichen Briefe aus dieser Zeit gewähren vollen Einblick in seine sorgenvolle Lage. Die bescheidenen Mittel der Mutter wollte er nicht mehr in Anspruch nehmen. Die Stipendiengelder flossen spärlicher; von 1852 an versiegten sie völlig. Die im Ganzen mäßigen Schriftstellerhonorare, welche ihm nach und nach eingingen, reichten jedesmal gerade hin, die aufgelaufenen Schulden zu decken. Dazu kam, daß er auch jetzt noch nicht das geringste Talent zum Haushalter besaß. Zur literarischen Taglöhnerei sich zu erniedrigen, dafür war er viel zu stolz. Von den berühmten tonangebenden

[1]) Vgl. Gottfried Keller's Nachgelassene Schriften, S. 342.

Berliner Cirkeln hielt er sich fern und schnitt sich selbst jegliche Förderung durch fremde Protection ab. Einigemale, während des ersten Winters, ging er zu Fanny Lewald, blieb indeß bald wieder weg. Die Bekanntschaft mit Adolf Stahr vermied er bis zum letzten Berliner Jahre. Ein Haus, wo ihm gute Aufnahme sicher gewesen wäre, dasjenige Varnhagen's von Ense, betrat er erst gegen Ende seines Berliner Aufenthaltes häufiger. Um so eifriger wechselte er seit seiner Heimkehr nach Zürich Briefe mit der Nichte Varnhagen's, Ludmilla Assing. Dieselben galten freilich zunächst dem Herrn Onkel. Den geistvollen Kreis der Bettina verschloß er sich eigenwillig. Umsonst hatte ihm Bachmayr eine Empfehlung verschafft und ihn gebeten, er solle sich diesmal Gewalt anthun und in höchsteigener Person der berühmten Frau seine Aufwartung machen. Seine Mittel hätten auch nicht ausgereicht, sich in der Gesellschaft sicher und frei zu bewegen, und so tauchte er für den Anfang in eine selbstgewählte Dunkelheit unter.

Erst in den folgenden Jahren verkehrte er etwa mit dem Schlachtenepiker Christian Friedrich Scherenberg, mit Emil Palleske, mit seinem Züricher Landsmanne Heinrich von Orelli. Mit diesen, Stadtrath Eduard Friedberg und Assessor Hirsemenzel war er zuweilen einsilbiger Gast in dem Hause des Kanzleiraths March, der ihn später in Zürich einmal aufsuchte. Zu seinen näheren Freunden zählte der Bildhauer Hermann Heidel, eine ernste, classisch gebildete und fühlende Künstlernatur, der Arzt Dr. Gustav Siegmund, der Schwager Herwegh's, mit Keller schon seit dem Jahre 1844 bekannt. Ihnen schlossen sich die Brüder Jagor, von denen der eine, der geschätzte Reisende, noch lebt, Adolf Hirsch, der Astronom, der Historiker Helfferich, der vielseitige, geniale Theodor Calide, der Musiker Vierling, Dr. Stort und Bibliothekar Dr. Bruns an. Am häufigsten verkehrte er etwa seit 1853 in dem gastfreien Hause von Franz und Lina Duncker. Ludwig Pietsch erzählt in seinem jüngst erschienenen hübschen Buche „Wie ich Schriftsteller wurde" Allerlei aus jenem Kreise.

Die erste Zeithälfte, die Gottfried Keller in Berlin verlebte, war eine entbehrungsreiche. Er stand in den dreißiger Jahren, da man sich nicht mehr mit dem leichten Sinne der Jugend über die Nöthen des Lebens hinwegtäuscht. Die bittersten Verlegenheiten und die damit verbundenen Demüthigungen peinigten ihn unaufhörlich und haben seinem Wesen jenen Zug bitteren Ingrimms und ausgesprochener Schroffheit beigemischt, der ihm geblieben ist. Das Leben ist ihm freilich entsprechend schwer geworden. Mehr als einmal stand thatsächlich der nackte Hunger vor seiner Thüre. Ganz wie vor zehn Jahren in München. Ein anderer wäre elend liegen geblieben. Keller schleppte sich weiter durch seine Trübsal. In einem an Emil Kuh gerichteten Briefe aus dem Ende der siebenziger Jahre ist ein beweglicher Zug aus jenen Tagen der Noth niedergelegt: „Ich war schon dreißig und eins oder zwei Jahre alt," schreibt er, „als ich in Berlin in der Mohrenstraße in einem schönen Hause wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, gerieth in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal, auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So

hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte. So besaß ich eines Abends noch fünf Silbergroschen, als mich ein Bildhauer (wohl Heidel) in die Wagner'sche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter anderen der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: „Was ist denn das für ein Schweiger? Was thut der hier?" u. s. w. Ich trug nur Sorge, daß ich einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte: du kannst morgen Mittags noch ein Brödchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig, am anderen Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen, verrufenen Gröschling irgend eines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „Der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen anderen und muß das Brod wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zweifach beschimpft, von der betrügerischen Kellnerin wie von der bornirten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Nothlage zu denken, und nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von statten ging, als ich geglaubt hatte." Der ohnehin bekümmerten Mutter suchte er seine Lage so lange als möglich zu verhehlen und verfiel dabei auf den grausamen Ausweg, zeitweilig gar nichts von sich hören zu lassen. Nicht bloß Monate oder halbe Jahre lang nichts: einmal blieb er fast während zweier Jahre stumm für das Mutterherz. Was sollte er schreiben, das dieses nicht noch mehr beschwert hätte? So mußte denn die arme Frau etwa von heimkehrenden Züricher Studenten zu erfahren suchen, ob ihr Gottfried noch lebe, oder sie ging bei seinen Freunden herum, um von irgend einer brieflichen Nachricht Kunde zu bekommen.

Um Weihnachten 1851 erkrankte Keller ernstlich und befand sich fast drei Monate in leidendem Zustande. Sein Züricher Freund, der in Berlin studirende Christian Heußer, stand ihm jetzt wie später wacker zur Seite. An einem der letzten Tage des sorgenvollen Jahres setzte er sich endlich hin, an die Mutter zu schreiben. Er brachte den Brief nicht zu Stande. Statt desselben lösten sich aus der gepreßten Brust die ergreifenden Verse, die man dem zweiten Abschnitt dieses Aufsatzes abgedruckt findet.

Sechs Wochen darauf (am 18. Februar 1852) wurde der Brief endlich geschrieben. Keller versucht denselben mit einigem Humor auszustaffiren, allein man sieht abermals die Zähre im Auge blinken: „Ich befürchtete, daß es schlimmer bei Euch stünde wegen meines langen Ausbleibens und meiner hinterlassenen Verwirrungen (Schulden), und ich wußte nicht, was ich schreiben sollte. Nun sehe ich aber, daß Ihr Euch, Dank dem treulichen Ausharren Regula's,

noch so leidlich durchgeholfen bis dahin; auch sehe ich an dem Briefe, daß Du noch nicht gealtert und alle Munterkeit des Geistes beibehalten hast, was schon aus der Handschrift hervorgeht. So fällt es mir also etwas leichter, endlich zu schreiben. Ich habe öfters große Briefe an Leute nach Zürich geschickt, die mir weit ferner stehen; aber dort hatte ich gut schreiben. — — — Mein einziger Wunsch ist, daß Regula sich bald von ihrer zehnjährigen Arbeit zur Ruhe setzen, oder vielmehr von ihrem langen Sitzen auf die Beine machen kann. Was ich in diesem Sammet jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben." Mit seiner Wäsche — fährt er fort — gehe es auch bergab. „Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat, trage ich noch, wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich: ja, es sei ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist." Er werde übrigens spätestens mit Sommeranfang heim kommen, immerhin nicht eher, als seine Schulden bezahlt seien und er etwas Vorrath besitze, um auf anständige Weise leben zu können, bis er eine ordentliche Stelle bekomme. „Ich weiß noch nicht," schließt der Brief, „ob ich frankiren werde, da ich gegenwärtig nicht sehr viel Geld habe. Ich will mich über Nacht noch besinnen." — Es steht zu befürchten, daß der Brief unfrankirt im mütterlichen Hause eingetroffen ist, indessen nicht minder willkommen war.

Als der Sommer kam, schrieb ihm die Mutter: „Die Maiensonne hat mir abermalen nicht geschienen. Ob mir nun die schwache Herbstsonne kräftiger leuchten wird, muß ich eben gewärtigen. Wir erwarten Dich täglich. — — — Möchte ich doch das glückliche Erlebniß noch haben, daß mir Gott meine Bitte und Wünsche einmal gewährt, Dich bald unabhängig in einer guten Existenz versorgt zu wissen! Zu dessen Behuf es eben erforderlich wäre, wenn Du hier bei Hause eine erträgliche Stelle von unseren gnädigen Herren erhalten würdest; denn ohne dies kannst Du als Dichter Deiner Lebtag in Noth und Mangel leben."

Er mußte seine Heimkehr auch auf den Herbst 1852 absagen. So sehr er sich nach der alten heimathlichen Stube sehne, die Ehre erfordere, daß er ausharre und seine Arbeiten vollende: die Züricher Regierung wolle für die dreitausend Franken Stipendien endlich etwas geleistet sehen.

„Uebrigens werde ich dies auch nach meinen Kräften thun, wenn ich einmal erst anhaltende Ruhe habe und nicht immer zu gleicher Zeit an das Essen denken, speculiren, lernen und arbeiten muß; und die Leute, welche etwa glauben (wie mir zu Ohren gekommen), ich sei eingeschlafen oder versimpelt, werden sich sehr getäuscht finden. Ich beneide Diejenigen nicht, welche auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung, oder vielmehr ohne Erfahrung, zusammenstoppeln, gleich etwas Geld verdienen, heirathen und sogenannte wohlgerathene Herren sind, um nach einigen Jahren erst unzufrieden und unruhig zu werden, und erst im vierzigsten Jahre noch aus Unzufriedenheit und erfahrungsloser Dummheit plötzlich

sich als verspätete liederliche Käuze darzustellen oder sonst verrückt zu werden, wie dies schon öfter vorgekommen ist, wo dann kein Mensch das Wunder begreifen kann. Ich hoffe, noch ein und anderen, der jetzt ein wichtiges Gesicht macht und mich für einen „Schlufi" hält, der zu nichts kommt, zu überdauern. Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß Du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Antheil daran durch Eure stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen, und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren." In einer Nachschrift fragt er: „Wer regiert denn jetzt im Höfli und in der Werkstatt? Wenn ein Bratwurster im Laden[1]) ist, so werden auf unserer „Winde"[2]) jetzt wieder Därme hangen und im Abendwinde flüstern gegen Baden hinunter." (Juni 1852.)

Jahr um Jahr verstrich, und der Ersehnte kam nicht. Die Mutter hatte im October 1852 ihr Haus am Rindermarkt mit einem bescheidenen Gewinne verkauft und war nach der „Platte" übergesiedelt, wo unverweilt ein Zimmer für den Sohn in Bereitschaft gesetzt wurde. Dieser schrieb im Februar 1853: „Es ist gut, daß das Haus nun verkauft ist, obgleich ich gern noch einmal darin geschlafen hätte. Auf der Platte ist es hübsch zu wohnen. Das Zimmer muß jedenfalls leer gehalten werden. Stelle meine Sachen hinein, welche alle mit müssen, damit mir nichts verloren geht, was ich etwa noch brauche! Sogar der große Rahmen mit der Zeichnung darauf; denn ich verliere nicht gern die wenigen Sachen, die ich noch von meiner Malerzeit habe, da ich schon in München um das Meiste gekommen bin. Ich werde kommen, sobald als möglich und vielleicht unverhofft ... Ich würde rathen, wenn Ihr umzieht, die alten Strohsessel nicht etwa wegzuthun, sondern im Gegentheil dieselben alle renoviren zu lassen, da sie so lange gedient und ehrwürdige Möbel sind. Es wird übrigens komisch aussehen, wenn Ihr mit der Menge meiner Goldrahmen und dem alten Hausrath ausrückt, was gar nicht im Verhältniß steht zusammen. Was den Profit betrifft, der am Hause gemacht worden ist, so will ich nichts davon, und kann Regula denselben als ihr künftiges Vermögen betrachten ... Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre alt und fange gerade da an, wo mein Vater aufgehört hat; aber so geht es halt verschieden zu in der Welt."

Man sieht, wie jene ergreifenden Keller'schen Heimkehrscenen, das bange Harren einer alten einsamen Mutter, einer Schwester, einer Gattin, wie sie im „Grünen Heinrich", in „Pankraz dem Schmoller" und dann wieder im „Martin Salander" erzählt werden und so sehr ans Herz rühren, alle durchgelebt sind.

Einen mit Rath, namentlich aber mit der That theilnehmenden treuen Freund besaß Keller an dem edlen Hermann Hettner, der mehr als ein-

---

[1]) Den die Mutter zu vermiethen hatte.

[2]) Dachboden.

mal als Helfer in der Noth sich einstellte. Um so herzlicher wurde das gegenseitige Verhältniß. „Ich bin leider," schreibt ihm Keller im Sommer 1853, „keine Lorenz Kindleins-Natur, welche bei Wasser und Sorgen immer munter darauf los schreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtiger Weise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Unthätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernteren immer zurück, und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbiren alle äußere Productivität, während freilich das Gefühl und die Kenntniß des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen."

Unterdessen blieben auch die Freunde in Zürich nicht unthätig. Keller hatte seine Nothlage dem heimgekehrten Christian Heußer eröffnet. Dieser zog Männer wie Alfred Escher und Dubs ins Vertrauen, und man suchte die nöthige Summe, ihn loszureißen, zusammenzubringen. Als diese endlich eintraf, reichte sie gerade zur Tilgung der Passiven, und Keller wollte immer noch nicht mit leeren Händen von Berlin weggehen. „Wenn er als „Hudel" heimkehren wollte," schrieb er der Mutter, „so hätte er das längst thun können, da er das Reisegeld schon manchmal beisammen gehabt. Er werde aber nur in gutem Ansehen und als ein selbständiger Mann kommen. Die Züricher würden ihn wohl auch noch achten lernen, wenn er schon bisher kein Geld gehabt hätte. Es sei manchmal auch gut, wenn man langsam wachse, wie das Hartholz, das dafür desto länger brenne. Er habe endlich wieder einmal eine Uhr gekauft, um seine Zeit genauer abzutheilen, da er sich selbst aufs Aeußerste nach der Heimath sehne."

Zu Anfang des Jahres 1854 schien sich ihm ein Weg aus allen Wirrnissen zu öffnen. Der bekannte schweizerische Staatsmann Jakob Dubs, damals Züricher Staatsanwalt und Nationalrath, meldete dem Freund aus einer Sitzung der Bundesversammlung am 7. Februar, daß demnächst das eidgenössische Polytechnicum mit einer Freifächerabtheilung, an der unter anderm Literatur- und Kunstgeschichte gelehrt werden sollen, eröffnet werde. Keller sei der Mann für diese Stelle. Dubs werde sofort Schritte thun, ihm dieselbe zu verschaffen. Nach reiflicher Ueberlegung lehnte Keller ab und empfahl seinen Freund Hermann Hettner in Jena, der ungleich besser zu der Professur tauge. Dieser wurde jedoch, bevor die Angelegenheit von Zürich aus zum Abschluß gelangt war, nach Dresden berufen. Nach Zürich kam Friedrich Theodor Vischer.

Gottfried Keller aber blieb in Berlin sitzen, und es sollte noch fast zwei Jahre dauern, bis sich das Hervorsteigen aus seinem Fegefeuer verwirklichte. Was ihn dort zurückhielt, war vor Allem der noch unvollendete „Grüne Heinrich", an welchem der Verleger nun schon ins vierte Jahr hinein druckte, ohne den Schluß erhalten zu können.

Wir können die Leidensgeschichte des Buches an diesem Ort nur andeuten. Sie reicht zurück in die Zeit, da sein Urheber enttäuscht aus München heimkehrte und nicht wußte, was nun zu beginnen sei, ob er weiter mit hoffnungs-

grünem Gemüthe seine grünen Bäume und Landschaften malen oder einen anderen Beruf erwählen solle. Uebungsgemäß hatte er einst zur Feder gegriffen. „Allerlei erlebte Noth" — erzählt er an einer bekannten Stelle — „und die Sorge, die er der Mutter bereitet, beschäftigten sein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen." Erst nach dem Druck seiner ersten Gedichte wurde der Plan ernstlich aufgenommen Das älteste erhaltene und wieder verworfene Stück des „Grünen Heinrich" stammt aus dem Jahre 1846. In Heidelberg begann die eigentliche Ausarbeitung. Vor der Zeit sah sich der Verfasser genöthigt, das Buch einem Verleger anzubieten.

Im Februar 1850 wandte er sich durch Vermittlung Hermann Hettner's an die Buchhändlerfirma Vieweg in Braunschweig (Chef des Hauses war damals Eduard Vieweg) und trug ihr seinen Roman, der einen mäßigen Band umfassen sollte und bis auf die Reinschrift und einige kleine Verbesserungen druckfertig sei, zum Verlag an. Vieweg zeigte sich zur Uebernahme geneigt und erhielt von Keller eine kleine Probe aus dem Manuscripte. Der Verleger bat um eine gedrängte Uebersicht des gesammten Inhalts, worauf ihm Keller am 26. April ein hochinteressantes Exposé des Buches überschickte.

Eduard Vieweg faßte sofort ein ungewöhnliches, mehr als bloß geschäftliches Interesse an dem in Aussicht stehenden Werk und dessen Dichter. Er schrieb diesem, daß er dringend eine dauernde Verbindung mit ihm herzustellen wünsche, und sandte ihm zugleich im Voraus 100 Thaler und ein Vierteljahr später 150 Thaler. Keller hatte sich ein Honorar von 1500 Franken ausgebeten. Zugleich wurde vereinbart, daß „Der grüne Heinrich" im Spätherbst 1850 zur Versendung gelangen sollte. Der Verleger schlug, der Leihbibliotheken wegen, eine Theilung in drei kleinere Bände vor. Da Keller zu sofortigem Beginn des Druckes drängte, sollte dieser im Juli 1850 in Angriff genommen werden.

Eine sonderbarere Correspondenz zwischen Verleger und Autor, als die über den „Grünen Heinrich", wurde schwerlich je geführt. Der Buchhändler voll warmen, menschlichen Antheils an der Dichtung, in den Helden derselben förmlich verliebt, nobel, von einer himmlischen Geduld; der Verfasser kurz angebunden, saumselig bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit. Gottfried Keller hatte einen Vertrag abgeschlossen, den zu halten ihm eine Unmöglichkeit war. Das Buch war nämlich eben wieder einmal nur in seinem Kopfe fertig, sein Manuscript im Zustande des ersten zu überarbeitenden Entwurfes, größerentheils jedoch noch ungeschrieben. In Keller steckte ein gewisser nachlässiger Zug in solchen Sachen, den er nur langsam überwand. Er hat in der Folge mehr als einen Contract über ein Opus eingegangen, das entweder gar nie erschien, oder das der zum Verlage berechtigte Buchhändler nie erhielt. Im vorliegenden Falle gab er später mit Unrecht dem Verleger Schuld an der Unfertigkeit seines Erstlings. „Er habe mit dem raschen Druck nicht Schritt halten und die fertigen Capitel und Seiten fast nie zum zweiten Mal durchsehen können. Daher seien eine Menge Geschmack- und Taktlosigkeiten, die

man schon bei einer ersten Wiederlesung zu entdecken und zu beseitigen pflege, stehen geblieben. So gleiche das Opus einer Zeichnung, auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche neben einander zu sehen seien, ja sogar noch der Verderb und Schmutz des Papiers durch die arbeitende Hand hafte." (An Emil Kuh.)

Schon wenige Wochen nach Beginn des Druckes ging dem Setzer das Manuscript aus, und im Winter, als das fertige Buch hätte ausgegeben werden sollen, waren von den hundertsieben Bogen des Ganzen erst acht gedruckt. Vieweg vertröstete sich auf nächste Ostern und nahm inzwischen Keller's „Neuere Gedichte" in seinen Verlag. Auf immer dringendere Mahnungen nach einer Fortsetzung des Romans schwieg sich Keller gewöhnlich aufs beharrlichste aus. Ab und zu sandte er ein weiteres Stück, verlangte und erhielt neue Vorschüsse, ließ jedoch die Correcturbogen Monate lang sich anhäufen oder gab sie nur auf Drohungen hin aus den Händen. Zeitweilig mußte der Druck ganz eingestellt werden. Im Juli 1851 lag erst Band I gedruckt vor. Im Frühjahr 1852 mußte er seinem Verleger die Erklärung auf Ehrenwort abgeben, daß er vor Vollendung des „Grünen Heinrich" nichts Anderes schreiben werde. Aber auch dies fruchtete wenig. Vieweg kündigte dem lässigen Autor endlich an, es bleibe ihm nun nichts mehr als der Weg der gerichtlichen Klage übrig. Vorher aber biete er ihm freie Wohnung und Verpflegung in Braunschweig an, falls sich Keller entschließen könne, dort sein Buch zu Ende zu führen. Gottfried Keller gab einfach keine Antwort hierauf, bat sich indeß kurz nachher, seines Ehrenwortes eingedenk, vierzehn Tage Zeit zur Vollendung seines Dramas aus. Vieweg gewährte ihm auch dies, wofern er den Roman bis Ende September abliefere; ja er erklärte sich sogar zum Verlage des bewußten Dramas bereit. Zu Ende des Jahres 1852 war glücklich der zweite Band fertig gedruckt, und der Verfasser stellte jetzt die Forderung eines größeren Honorars, da sein Buch den ursprünglich festgesetzten Umfang überschreiten werde. Vieweg ging auch hierauf ein mit der Bitte, der Dichter wolle ja nicht ängstliche Rücksicht auf den ausbedungenen Raum nehmen, sondern lieber noch einen vierten Band schreiben, da ein übereilter Abschluß diesem Meisterwerke, dem er nichts an die Seite zu setzen wisse, Eintrag thäte. „Auf die Entwickelung" — schrieb der verständige Vieweg, Januar 53 — „bin ich gespannt. Nach Ihrem Exposé ließen Sie Ihren Helden schließlich untergehen, nachdem noch viel herbes Weh durch den Tod der vernachlässigten Mutter über ihn gekommen. Ich mag vorläufig nicht annehmen, daß das so geblieben: in dem Jungen ist zu viel Originales und Naturwüchsiges, als das er verkommen darf." Im Mai wollte die Verlagshandlung die zwei ersten Bände, also die Hälfte des Buches, dessen Druck volle drei Jahr in Anspruch genommen hatte, versenden. Auf Keller's ungestüme Vorstellung mußte Vieweg mit dem Vertrieb bis zum Abschluß des Ganzen warten. Geduldig machte er dem Dichter den Vorschlag, dieser möge ihm einen Cyklus von Schweizernovellen aus dem Leben und Treiben seiner Heimath, das er im Jugendroman so reizend schildere, liefern. Keller antwortete, er gedenke einige dieser bereits ausgeheckten Novellen dem „Grünen Heinrich" einzuverleiben und diesen über einen fünften Band

auszudehnen. Vieweg hielt ihn von diesem Vorhaben ab, reiste persönlich nach Berlin und glaubte, den Dichter zu Gunsten des sogenannten glücklichen Ausganges umgestimmt zu haben. 1854 war endlich Band III abgeschlossen, und jetzt versandte die Verlagshandlung, die nachgrade am Abschluß des ganzen Werkes verzweifelte, die drei ersten Bände des unvollendeten Wahrheits- und Dichtungsbuches. Den überhasteten Schluß lieferte Keller im Mai 1855 ab, und zwar, zum großen Leidwesen des dergestalt gequälten Verlegers, mit dem tragischen Ausgange seines Helden. So hatte der Druck des „Grünen Heinrich" fünf volle Jahre erfordert.

An Hettner, der vor Erscheinen des letzten Bandes seine Bedenken gegen den Tod Heinrich's geäußert, schrieb Keller am 9. Mai 1855: „Ich habe erst vor sechs Wochen das letzte Capitel meines Romans, und zwar am Palmsonntag, buchstäblich unter Thränen geschmiert und werde diesen Tag nie vergessen." Und im Juni desselben Jahres: „Ihre Bedenken wegen des Todes des „Grünen Heinrich" stoßen wahrscheinlich vielen Leuten auf; wenigstens haben mir ganz schlichte und ungeschulte Leser gesagt, daß sie diesen Tod nicht erbaulich fänden. Das rührt daher, weil das letzte Capitel nicht ausgeführt ist und die Moral eigentlich nur zwischen den Zeilen gelesen werden kann, was hoffentlich mit der Zeit *geschehen* wird, wenn das Buch überhaupt so lange die Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande ist. Dies Schlußcapitel sollte eigentlich ursprünglich etwa drei Capitel stark werden und eine förmliche Elegie über den Tod bilden, indem hauptsächlich das aufgegebene Bewußtsein der persönlichen Unsterblichkeit dem Heinrich das Gewissen und Weiterleben schwer macht, da die Mutter dies einzige, einmalige und unersetzliche Leben für ihn verloren. Das wäre ein Hauptgesichtspunkt gewesen und ist gerade ganz weggefallen; da es mir theils zuwider wurde, nochmals über diesen Gegenstand breit zu werden, theils ich aber auch nicht mehr Zeit dazu hatte, indem es dazu eines tiefen und wohlüberlegten Ausdruckes oder Stils bedarf. Ein anderes Motiv des Todes, wenigstens des symbolischen, ist das Scheitern seiner neuen Hoffnungen. Denn wie kann er, da er in Bezug auf die Familie, welche die Grundlage der Staatsgemeinschaft ist, ein verletztes oder wenigstens beschwertes Gewissen hat, ein öffentliches Wirken beginnen oder sich für dasselbe vorbereiten? Ferner, da er mit der Erfahrung der geläuterten Liebe zurückgekehrt und eine lebendige Hoffnung darauf trägt, macht ihm gerade diese Hoffnung das Leben unmöglich, weil sich wohl kein edles und ungetrübtes Lebens- oder Eheglück denken läßt nach dem so beschaffenen Tode der Mutter. Da aber also alle diese neuen Aussichten in Bezug auf die Lebensthätigkeit sowohl, als auf den Lebensgenuß, gebrochen sind, was soll er denn weiter anfangen? Die Zeit und die Philosophie, sowie die Toleranz der Gesellschaft würden ihn allerdings rehabilitirt haben, da im Grunde kein Dolus in ihm war; allein die Sache trifft ihn zu plötzlich und am Ende einer langen aufgeregten Zeit, welche sein ganzes Wesen unterwühlt hat. Dieser Schlag ist nun allerdings eine Willkürlichkeit, oder wie man es nennen will; allein die Sache oder das Buch mußte doch ein Ende nehmen, und ich glaube, dieser Schluß hat mehr Bedeutung bei aller bloßen Andeutung, als ein summarisches Heirathscapitel gehabt hätte."

Ich will hier beifügen, daß nach der anfänglichen Idee des Dichters der arme Heinrich sich das Leben selbst nehmen sollte.

Man wird der peinlichen Erzählung von der Entstehung des Jugendromans nicht ohne stille Vorwürfe gegen den Dichter gefolgt sein. Aber man übersehe die Entschuldigungsgründe nicht! Wir wollen nicht die Hemmnisse äußerer Art ins Feld führen, die materielle Nothlage, die keinem freudigen Schaffen Raum gab. Die Veröffentlichung des „Grünen Heinrich" fiel für Gottfried Keller in einen Zeitpunkt, da ihm die Förderung dramatischer Projecte wichtiger erschien, als die Ausarbeitung seiner höchst subjectiven Jugendgeschichte, die im großen Ganzen eine überwundene Bildungsepoche für ihn bedeutete. Seit den Anfängen des Werkes war er ein Anderer geworden. Unbefriedigt von dem Vorhandenen, allmälig unschlüssig darüber, wie er sein Buch enden lasse, erwägte er immer unruhiger das Problem der beiden Ausgänge. Endlich überkam ihn, da die Blätter gedruckt vor ihm lagen, eine förmliche Angst und Scheu, der Welt seine Bildungskämpfe und Herzensangelegenheiten preiszugeben.

Es ist hier nicht Raum, weiter auf das merkwürdige Buch einzugehen. Nur eine Frage sei noch beantwortet. Was denn die Personen, die sich darin erkennen mußten, zu dem „Grünen Heinrich" sagten? Das Urtheil der verständigen Mutter liegt in einem Briefe vom 11. März 1854 vor:

„Dein Roman ist letzten December endlich hier angekommen, aber nur drei Bände; der vierte ist *jetzt* noch nicht da. Diese Bände haben wir von Herrn Flaigg[1]) zum Lesen bekommen (Gottfried Keller hatte also aus einer leicht erklärlichen Scheu sein Buch der Mutter und Schwester nicht geschickt). Sie haben uns beide sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Jugendleben, Deine Buben- und Schulgeschichten betrifft. Obschon alles in andere Gestaltungen und fremdartige Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre herausnehmen. Mit besonderm Wohlgefallen las ich die Erinnerungen und die Gedenkzeichen Deines theuren, unvergeßlichen Vaters. Regula wurde zwar empfindlich, daß nirgends keine Erwähnung einer Schwester sich findet: „man könnte daraus schließen, als würdest Du Dich schämen, sie als Deine Schwester zu betrachten." Solch ein Grund wird es hoffentlich nicht sein, sagte ich; es ist im Ganzen ein Roman, und wir wollen die Beurtheilung darüber anderen Leuten überlassen. Die Hauptsache ist, wenn's guten Beifall findt." (Die Antwort vom 10. April 1854 vgl. im zweiten Abschnitt.)

In das letzte Jahr seines Berliner Aufenthalts fällt eine leidenschaftliche Liebe, die Gottfried Keller auf seine Weise zu verarbeiten suchte. Da die Dame heute noch lebt und vielleicht überhaupt nie erfahren hat, wie sie von ihm geliebt wurde, muß man sich mit einigen allgemeinen Andeutungen zufrieden geben. Nur soviel, daß der kleine, oft so bärbeißige Herr Gottfried allezeit auf die Schönste sein Auge warf. „Der Teufel" — schreibt er im Sommer 1855 an Hettner — „hat mir, nach fünfjähriger guter Ruhe, eine

[1]) Züricher Freund Keller's, vormals Dampfschiffcapitän auf dem Neckar.

ungefüge Leidenschaft auf den Hals geschickt, die ich ganz allein seit dreiviertel Jahren auf meiner Stube verarbeiten muß und die mich alten Esel neben dem übrigen Aerger, Zorn und mit den Schulden um die Wette plagt. Ich sage Ihnen: das größte Uebel und die wunderlichste Composition, die einem Menschen passiren kann, ist, hochfahrend, bettelarm und verliebt zu gleicher Zeit zu sein, und zwar in eine elegante Personage."

Man erinnert sich, wie der „Grüne Heinrich", sterbensverliebt in Dortchen Schönfund, sich in Feld und Flur umhertreibt und sein Herzensweh einmal auf dem Rücken eines Bauernburschen ausprügelt. Dieser Zug kam mir stets so echt Kellerisch vor, daß ich mich nicht allzusehr verwunderte, in dem mitgetheilten Brief an Freiligrath vom October 1855 (Nr. 25) auf eine solche Keilerei zu stoßen. Dieselbe traf einen Schriftsteller Sch..... in Berlin. Keller hat später von Zürich aus Frau Lina Duncker die Scene nochmals ausführlicher erzählt: „Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch nachträglich gestehen, daß jenes blaue Auge, mit welchem ich einst bei Ihnen erschien, obgleich ich es abgeleugnet, dennoch von Prügeln herrührte. Ich hatte nämlich nicht nur den Sch ..... geprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder Einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Thaler gebüßt wurde. In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und anderen Leuten, mir zur Erleichterung, an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit; und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor." Gelegentlich ist Keller in späteren Jahren wieder auf die handgreifliche Praxis zurückgekommen.

Endlich war das Maß des Elends voll. Er mußte sich entschließen, noch einmal bei der treuen Mutter Hülfe zu suchen und dann bettelarm nach Hause zu ziehen. Er bat sie, tausend Gulden aufzunehmen und ihm dieselben schleunigst zu senden. Sie zögerte keinen Augenblick.

„Wenn ich nur einmal zu Hause bin" — hatte er ihr geschrieben — „so will ich ein Jahr lang so verzweifelt schustern in dem Stübchen, das Ihr da zu haben scheint, daß ein guter Ruck vorwärts geht. Es ist mir schändlich verleidet, Mittags und Abends immer auszugehen, um Etwas zu essen, ob es gut oder schlecht Wetter sei. Ich trinke zwar öfter Thee zu Hause des Abends, aber dies ist bei fremden Leuten, die an allem Etwas verdienen wollen, auch nicht das Wahre. Wenn ich so einen ganzen Winterabend zu Hause bin, so kostet derselbe, damit Ihr seht, wie theuer es ist, folgendes: für etwa 3 Groschen Oel, für 6 Groschen Thee, Butterbrot und etwas schlechte Wurst, für 2 Groschen Holz, welches zusammen 11 Groschen macht, oder 1 Franken und 3 Batzen. Wenn ich freilich sechs Stunden nach einander schreibe, so habe ich für 8—10 Thaler geschmiert; aber das kann man nicht so Tag für Tag nehmen. Doch genug von diesen Lumpereien; Ihr seht wenigstens, daß mir endlich etwas Geld durch die Hände geht und daß die Zwischenräume immer kleiner werden, wo ich keines habe, und somit wird es wohl bald anders kommen." Und beschwichtigend fügte er hinzu: „Hoffentlich ist diese Zahl

sieben nun die volle Zahl der Jahre, welche ich weggewesen bin, und es ist alsdann doch eine anständige und bedeutsame Zahl, welche man mit den sieben mageren Kühen vergleichen kann, auf welche umgekehrt die sieben fetten folgen."

Zu Ende des Novembers 1855 verließ Gottfried Keller Berlin. Bei Hettner in Dresden, wo er auch Berthold Auerbach sah, brachte er acht Tage zu. Kurz vor Weihnachten traf er in der alten ersehnten Heimath ein.

9. An Hermann Hettner.

Berlin, den 29. Mai 1850.

Verehrtester Herr und Freund! Wer ernten will, muß erst säen! Deßnahen sehe ich mich gezwungen, endlich die Feder zu ergreifen, wenn ich Nachricht und freundliches Wort aus einer mir sehr lieb gewordenen Landschaft und einigen von mir hochgehaltenen Insassen derselben erhalten will. Doch denken Sie nicht, lieber Hettner, daß dies Säen ein saures Geschäft des Eigennutzes für mich sei; sondern genehmigen Sie allerfreundlichst die Versicherung, daß es ein wahres Labsal und ein Ersatz für manche der in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden zu sein versucht werden soll. Vielleicht finde ich auch im Verlaufe des Briefes Gelegenheit, etwas von dem süßen Salze unschuldiger Verleumdung beizumischen, um die Illusion so vollständig als möglich zu machen, und es würde mich beglücken, dürfte ich annehmen, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin noch mit eben der schweigsamen und nachsichtsvollen Geduld unser kritisches Geplauder hingehen läßt, wie in jenen vertraulichen Conventikeln auf Ihrer Stube.

Ich bin also in Berlin. Meine erste That in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um Einen Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor, welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken. Ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit die drei Thaler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum October wieder erscheinen, und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts Anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in litterarische Kreise kommen, keinen anderen Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über ganz still und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein. So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und — preußischen Lieutenants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein ist, außer dem Hause bald Zerstreuung.

Ich wohne sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romans „Prinz Louis Ferdinand“ [1]) sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor; und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu, und Er hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Constellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in Berlin, nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewüthet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt, wie das hiesige Hoftheater, neben einigen routinirten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existiren können. Nur einige Beispiele. Im „Hamlet“ werden gerade diejenigen Scenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Thatlosigkeit, kurz den eigentlichen Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem thatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, Alles zusammen genommen, gegen den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motivirt findet, wenn man das Stück nicht sonst studirt hat. — In Hebbel's „Maria Magdalena“ spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt; der Sohn Carl erscheint als ein roher Lump aus irgend einer Wienerposse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten, vortrefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte. Solche oberflächliche, krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographieen, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten, wichtigsten Grundsätze und Typen unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Productes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturm hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponirend ist. Indessen, um nicht ungerecht zu sein, liegt wieder ein großer Trost darin, daß Vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser Schnödheit

[1]) Von Fanny Lewald.

frei und möchte jedesmal den Kerlen, besonders aber den Damen um den Hals fallen, wenn sie recht gut und verständig gespielt haben. Nur verlange ich, daß sie originell und ursprünglich seien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichsam einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere selbständige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber, welche die Glanzstellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroschene Mittel und Effectmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eseln zu erringen, sind mir zuwider, wie schlechter Tabak. Es sind dieses alte Geschichten; ich muß aber alles neu und von vornherein erleben.

Den „Robespierre" habe ich in Frankfurt gesehen und muß leider auch mit seinen Feinden schreien. Obgleich vortreffliche Scenen darin sind, so kann ich einem Drama doch keine große Bedeutung beilegen, wenn jede Scene mit vorgeschriebenen Pointen und bon mots schließt. Es ist eine Frucht der Lectüre von Lamartine's „Girondisten", so kam es mir wenigstens von Anfang an gleich vor; und dazu braucht es meines Erachtens keinen dramatischen Messias. Die hohe, vielgerühmte Unparteilichkeit des Gedichtes reducirt sich auf eine unklare Zusammenstellung von allbekannten Expectorationen, Phrasen und Facta. Die Helden verkünden zwar ohne Widerspruch ihre schönen Grundsätze, aber man sieht nirgends, wie sie dazu gelangen; das Volk erscheint durchaus niedrig und lächerlich, und das ist nicht nur kleinlich von Herrn Griepenkerl, sondern auch gemein und unwahr. Robespierre selbst ist eine confuse Erscheinung, in deren inneren Lebensproceß nur einige schwache Blicke vergönnt sind. Besser angelegt ist Danton, welcher sehr dankbar ist für eine energische Effectrolle; wenn nur nicht der erwähnte fatale Umstand da wäre, daß er immer mit einem längst gedruckten Witze abgeht. Die klassischen Phrasen eines Shakespeare, Goethe, Schiller, welche tausend Büchern zum Motto dienen, wurden nicht aus Chroniken und Memoiren abgeschrieben, sondern selbst gemacht. Ich weiß wohl, daß bei der zeitlichen Nähe und Bedeutung der französischen Revolution jene Pointen nicht zu übersehen waren; aber es ist halt ein fataler Umstand für die Werthbestimmung des Dichters. Eine Moral, ein fabula docet, hat das Gedicht gar nicht, wenn nicht etwa die Herabsetzung des Volkes eine solche sein soll. Die gelungenste Gestalt ist weitaus der alte Vadier und wirklich der besten Umgebung würdig, die man sich denken kann, besonders da, wo er mit Stroh bekränzt an dem Festzuge erscheint, um Robespierre und sein höchstes Wesen lächerlich zu machen. Dieser Charakter, sowie mehrere Scenen, z. B. ein Bankett, wo Danton und Robespierre sich als Todfeinde erkennen, oder Robespierre in der alten Königsgruft, wo ein uralter Mönch, der Hüter dieser Gräber, weder von der Revolution noch von dem gewaltigen Robespierre ein Sterbenswörtchen weiß, sind vom besten Stoffe und machen Einen zweifelhaft. Wenn nur Griepenkerl ein junger Mensch und nicht ein so alter Sünder und Professor wäre, so ließen sich die schönsten Hoffnungen schöpfen.

Auerbach's „Hofer" habe ich auf der Reise gekauft und gelesen. Wenn ein politischer Cretin eine dramatische Gestalt ist, so ist es dieser Hofer auf jeden Fall. Mißverstehen Sie mich nicht! Höchst dramatisch und tragisch

muß der Conflict sein zwischen dem sich opfernden, betrogenen Volkshelden und der falschen, elenden Dynastie und auch gewiß bedeutungsvoll und zeitgemäß; in dieser Hinsicht ist Auerbach's Intention durchaus zu anerkennen und zu loben. Nur mußte der Held auch etwas sagen, etwas handeln, kurz, uns ein wenig unterhalten. Ein Mensch aber, welcher nie das Maul aufthut als um nur dann und wann zu sagen: „Mein Kaiser!" und dann wieder still ist und sich zuletzt erschießen läßt, der ist in meinen Augen kein tauglicher Mitspieler in einer Haupt- und Staatsaction. Meines Erachtens liegt die Schuld hierin an einem affectirten Haschen Auerbach's nach schlagender Lakonik, Naivetät oder weiß der Teufel was, und es ist schmählich mißlungen.

Mit anerkennenswerthem Freimuth hat er den Erzherzog Johann zu einem Schuft gestempelt; wenn aber, wie ich höre, und ich kenne die Geschichte nicht genug, um selbst zu urtheilen, wenn die Verhältnisse unwahr und entstellt wären, und Johann dazumal entschieden gegen den Hof gewesen ist, so wäre es von Auerbach doch etwas willkürlich und gewissenlos gegenüber einer lebendigen Person, die das Bewußtsein vom Gegentheil in der Brust hat. Daneben hat es genug wunderhübsche Sachen in dem Buche; das Verhältniß zwischen den beiden zerfallenen Gatten ist von wahrhaft antiker Größe, wenigstens die Frau.

Von Auerbach bin ich überzeugt, daß er meisterhafte Dramen schreiben wird, wenn er nicht zu hochmütig ist, die Oekonomie der Bühne und die Forderungen des schaulustigen Volkes sowohl, als die hundertjährigen Erfahrungen und Entwicklungen der Theaterwelt und ihrer Kritik zu beachten und seinen souveränen persönlichen Einfällen überzustellen. Leider scheint mir das ganze sichere und naive Auftreten mit diesem dramatisch ziemlich übel eingerichteten Stücke eher darauf hinzuweisen, daß er einstweilen sich an keine allgemeinen Erfahrungen und Errungenschaften zu halten gedenkt. Es wäre jammerschade, wenn seine reiche und tiefe Herzens- und Menschenkenntniß, sein starkes Gemüth durch Eigensinn für die Bühne verloren gehen und es nur einer Birch-Pfeiffer gelingen sollte, aus seinem Reichthume Nutzen zu ziehen.

Bei der Aufführung der „Maria Magdalena" habe ich entdeckt, was ich früher übersehen habe, daß auch dies Stück noch gewaltig am Schicksal und Zufall laborirt. Gleich Anfangs die Geschichte mit dem Grab, in welches die Frau ihren Strauß wirft, und nachher die Katastrophe, welche eigentlich nur durch den Zufall herbeigeführt wird, daß der Secretär in der Eile vergißt, der Clara zu sagen, er wolle sie dennoch heirathen, und er sie also in dem Wahne läßt, auch diese letzte Hoffnung sei gestorben.

So schön nun das Hereinziehen dieses ersten Geliebten in die Entwicklung ist, so wohlthuend für die Bühnengerechtigkeit sein Coramiren des Leonhard, so peinlich ist es, das arme Kind lediglich an diesem Irrthum und nicht an der inneren Nothwendigkeit sterben zu sehen. Indessen ist Hebbel dadurch zu entschuldigen, daß der Fehler eigentlich nur ein embarras de richesse ist, indem ohne die Wiederkunft des Secretärs die Katastrophe schon motivirt und unvermeidlich gewesen wäre, es also auch nicht Verlegenheit und Gedankenarmuth ist, welche den leidigen Zufall veranlaßt. Wir haben in Mannheim

bei der „Deborah" das Unglück gänzlich durch ein kleinliches, zufälliges Mißverständniß hereinbrechen gesehen, und nun höre ich auch, daß in einem neuen Trauerspiel, das jetzt gepriesen wird, dem „Erbförster" von Otto Ludwig, die Katastrophe ebenfalls durch einen Zufall herbeigeführt wird! Woher kommt es, daß alle diese entschiedenen Talente an diesem wichtigsten Punkte scheitern und in einer Art geistiger Faulheit stecken bleiben? Entweder, glaube ich, es ist die verkünstelte und gesuchte Wahl des Stoffes, welche sie auf das Eis führt — oder sie legen zu viel Gewicht auf das Gelingen der Sprache und Scenerie, ein Gelingen, welches, wie andere poetische Formen, nach und nach zum Gemeingut und von den Inhabern zu hoch angeschlagen wird. Wir haben erlebt, daß ein lyrisches Gedicht, dessen Bilder und Wendungen vor zwanzig Jahren den Verfasser berühmt machten, jetzt kaum gelesen wird; ich denke, es wird auch mit dem Drama so gehen.

Ich benutze jetzt die Nächte, mich mit Fany Lewald's Arbeiten näher zu befreunden. Wenn man den Roman das moderne Epos nennt, so hat sie allerdings das Recht gehabt, mit dem Tode des Helden abzubrechen. Dann hätte sie aber auch dem Gedichte mehr epische Breite geben sollen, weniger dilettantische Geschichtschreibung und mehr Beschreibung und Poesie hineinlegen sollen. Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen, freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Raisonnement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle als eine Dichterin erscheinen läßt. Wenn ich ein Gedicht lese, so will ich mich sättigen an der Begeisterung und Phantasie, am technischen und musikalischen Genie des Verfassers und nicht immer hinweggetrieben werden, wenn eine interessante Situation kaum angegeben ist. Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen voller und üppiger schreiben würde. Wenn ihr die damalige Gesellschaft der Schlegel, Gentz, Unzelmann u. s. f. objectiv war und sie beabsichtigte, dieselbe recht in ein ungünstiges Licht zu stellen, so ist ihr dieses meisterhaft gelungen; denn nicht bald hat mich etwas so angewidert, als der Verkehr jener Menschen, und ich bedaure, das schöne Bild Rahel's darunter stecken zu sehen.

Uebrigens achte ich Lewald's Energie und männliche Erfahrungsgabe, so wie ihre Tendenz sehr hoch. Doch klatsche und krittle ich ohne Ende drauf los, ohne zu bedenken, daß mein eigenes Examen vor der Thüre steht und daß ich allen Grund habe, mit Demuth und Bescheidenheit umherzugehen. Mit Vieweg bin ich jetzt im Reinen; er hat zwar das Manuscript nicht gelesen, ist aber über mein „Exposé" [1]) entzückt und fängt an zu drucken; gebe der Himmel, daß ich das Exposé nicht zu schön gemacht habe! Es macht mir Angst. Er ist ganz vergnügt, hat mir sogar vorläufige Zahlungen angeboten, und will nun auch meine Gedichte unversehens doch drucken, so daß ich also auch

[1]) Eine im Nachlaß vorhandene vorläufige Skizze des „Grünen Heinrich".

annehmen kann, er werde die dramatischen Sachen auch nehmen. Den Roman will er Speculations halber erst im October versenden; jedoch will ich dafür sorgen, daß ich Ihnen vorher die Aushängebogen schicken kann. Ich sehe erst jetzt ein, daß ich ihm doch vielleicht zu viel gefordert habe, und wünsche nur, daß die Sache gut abläuft und er nicht petschirt ist.

Meine wunderliche Tragödie muß noch ein wenig theatralische Färbung bekommen; ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspieles zu sündigen, wenn ich in den ersten Acten einige Heiterkeit hineinbringe und halte mich manchen Kritikern zum Trotze an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüthen treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf oder *muß* vielleicht sogar die Tragödie im Ganzen und Allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten und zwar nicht nur in humoristischen oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Scenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob Alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist.

Den versprochenen Aufsatz über die Berliner habe ich nicht geschrieben. Die Ausstellung ist ein solcher Ausdruck einer inneren geistigen Armuth und Bettelhaftigkeit der jetzigen Staffeleikunst, daß nichts zu sagen war, als etwa über diese Armuth selbst. Und dazu fühlte ich mich nicht aufgelegt, da ich mich nun lieber der positiven Beschäftigung zuwende. Freilich ist auch nicht viel gesandt worden von außen her. Aus Frankreich und England gar nichts, von München und Wien zwei oder drei Bilder, und selbst aus Düsseldorf wenig. Die glänzendste Repräsentation genoß die vornehme Portraitmalerei in gut gemalten Bildnissen von Fürsten, Adeligen, Diplomaten und eleganten Damen. Selbst die guten Landschaften übersteigen nicht ein halbes Dutzend; gute Genrebilder bringen es nicht einmal so hoch, und doch zählt die Ausstellung 1300 Nummern! Die biblische Geschichte war in großen Dimensionen von nicht talentlosen Leuten vorgeführt, aber ebenfalls mit einem solchen Mangel an Energie und Lebensfrische, daß Ihr, in Ihrem Buche über die romantische Schule ausgesprochener Satz[1]) in diesen Sälen seine Bestätigung leider nicht findet. Und doch liegt Wahrheit darin, besonders wenn man noch die Mythologie im weitesten Sinne herbeizieht. Ich fühlte dieses, als ich jüngst von einem Bilde Rahl's in München las[2]). Ohne es zu sehen, kann ich mir lebhaft vorstellen, wie der Künstler den uralten Stoff aufgriff, lediglich als Mittel, ein Stück gewaltigen, schönen Natur- und Sinnenlebens und einen namenlosen Moment begeisterter Stimmung mit einem legitimen Namen und Laufpaß zu versehen. —

Ich war sehr lustig am Rhein. Freiligrath kam mit nach Düsseldorf, wo drei Tage lang schwer Maitrank getrunken wurde. Jetzt bin ich aber gänzlich ausgenüchtert, und die nordische Mäßigkeit ist mir sehr willkommen für

---

[1]) S. 201 f. Die Historienmalerei werde immer gut thun, sich an die alttestamentlichen Gestalten zu halten, vorausgesetzt, daß sie diese in freiem, wahrhaft historischem Stil behandle.

[2]) Wohl Arion.

meine Zwecke. Freiligrath ist ganz absorbirt durch politische Umgebung und Geschäfte und klagt über gänzliche Verlassenheit in literarischen Dingen. Besonders that er's, als wir zusammen Ihr Buch besprachen und ich sagte, daß ich das Vergnügen hätte, Sie näher zu kennen. Dabei nahm ich mir vor, Sie recht fest beim Rockzipfel zu halten, lieber Herr Doctor!

Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich ein paar Zeilen zukommen zu lassen! Hoffentlich befindet sich Alles, was Ihnen lieb ist, also auch auf jeden Fall Sie selbst, wohlauf. Dieses verlange ich auch in gerechter Weise vom Kapp'schen Hause, in welchem mich indessen recht herzlich zu empfehlen ich Sie ersuche, so wie Herrn Moleschotts. Sagen Sie Herrn Kapp's, daß ich bei diesem schönen Wetter oft das Heimweh nach ihrem Garten und dem Heiligenberge empfände. Ich sollte auch an die Johanna und an Fries schreiben, fürchte aber, beide kunstbeflissene Kinder Gottes seien irgend wo im Gebirge und wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir in Ihrem gelegentlichen Briefchen hierüber Nachricht geben könnten. Empfehlen Sie mich insbesondere Frau Hettner, und bitten Sie wohldieselbe, die Erinnerung an mich freundlicher sein zu lassen, als der Eindruck meiner kleinen, struppigen Personnage sein mag! Ihr ergebenster

Gottfried Keller [1]).

Mohrenstraße Nr. 6, 3 Treppen links.

10. An Hermann Hettner.

Berlin, den 16. September 1850.

Ich komme soeben von einem Abendgang im Thiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier herum, und das Echo, das ihre indiscreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzutheilen; und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabricire, ohne erst eine conventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten er-

[1]) Hettner am 21. Juni 1850 an Keller: „Ich danke Ihnen aufs Herzlichste für Ihren lieben Brief. Er ist für mich eine wahre Pandorabüchse gewesen; mit so viel Reichthum haben Sie mich, der ich arm und einsam in öder Wüste schmachte, aus der Fülle Ihres Schatzes überschüttet. Fahren Sie recht fleißig fort mit Ihren Berichten! Vielleicht können Ihnen diese Mittheilungen dazu dienen, daß Sie dann und wann Ihre Gedanken, Anschauungen und Stimmungen resümiren, und mir bieten Sie mit diesen rasch hingeworfenen Aphorismen unendlichen Genuß und Nutzen. Verlassen von allen äußeren Anregungen einer kunstreichen Stadt, ja selbst abgeschnitten von dem Verkehr gleichgestimmter Kunst- und Fachgenossen, bin ich jetzt lediglich dazu verdammt, die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, zu sammeln. Diese Ungunst der Lage müssen Sie bedenken, wenn ich auch darin dem Bettler gleiche, daß ich Ihre reiche Gabe nicht mit einer Gegengabe erwidern kann, sondern nur mit einem armseligen: Ich danke, oder: Gott vergelt's!"

halten zu haben[1]). Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu thun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht auf einmal zu lesen.

Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des „Grünen Henri" zu corrigiren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr 16 Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unendlichen Geschwätz endlich die Spur einer That sehen. Das „Werk" liegt wie ein Alp auf mir, und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist.

Inzwischen treibe ich mich in den Theatern herum, was aber mit einer eigenthümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parquet gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen, und ich würde mir bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenacten an Häubchen und Halskrausen aller Art vornehme.

Ich habe letzthin auch den „Tasso" gesehen, und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuthen ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im „Hamlet" und „Faust" besitzen, und welche die alte Welt durchaus nicht kannte zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit Manchem aus der Seele geredet hat. Die Geschichte der Sappho, welche man einwenden könnte, gehört meines Erachtens gar nicht hierher. Uebrigens ist der Berliner Tasso (ein viel bewunderter Herr Hendrichs) ein höchst trauriger Mensch.

Die Rachel habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisiren und Französisch zu lernen[2]). Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person und die oder vielmehr *der* größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racine's „Athalie" gefallen, wo sie eine altorientalische tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellt, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Act und diesen fast ganz in einem Sessel sitzend, in einem prägnanten, glanzvollen Kostüm mit großen, ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so colossal einfach, derb und fast männlich und doch so majestätisch, wie man es sich von einem Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch so viel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man *für* sie Partei nahm *gegen* die frommen, aber langweiligen Priester Jehova's; wenigstens ich. Dem

[1]) Dieser Brief G. Keller's ist verloren gegangen.

[2]) Die Rachel debütirte im August in Berlin.

deutschen Publicum hat sie freilich in dieser Rolle am wenigsten gefallen; man sah nur ein böses „Weib" und bewunderte sie hingegen als Virginia, wo sie als liebende Braut ihre Jungfräulichkeit gegen einen Tyrannen bewahren mußte. Diese Aufgabe ist nicht nur ihrer, sondern auch jeder tragischen Personnage unwürdig; wenigstens kann ich nicht umhin, einen feineren und für ein Weib weniger peinlichen Conflict für eine tragische Situation auf der Bühne zu verlangen, als das angstvolle und tapfere Zusammenhalten ihrer Unterröcke ist. Das Stück ist übrigens nicht ohne Wirkung und von einem jetzt lebenden Franzosen geschrieben.

Während Rachel's Aufenthalt haben eine Menge Literaten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat[1]. Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hinderniß für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen, und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hinderniß nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen. Schiller hat selbst die „Phädra" übersetzt und Goethe sogar den „Mahomed", wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer! Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören als triviale! Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr: sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben, und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist eben originell und sowohl Shakespeare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre reine, wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten, und ich gehe deßwegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wiener Possen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall geräth, so hat sich

---

[1]) Hettner an Keller 17. October 1850: „Binnen Kurzem wird Ihnen ein Heft der ‚Blätter für literarische Unterhaltung' in die Hände fallen, in denen ich mir den Scherz erlaubt habe, unmittelbar an Ihren letzten Brief anknüpfend, meine Gedanken über die altfranzösische Tragödie in die Welt hinauszuschreiben." (Der Aufsatz, „Die altfranzösische Tragödie", in Form eines offenen Briefes an einen Freund in Berlin, ist neu gedruckt in Hermann Hettner's Kleinen Schriften, S. 397 ff., 1884. Hettner theilt darin die ganze folgende Stelle aus dem Briefe Keller's mit.)

dafür in der sogenannten niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig vom Text der Stücke werden mit allen möglichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und Alt und Jung aufheitern; bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wienerpossen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Comödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere, und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden, und gewöhnlich politische oder sociale Anspielungen enthalten. In halb wehmüthiger, halb muthwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen, und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalles, den das Volk reichlich spendet, zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen ergötzlichen Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit u. s. f. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt; und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexercitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Literaten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's, nun bringt er gewiß den Hassenpflug! nun kommt der Haynau u. s. f. Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Polizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmälig reif werdenden Ideales ringen [1]).

Ich befürchte, als Cavalier nicht in Ihrer Achtung zu sinken, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß die Bierbrauer von London auch Ihnen einige Satisfaction verschafft haben. Fast alle halbliberalen Waschblätter und Leute, welche selbst niemals einen Handel „ritterlich" auszufechten im Stande sind, wollen sich jetzt dadurch ein ritterliches Ansehen geben, daß sie über die wackeren Burschen schimpfen, welche Herrn Haynau ausgeklopft haben [2]). Und doch ist die Begebenheit gerade für den Aesthetiker und Kunstliebhaber sehr er-

[1]) Dieser Abschnitt über die Posse wurde von Hettner benutzt in dem Buche „Das moderne Drama", 1852, S. 180.

[2]) Vergl. Varnhagen's Tagebücher, Bd. VII, S. 326. Bekanntlich wurde General Haynau, die „Hyäne von Brescia", bei seinem Besuch der Barclay'schen Brauerei in London 1850 von den Braueknechten, als diese ihn erkannten, durchgeprügelt.

wünscht gewesen. Haynau hat uns in Ungarn so vortrefflich phantastische Bilder, ganz à la Callot geliefert, Galgen in Masse, mit langen Reihen Gehängter, gepeitschte Weibsbilder, gequälte Juden u. dgl., dazu das Land der Zigeuner, die malerischen Kostüme ꝛc., daß wir bei diesen Vorstellungen eine Sammlung Callot'scher Kupferblätter oder eine alte Chronik mit Holzschnitten zu durchstöbern glaubten, wozu auch der Pandurenschnauz des Generals gut paßte. Ist da nicht die Londonerscene ein vortreffliches Gegenstück in Breughel's oder Teniers Geschmack? Geschwungene Besen und Strohwische, zerfetzte Straßenjungen, derbe Brauknechte, dazwischen rollende Bierfässer, Kehrichthaufen und in der Mitte die abenteuerliche Gestalt! Es nimmt mich Wunder, wo der Kunstfreund einen geeigneteren Pendant hätte finden können. Neben einen Niederländer hängt man nicht einen Raphael, sondern auch einen Niederländer, und die Zeit wird beiden Bildern schon die erforderliche Bräune und jenen düsteren Firniß geben, welcher sie für die Galerie der Geschichte aufnahmsfähig macht. Ich hoffe, das Volk werde fortfahren, mit einem munteren Breughel aufzuwarten, wenn man ihm einen Callot-Hofmann vorsetzt.

Dieser Tage habe ich mit vergnüglicher Erinnerung Ihren Aufsatz über Schiller's Anthologie[1]) gelesen, sowie früher den von Stahr über Ihre und Vischer's Werke. Ich habe mich dabei geärgert, daß Brockhaus die letztere Arbeit in die Hinterkammer seines Blattes rangirt hat; während er das Unbedeutendste manchmal in die Hauptspalten rückt. Wie steht es mit Ihren Arbeiten? Ich fürchte, ich habe Ihnen jüngst sehr triviales Zeug geschrieben über Ihren Gedanken eines dramatischen Katechismus; wenigstens habe ich nachträglich klarere Gedanken gehabt; doch will ich es nicht zum zweiten Mal risquiren, platt zu sein.

Ich hoffe, Frau Hettner und Fräulein Tochter werden sich des vollkommensten Wohlseins erfreuen, so wie auch Sie selbst. Was mich betrifft, so habe ich die Cholera noch nicht bekommen und gedenke es auch nicht zu thun. Nach Dresden gehe ich nun nicht mehr, sondern will meinen dortigen Aufenthalt mit meiner gänzlichen Abreise zusammenreimen. Auf jeden Fall speculire ich auch nach Wien zu kommen: ob in diesem Zug, oder nach einem vorhergehenden Aufenthalt in der Schweiz, weiß ich noch nicht.

Mein namenloses Trauerspiel ist den Sommer über liegen geblieben, und obgleich ich nicht viel darauf gebe, will ich es doch nächstens fertig machen und es Ihnen schicken, wenn Sie noch so freundlich sind, es lesen zu wollen.

Was ich denn eigentlich thue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich ganz allein bin, etwas schreibe, lese, speculire, düftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen, und neue haben sich bereits an-

[1]) In den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1850, Nr. 220—221.

gesetzt; und im Ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte. Gutzkow's neuer Roman[1]) oder der erste Theil desselben hat mir sehr gefallen, obgleich er etwas liederlich geschrieben ist. Es sind sehr treffende und feine Zeit- und Charakterschilderungen, und er zeigt seine Meisterschaft im Beobachten. Ich glaube, es wird ein bedeutendes Werk sein, wenn die mannigfaltigen Anlagen gleichmäßig fortgeführt werden und wird eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen.

Wie geht es dem alten Kapp? Wissen Sie nichts von Feuerbach? Mit herzlichen Empfehlungen und Grüßen Ihr ergebenster

G. Keller.

11. An Ferdinand Freiligrath.

Berlin, den 22. September 1850.

Lieber Ferdinand!

Da ich in zwei bis drei Wochen meine jetzige Wohnung verlasse, um eine neue zu beziehen, so muß ich bescheidentlich wieder an Deine Thür klopfen, um Dich zu warnen, mir nicht etwa Deine rückständige Antwort auf meinen letzten Brief vom schönen Monat Mai dieses Jahres an die damals angegebene Adresse zu befördern, indem dieselbe (Mohrenstraße 6) nur noch vierzehn Tage gültig und die neue noch unbekannt ist; denn ich bin eben im Begriff, ein gemüthliches Winterquartier auszukundschaften. Ich bleibe nämlich über Winter noch allhier, um im Frühjahr über Wien nach Hause zu reisen. Wenn jedoch meine Mutter nicht in Gestalt einer alten, müden Frau sehnlich auf mich harren würde, so bliebe ich noch lange in Deutschland; denn für den Augenblick zieht mich sonst nichts nach Zürich. Weiß der Teufel, was das Freundesgesindel Alles daselbst durcheinander macht. Denn auf verschiedene Briefe bekam ich keine Antwort, und aus den Nachrichten meiner Mutter ersehe ich, daß keine Seele etwa sich um meinen jeweiligen Aufenthalt oder Adresse erkundigt.

Der Hauptzweck dieser Zeilen ist aber, Deiner verehrten Frau und Dir herzlich zu Eurem Neugeborenen Glück zu wünschen, obgleich mir dessen „Geschlecht noch unbekannt ist," wie einst Heinzen's[2]) Schuster in Zürich schrieb. Ich habe nämlich glücklicherweise in der „Didascalia" einen hübschen Bericht aufgeschnappt, wie die indianische Rothhaut Ga-Ge-Gi-Go-Gu Dir ein Kind aus der Taufe zu heben im Begriffe sei[3]) (was hoffentlich seither ge-

[1]) „Die Ritter vom Geiste".

[2]) Karl Heinzen (1809—1880) war gleichzeitig mit Freiligrath in Zürich als politischer Flüchtling.

[3]) Die „Didaskalia" Nr. 211—222 vom 16. und 17. September 1850 berichtete über einen originellen Besuch, den der Indianerhäuptling Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh, selbst Dichter sowie Uebersetzer des Neuen Testaments, im August in Düsseldorf bei Freiligrath, dem famosen Verdeutscher des „Hiawatha" machte und dabei Pathenstelle bei Otto Freiligrath vertrat, der seither den Namen des Indianers zum Scherze trug. Vergl. auch W. Buchner, Freiligrath Bd. II, S. 321.

schehen ist), und der ganze Artikel hat mich so gefreut, daß ich auf der Stelle zu schreiben beschloß. Möge das Kind floriren und urwaldskräftig werden zu Ehren seines merkwürdigen Pathen, und möge das Alphabet fortgesetzt werden, bis Du den Ka=Ke=Ki=Ko=Kuh, nämlich meine Wenigkeit, zu Gevatter bitten wirst! Bis dann werde ich ein ordentlicher und solider Gevattersmann sein[1]). — Ferner habe ich früher gelesen, daß im Düsseldorfer Malkasten das Schweinfurter Grün und das Judenpech nebst einigen Dachspinseln sich gegen die Octroyirung einer dicken, rothen Zinnoberblase auflehnten, hoffe aber, Du werdest das Feld behauptet haben und Dich lustig machen[2]). — Sonst weiß ich Nichts von Enerem Thun und Lassen. Das zweite Heft Deiner politischen Gedichte ist nicht erschienen, obgleich ich es wünschte; weil ich, angeregt durch Dein „Zwischen den Garben", der miserabeln Tageskritik ein wenig unter die Arme greifen und einen Aufsatz über Deine Sämmtlichkeit fabriciren möchte.

Das einseitige und unbefugte Gewäsche hat mich neuerlich wieder bei Lenau's Tode geärgert; da hört man immer die gleichen, einmal angegebenen Phrasen und Schlagwörter, und von dem, was Einen am meisten freut, über das man Gleichgesinntes vernehmen möchte, wird keine Silbe gesagt. Lenau's Leichenbegängniß habe ich um so stiller und ernster in meinem Herzen gefeiert, als ich weder in irgend einem ästhetischen Kränzchen noch sonst mit einer literarischen Seele ein Wort darüber wechseln konnte, da ich in einer totalen Abgeschiedenheit lebe, stumm und nüchtern, wie eine Schildkröte. „Bringen Sie Wasser herein! Die Speisekarte! Ich habe keine Kerzen mehr! Ich wünschte ein Dutzend Cigarren!" sind so ziemlich die einzigen Worte, welche manchmal wochenlang über meine Lippen kommen. Ich speculire aber desto mehr innerlich und lache in die Faust, wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen. Es wird ein schreckliches Erwachen sein für dieselben, wenn meine schwarzen Thaten endlich das Licht erblicken.

„Der grüne Heinz" ist endlich unter der Presse, und ich habe die ersten acht Bogen corrigirt. Er wird, höre und zittere! drei Bände stark werden, aus Rücksicht für — die Leihbibliotheken, welche übrigens damit angeschmiert sind; denn der Stil des Buches ist noch ziemlich breit und willkürlich, und der Inhalt monoton und trübselig. Um so mehr freue ich mich auf ein forsches, lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmälig in mir reif geworden ist. Das subjective und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der anderen Esel.

---

[1]) Marie Melos, Freiligrath's Schwägerin, die in eifrigem Briefwechsel mit Keller stand, schrieb diesem später, am 10. Februar 1877: „Ida bedauert es jetzt noch, daß der ‚Ka=Ke=Ki=Ko=Ku' nicht bei Percy (Freiligrath) zu Gevatter gebeten wurde. Es wäre doch hübsch gewesen, wenn er mit der Ma=Me=Mi=Mo=Mu zusammen gestanden hätte."

[2]) Betrifft Freiligrath's Austritt aus der Künstlergesellschaft „Malkasten". Vergl. W. Buchner, Bd. II, S. 219.

Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken, und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich nicht das Geld brauchte, so gäbe ich sie ihm nicht, da sie zum Theil auch noch stümperhaft sind. Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache; sie duldet nur selten eine rivalisirende Thätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungetheiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüthe hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an consumirten Victualien, Nervenverbrauch und manchmal Thränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel: und dann wird es Einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh' Einer hin und werde Lyriker!

An genugsamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht; aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erst angefangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erste und reichste Singlust schon verpufft und verkünstelt war. Ich muß erst jetzt lachen, wie sehr die guten Schulze, Eßlinger[1]) u. s. f. jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder protegirten und für baare Münze nahmen. Entweder verstanden sie sich nicht auf die Poesie, oder nicht auf die Liebe, und Beides ist in diesem Falle gleich schauerlich; doch will ich annehmen, und das zu ihrem Ruhme, das Erstere sei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugterweise ertheilten Lorbohnen ausruhte, anstatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft sein und entflamme deßhalb in diesem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkischen Tabak und rauche sie allen guten Freunden zu.

An die liebe Caroline denke ich oft und an ihren Hasenbraten; er kostet zwar in Berlin nur sechs Silbergroschen die Portion, ist aber nicht so gut gekocht, und die Tischgesellschaft ist abscheulich: lauter Referendare und Doctoren, welche Klavier spielen! Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tische einen, welche überlaut vom Handwerk sprechen, ohne zu ahnen, daß in meiner Person ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüssel ißt. Sie essen ungeheuer viel, erscheinen jedoch unregelmäßig bei Tische, da sie oft geladen sind und es den Tag nachher erzählen: „Gestern bei Geheimraths" ꝛc. Daher sieht man gegen 1 Uhr eine Menge dieser Leute über die Gassen rennen, den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn's warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen; merkte aber, daß es Kunden sind, welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Conditorei und durchfliegen geschwind die „Europa" oder das „Morgenblatt", um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein zierliches Baiser und wechseln den unabänderlichen Thaler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränke ist das sogenannte Bairische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht und von welchem sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt. Ich habe

[1]) Wilhelm Schulz sammt dessen Frau Caroline und Regierungsrath Eßlinger in Zürich.

es im Anfange auch getrunken, verspürte aber bald ein verdächtiges asiatisches Mouvement in meinen Eingeweiden und faste jetzt lieber so lange, bis der Betrag einer halben Flasche Rothwein erspart ist, wozu ich dann jedes Mal aus der Privatchatoulle meiner Liederlichkeit die andere Hälfte füge und still und vergnügt eine Ganze trinke. Dies gibt mir Veranlassung, bessere Gesellschaft zu sehen in den Weinstuben, wo vernünftige Weinländer mit dicken Bäuchen und jovialen Gesprächen zusammensitzen, denen ich gern zuhöre in einer Ecke, den heimathlichen Lauten besserer Zonen lauschend. Auf der Straße sieht man diese rheinischen Gestalten nur selten; ich glaube, die Racker sitzen am Ende den ganzen Tag in den Löchern, während ich zu Hause sitze und die Finger krumm schreibe.

Mit dem Theater, meiner Hauptunterrichtsanstalt, bin ich gut zufrieden; die Schauspieler können zwar nicht viel, nach meinen Begriffen, doch werden möglichst viel instructive Stücke gegeben; so z. B. in dieser laufenden Woche, zwei von Shakespeare, „Nathan", und eines von Sophokles; dazu war jüngst die Rachel hier und führte Corneille und Racine vor, so daß ich eine ziemliche Uebersicht fast aller dramatischen Richtungen gewinne, wie sie sich auf der Bühne ausnehmen. Uebrigens bin ich hier in meinem Vorhaben bestärkt worden und werde womöglich vor meiner Heimreise ein Stück in Deutschland zur Aufführung zu bringen suchen. Wenn es sich zeigen sollte, daß ich mit dem Troß mitlaufen kann, so wären spätere zeitweise Aufenthalte in Germania und ein freies Leben führen mir vermittelt. — Ich traf hier schon mehrere Male den Dr. Rusdorf oder Emil Meklenburg[1]), dessen Du Dich gewiß noch erinnerst, auf der Straße, hüte mich aber wohl, ihn zu kennen. Dagegen unterhalte ich mich oft mit Theodor Mügge, das heißt, mit einer guten Novelle von ihm in dem Feuilleton der „Nationalzeitung", und erinnere mich dabei seiner derben Gestalt, die ich in Zürich sah während jenes famosen Literatursommers[2]). Im nächsten Winter werde ich wieder etwas in die Schule gehen, wenn etwas Nützliches gelesen wird und auch sonst unter die Leute kommen, da es doch einmal geschehen muß.

Empfehle mich Deiner sämmtlichen lieben Familie und melde mir gelegentlich den Gesundheitszustand des „Fuhrmann"[3]), der beiden Mädchen und des neuen Unbekannten!

Grüße auch Köster und Hasenklever von mir, wenn sie mich nicht schon vergessen haben, und gehe nicht zu oft in den „Ludwig" und in den Antimusikverein! Ich schicke diesen Brief an Deinen Verleger; solltest Du denselben nicht erhalten, so melde es mir sogleich, denn ich befürchte, Du habest den letzten auch nicht bekommen.

Nun schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

Dein getreuer

Gottfried Keller.

---

[1]) Gottfried Keller hatte in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1848, Nr. 304, von Emil Metlenburg gesagt, das sei ein Poet, der in „absurden und greuelhaften Reimereien" Ruge'sche Weisheit vortrage.

[2]) 1846, als Freiligrath in Zürich wohnte.

[3]) Beiname des kleinen Wolfgang Freiligrath.

12. An Wilhelm Baumgartner.

Berlin, den 16. Februar 1851.

Durch diesen Zettel, lieber Freund, möchte ich nur ein einstweiliges Lebenszeichen von mir geben, da ich dieser Tage eine kleine Revision meiner „auswärtigen" Verhältnisse vorgenommen und ermittelt habe, welche derselben durch wiederbelebte Verbindung zu erhalten und pflegen sein möchten, und welche nicht. Ich habe nämlich die ziemlich begründete Vermuthung, daß mich mehr als ein Freund und Gönner nach einem alten Sprichworte vergessen und begraben hat in seinem Gedächtniß, obgleich ich oft und viel an Alle denke. Die Gründe sind mir freilich unbekannt, wenn sie nicht etwa darin liegen, daß man mich für verloren und verschollen erachtet, weil ich einige Jahre hindurch still meiner Abklärung und Selbstrettung aus allerlei inneren und äußeren Kämpfen gelebt habe, anstatt mit Spectakel und Geräusch blinden Lärmen zu machen, wie es heut' zu Tage Mode ist. Ich habe von Heidelberg aus zwei oder drei Briefe an Dich geschrieben, ohne je eine Antwort zu erhalten, und weiß deßnahen nicht, ob auch in Dir eine jener Wendungen vorgegangen ist, die in einer dauernden Abwesenheit in Stimmung und Urtheil über den Abwesenden vorzukommen pflegen.

Und doch sind allerwärts die ordentlichen Leute so rar, daß ich mich gedrungen fühle, von meinen Freunden zu retten und zusammenzuhalten, was immer möglich ist.

Aber ehe ich einen größeren Brief abgehen lasse, wünschte ich zu wissen, ob auch Du noch der Alte für mich bist, oder wie es überhaupt mit Dir steht. Bitte Dich daher, mir recht bald zu schreiben, wenn Du Lust dazu fühlst, und werde Dir dann einen ausführlichen Bericht über mich selbst abstatten. Erhalte ich keine Nachricht von Dir, so werde ich es doch für eine Nachricht ansehen und einstweilen zu den übrigen Bitterkeiten legen, die ich in meinem Leben schon gesammelt habe[1]). Magst Du mir aber schreiben, so

[1]) Baumgartner antwortete am 22. März 1851 mit der Versicherung treuer Freundschaft fürs ganze Leben: „Was Dich interessiren dürfte, ist, daß wir (der von Baumgartner geleitete Studentengesangverein in Zürich in einem Concert) zwei Lieder von Dir, die ich componirte, sangen, nämlich einstimmig: ‚An die Natur' und Dein schönes Gedicht ‚O mein Vaterland' für Chor, das namentlich sehr gefiel und gern gesungen wurde; es wird auch im nächsten Sommer am großen Zürcher-See-Sängervereinsfest gesungen werden. — — — Von einer neuen Bekanntschaft wüßte ich Dir sehr viel zu schreiben, wenn es für einmal nicht zu weit führte: nämlich von unserm Freunde Richard Wagner, der mit dem ganzen Feuer seines Geistes und seiner Energie auf mich zündend einwirkt, wie ähnlich ein Feuerbach auf Dich, natürlich überwiegend in musikalischer Beziehung. Er ist durch und durch genialer Natur und in seiner Kunstanschauung durch und durch Revolutionär. Ich möchte Dich einstweilen auf seine hier geschriebene Arbeit, die er in Leipzig bei Wigand herausgab, aufmerksam machen, nämlich sein „Kunst-Revolution", besonders auf sein „Kunstwerk der Zukunft" (worunter er das Drama in Verbindung und Mitwirkung der Künste verstanden wissen will). In diesen Tagen gibt er uns in einer Reihe von Vorlesungen (vor einem kleinen Kreise von Freunden) seine neueste noch ungedruckte Arbeit „Das Wesen der Oper", worin er sich auf höchst geistreiche Weise über die Geschichte der Oper, die Entwicklung des Dramas, der Sprache, unserer Lyrik u. s. f. ausspricht und, um es mit einem Worte zu sagen, den Gedanken ausführt, daß unsere moderne Oper eigentlich kein Kunstwerk, kein Drama sei, sondern daß der wahre Dichter ein solches noch erst

schreibe mir recht viel, von Dir und Anderen! Denn jedes Wort aus der Heimath freut mich um so mehr, als mir der Aufenthalt nun förmlich zu einem Exile geworden ist, da ich mir vorgenommen habe, nicht eher nach Hause zu kehren, als ich gewisse Zwecke erreicht und einen bestimmten Abschluß hinter mir habe, was noch immer ein halbes Jahr gehen kann.

Mit herzlichem Gruße Dein G. Keller.

13. An Hermann Hettner.

Berlin, den 17. Februar 1851.

Lieber Freund!

Ein heimwärts fahrender Student wird von mir benutzt, Ihnen nur einen flüchtigen Gruß zukommen zu lassen und die Stockung unseres Verkehrs ein bischen zu heben.

Vor Allem aus muß ich Sie beglückwünschen zu Ihrer Berufung nach Jena[1]), welche ich aus einem Ihrer Briefe an Bachmayr ersehen habe. Zu Ostern werden wir also ein Stück näher gerückt sein! Dann danke ich Ihnen herzlich für Ihren so sehr eleganten und galanten Brief in den „Blättern für literarische Unterhaltung“[2]). Er hat mir große Freude gemacht, und ich kann nur im Allgemeinen sagen, daß ich Alles wahr und schön gefunden habe. Eine speciellere Beantwortung ward mir leider unmöglich, da ich den Aufsatz nicht zum zweiten Mal mit Muße lesen konnte, indem jene Nummer alsobald aus den Lesecabinetten verschwand und seither nicht erhältlich war. Aus dem gleichen Grunde habe ich auch Ihren Aufsatz über Hebbel[3]), von welchem ich gehört, bis jetzt noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Denn es ist in dieser Stadt der Intelligenz ungeheuer schwierig, etwas dergleichen zu erhalten, wenn man nicht am ersten Tage des Erscheinens glücklicherweise dazu kommt.

Von Bachmayr weiß ich nichts. Ich habe ihn ein wenig im Verdachte, daß er sich nicht allzusehr um Jemand kümmert, wenn man gerade nichts zu seiner dramatischen Carrière beitragen kann, welche er mit allzugroßer Subjectivität verfolgt. Doch wünschte ich sein Stück[4]) recht bald mit Bedacht lesen zu können, da ich es nur einmal schnell vorlesen hörte. Indessen hat er mir Stellen aus anderen Stücken recitirt; auch habe ich ein Lustspiel ge-

---

schaffen müsse, indem der Musiker erst in zweiter Linie (statt wie bisher als Hauptfaktor) mit dem Tone den Dichter zu vollem, wahrem Verständniß und zu voller Wirkung mit allen seinen unendlich reichen Mitteln zu bringen habe, natürlich unter Mitwirkung der anderen Künste. Mehr davon später, da er seine Vorlesung noch nicht geschlossen. Zum Schlusse liest er seinen neuesten, noch nicht componirten Operntext „Siegfried“, nach dem altnordischen Sagenkreise bearbeitet. Wir kennen es schon; er bringt darin den altdeutschen Stabreim und Sprachaccent wieder zur Geltung gegenüber dem willkürlichen und äußerlichen Reim und Metrum.“

[1]) Hettner's Berufung nach Jena als außerordentlicher Professor für Kunst- und Literaturgeschichte war im November 1850 erfolgt. In seinen neuen Jenenser Wirkungskreis trat er im März 1851.

[2]) Der oben erwähnte offene Brief an G. Keller: „Die französische Tragödie“.

[3]) Hebbel und die Tragikomödie in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1851, Nr. 13.

[4]) „Der Trank der Vergessenheit.“

lesen, und Alles zeugte vom gleichen großen Talente. Dieses ist um so beachtenswerther, als es fast ausschließlich specifisch dramatischen Charakters ist, und nicht etwa eine allgemeine halbpoetische Stimmung. Es thut mir nur leid, daß er wieder in das verfluchte Wien zurück mußte, wo die Leute gar nichts von der Welt wissen. Er ist noch so confus, daß es nothwendig seinen Arbeiten die rechte Klarheit und Bewußtsein etwas rauben muß. Er glaubt blind an Gervinus und Gagern, ist religiös, pantheistisch, demokratisch und constitutionell, alles durcheinander. Da er nun noch dazu ein gewaltsamer und geräuschvoller, fast aufdringlicher Mensch ist, so fürchte ich, daß dies seltsame Wesen ihm in seinen Angelegenheiten fast mehr schadet, als die Charakterlosigkeit und Dummheit der Theatertyrannen. Er hat in seinem Wien eben nicht Gelegenheit gehabt, sich zu cultiviren, da die Kerle dort alle selbst Quer- oder Dummköpfe sind; um so mehr bedaure ich, daß er wieder hin verschlagen wurde. Ich selbst kam indessen gut mit ihm aus, da ich den edlen Kern von diesen äußeren Zufälligkeiten zu unterscheiden wußte, und habe ihn recht lieb gewonnen.

Bei Fanny Lewald bin ich erst vor etwa zehn Tagen gewesen; sie gefiel mir gut und war sehr freundlich, so daß ich nun öfter hingehen werde. Sie ist eine wunderliche Person, und es klang mir gar seltsam, als sie erzählte, sie hätte Sie bei ihrem Freunde, dem Großherzog von Weimar, angelegentlich empfohlen als Jenenser Unterthan.

Ich werde mich alsgemach hinter die hiesigen Theaterverhältnisse machen und sehen, ob ich mehr Glück finde, als Bachmayr Gerechtigkeit.

Von meinen Producten schreibe ich Ihnen kein Wort mehr, als bis Sie dieselben in den Händen haben.

Wenn Sie mir gelegentlich schreiben, so berichten Sie mir um Gotteswillen, was die Herren in Heidelberg nun für Gesichter machen, und ob sie sich noch nicht schämen?

Ich habe im Herbste gelesen, daß Hagen[1]) nach Zürich verreist sei; weiß aber nicht, ob in Folge einer endlichen Berufung, da ich seit Jahr und Tag keine Nachrichten aus Zürich habe, weil ich auch nicht hinschrieb.

Wollen Sie mich wohl Ihrer verehrten Frau Professorin recht herzlich empfehlen, sowie Ihrem hoffentlich munteren Elisabethchen. Auch Herrn Moleschott bitte zu grüßen. Ich habe mit Vergnügen Feuerbach's Aufsatz über sein Buch gelesen[2]), dagegen mit Aerger seine neuliche Ausweisung aus Leipzig, doch hinwieder mit Vergnügen, daß er dort seine Heidelberger Vorlesungen drucken läßt. — Die Berliner Theatermenschen werden bald toll vor Dummheit. Sie bringen eine erbärmlichere Novität nach der andern auf die Bühne. Doch befinde ich mich noch immer vortrefflich bei Shakespeare und Weißbier! Ich wohne noch immer Mohrenstraße 6 und bin

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

---

[1]) Karl Hagen, der Historiker.

[2]) Lehre der Nahrungsmittel. 1850. Vgl. Ludwig Feuerbach's Briefwechsel und Nachlaß, Bd. II, S. 81 ff. 1874.

(Schluß im nächsten Heft.)

Merowingische und karolingische Bauthätigkeit.

Von
Dr. **Konrad Plath.**

Seitdem mit dem Anfange unseres Jahrhunderts das Interesse an den mittelalterlichen Bauwerken wuchs, ist besonders in Folge der Anregungen, die Arcisse de Caumont, der „Vater der modernen Archäologie" in Frankreich, gab, in einer ungemein reichen Literatur die Frage erörtert worden, ob auch aus der frühesten Zeit des Mittelalters und vor Allem aus der der Merowinger und Karolinger sich noch Denkmäler erhalten haben könnten, und welche unter den vorhandenen Bauten man dieser Zeit zuschreiben dürfe.

Es ist natürlich, daß sich das Hauptaugenmerk der Forscher, die diese Frage zu lösen unternahmen, darauf richtete, zunächst die eigenthümlichen Merkmale festzustellen, die die Bauweise der fränkischen Zeit kennzeichneten. An diesen Kennzeichen wollte man dann leicht aus der Menge der Denkmäler die fränkischen herausfinden.

Aber trotz des Eifers, mit dem man sich besonders im Vaterlande de Caumont's dieser Nachforschung hingab, ist gerade dort der Erfolg wenig befriedigend gewesen. Stellte man ehedem auf Grund vermeintlicher Kennzeichen der fränkischen Bauweise ganze Listen von erhaltenen Denkmälern dieser Zeit zusammen, so hat die Folgezeit diese Aufzählungen verworfen und sich zu dem Bekenntnisse genöthigt gesehen, selbst die Kennzeichen der Bauten des elften Jahrhunderts seien noch ungenügend bestimmt: darüber hinaus aber „sei alles Chaos".

Dieser Ausgang kann nicht Wunder nehmen. Man bewegte sich mit jener Frage nach den Kennzeichen der merowingischen und karolingischen Bauten im Zirkel. Man suchte nach Merkmalen, um vorhandene Reste der fränkischen Zeit zuzuweisen, während man doch sicher fränkische Denkmäler haben mußte, um die Eigenthümlichkeiten ihrer Bauart feststellen zu können.

Nicht auf äußerliche Kennzeichen läßt sich die Zeitbestimmung der Bauwerke gründen, sondern allein auf die schriftlichen Zeugnisse der historischen Quellen. Haben wir auf Grund dieser Urkunden die vorhandenen Denkmäler chronologisch geordnet, dann erst können wir der Untersuchung näher treten,

ob und wie weit gleichzeitige Bauten übereinstimmende Merkmale aufweisen, und welche Schlüsse sich daraus auf die Cultur ihrer Zeit ziehen lassen.

Und doch gab es, um eine allgemeine Anschauung von der Bauweise der fränkischen Zeit zu gewinnen, die aus den erhaltenen Denkmälern dann nur zu ergänzen wäre, Quellen, die man beinahe ganz außer Acht gelassen hat: — die literarischen. Sie nennen uns nicht nur die in ihrer Zeit entstandenen Bauwerke: sie geben auch über die Art ihrer Ausführung eine Fülle — freilich sehr zerstreuter — Andeutungen, die systematisch zusammengestellt, ohne Weiteres ein lebendiges Bild des fränkischen Bauwesens entrollen, ja über viele Thatsachen Auskunft geben, die wir selbst der Betrachtung gesicherter Denkmäler nicht würden entnehmen können.

Dies Bild zu zeichnen — auf Grund einer Durchsicht aller Geschichtsquellen der fränkischen Zeit — soll im Folgenden versucht werden. Indem manche irrigen Vorurtheile dadurch von vornherein gehoben werden, dürften die so gewonnenen Anschauungen auch dazu beitragen, die Beurtheilung der erhaltenen Reste zu erleichtern.

Am gelegensten für die Bauthätigkeit galt die wärmere Jahreszeit. Denn Steinbau war das gewöhnliche. Der Mörtel erträgt während des Mauerns keinen Frost. Am 1. März 645 begann der heilige Wandregisil den Bau seines Klosters bei Rouen, das später nach ihm Saint-Wandrille genannt wurde. Am 10. März 873 wurden zu Corvey die Grundsteine dreier Thürme gelegt. Ein anderer Bau wurde am Anfang der Fastenzeit, am Aschermittwoch, begonnen; es war ein Reparaturbau, der in sechs Wochen, vor dem Ostersonntage, beendet war. Bischof Alderich begann am 1. Mai eine Anlage, die am 16. September, — nach vier und einem halben Monat, fertig wurde. Hier haben wir also zugleich eine Nachricht über die Baudauer. Aber die Arbeit war über Erwarten schnell von statten gegangen; man hatte auf zwei bis drei Jahre Bauzeit gerechnet. Die gleichfalls wunderbar schnell vollendete Marienkirche zu Remiremont wurde in gerade einem Jahre fertig. Für ein Oratorium finde ich drei, für eine Kirche vier Jahre Bauzeit angegeben. Das Kloster Glanfeuil wurde im achten Jahre vollendet. An den Kirchen seines 645 begonnenen Klosters baute der heilige Wandregisil mindestens zwölf Jahre; die gleiche Zeit verging, bis jene Thürme zu Corvey geweiht wurden.

Ueber Baukosten haben wir keine bestimmten Nachrichten. Doch werden Geschenke als Beiträge zum Bau erwähnt. Fünfzig Solidi spendet König Theodebert für die Kirche des heiligen Valentin: etwa fünfzig Mark heutigen Geldes, die aber damals den Werth von 3600 Mark hatten. Dreißig Solidi gibt der brittische König Cheadvuala dem Vulmar zum Schmucke des Gotteshauses: dreihundert Mark, die heute 2160 Mark gelten würden. Unbestimmt ist die „große Summe Geldes", welche der heilige Ruricius in seinem Testament zur Vollendung eines Kirchenbaues aussetzte. Lonegisil erbaut eine Kirche „aus Beiträgen frommer Männer".

Diese Angaben zeigen zugleich, woher die Mittel für Kirchenbauten zu fließen pflegten. Am meisten wurde stets die Mildthätigkeit der allerdings überaus reichen Könige in Anspruch genommen.

Sonntags und an den Feiertagen ruhte man. Die Leben der Heiligen berichten häufig von Krankheiten, mit denen der Himmel die Uebertretung des dritten Gebotes bestrafte. Doch auch gesetzliche Vorschriften in den Capitularien verboten schon unter Pippin und Karl dem Großen die Vornahme bestimmter Arbeiten am Sonntage: gerade „am Schmuck des Hauses zu arbeiten" war untersagt; desgleichen die Thätigkeit in den Steinbrüchen.

Der Arbeitslohn wurde vorher vereinbart, so weit nicht Hörige etwa zu unentgeltlichen Leistungen verpflichtet waren. Fünf Maurermeister mit ihren Handlangern erhalten nach Alkuin täglich fünfundzwanzig Denare, etwa sechs Mark heutigen Geldes, im Werthe von fünfundvierzig Mark. Vielleicht hatten sie Geräth und Material dabei zu liefern. Bei anderer Gelegenheit bekommt ein Bauarbeiter einen Denar als Tageslohn fünfundzwanzig Pfennige; heute einem Werth von zwei Mark entsprechend.

Die Freude an stattlichen Bauwerken war in der fränkischen Zeit ungemein rege. Zahlreiche Visionen, die wundervolle im Traum gesehene Anlagen schildern, beweisen, wie eifrig sich die Phantasie mit diesen Dingen beschäftigte. Schon träumte man von einer eisernen Brücke. Eine im Traum gesehene Kirche wird unmittelbar als Vorbild zur Ausführung benutzt. Nicht nur knechtische Nachahmung der Denkmäler früherer Zeiten also ließ man walten, sondern folgte freier Erfindung.

Ueberhaupt stand die Bethätigung dieses Interesses der beschaulichen Betrachtung nicht nach; man führte auch neue Bauten in unübersehbarer Menge auf. Kirchen und Klöster zu stiften war aller Frommen Sehnsucht. Männer wie Nicetius, Agroecola, Victorius, von Deutschen Chrodinus, Hildin, Modoald, Rather, Filibert, Adalbero, Arn, der Abt Fulcad werden neben vielen Anderen als eifrige Bauherren genannt; geradezu staunenswerth ist die Anzahl der Bauten Alderich's. Die Bausucht der Aebte von Fulda suchte Ludwig der Fromme mit ernstem Tadel einzuschränken. Doch nicht Geistliche allein, auch Laien thaten sich durch Eifer hervor. Ueber den Kirchenbau Privater gab es besondere gesetzliche Bestimmungen. Vor Allem aber haben die Könige ungemein viel gebaut und auch zu fremden Unternehmungen mit großer Freigebigkeit beigesteuert. Gregor von Tours schildert uns den König Guntram, wie er sich mit den Geistlichen über die von ihm geplanten Bauten unterhält. Zuweilen wurde vom Könige bestimmten Männern der Bau einer Anlage übertragen; so läßt sich die Königin Radegundis, jenes holde Königskind aus dem Thüringer Walde, das ins Frankenland kam und später heilig gesprochen wurde, auf Anordnung ihres Gemahls Chlothar durch den Bischof Picentius und den Herzog Austrapius zu Poitiers ein Kloster bauen. Oeffentliche Bauten, wie z. B. Brücken, Stadtmauern werden in einzelnen Abschnitten Verschiedenen zur Ausführung übertragen. So finden wir es bei der Brücke von Pavia, und dasselbe scheint bei der Brücke von Pitres der Fall gewesen zu sein, über deren Bau der Bischof Hinkmar von Reims in einem seiner Briefe handelte. Die Beihülfe der Lehnsleute bei einem Bau ihres Lehnsherrn war geradezu geboten. Zum Bau und zur Erhaltung von Brücken waren die Anwohner verpflichtet. Aber auch freiwillig wurden fremde Aufträge zur Ausführung

übernommen, ja die Bauthätigkeit der Geistlichen auch für Profanbauten war gar nicht gering.

Die technische Herstellung war Sache der Baumeister, die die Pläne der Anlagen anzufertigen hatten. Ihre Baukunde erwarben sie sich aus den Schriften Vitruv's, aus Mamertus Claudian's Buch „De architectura", vor Allem durch die Praxis. Die vielfach althergebrachte Anordnung der Gebäude erleichterte ihre Aufgabe. Wir haben in dem berühmten Bauplan für das Kloster St. Gallen ja den Originalgrundriß von der Hand eines königlichen Baumeisters vom Hofe Ludwig's des Frommen. Aber zur genaueren Durchbildung der Einzelheiten wurden schon damals besondere Modelle, sei es in Elfenbein geschnitzt, sei es in Wachs bossirt. Als Baumeister werden uns genannt ein Geimmo, Audulf, Rumoald, Daudulf, Magulf, Gerlaicus, Widdo — lauter deutsche Namen. Auch Einhard, der berühmte Biograph Karl's des Großen, mag die Pläne für seine zum Theil heute noch erhaltenen Kirchen selbst entworfen haben. Wie sorgfältig man auf eine gute Wirkung des ausgeführten Gebäudes bedacht war, davon zeugt das interessante Beispiel jenes Bischofs Dalmatius von Rhodez, von dem Gregor erzählt, er habe eine Kirche, die er baute, immer wieder eingerissen, um sie besser und schöner aufzurichten und sie so schließlich unvollendet hinterlassen.

Die eigentliche handwerksmäßige Ausführung stand dann unter der Leitung besonders angestellter Maurermeister und Bauführer. Wichtig ist, daß sich schon in dieser Zeit Anfänge von Bauhütten, d. h. vertragsmäßigen Vereinigungen von Baumeistern zur Ausführung eines Baues finden, als deren Begründer in Deutschland der Abt Wilhelm von Hirsau (1080—1091) gilt. Dies zeigt sich bei der Herstellung des Klosters Resbais, dessen Bau dem Agilus vom Könige übertragen war. „Wir übertragen Dir," sagt der König bei der Anstellung, „die Mühwaltung der Aufsicht bei dem Baue des Klosters, welches Jener (der Kanzler Audoën) zu bauen wünscht." Darauf wählt sich Agilus nun ein Baucollegium von zwölf Mitgliedern. „Er schritt also," fährt die Quelle fort, „an das genannte Werk, indem er sich mit einer Anzahl von zwölf Brüdern zur Genossenschaft verband, und führte mit emsiger Sorgfalt die Baulichkeiten der Kirche bis zur Vollendung des Giebels." Als ein Maurermeister ist auch jener „Geistliche, der der Kunst des Mauerns (arti coementariae) vorstand, und den Florus (der königliche Vicegraf) vom Palaste deswegen mitgebracht hatte," zu nennen: — ein baukundiger Geistlicher vom Hofe des Königs Theodebert. Ihm gleichstehend ist der Guntlagus, der Präpositus des Dorfes Harly, der zur Zeit des Abtes Lagbard einen Prachtbau im Kloster beaufsichtigt und sehr energisch gegen einen säumigen Arbeiter verfährt. Uebrigens scheint nicht allenthalben die Aufsicht so streng gewesen zu sein; denn die als Bauarbeiter verkappten Spione, die Richer erwähnt, finden Zeit, selbst die Gemächer der Gemahlin und der Kinder des Bauherrn genau zu erforschen. Diese Bauführer heißen magistri, operis magistri, magistri operariorum, ihr Amt magisterium. Bei Klosterbauten führten wohl auch einzelne erfahrene Mönche die Aufsicht. Aredius hatte eine solche Vorliebe für

diese Beschäftigung, daß er sich schließlich als einziges Vorrecht ausbat, bei dem Bau von Kirchen selbst die Leitung übernehmen zu dürfen.

Wir erwähnten schon, daß die Bauführer auch als magistri operariorum bezeichnet wurden. Die operarii sind nun eben die eigentlichen Bauarbeiter verschiedener Art. Sie heißen auch opifices, artifices. Stets muß man festhalten, daß unter „artifices“ damals nicht Künstler in unserem Sinne, d. h. Schöpfer neuer Gedanken und Formen zu verstehen sind, sondern fast lediglich Handwerker, die um Tagelohn gedingt oder als Hörige dazu verpflichtet unter der Aufsicht Anderer fremde Pläne auf Bestellung ausführen.

Für das Zusammenbringen der zur Ausführung größerer Anlagen nöthigen Menge derselben hatte bei königlichen Bauten der Graf zu sorgen. Dem Grafen Florus wird vom Könige Theodebert dies Amt für den Bau des Klosters Glanfeuil übertragen. „Deine Sache wird es nun sein,“ sagt er, ‚dorthin zur Arbeit Handwerker (artifices) zusammenzubringen, und von allen Orten her, wo Du sie in unserem Dienste findest, zu vereinigen, damit jenes Werk möglichst schnell vollendet werden kann!“ Kurz darauf wird uns seine Thätigkeit noch genauer beschrieben: „Der genannte Florus also, heißt es, ließ, da er in dem ganzen Reiche des Königs Theodebert die höchste Gewalt inne hatte und damals das Amt des Vicegrafen im Gau von Angers verwaltete, von allen Seiten dorthin die erfahrensten Handwerker zusammenkommen, sowohl Zimmerleute wie Maurer und auch in anderen Künsten Bewanderte.“ — Aehnlich sendet der heilige Meneleus den Constantius bei benachbarten Grundbesitzern herum mit der Bitte, daß die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Leute zum Aufbau des begonnenen Klosters gesandt werden möchten. In den „Wundern des heiligen Germanus“ wird berichtet, wie ein reicher Adliger auf seinem Gute Handwerker zusammenkommen läßt und eine große Kirche erbaut. Auch für weniger umfangreiche Anlagen und Denkmäler werden Künstler (Handwerker) von allen Gegenden des Reiches berufen. So heißt es im Leben des heiligen Ansbert: „Als er nun aus verschiedenen Provinzen Künstler zusammengeschart hatte, errichtete er über jenem Grabe ein Denkmal von wunderbarer Größe, mit kostbaren Metallen, Gold und Silber geschmückt und mit herrlichen Edelsteinen verziert, wie es noch heute dem Blicke der Menschen sich zeigt.“ — Daß besonders aus Italien damals, gerade wie heute, Arbeiter über die Alpen wanderten, um sich durch ihr Handwerk während eines Theiles des Jahres ihr Brot zu verdienen, lernen wir aus dem Leben des heiligen Germanus, von dem es heißt: „Als er nun die Städte Galliens durchreist hatte und, um nach Italien zu kommen, die Alpen überschritt, gesellte er sich zufällig mit Handwerkern, die von der Lohnarbeit nach Hause zurückkehrten, zu gemeinsamer Reise zusammen. Während sie nun, mit den lästigen Bündeln beladen, die wolkenumhüllten Gebirgshöhen ersteigen, werden sie von einem ihnen entgegenströmenden Gießbach aufgehalten, der bei diesen abschüssigen Gehängen weder der Thiere noch der Menschen Tritte sicher haften läßt. Einer dieser Wanderer war nun lahm und schon ein älterer Mann.“ Germanus hilft ihm; sie gehen zusammen bis Mailand: man mag daher ver-

muthen, daß es commacinische Bauarbeiter waren. Dieser Germanus war übrigens ein Zeitgenosse des Aetius.

Von den verschiedenen Arten dieser Bauarbeiter wurden uns schon in der Stelle über Florus lignarii und coementarii genannt. Wir finden diese und Andere auch sonst mehrfach erwähnt als lapidarii, latomi, lapicidae, carpentarii, ligni caesores, namentlich genannt einen Engelwinus artifex lignarius, einen Leo faber lignarius, einen Baldomer faber ferrarius, dann Maurer murarii u. s. w., für die weitere Ausstattung Maler, von denen uns Madalulf von Cambrai, der in Fulda thätige Brun und Andere bekannt sind. Selbst ein merowingischer Prinz, Gundowald, war ein eifriger Maler bei der Ausschmückung der Decken und Wände von Kirchen, ohne doch große Anerkennung zu finden; man schalt ihn später: „Du bist ja wohl jener Maler, der zur Zeit König Clothar's in den Bethäusern die Decken und Wände beschmierte?" Das Publicum damals hatte also Interesse und Verständniß genug, um zwischen guter und schlechter Malerei zu unterscheiden und auch gegen hochgestellte Personen freimüthige Kritik zu wagen! — Auch hier bemerken wir wieder fast lauter deutsche Namen. Weiterhin finden wir Glaser thätig (vitrearii); wie wir noch genauer sehen werden, waren in merowingischer und karolingischer Zeit gläserne Fensterscheiben etwas ganz Gewöhnliches. Wie wir königliche Baumeister antrafen, so lernen wir gleichfalls besondere königliche Glasermeister kennen. Bewährte Glaser werden von auswärts eigens berufen, wie jener Matthäus, über den es in einem Brief der Reichenauer Formelsammlung heißt: „Mit dem Ueberbringer gegenwärtigen Briefchens sendet uns doch den Glaser Matthäus her, damit er unsern ‚Kindlein' ein Muster für das oberste Fenster der St. Veitskirche angebe." Ein deutscher Künstler, Walther, war außer der Glasbereitung auch der Metallbereitung kundig. Beide Handwerkszweige, zu deren Ausübung in gleicher Weise ein Schmelzofen erforderlich war — der Glaser bedurfte ja auch der Metallstreifen, um die einzelnen Scheiben zusammenzufassen — scheinen häufig in einer Hand vereinigt gewesen zu sein; auch bei der Ausführung der Marienkirche in Aachen ist ein opifex thätig, der in allem Erz- und Glaswerk alle Anderen übertraf. Er wird bald darauf in unserer Quelle als „Meister in Erz" bezeichnet; ließ sich aber bei dem Guß einer Glocke für Karl den Großen Unredlichkeiten zu Schulden kommen, indem er das gelieferte Silber durch Zinn ersetzte. Einen Glasschmelzofen erwähnt Gregor von Tours; er heißt fornax, cacavus, ebenso wie der Erzschmelzofen

Als Handlanger beim Bau, besonders als Stein- und Mörtelträger, halfen vornehmlich bei Herstellung kirchlicher Anlagen die Umwohner mit. So dienen solche dem Sualo bei seinem Bau; so helfen alle Gläubigen der Umgegend mit beim Bau der Kirche am Berge Schienen. Eine andere Kirche wird gebaut, „nachdem eine höchst zahlreiche Menge von Landleuten zusammengekommen". Alle Leute des Gaues Arbona müssen Hülfe leisten beim Bau einer Zella, und auch an anderer Stelle wird geschildert, wie die „Plebs" beim Bau behülflich ist. In einem Kloster helfen mitunter die gesammten Mönche bei der Ausführung neuer Anlagen mit, so bei der Errichtung des neuen Kreuzganges zu Fulda unter Eigil.

Fromme Einsiedler bauen auch wohl selbst ihre Hütte und ein oder mehrere Kirchlein zur Verehrung dabei, meist wohl von Holz, doch auch bisweilen von Stein.

So werden auch Soldaten im Nothfalle zu Bauarbeiten an Häusern benutzt. Mag auch der Bericht des Mönchs von St. Gallen über Karls des Großen schnellen Capellenbau bei Pavia fabelhaft sein, — obwohl er versichert, die Kapelle sei noch zu seiner Zeit vorhanden — so wissen wir doch, daß derselbe Karl auf dem Feldzuge gegen die Sachsen durch das Heer große Gebäude zur Aufnahme der königlichen Familie errichten ließ, wovon der Ort dann seinen Namen Herstelle erhielt. Daß militärische Anlagen, Burgen, Vesten und Schanzen, bei denen übrigens ebenfalls vielfach Steinbau in Anwendung kam, von den Kriegsleuten ausgeführt wurden, ist nicht zweifelhaft.

Bei der Platzwahl für einen einzelnen Bau, für die je nach dessen Bestimmung natürlich verschiedene Rücksichten maßgebend waren, ging man meist mit großer Sorgfalt vor. Mitunter vielleicht allzu peinlich, wie jener Baulustige, dem König Childerich Grund und Boden zur Anlage eines Klosters versprochen hatte, und der nun immer und immer wieder keinen ihm passenden Platz zu finden vermochte. Da waren Andere, besonders Geistliche, auch wenn ihnen keine Versprechungen gemacht waren, viel schneller oft mit sich einig: sie nisteten sich ein, wo es ihnen wohlgefiel, gleichgültig, wem der Platz gehörte. Und wehe dem Besitzer, der sein gutes Recht vertheidigte! Das Leben des heiligen Landelin erzählt, wie er einst mit verschiedenen Genossen an einer schönen Stelle, die ihnen lustig dünkte zur Anlage einer Kirche, ohne Weiteres begonnen habe, Bäume umzuhauen, wie auf eigenem Gebiet. Bei der eifrigen Arbeit hatten sie ihre „cappae“, ihre Mäntel „wie es zu geschehen pflegt,“ auf einen Baumstumpf gelegt: als der dazugekommene Besitzer des Waldes sie nun so eigenmächtig schalten sah, nahm er die Mäntel als Pfand in Beschlag: aber wegen seiner Missethat wurde er natürlich beim Fortgehen krank! Nicht anders erging es jenem Austresius, der, wie das Leben des heiligen Roding berichtet, solche frommen Landräuber aus seinem Besitzthum vertreiben wollte. Und solche Vorgänge werden noch öfter zur Abschreckung Andersdenkender berichtet. Auch der heilige Junian wurde bei dem König Chlothar beschuldigt, sich in dieser Weise an königlichem Gute vergriffen zu haben.

Anderen wurde von vornherein eine Baustelle angewiesen, oder man erwarb sich durch Kauf ein taugliches Grundstück. Uns erscheint diese Art des Erwerbs die nächstliegende. Aber der Grundbesitz und die Freigebigkeit der Könige waren damals so groß, daß an sie sich zu wenden Vielen ein kürzerer Weg zum Ziele schien. Darum hören wir auch wenig von Grundstücksverkäufen und sind über die Preise von Grund und Boden nur in geringem Maße unterrichtet. Nach einer Urkunde des Jahres 812 wurde ein Grundstück im Gebiet von Bonn, von 120 Fuß Länge und 56 Fuß Breite (= 5,89 Ar) für 20 Solidi d. h. etwas über 69 Mark verkauft; im Jahre 836 ein solches an der Ruhr von viel beträchtlicherem Umfang, da es 10 iurnales (3,41 Hektar) enthielt, für nur 22 Solidi = 76 Mark. Besondere Umstände zwangen natürlich bisweilen, mit weniger günstigen Baustellen vorlieb zu nehmen. Doch

wurde, wo ein günstiger Platz gefunden war, das stets mit besonderem Wohlgefallen vermerkt. Ein günstiger Bauplatz wird z. B. in den Wundern des heiligen Germanus geschildert: „Es war der Ort durch seine natürliche Lage äußerst bequem und empfahl sich, da an der östlichen Seite die Anhöhe des Berges sich allmälig senkte, als ein sanft geneigter Abhang sehr passend gleichsam von selbst zur Anlage einer umfangreichen Baulichkeit." Man suchte also gern sanftgeneigte Abhänge auf, was wegen des Wasserablaufes für die Trockenheit und damit für die Gesundheit des Baus von Wichtigkeit war, abgesehen von der malerischen Wirkung, die sich bei der Benutzung eines solchen Bauplatzes so leicht erzielen ließ.

Charakteristisch ist es jedoch, daß hier und da die Wahl des Platzes im Einzelnen völlig einem Zufall in die Hand gegeben wurde. So wirft die heilige Glodesindis, auf der Stadtmauer stehend, einen Stein in die Luft: wo er niederfällt, soll der Altar der geplanten Marienkirche errichtet werden. Als Chlodovech auf Zureden seiner Gemahlin Chrotechildis beschließt, eine St. Peterskirche zu bauen, wirft er seine Streitaxt, sei es zur Bekräftigung des Versprechens, oder eher, um die Stelle der künftigen Kirche zu bezeichnen, in die Weite. Freilich war in solchen Fällen der Spielraum nicht groß.

Von auffallenden Baustellen nenne ich die mehrfach erwähnten Häuser und Kirchen auf den Stadtmauern und die bekannten schwebenden Häuser auf der Brücke von Paris, die uns ähnliche Anlagen in Florenz und Berlin und anderwärts ins Gedächtniß zurückrufen.

Auch im Besonderen wurden die Stellen, wo Neubauten zur Ergänzung vorhandener ausgeführt werden sollten, sorgfältig erwogen. So berief Eigil, wie uns seine Lebensbeschreibung erzählt, als es sich darum handelte, den Platz für das neue Claustrum bei der Kirche von Fulda zu bestimmen, sämmtliche Mönche zur Berathung zusammen. Es heißt: „Die Brüder werden zur Berathung berufen. Es wurde gefragt, an welcher Stelle der Bau des Claustrums am angemessensten ausgeführt werden könnte." Man ist im Zweifel, ob es nach Art des früheren, südlich der Kirche, oder nach römischer Sitte westlich derselben angelegt werden solle. Man entscheidet sich dann einstimmig für das Letztere.

War man über einen bestimmten Bauplatz mit sich einig geworden, so war das Erste, wenn es sich um einen neuen Baugrund handelte, den Bauplatz zu säubern und herzurichten. Dieses Geschäft hieß locum mundare, permundare, purgare, domui locum librare, spatium laxare, praeparare. Das ist, bei Neugründung von Klöstern z. B. in einsamen Gegenden, oft eine harte Arbeit gewesen und wegen der Schlangen, die zu vertilgen waren, selbst nicht ohne Gefahr. Eine ganze Woche lang arbeitet eine große Schar von Arbeitern, die Bonifacius dem Sturmi zuführt, als dieser im Begriff ist, eine klösterliche Niederlassung zu gründen. Hacken und sonstige eiserne Geräthe dienen dabei als Werkzeuge zur Rodung. So wird ein freies Baufeld, campus, geschaffen. Das Leben des heiligen Waning schildert uns diese Thätigkeit sehr genau: „Nachdem Arbeiter zu dem rühmlichen Werke zusammengebracht, werden uralte Eichen umgehauen und niedergestreckt, Schlingpflanzen und Dornengebüsch aus-

gerissen und verbrannt, und der Ort der göttlichen Wohnung von Dickicht und Gesträuch gereinigt und befreit." Dann folgte die Einebnung des Platzes, das complanare. Weiterhin wurde nach Maßgabe des Bauplanes der Baugrund abgesteckt, die Meßschnur geworfen, „iactare lineam", die Maße abgemessen, „mensurare" und dabei die Meßschnur gespannt, „mensuram tendere", die Ecken durch eingeschlagene Pflöcke markiert, „infigere paxillos". Wir lassen hier eine Zusammenstellung in den Geschichtsquellen erwähnter Baumaße folgen: Die St. Peterskirche zu St. Wandrille ist 37 Fuß breit, 290 Fuß lang, das Dormitorium daselbst 208 Fuß lang, 27 Fuß breit, 64 Fuß hoch. Das Dormitorium zu Jumièges 290 Fuß lang, 50 Fuß breit. Ein ganz kleines habitaculum an anderer Stelle 7 Fuß lang, 5 Fuß breit; eine aedicula 13 Fuß lang, 7 Fuß breit, ein Haus für Mönche 100 Ellen lang, 20 Ellen breit. Von Höhenmaßen werden sonst genannt: Die Höhe eines Daches 40 Fuß, die Mauer eines steinernen Hauses 40 Fuß, eine andere 25 Fuß, eine dritte über 40 Fuß. Die beiden letzteren Angaben gehören allerdings einer späteren Zeit an. Von einem Turm wird gesagt, daß er die gleiche Höhe hatte wie das Dach, über dem er sich erhob. Die hölzerne Thurmspitze des Thurmes der Peterskirche in St. Wandrille war allein 35 Fuß hoch. War in der geschilderten Weise der Grundriß des Gebäudes abgesteckt, so wurde der Baugrund ausgehoben, „effodere terram", um die Fundamente anlegen zu können. Mit dem Grundstein wurde begonnen (a primo lapide fundare). Mit der Grundsteinlegung war schon damals eine Feierlichkeit verbunden, der gelegentlich auch der König mit seinem Gefolge beiwohnte. Eine feierliche Grundsteinlegung aus späterer Zeit wird in den Wundern der heiligen Rictrudis beschrieben. Dann werden die eigentlichen Fundamente gelegt. Das Verfahren heißt fundamenta ponere, collocare, jacere. Für die angemessene Ausführung dieser wichtigen Arbeit haben die operis magistri besonders Sorge zu tragen. Die heilige Rusticola läßt es sich als Aebtissin zu Arles nicht nehmen, mit eigener Hand den Bauarbeitern die Steine zu den Fundamenten in die Baugrube hinabzureichen. Die feste Verbindung dieser Grundsteine wurde als „fundaminis solidare iuncturas" bezeichnet: so stand dann der Bau „stabili fundamine". — War der Grundbau vollendet, so galt es „fundamenta cum finitimis firmando fabricare", die feste Verbindung zwischen Grund- und Oberbau herzustellen. Nun sieht man allmälig „parietes erigere prominentes"; es steigt der Bau in die Höhe, hier sorgfältig und langsam, dort, bisweilen aus besonderen Gründen, mit vorschneller Eile.

Zu gleicher Zeit wird dann auch wohl der massive Fußboden, das pavimentum gelegt: es heißt das „pavimentum componere"; auf diese Anlage wurde häufig große Pracht verwendet. Marmor diente als Belag (testudo pavimenti); die Prachtkirche Theodulfs zu Germigny erhielt musivischen Schmuck. Die Herstellung von Mosaik wurde seit der Römerzeit ohne Unterbrechung fortgeübt, wie alle anderen Künste auch. Mehrere karolingische Mosaikfußböden haben sich bis heut erhalten. Ein anderer Estrich besteht aus einer Mischung von Kalk und zerkleinerten Steinen, die hart wie Kieselstein ist: also eine Art Beton. Ein dritter aus geglätteten Steinplatten.

Zur Weiterführung des Baues wird dann ein Gerüst nöthig: „machina, sustentaculum.“ Schon die mitgetheilten Angaben über die Höhenverhältnisse von Gebäuden und einzelnen Mauern der fränkischen Zeit lassen die Anwendung von Gerüsten als selbstverständlich erscheinen. Aber mehr als einmal werden solche auch ausdrücklich erwähnt: bei dem Wiederaufbau einer Kirche zu Pavia zu Odoakers Zeit, für das fränkische Gebiet mehrere bei Gregor von Tours. Für spätere Zeiten bieten die Wunder der Rictrudis Beispiele. Hier heißt das Gerüst sustentaculum.

Nun wird das Schauspiel interessant. Schauen wir uns um! In der Nähe finden wir vielleicht einen Steinbruch, wie ihn uns ebenfalls die letztgenannte Quelle beschreibt: sie schildert zugleich, wie die mühevolle Arbeit dort nicht ohne Unfälle von Statten geht. Von einer andern Seite her, vom Walde, hören wir das Klingen der Aexte, mit denen die Zimmerleute die „uralten Eichen“ fällen, die bei ihrem Sturz auch hier bisweilen Gefahr drohen. Werden dort die Steine — bei denen es als günstige Eigenschaft gilt, wenn sie tuffsteinartig porös sind — zu passenden Werkstücken behauen, so sehen wir auch hier die rohen Stämme zu Balken zurichten. Arbeiten dort die lapicidae, latomi, so sind hier die ligni caesores, carpentarii beschäftigt. Bauholz liefert hauptsächlich die Eiche; es heißt robur. Eine annosa quercus fällen die Mönche zum Bau des von dem heiligen Launomar geplanten Klosters. Aus dauerhaftem Eichenholz ist alles Holzwerk am Dormitorium des Klosters St. Wandrille, das Anségis erbaut, während zum Stützbalken des Thurmdaches der St. Peterskirche daselbst, für den man keinen passenden Baum in der Umgegend fand, ein gewaltiger Platanenbaum benutzt wurde, den man, wie durch ein Wunder gesendet, in der Seine schwimmend antraf. Wenn es anging, so wurde der Baum gleich an der Stelle, wo er hingestürzt war, in der gewünschten Länge und Form zum Bauholz verarbeitet. Bei jener alten Eiche, die für das Kloster des heiligen Launomar verwendet werden sollte, war das leider nicht der Fall. Es war nöthig, den Stamm, den vierzig Männer kaum hätten tragen können, auf einen geeigneteren Platz zur Bearbeitung zu schaffen: durch ein Wunder wurde er indeß ganz von selbst an die passende Stelle gebracht. Dieselbe Erzählung belehrt uns, daß die Bearbeitung des rohen Stammes hauptsächlich im „dolare“ (behauen) und „desecare“ (zuschneiden) bestand. Genauere Auskunft erhalten wir darüber in dem Bericht über die Wiederherstellung der Germanuskirche zu Morvan im Gau von Autun; auch hier ist es wieder Eichenholz, das zum Bau benutzt wird: wir erfahren, daß das Holz „quadrato opere“ bearbeitet wird, sodaß, wie es an einer späteren Stelle derselben Erzählung heißt, „quadratae trabes“, viereckige Balken, erzielt werden; sie werden mit einem Haueisen (dolabra) geglättet (poliuntur). Das Bauholz im allgemeinen heißt lignamen. Weitere Auskunft gibt das Leben des heiligen Pardulf. Bei kleineren Arbeiten nimmt man einfach das erforderliche Maß dazu in den Wald mit und sucht dort einen passenden Stamm aus, der dann nach Bedarf bearbeitet wird (aptatur).

Auf Wagen wird das Bauholz zum Bauplatz gefahren. Dem glücklichen Umstande, daß damals zur größeren Ehre der hülfreichen Heiligen allerlei

Unfälle an der Tagesordnung waren, verdanken wir auch die genaue Kenntniß der dabei gebrauchten Wagen. Einen solchen schildern die Wunderberichte des heiligen Germanus. An einem Tage bringt ein Zimmermann den Wagen, um die geschnittenen Balken abzuholen. Es ist ein Wagen (plaustrum) mit vier Rädern, von denen zwei kleiner als die anderen sind: wir sehen daraus, daß die vordere Achse des Wagens, wie heutzutage, unter dem Langbaum beweglich ist, um das Wenden desselben zu erleichtern; die alte rohe Form, wo beide Achsen unbehülflich am Gestell befestigt sind, ist also schon aufgegeben. Die Räder bestehen aus dem modiolus (der Nabe), den canthae oder canthi (eisernen Reifen am Radkranz) und den radii (Speichen): auch hier zeigt sich nicht mehr die rohe Urform des Rades, die ungegliederte Scheibe; das Gestell des Wagens heißt stabilitas. Der Wagen wird hier von einem Paar Ochsen gezogen — bei schwereren Lasten werden mehrere Paare Ochsen hintereinander angeschirrt — die der Fuhrmann, der auf dem Kopf eine Kappe trägt, mit dem Treibstachel (stimulo) und sanftem Pfeifen (leni sibilo) antreibt, den Weg schneller zu vollenden. Dabei zerbrechen dann plötzlich die beiden kleineren Räder (die Vorderräder) des Wagens dermaßen, daß sie unwiederherstellbar erscheinen. Der Fuhrmann holt zum Ersatz ein paar neue — die also vorräthig zu haben sind — aber bald darauf zerbrechen nun alle vier Räder. Während der Fuhrmann — eben wie ein Fuhrmann — auf den heiligen Germanus schimpft und die ledigen Ochsen vor sich hertreibt, steht plötzlich durch ein Wunder der Wagen völlig unversehrt wieder da. „Und dieser Wagen," fährt die Quelle fort, „hielt zum Fahren der Steine, Hölzer, viereckigen Balken, und was sonst zum Bau nöthig war, so lange bis das Werk zur Vollendung gebracht war."

Am Bauplatze werden die Hölzer zu nochmaliger genauer Messung auf dem Boden ausgebreitet. Dabei zeigt sich dann auffallend oft, daß die Balken nun doch nicht das für ihre Bestimmung erforderliche Maß haben: sie erweisen sich als zu kurz. Natürlich entsteht Streit zwischen dem Bauführer und den Zimmerleuten, denen körperliche Strafe angedroht wird. Im Leben des heiligen Pardulf wird das sehr anschaulich geschildert. Zu ihm läuft in seiner Angst vor der Strafe ein Zimmermann und bittet um seine Verwendung. Der Heilige besänftigt den Bauführer; man wolle morgen einen anderen Baum im Walde fällen lassen, oder den alten herzurichten suchen. Als man am anderen Morgen diesen noch einmal nachmißt, hat er natürlich durch ein Wunder die gewünschte Länge erhalten; ja mehr noch, er ist sogar anderthalb Fuß länger geworden, als nöthig; man muß ihn nun sogar um dieses Maß verkürzen. Das abgeschnittene Stück aber wird zu ewigem Andenken in der Kirche aufgehängt. Bei einem ähnlichen Vorfall, den Gregor von Tours erzählt, wird damit noch anders verfahren. In der Meinung, der wunderthätige Heilige habe den gewachsenen Balken mit eigener Hand berührt, will das Volk das überflüssige Stück nicht umkommen lassen, und zersplittert es in Späne, mit denen jeder seine Leiden heben zu können meint. Die Verse des Fortunatus über dies Ereigniß, die Gregor anführt, berichten, es seien hauptsächlich Blinde damit geheilt worden. Gregor selbst versichert, er habe

einen Menschen gesehen, der bei grimmigen Zahnschmerzen einen Splitter dieses Holzes von einem Priester empfangen und sobald er damit den kranken Zahn berührt, jeden Schmerz verloren habe. Splitter von irgendwie geweihtem Holze galten ganz allgemein damals beim Volk als Heilmittel gegen Zahnschmerz — gerade wie bekanntlich heut noch dieser Aberglaube beim niederen Volke herrscht. In St. Gallen findet man bei dem Bau eines Oratoriums ganz ebenso einen Balken um vier Handbreiten — anderthalb Fuß — zu kurz; im Leben des heiligen Amatus von Remiremont handelt es sich um ein Mindermaß von zwei Handbreiten, also um die Hälfte des obenerwähnten Fehlbetrags; dafür erhöht sich in späteren Erzählungen, die an anderen Orten spielen, der Mangel und der Ueberschuß auf das doppelte Maß von drei Fußen. Man sieht, wie die Wunder mit der Zeit in ganz einfachen mathematischen Progressionen zunehmen. Die beiden Fälle, wo es sich um drei Fuße Mindermaß handelt, zeigen übrigens auch, daß solche Wundergeschichten für neue Heiligenleben einfach aus alten abgeschrieben wurden. Denn sowohl in den Wundern der heiligen Eusebia, wie in denen der heiligen Rictrudis, die jene Erzählung gemeinsam haben, findet sich übereinstimmend bald darauf die Angabe, man habe in einer Mauerritze zwanzig Mark Silbers gefunden, die man zum Bau benutzt habe. Abwechselung bietet die Geschichte der Eusebia nur insofern, als hier, umgekehrt wie in dem oben erwähnten Leben des heiligen Pardulf, die Zimmerleute unwillig werden; sie wollen um des einen Balkens willen nicht von der Arbeit abstehen und so ihres Verdienstes verlustig gehen. Statt auf einen neuen Balken zu warten, wollen sie lieber ihren ausbedungenen Lohn haben und sich anderswo verdingen. — Wenn aber alle Maße zutreffend gefunden sind, dann werden die einzelnen hölzernen Bautheile je nach ihrer verschiedenen Bestimmung zugerichtet und, wo es passend erscheint, schon auf dem Boden zusammengesetzt.

An einer anderen Stelle der Umgegend finden wir Arbeiter beschäftigt, aus einer Kalkgrube Kalk zu gewinnen. Nicht immer findet sich gleich eine geeignete Bezugsquelle. Als die heilige Genovefa in einem Orte Catholiacus die Presbyter auffordert, dem heiligen Dionysius, der dort als Bekenner gelitten, eine Kirche zu bauen, da antworten jene, sie würden es wohl nicht können, da es ihnen an Kalk zum Bau fehle. Als sie sich dann aufmachen, eine Kalkgrube ausfindig zu machen, treffen sie auf der Straße zwei Schweinehirten im Gespräch, von denen der eine erzählt, er habe auf der Weide einen wundergroßen Kalkofen entdeckt, worauf der andere antwortet, auch er habe im Walde unter den Wurzeln eines vom Winde gestürzten Baumes einen solchen aufgefunden, von dem wie er glaube, noch niemals etwas entnommen worden sei. So können nun mit dem daraus gewonnenen Materiale die Presbyter an den Bau der Kirche gehen.

Der Kalk wird in einem Kalkofen, clibanus, gebrannt, wie ihn uns Gregor von Tours beschreibt. Das Ablöschen des Kalkes heißt calcem coquere. Zur Herstellung des Mörtels wird Kalk und Sand gemischt, was uns in den Wundern der heiligen Rictrudis geschildert wird. Dazu gehört das Anrühren desselben, caementum vertere. Man lobte den Mörtel, wenn er aus scharfem und kleb-

rigem Kalk und aus rothem, gegrabenen Sande bestand. Auffallend und auf den ersten Blick schwer verständlich ist eine Angabe im Leben Sturmi's, nach der bei einem Bau „rase ad calcem faciendam composita" benutzt sei. Wie Brower, erklärt auch der Herausgeber der Biographie in den Monumenta Germaniae (S. S. II p. 371) rase für das deutsche Wort Rasen, was in diesem Zusammenhang kaum möglich erscheint: Brower glaubte, es sei Torf darunter zu verstehen, der zur Feuerung etwa beim Brennen des Kalks gedient habe; wahrscheinlicher ist wohl die Ansicht von Carpenter, der in Ducange's Lexikon sich dahin äußert, rase sei hier, wie das französische rase oder raise, gleich fossa; man habe an eine Erdgrube, in der der Kalk gelöscht wurde, zu denken (vergleiche auch: Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française T. VI p. 606.) Der fertige Mörtel wurde auf Wagen zum Bauplatz geschafft, wie uns das alte Leben des heiligen Bavo berichtet. Der Fuhrmann sitzt dabei auf dem Wagen selbst.

Unterdeß sind, gleichfalls auf Wagen, die Steine zur Stelle gebracht worden. All das, das Heranführen und Zurichten der Steine wird uns ja nach Vergil's Vorgang so anschaulich in der Beschreibung des Baues der Aachener Pfalzanlagen geschildert; wie ein Theil der Arbeiter auf Leitern die schweren Steine herbeiträgt, andere die Blöcke zum Bau wälzen, oder schwere Lasten auf dem Rücken tragen, unter ihrem Druck keuchend; wie die Wagen rasseln und knarren und weithin das Geräusch der emsigen Arbeit erschallt; wie die eifrige Menge hierhin und dorthin wogt, die Werkstücke zu holen und einige ihre eisernen Werkzeuge schleifen, um die Steine zu zersägen oder mit Bildwerk zu versehen.

Aber bisweilen müssen kostbare Steine auch weither zu Schiffe herbeigeholt werden. So geschah es bei dem Bau der Germannskirche zu Auxerre, die Prinz Konrad, der Schwager Ludwig's des Frommen durch seine Schwester Judith, die zweite Gemahlin des Kaisers, und zugleich sein Schwiegersohn, als Gemahl der Adelheid, der Tochter Ludwig's aus seiner ersten Ehe mit Ermengarde, gemeinschaftlich mit seiner Gattin errichtete. Der Mönch Erich von Auxerre hat uns das in seinem ausgezeichneten Werk über das Leben und die Wunder des H. Germanns, das er Karl dem Kahlen, dem Sohn der Judith, widmete, höchst lebendig beschrieben. „Da in unserer Provinz die Menge des Marmors in keiner Weise genügte, beschlossen sie, solchen in entfernten Gegenden zu suchen. Zu diesem Zwecke unterzogen sich einige der Brüder zweimal der Beschwerlichkeit der gefahrvollen Reise, und durch die weiten Strudel des Rhoneflusses ihren vielbedrohten Weg nehmend, gelangten sie nach Arles und von da nach Marseille, welches die äußerste Stadt Galliens ist. Und sie waren in solcher Seelenstimmung, daß sie alle Bitterkeiten, alle ungewohnten Vorfälle, ja das Aeußerste nicht nur tapfer, sondern auch gern ertrugen. Dort, von großen Gefahren umgeben, überwanden sie vieles durch Schlauheit, vieles durch Wagemuth, voll listiger Keckheit und kecker List, fest davon überzeugt, daß alles Große dem Großen stillhalte, und daß das Glück die Vertrauenden unterstütze. Nachdem sie also ringsum die Ruinen alter Gebäude vom Schutt gereinigt, brachten sie eine gewaltige Menge kostbaren

Marmorgesteines theils unter Vorwänden, theils gegen Bezahlung zusammen. Und nachdem sie die Schiffe mit der höchst erwünschten Beute beladen, feierten sie zweimal in siegreichem Erfolge den denkwürdigen Triumph ihrer kühnen Unternehmungen." So die pomphafte Schilderung Erich's von Auxerre. Ebenso läßt der Präpositus Ermhar zum Bau der St. Michaelskirche zu St. Wandrille Steine aus Lillebonne, dem alten castrum Juliobona, herbeiholen. Und ähnlich bestellt König Offa von England bei seinem gelehrten Freunde Alkuin schwarze Steine. Alkuin fordert ihn in einem erhaltenen Briefe auf, einen Boten zu senden, damit dieser Steine, wie sie der König wünsche, aussuchen möge. Sobald passende gefunden seien, werde er selbst sie ihm übergeben und gern bei dem Transport behülflich sein. Fügen wir zur Ergänzung dieser Angaben hier gleich einige Nachrichten über die Benutzung von Steinen aus Römerbauten in fränkischer Zeit ein. Zum Neubau der St. Marienkirche zu Reims schenkt König Ludwig Steine aus der Stadtmauer. Ebenso läßt Ludwig, als für eine neue Kirche zu Regensburg bei der Größe des Baues andere Steine nicht in genügender Menge aufzutreiben sind „die Stadtmauern einreißen". So berichtet der Mönch von St. Gallen — freilich den Vorgang übertreibend, wie der Graf Walderdorff gezeigt hat. Für einen anderen Bau wird von König Ludwig die Erlaubniß ertheilt, Steine aus der Mauer des Castells Melun zu entnehmen. Der Palast von Ingelheim ist mit Marmorsäulen aus Rom und Ravenna geschmückt, wie der Poeta Saxo (V, 439) angibt. Hatte doch schon der Langobardenkönig Liutprand für seine Kirche zu Olonna kostbare Marmorsteine, Mosaiken und Säulen aus Rom bezogen. Zur Fundamentirung eines anderen Gebäudes werden römische Quadersteine benutzt, die man gefunden.

Aber es ist doch über alles Maß übertrieben, wenn man verächtlich bemerkt, den Franken hätten die herrlichen Bauwerke der Römer „nur als Steinbrüche gedient". Wie wir aus dem Bericht des Erich von Auxerre und sonstigen Quellen sehen, waren es in der Regel eben römische Ruinen, deren unordentlicher Anblick damit aus der Welt geschafft wurde; denn sentimental dachte man über solche Trümmerhaufen damals noch nicht. Wohlerhaltene Werke der Römerzeit haben die Germanen stets mit Achtung behandelt: der Ostgotenkönig Theodorich ließ mit großen Kosten die Kaiserpaläste zu Rom und die Stadtmauern herstellen, die römischen Wasserleitungen zu Ravenna und Verona in Stand setzen, der Zerstörungslust der Römer selbst entgegentretend; und als in Lyon im Jahre 840 am 24. September (die intrantis autumni) das alte Forum einstürzte, da wurde der Fall dieses „memorabile et insigne opus", das siebenhundert Jahre hindurch, seit den Zeiten des Kaisers Trajan bestanden habe, aufrichtig betrauert. Aber die Franken müßten doch noch größere Thoren als ihre Tadler gewesen sein, wenn sie schweres Geld für Steine ausgegeben hätten, die sie im nächsten Trümmerhaufen wohlbearbeitet und unentgeltlich haben konnten. Wenn wir an einigen Stellen finden, daß auch die römischen Stadtmauern in Mitleidenschaft gezogen wurden, so scheint das allerdings auf den ersten Blick bedenklich; vergegenwärtigen wir uns aber, daß gerade im neunten Jahrhundert die Einwohnerzahl jener Städte so wuchs,

daß ein beträchtlicher Theil der Bürger sich außerhalb der zu eng gewordenen römischen Mauern ansiedeln mußte, und daß am Ende des neunten Jahrhunderts bei einer ganzen Reihe von Städten dieses erweiterte Stadtgebiet mit neuen Mauern umgeben wurde, so sehen wir auch in der hier und da sich zeigenden Geringschätzung der alten nichts Wunderbares mehr, vor Allem nicht ein Zeichen sittlicher Verkommenheit, sondern ein schönes Zeugniß für den Aufschwung der Städte unter der segensreichen Herrschaft der Karolinger!

Wo man Trümmer zu neuen Anlagen verwandte, da wurden von diesem Verfahren doch nur solche Reste betroffen, die sonst zu nichts mehr nütze der zwecklosen Zerstörung durch Wetter und Wind und Wachsthum der wuchernden Pflanzen preisgegeben gewesen wären. Waren römische Anlagen in noch halbwegs brauchbarem Zustande, so wurden sie wieder in Stand gesetzt oder zu neuen Zwecken aus- und umgebaut. So sehen wir in Arbon am Bodensee alte Gebäude benutzt und könnten eine Reihe ähnlicher Fälle namhaft machen; doch kehren wir zu unserem Bauplatze zurück.

Ueber die Herstellung und Heranschaffung der Baumaterialien, soweit sie in Holzwerk und natürlichem Stein bestanden, ist gesprochen worden; auch über die Bereitung des Mörtels; hinzuzufügen haben wir noch die künstlichen Steine, die Ziegel, die in fränkischer Zeit, wie die Denkmäler zeigen, in vorzüglicher Güte hergestellt worden sind. Man fertigte sie in verschiedener Größe an. Bekannt ist, daß Einhard in einem erhaltenen Briefe sich Ziegel in zwei Sorten bei einem Ziegelbrenner Egmunelus bestellt: quadratische Ziegel, die einen zwei Fuß lang und breit und vier Finger dick, die anderen, kleineren, einen halben Fuß (semissem) und vier Finger breit und lang und drei Finger dick; von den ersten verlangte er sechzig, von den anderen zweihundert Stück: also eine Probesendung.

Das Brennen der Ziegel heißt coquere.

Die zum Bau herbeigeschafften Bausteine werden, wie heute, beim Gerüst zu einem regelmäßigen Haufen aufgeschichtet, der als „mons lapidum“ bezeichnet wird. Das Zusammentragen der Steine heißt lapides congregare.

Auf Leitern werden nun die verschiedenen Baumaterialien zum Bau getragen. Kalkträger erwähnt das allerdings spätere Leben der H. Rictrud; ein anderer Bericht über die Wunder dieser Heiligen, spricht von „ligna, lapides, coementa comportari“; er schildert auch schon Hülfsmaschinen (machinae auxiliares, Krahnen) die vermittelst Tauen eine moles lignea, eine Last Holz, auf das Gerüst heben. Die von Richer genannten Stein- und Mörtelträger haben wir schon erwähnt; sie erhalten für ihre Arbeit eine clitellaria sporta, einen Tragkorb, zuertheilt.

Nun wird gemauert. Das Mauern heißt fabricare, parare, componere; von einem Theil der Arbeiter an den Gebäuden zu Aachen heißt es:

Pars super in summis populi procul arcibus ardens
Saxa locat solido conjungens marmora nexu.

Die Maurer benutzen dabei das Bauloth, „perpendiculum“; sie richten sich nach „fabrilibus lineis“, d. h. nach der Richtschnur; sie achten, daß alle

Steine in die gehörige Lage kommen, wie es in den Versen für die Aachener Marienkirche heißt, die Amalar dichtete:

Cum lapides vivi pacis conpage ligantur
Inque pares numeros omnia conveniunt
Claret opus domini . . .

Dieser Steinverband heißt compages; das Zusammenfügen compaginare. Die Eckſteine werden mit besonderer Sorgfalt gesetzt: „lapis angularis“ heißt ein solcher Stein, „duos ex adverso parietes conectens“, oder, an anderer Stelle: „qui facit utraque unum“. Wie man besonders aus dem letzteren Ausdrucke sieht, legte man ihm eine symbolische Bedeutung bei; hatte er doch durch das Gleichniß Christi vom Stein, den die Bauleute verworfen und der zum Eckstein geworden sei, eine solche Weihe erhalten. Das Leben des Chrodegang erzählt uns, wie ein gewaltiger Eckstein, den die Arbeiter bei ihrem Fortgange am Sonnabend Nachmittag hatten liegen lassen, am Montag durch ein Wunder an seine Stelle gesetzt gefunden wurde: „so eingefügt, daß kein Maurer sagen konnte, er habe jemals einen fester vermauert“.

Die letztere Erzählung schildert uns auch, wie auf ein Glockenzeichen, wenn die Stunde der Erholung gekommen ist, die Werkleute die Arbeit niederlegen, das Gerüst verlassen. Mischen wir uns nun unter sie, um von ihnen, die aus den verschiedensten Gegenden zusammengekommen sind, genauere Auskunft über verschiedenartige Bauten und Bauweisen zu erhalten, wie sie in fränkischer Zeit in Ausführung kamen. Wir können uns jedenfalls auf einen guten Trunk gefaßt machen, der auch bei den Bauarbeiten jener Zeit nie fehlen durfte, mögen aber auch vielleicht an dem Mahle theilnehmen, das, wie den Trunk, der Bauherr seinen Arbeitern zu spenden hat.

Wir erfahren, daß hinsichtlich der Zurichtung des Baumaterials einer der wichtigsten Unterschiede — auf den unsere Archäologen noch kaum geachtet haben — der zwischen opus politum und opus impolitum ist. Mit jenem Ausdruck wird in fränkischer Zeit die Bearbeitung der Steine mit glatten Flächen, mit diesem die mit rauhen Flächen, in der Weise der sogenannten Rustica, das opus rusticum der Römer, verstanden. Die erstere Zurichtung galt natürlich als die schönere, prunkvollere. Die St. Michaelskirche zu St. Wandrille baute Ermhar „pulcherrimo opere“ aus „petris politis“, die aus Lillebonne bezogen waren. Zu Hersfeld finden wir eine „lapidea basilica opere polito“. Eine von Arn erbaute Kirche hat „parietes politi“. In Salzburger Liedern werden ebenfalls „glatte Wände“ erwähnt. Eigil benutzt geglättete Steine als Altarplatten. Auch die Aachener Marienkirche war in dieser Technik gebaut, so daß uns ein vorhandenes Gebäude zum Vergleich zu Gebote steht. Eine St. Ansbertikirche bei Rouen ist augusto et polito opere hergestellt. Dieselbe Bearbeitung war übrigens auch schon bei den Römern in Anwendung. Venantius Fortunatus beschreibt im Leben des heiligen Martin ein Idolium, ein heidnisches Denkmal, das „in großen Verhältnissen erbaut aus äußerst wohlgeglätteten Steinen“ wie ein thurmähnlicher Coloß aufstrebte, und das der Heilige durch sein Gebet niederstürzt. Und ebenso war in späterer Zeit diese Bauweise gebräuchlich; wir hören aus einer Baubeschreibung vom

Anfang des zwölften Jahrhunderts, daß man eine Mauer aus künstlich geglätteten Steinen und Säulen zu bauen beschloß. Dagegen hatte Abt Sturmio zu Hersfeld sich und den Brüdern zuerst kleine Zellen „opere impolito“ gebaut. Sonst werden dedolati lapides genannt, d. h. gleichfalls glattbehauene Steine. Auch zu flachen Platten zersägte Steine (secti in modum tabularum lapides) kommen vor. Betreffs der Form der Steine finden wir nicht selten Quadersteine nach römischer Art angewandt. So errichtete die Wittwe Robina, „aus glattbehauenen Quadersteinen — nicht in unserer gallischen Weise, sondern so, wie der Umkreis der alten Stadtmauern auf großen und quaderförmigen Grundsteinen aufgebaut zu werden pflegt“ — eine Kirche, der sie zwei Säulengänge in ähnlicher Ausführung anfügte.

Einmal werden auch geradezu römische Quadersteine zur Fundamentirung benutzt. Im Jahre 630 werden neben einer Kirche am Ufer der Olta (Lot) zwei Häuser gebaut, in deren langer Beschreibung auch hervorgehoben wird, daß sie aus Quadersteinen gebaut seien. Im Castellum Caburcense sind alle Gebäude aus Quadersteinen gefügt. In Bordeaux fand sich in einer Krypta eine kleine Zelle, allerdings wohl noch aus römischer Zeit, die aus Quadersteinen gebaut war. Römische Quaderbauten werden auch sonst mehrfach genannt. Ermold erwähnt Mauern, aus quadratischem Steine erbaut. Der Kerker von Angers in einem Thurme der Stadtmauer hat Wände aus Felsquadern. Die ganze Mannigfaltigkeit römischer Bautechnik, wie sie der späteren Zeit zur Nachahmung anregend vor Augen stand, lernen wir an dem Heiligthum Vasso Galatae zu Clermont kennen, das Gregor von Tours beschreibt und an dem der fabelhafte Herzog Chrok seine Kraft erprobte. An Herstellung in Quadersteinen denkt man auch zuerst bei der Nachricht, daß Ansegis zu Jumièges „construxit per quadrum moenia, turrita mole surgentia“, obwohl man auch meinen könnte, es sei ein quadratischer Grundriß des Bauwerkes darunter zu verstehen.

Aehnlich zweideutig ist der Ausdruck quadrifido opere. In dieser Weise erbaute Wandregisil, der Stifter des Klosters St. Wandrille, die dort dem St. Peter geweihte Hauptkirche. Da berichtet wird, daß ihre Breite 37, ihre Länge 290 Fuß betragen habe, so ist wohl anzunehmen, daß unter dem opus quadrifidum viereckig behauenes Material, Quadersteinbau, zu verstehen ist. An anderer Stelle wird allerdings ein viereckiger quadratischer Grundriß mit dem Worte quadrifidus bezeichnet; es handelt sich um die St. Michaelskirche zu Glanfeuil, „die wie ein viereckiger Thurm (in modum turris quadrifidi) am Eingange des Klosters hoch aufgebaut ist, geweiht zur Ehre des heiligen Erzengels.“ — Sonst wird quadrangulus zur Bezeichnung des viereckigen Grundrisses gebraucht. So ließ Ansegis als Abt von St. Wandrille die St. Peterskirche durch eine viereckige Pyramide von fünfunddreißig Fuß Höhe aus gedrechseltem Holze krönen. Von einem Thurm an anderem Orte wird gesagt: „Höher ragt der fünfeckige Thurm empor, aufsteigend auf viereckigem Unterbau.“

Natürlich erscheint je nach dem Zwecke und den Mitteln des Bauherrn das Material verschieden. War Steinbau bei den wichtigeren Anlagen wohl die Regel, so wurden auch, gerade wie heutzutage, Holzbauten zu verschiedenen

Zwecken errichtet, ohne daß man das als Zeichen der geringen Civilisation anzusehen berechtigt wäre. Eine aus Brettern gezimmerte Kirche in Thiers bei Clermont nennt Gregor von Tours; eine aus Brettern gefügte Capelle finden wir zu Limoges: beide in Gegenden des südlichen Frankreichs, von denen Niemand bezweifelt, daß dort der Steinbau gewöhnlich war. In einer Holzhütte wird Chramn verbrannt. Zu Michelstadt bestand vor der Erbauung der Basilica Einhard's eine alte Holzkirche: in einem entlegenen Waldgebirge. In Rouen stand auf der Stadtmauer eine mehrfach erwähnte Martinskirche aus Holz; hier erklärt schon der Standort, weshalb man kein beständigeres Material nahm. In anderen Fällen hören wir, daß die Holzbauten nur interimistische Anlagen waren. Ueber dem Grabe des heiligen Medard bei Soissons wird zuerst eine kleine Hütte aus geringem Flechtwerk errichtet, ein vorläufiger Nothbau, dann eine „aula famosissima perito studio, latomorum peritia“ Als vorläufige Wohnung wird anderwärts eine kleine hölzerne Baracke erbaut. Zu Würzburg wird das Kloster erst aus Holz, dann aber in sorgfältigerem Steinbau ausgeführt. Das gleiche Verhältniß finden wir bei der Kirche zu Freisingen. Daß die gelegentliche Anwendung des Holzbaues nicht die gleichzeitige des Steinbaues ausschließt, wie manche meinen, beweisen Stellen, in denen die gleichzeitige Bethätigung beider Bauarten ausdrücklich bezeugt wird. Holz- und Steinkirchen neben einander finden wir während der fränkischen Zeit auch in Palästina.

Natürlich sind an allen Bauten dieser Zeit einzelne Theile von Holz: Decken, Fußböden, Balken, Thüren u. s. w., dann auch sonstige Einrichtungen, bei denen massives Material nicht nothwendig war, oder gar hinderlich, indem es zu viel Platz wegnahm. Aber auch hier sind manche dieser Anlagen nur als provisorische anzusehen, die bei Gelegenheit in beständigerem Material ersetzt wurden. So finden wir Säulengänge aus Holz, hölzerne Schranken in den Kirchen und dergleichen Einbauten. Bekannt ist der hölzerne Säulengang zwischen der Pfalz und der Marienkirche zu Aachen, der im Jahre 817 unter Kaiser Ludwig und seinem Gefolge zusammenbrach. In der Pfalz Gondreville bestand ein Söller aus Holz, der indeß von Frothar durch eine entsprechende Steinanlage ersetzt wurde. In dem Orte Cadriacus im Gau von Le Mans befand sich eine Kirche, die wegen des Ruhmes der dort erlangten Heilungen einen so außerordentlichen Zulauf von Gläubigen hatte, daß der enge Raum für die gewaltige Menge nicht ausreichte. Um den Pilgern wenigstens Schutz zu bieten, wurde sie ringsum — zum eiligen Nothbehelf — mit hölzernen Säulengängen umgeben. Die Kirche selbst muß also wohl von Stein gewesen sein.

Selbst Schanzen und Vesten, bei denen doch heute noch Erdbau gewöhnlich ist, wurden in fränkischer Zeit nur selten von Erde allein, von den Normannen gewöhnlich aus Erde und Holz, von den Franken meist „ex ligno et lapide“ ausgeführt; aber auch Steinbau allein kommt für diese Anlagen vor und ältere Steincastra wurden in fränkischer Zeit „in wundervoller Ausführung“, nach dem Urtheil einer Quelle, in kriegsfähigen Zustand hergestellt.

Und daß den Franken die selbständige Bearbeitung des Steines nicht etwa fremd war (dergleichen Ungereimtheiten kann man lesen!), das beweisen, abgesehen von den zahlreichen merowingischen und karolingischen Sarkophagen, zur Genüge die nicht vereinzelten Angaben über Felssprengungen und Steinaushöhlungen von Einsiedlern in fränkischen Geschichtsquellen. Gregor von Tours beschreibt eine solche Einsiedlergrotte, in der sogar Bänke, Sessel und Bett aus dem Stein herausgearbeitet sind; und erwähnt ähnliche Anlagen mehrfach. Ebenso höhlt sich in der Nähe des Klosters St. Wandrille bei Rouen der „Anachoret" Milo, der Sohn eines Rotmund, also ein Deutscher, an einem hohen Felsen eine Wohnstätte aus, die ungefähr zwanzig Besucher aufnehmen kann. Der Bericht über die Erweiterung des Zuganges eines engen Thales durch den heiligen Germanus, dessen That mehr als ein Wunder aufgefaßt wird, gehört vielleicht nicht so ganz in diesen Gesichtskreis. Aber die Steinbearbeitung der Franken ist auch sonst hinreichend bezeugt.

Wenden wir unser Augenmerk dem weiteren Fortgange des in der Ausführung begriffenen Bauwerkes zu, holen uns auf dem Wege dahin aber noch weitere Auskunft über die Anwendung verschiedenen Baumateriales, hauptsächlich der Steine, bei einzelnen bestimmten Bauwerken.

Auf der niedrigsten Stufe stehen die lutea habitacula, die Lehmhütten, die im Leben des heiligen Carilephus vorkommen. Geringschätzig wird im Gegensatz zum Himmel auch die ganze Erde eine lutea domus genannt. Muri fictiles eines ärmlichen Baues nennen die Wunder des heiligen Gorgonius. Aus Ziegelsteinen allein bestand der Thurm des fränkischen Palastes zu Casseil, und ebenso die kleinere Kirche dort, die bewunderungswürdig aus Ziegeln gewölbt war. Die alte kleine Kirche zu St. Goar hatte Ziegelwände. Höchst wichtig ist aber die Beschreibung der Kirche in Folcwin's Abtsgeschichte von St. Bertin, die die Anwendung von Hausteinen in Verbindung mit rothen Ziegelsteinen — doch wohl in streifenförmiger Abwechselung — ausdrücklich bezeugt, wie sie uns zum Beispiel in der Krypta der Basilica Einhard's zu Steinbach im Odenwald entgegentritt.

Von sonstigen Steinarten wird Porphyr als bei der Errichtung von Altären angewendet erwähnt; vor Allem aber finden wir Marmor verschiedener Herkunft in sehr ausgedehntem Maße benutzt. Besonders parischer und herakleischer Marmor wird genannt. Beim Neubau des Klosters zu Aniane im Jahre 782 wird der Kreuzgang mit zahlreichen Marmorsäulen ausgestattet. In der Geschichte der Uebertragung des Leichnams des heiligen Januarius wird eine herrliche Grabkammer, oben und unten, rechts und links aus Marmor gebildet, erwähnt. Theodulf schmückte den Fußboden seiner prachtvollen Kirche mit eingelegten Marmorverzierungen. Marmorgebäude nennt Angilber's Schrift über die Kirche von St. Riquier. In Ingelheim ist der Fußboden der Säulengänge der Pfalz aus Marmor. Marmortische stehen im Speisesaal, wie eben ein solcher in dem gleichen Raume der Aachener Pfalz. Wie der langobardische König Liutprand seine Kirche mit Marmorsäulen aus Rom schmückte, so weisen auch fränkische Kirchen nicht selten diese Zierde auf. Marmorsäulen hat die von den Merowingern erbaute Kirche St. Vincenz in Paris. Säulen aus

verschiedenen Gattungen von Marmor hat die Kirche von Brives, die nach einem Brande in der alten Pracht wiederhergestellt wird: die jüngere Generation stand der älteren also in keiner Weise nach. Eine andere Kirche hat in der Apsis marmorne Fußbodenplatten. Wie für die Germanuskirche in Auxerre Marmor, und besonders Säulen aus diesem Gestein aus Südgallien zusammengebracht wurden, haben wir oben gesehen. Auch marmorne Inschriftsteine und Sarkophage, marmorne Altarplatten in den Kirchen werden von unseren Quellen mehrfach erwähnt. Zu beachten ist jedoch, daß die Schriftsteller der Frankenzeit mitunter den Ausdruck „marmor“ für jeden beliebigen Stein setzen, bei Anlagen, zu denen schwerlich das eigentlich allein mit diesem Namen bezeichnete, immerhin ziemlich kostbare Material benutzt worden war. Hauptsächlich bei dichterischen Schilderungen findet sich das, und besonders scheint Ermold diese Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauches aufzuweisen: so nennt er den Aachener Thierpark „marmore praecinctus lapidum sive aggere septus“. Von dem bescheidenen Hausrath eines Frommen heißt es: „Multo etiam tempore argentea vasa neque habuit, sed omnia in suis usibus erant lignea, fictilia et marmorea.“

Das Gebäude, das wir verließen, als die Mauern etwa bis zur Fensterhöhe gediehen waren, ist unterdeß bis zum Abschluß eines Geschosses gelangt. In dieser Höhe erfolgt nun die Balkenauflage, die den Fußboden des folgenden Geschosses oder den Dachstuhl tragen soll: „Trabium spatiosa compago, so heißt es, patentibus muris apponi debet.“ Die Herstellung und Form der Balken selbst haben wir schon besprochen. Die Zahl der Geschosse bei Profangebäuden beträgt wohl in der Regel zwei. Das Geschoß im Allgemeinen heißt structura. Das obere Geschoß eines zweigeschossigen Hauses wird als solarium oder coenaculum bezeichnet. Daß um die Mitte des achten Jahrhunderts selbst in heidnischen Gegenden des Innern Deutschlands doch zweigeschossige Privathäuser gar nichts Außergewöhnliches mehr waren, zeigt die Schilderung des Wohnhauses eines unfreien Handwerkers in Thüringen, in welcher zweimal des oberen Stockwerkes, des superius coenaculum, Erwähnung gethan wird. Auch tabulatum dient zur Bezeichnung des Obergeschosses. Tabulae et coenacula von Häusern werden von den Gothen zerstört. Wichtig ist die Beschreibung des Brandes eines alten Klosters, das obwohl völlig aus Holz gebaut, zwei Geschosse aufwies: „pulchre fuerat coenaculis geminatum.“ Sowohl in jenem thüringischen Hause, wie in diesem Kloster liegen die Schlafgemächer im unteren Geschosse, wohl um bei entstehendem Brande die Rettung des Lebens zu erleichtern. Uebrigens waren auch dreigeschossige Häuser der fränkischen Zeit nicht unbekannt.

Zum oberen Abschluß der Räume, sei es eines unteren Geschosses z. B. einer Krypta, sei es des Gebäudes überhaupt, sei es endlich der Zwischenräume zwischen freien Säulenstellungen, wird auch in dieser Zeit schon nicht selten die Kunst der Wölbung herangezogen. Die Wölbung heißt volutio, eine gewölbte Decke camera (bisweilen wird dieser Ausdruck jedoch auch von einer flachen Decke angewendet); daher dann auch die Wölbung concameratio, der Schlußstein des Gewölbes camerae umbilicus. Die Außenfläche oder der

Gewölberücken wird testudo (heute Extrados) genannt; die hölzernen Hülfsbögen, die dem allmälig zusammenstrebenden Gewölbe bei der Ausführung zur vorläufigen Unterlage dienen, heißen subsidiarii arcus, fornices. Fornix heißt auch das Gewölbe selbst, und so fornicare wölben. Arcus heißen die Rundbögen, die die Mauern über einer Reihe von Säulen tragen. „Curvatis arcubus. transvolutis arcubus" sind eine Reihe von Kirchen gebaut.

Ich stelle hier, vollständiger als es bisher geschehen ist, eine Reihe von Nachrichten über Gewölbebauten der fränkischen Zeit zusammen. Zuvor bemerke ich, daß man sich überhaupt gegenwärtig halten muß, daß die Anlage von Steinwölbungen auch in Deutschland weit in die prähistorische Zeit hinaufreicht. Wir finden vorgeschichtliche Grabkammern, nicht nur mit flachen Steinplatten geschlossen, sondern hie und da auch künstlich aus allerdings rohen Steinen gewölbt. Der Grundgedanke der Wölbung war also den Germanen längst bekannt; von den Römern lernten sie nur die rationelle Ausführung und die Anwendung des Princips im Großen. Auch die Backöfen zum Brotbacken, die Schmelzöfen zur Erz- und Glasbereitung, wie sie für die fränkische Zeit mehrfach erwähnt werden und früher schon in Anwendung waren, wurden durch Steinwölbung hergestellt. Ja, man verwendete auf solche Anlagen damals schon mitunter eine besondere Sorgfalt, man hatte für ihre praktische Ausführung ein technisches Interesse. Der römische Gewölbebau ward an die Franken unmittelbar überliefert, theils durch schriftliche Anleitungen, theils durch die ununterbrochene Handwerkstradition, theils durch die in großer Anzahl erhaltenen Denkmale, an denen man täglich vorüberging. Selbst über Denkmäler der Vorzeit in entfernten Landen hatte man genaue Kunde. Gregor erzählt von der Grabstätte der Märtyrer Chrysantus und Daria zu Rom, die eine Krypta, „in wundervoller Weise, bogenförmig gewölbt" war. Zu seiner Zeit befand sich in Bordeaux eine Krypta, „die von den Alten gewölbt und in zierlicher Art errichtet war." Zu Dijon war der heilige Benignus in einer Krypta beigesetzt, wo der Bischof Gregor, der von 506/7 bis 539/40 dort waltete, seine Grabstätte auffand: „und weil jene Krypta, die von den Alten dort gewölbt war, in Verfall gerathen war, baute sie der selige Bischof wieder auf, sie in schmuckvoller Weise wölbend." Dieser Zeitgenosse des Frankenkönigs Chlodovech und seiner Nachfolger besaß also völlig hinreichende Kunde, ein verfallenes Werk der Römerzeit in anerkannt vorzüglicher Weise wiederherzustellen. „Und ohne Verzug", heißt es weiter, „ließ er über jener Krypta eine große Kirche erbauen." Wir können sein Werk noch selbst beurtheilen, denn es ist zum Theil erhalten.

In Arvern, dem heutigen Clermont, hatte einst der Märtyrer Anatolianus sein Leben beschlossen. Zu seiner Ehre erbauten nun Alchima, die Schwester, und Placidina, die Gattin des Bischofs Apollinaris, eine Kirche, über deren Altar sie einen Thurm, über gewölbten Bögen, die auf Säulen aus parischem und herakleischem Marmor ruhten, errichteten; die Wölbung des Thurmes selbst wurde mit einer prachtvollen Malerei in mannigfaltigen Farben geschmückt. Von dem Bischof Avitus wurde später dies zierliche Bauwerk vor dem drohenden Verfall gesichert. Zur Zeit Guntrams baute sich ein Einsiedler eine Höhle

„in Form eines kleinen Gewölbes," das freilich so niedrig war, daß er selbst nur gebückt darin stehen konnte. Die von dem fränkischen Könige Dagobert errichtete Kirche von St. Denis, die Eligius ausschmückte, hatte Säulen und Rundbögen in ihrem Inneren. Der Bischof Desiderius von Cahors (629 bis 645) errichtete sich in dem von ihm erbauten Kloster vor der Stadt eine Grabstätte „unter der Wölbung der rechten Seite (d. h. wohl des rechten Seitenschiffes) der Kirche." Im Jahre 654 erbaute Philibert das Kloster Jumièges bei Rouen, in dessen Beschreibung die Bogengänge hervorgehoben werden, welche an den aus kostbaren Steinen errichteten Klostergebäuden sich befanden. — Höchst wichtig ist die Beschreibung der Anlagen des von Genesius erbauten Klosters Manlieu an der Dore, einem Nebenflusse des Allier. Von der dortigen Marienkirche heißt es: „Viermal sechs zierliche Bögen, oben und unten verbunden, steigen empor; es strahlen die hohen Giebel." Aehnlich ist die Schilderung der Apostelkirche: „Die hier und dort verdoppelten Bögen verbinden die Säulen, die in der glänzenden Weise der Alten gemeißelt sind; die hohen Gewölbe streben, wie es Brauch ist, wundervoll auf." Auch von den Klostergebäuden wird gesagt, daß sie mit zahlreichen Bogenstellungen versehen waren. Autbert errichtete einen Bau „nicht wegen der Höhe des Giebels hervorragend, sondern ‚in der Weise einer Krypta rund (gewölbt?),' wie man schätzt, hundert Menschen fassend, wobei er die Form jenes Baues auf dem Berge Garganus nachbilden wollte." Im Jahre 717 erbaute der Bischof Eoldus von Vienne, ein Verwandter des fränkischen Königshauses, innerhalb der Stadt zu Ehren der seligen thebäischen Märtyrer, des Mauricius und seiner Genossen ein kleines Haus „in der Weise einer Krypta (cryptatim)" in dem er Reliquien aufbewahrte. Während der Zeit des Abtes Tautsind, der das Kloster St. Wandrille von 734 bis 738 leitete, baute der Präpositus Ermhar daselbst eine St. Michaelskirche, für die er Steine aus Lillebonne bezog, um die Wölbbögen und die Stirnseite des Baues zu errichten. Daß in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts die Kunst zu wölben selbst im Norden von England ausgeübt wurde, zeigt die von Eanbald und Alkuin als Schülern auf Befehl ihres Lehrers erbaute Kirche zu York, von der es heißt: „dies überaus hohe Haus erhebt sich auf festen Säulen, die unter den gekrümmten Bögen stehen." Die Kirche der Pfalz zu Cassell an der Garonne, in der Ludwig der Fromme geboren wurde, war in bewundernswerther Weise in Ziegelsteinen gewölbt. Die Wölbungen der Aachener Pfalzkirche, des Münsters, die Karl der Große erbauen ließ, sind allbekannt. „Arcuato opere" baute auch sein Freund Theodulf die vielgerühmte, gleichfalls noch erhaltene Prachtkirche zu Germigny, deren Inneres er mit Stuckornamenten und Mosaiken schmückte. Schon in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts finden wir in einer Kirche des Klosters Deas das Grab des heiligen Philibert, dessen Leichnam im Jahre 836 dorthin übertragen wurde, „wundervoll überwölbt und ringsum mit drei Absiden umgeben" durch den Abt Hilbodo: wichtig auch insofern, als diese Anlage augenscheinlich den Kleeblattgrundriß, die Dreiconchenanlage, zeigt, die wir sonst an der Kirche St. Marien im Capitol zu Cöln und anderen finden. In den Wundern des heiligen Germanus wird

geschildert, wie bei der durch den Prinzen Conrad, den Schwager und Schwiegersohn Ludwig's des Frommen erbauten Germanuskirche zu Auxerre Marmorsäulen unter die schon bestehenden Wölbungen nachträglich eingefügt werden. Die genauesten Nachrichten über Gewölbebau in fränkischer Zeit erhalten wir jedoch durch den Bericht über die zweite Uebertragung des Leichnams des heiligen Adelphius, die in den Jahren 840 bis 890 stattfand. Um für diesen Heiligen eine würdige Grabstätte zu schaffen, wurde im Kloster Remiremont unter der Aufsicht des Bauführers des Klosters, Theodorich, eine neue Kirche gebaut, wobei uns Geimo als Architekt genannt wird. Hierbei kam nun die Kunst der Wölbung in ausgedehntem Maße zur Anwendung, und der Schilderung der bei diesem Bau erfolgten Unfälle verdanken wir einen tieferen Einblick in das technische Verfahren. Hier handelt es sich unzweifelhaft um eine umfangreiche gewölbte Decke über der Erde. Es ist zunächst ein hohes Gerüst (contabulatio) aus hölzernen Stützen (fulcrum) und wagerechten Laufbrettern (tabulatum) errichtet worden. Um die Wölbsteine zusammensetzen zu können, ist dann ein hölzernes Hülfsgewölbe (subsidiarius fornix) in erforderlicher Höhe angebracht, auf dem die Steine, bevor ihr Zusammenschluß erfolgt ist, ruhen. Mittelst eines Krahnes (tractoria grues) sehen wir zuletzt den Schlußstein des Gewölbes (camerae umbilicus) heraufwinden, gelenkt durch die auf dem Gerüste stehenden Arbeiter. Einer derselben stürzt dabei von den Gangbrettern herunter, hält sich aber noch glücklich an der hölzernen Rüststange. Nach Vollendung des größten Bogens der Einwölbung (perfecto concamerationis templi arcu maximo) wird der Hülfsbogen von den Arbeitern, die auf der Außenfläche des Gewölbes stehen, herabgelassen. Doch er entgleitet ihren Händen und begräbt in seinem Falle einige Arbeiter unter sich, die dennoch unversehrt hervorgezogen werden.

Doch wird hier, wie es scheint, nicht in allen Theilen der Kirche eine gewölbte Decke angelegt. Denn als Theodorich dem zweifelnden Geimo, während sie auf dem Fußboden der Kirche stehen, berichtet, daß einer der Arbeiter, von einem herabfallenden Baustein getroffen, unverwundet geblieben sei, — da, wird erzählt, fiel plötzlich von dem Dache, das gerade mit Ziegeln belegt wurde, ein Dachstein, mitten durch die Sparren gleitend, dem Geimo an den Kopf. Da auch er nun unverletzt blieb, mußte er die früheren Wunder wohl glauben. — Hier ist doch wohl ein Dach an der Kirche selbst gemeint; die unmittelbar darauf folgende Erzählung freilich schildert den Einsturz des in der Ausführung befindlichen Daches des Vestibulums der Kirche, das möglicherweise auch vorher gemeint sein könnte.

Die gewöhnliche Art des oberen Abschlusses von Baulichkeiten war damals, wie zu allen Zeiten, die Anlage eines hölzernen Dachstuhles. Man richtet die Balken am Boden nach Bedarf zu, um sie an Ort und Stelle nur zusammenzufügen. Trabes, ligna, tegna, transtra bilden dann das Gebälk (contignatio), asseres, fissiles perticae das Lattenwerk, auf dem die Deckplatten ruhen.

Die Anlage des Daches konnte auf zweierlei Art erfolgen, je nachdem der Dachstuhl unten freigelassen oder geschlossen wurde. Die letztere Art der Bedachung wurde als „Doppeldach bezeichnet: so läßt Alberich im Kreuzgang

seines Klosters „neue doppelte Dächer“ herstellen. Die untere Verkleidung wurde dabei durch Getäfel (laquear) hergestellt, dessen einzelne Platten als „tabulae“ bezeichnet werden. Das Oratorium des heiligen Michael neben der St. Albanskirche zu Mainz ist „bicameratum cum tectis et laquearis.“ Die Inschriften für das Palatium zu St. Denis rühmen das dunkelgoldige Getäfel des strahlenden Daches. Das Deckengetäfel im Refectorium des Klosters St. Wandrille war von dem berühmten Maler Madalulf von Cambrai mit Malereien geschmückt. Und häufig wird die Pracht dieser Anlagen hervorgehoben. Das äußere Schutzdach nennt Gregor einmal supertegulum. Zu seiner Ausführung wurde je nach dem Zweck des Gebäudes und den Mitteln des Bauherrn verschiedenes Material gewählt.

Aermliche Hütten sind mit Schilf gedeckt, wie die Häuser in einem deutschen Dorfe, von denen das Leben der heiligen Lioba erzählt. Sturmi und seine Genossen bauen sich zuerst in Hersfeld kleine Hütten, mit Baumrinde gedeckt. Ein einfacher Bau, obwohl aus Steinen, aber von geringer Güte (vili maceria) hergestellt, hat ein Strohdach. Von hölzernen Schindeln kannte man zwei Sorten, axiles und scindulae, die ersten doppelt so groß, als die letzteren. Sonst werden tegulae, Ziegel aus Thon genannt, womit aber mitunter auch Holzschindeln bezeichnet werden, die mit eisernen Nägeln befestigt wurden. Das Ziegeldach einer Kirche nennt das Leben des heiligen Othmar. Bei der Beschreibung eines Sturmes im Jahre 896 werden axilia, tegulae, imbrices neben einander genannt. Mit dem letzten Ausdruck werden Hohlziegel, die zum Eindecken des Firsts dienen, bezeichnet, und damit ihr Gebrauch auch in fränkischer Zeit bezeugt.

Prunkbauten finden wir aber mit Metallplatten gedeckt. Bleidächer sind häufig. Doch auch das kostbare Zinn findet Verwendung. Kupferdächer werden erwähnt. Aber die Apsis der Kirche von St. Denis hat sogar ein silbernes Dach, von König Dagobert gestiftet, das König Ludwig jedoch im Jahre 652 abnehmen und an die Armen vertheilen läßt, wie Friedrich der Große den silbernen Balkon im Berliner Schloß an die Armeen. Zuweilen sind die Kupferplatten vergoldet, und die Neigung zur Pracht führte dann dazu, aus verschiedenartigen Metallplatten ein buntes Muster zu bilden. Der prunkfrohe Abt Ansegis deckt so den Thurm der Peterskirche zu St. Wandrille mit Blei-, Zinn- und vergoldeten Kupferplatten. Mehrere Thürme in Tours waren mit gediegenen Goldplatten gedeckt. Der kunstfertige Bischof Leo hatte sie in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts so geschmückt, und noch zu Gregors Zeit waren einige davon zu sehen. So ist es kein Wunder, wenn solche Gebäude einen prächtigen Anblick boten, und wir verstehen es nun wohl, wenn gerade die schimmernden Dächer in der fränkischen Zeit wiederholt gepriesen werden. Und dieser Luxus findet sich nicht etwa nur im Westen: selbst der Palast der Thüringerkönige im Inneren Deutschlands hat schon im sechsten Jahrhundert metallene Dächer, die sich über seinen Steinmauern erheben. Dazu kommt dann noch mannigfaches Zierwerk an Giebel und First. Alkuin schmückt in Tours den First eines Hauses mit einer Reihe von Sternen. Sonst werden First- und Kuppelknäufe und -Kugeln und bei der Aachener

Pfalz das Bild eines fliegenden Adlers — das Reichswappen des Kaisers — als Giebelschmuck genannt.

Von der weiteren Ausstattung des Hauses haben wir besonders die Fenster zu betrachten. Die Fensteröffnungen in den Wohnhäusern waren vom Fußboden so weit entfernt, daß ein Erwachsener bequem hindurchsehen, ein Kind mit Leichtigkeit zu denselben emporklettern konnte, wie denn ein karolingischer Prinz durch einen Fall aus dem Fenster sein Leben einbüßte; so breit, daß auch ein ausgewachsener Mann freiwillig hindurchklettern oder auch unfreiwillig hindurchgeworfen werden konnte: die berühmte Beförderungsweise des Martinitz und Slawata ist auch in fränkischer Zeit mehr als einmal in Anwendung gekommen. Kurz, die Fenster waren in ihrer Größe wenig von den unseren verschieden; doch gab es natürlich auch kleinere Fenster in jedem Maßstabe. Die Fenster selbst waren beweglich. Sie bestanden in besseren Gebäuden — und zwar nicht nur bei Kirchen, sondern auch in Wohnhäusern — aus Glasscheiben, die, wie heute, in Holzrahmen gefaßt waren, während die einzelnen Glasstücke — wohl eine Art runder Butzenscheiben — durch Metallstreifen zusammengehalten wurden. So hat eine Kirche von Tours, wie Gregor angibt: „Fenster, wie gewöhnlich, welche mit Glas, in Holz gefaßt, geschlossen werden"; ein Dieb stiehlt diese Fenster, schlägt die Scheiben heraus und nimmt das Metall mit sich fort. Glasscheiben werden denn auch in unsern Quellen recht häufig genannt. Daß fränkische Glasgefäße in den Gräbern in großer Anzahl gefunden worden sind, ist bekannt. Einen Glasschmelzofen erwähnt Gregor von Tours. Selbst bei kleineren Kapellen galten Glasfenster als das Gewöhnliche, und sogar das Fenster der Einsiedlerzelle des büßenden Reclausus Ebregisil zu Bourges ist mit Glasscheiben ausgestattet: das beweist wohl am besten, daß die Fensterverglasung in der fränkischen Zeit nicht nur ein seltener Luxus war. Es scheint fast, als ob sogar bunte Glasmalereien für Fenster schon damals ausgeführt wurden.

Wenn wir den Ausdruck fenestrae aestivae „sommerliche Fenster" finden, so haben wir darunter vielleicht den Verschluß durch ein leichtes Gitterwerk zu verstehen, das den freien Luftwechsel gestattet. Hier und da wurden die Fenster auch durch Vorhänge (Gardinen — vielleicht auch Rouleaux?) gegen die Sonnenstrahlen geschlossen; ja, wer ist nicht überrascht, wenn wir hören, daß es in der fränkischen Zeit schon geschlossene Kutschen mit gardinengeschützten Fenstern gab?

Die Thüren waren natürlich, wie heut zu Tage, in der Regel aus Holzplatten zusammengefügt. Sie laufen, wie schon in römischer Zeit, in Thürangeln. Die Thür besteht aus der Schwelle (limen), als Unterschwelle auch suppedaneum limitis genannt, aus den Thürpfosten (postes), der Oberschwelle (limen superius, superliminare) und den Thürflügeln (valvae). Die Thüren der fränkischen Zeit sind einflügelig und zweiflügelig, auch dreiflügelige werden genannt. Kunstvolle Thüren aus Cypressenholz mit den geschnitzten Bildnissen der Apostel Paulus und Petrus erhält der heilige Aegidius vom Papste. Die Thüren und Pfosten der Kirche von Ingelheim sind aus Erz oder wenigstens

mit theilweise vergoldeten Erzplatten belegt: gerade wie heute die Prachtthüren für den Cölner Dom in dieser Weise ausgeführt werden.

Die Thüren einer anderen Kirche sind, wie es scheint, mit Bleiplatten belegt. Der heilige Eligius belegte die Thüren am Mausoleum des heiligen Dionysius zu Paris mit Silberplatten. Auch von beweglichen Fenstern durchbrochene Thüren waren der fränkischen Zeit bekannt. Thürschlösser zur Sicherung der Eingänge waren damals allgemein in Gebrauch; fränkische Schlüssel sind in den Gräbern in ziemlicher Anzahl gefunden.

Natürlich ist die Art des Verschlusses bei verschiedenen Thüren und Thoren verschieden. Das Thor eines fränkischen Bauernhofes, in dem während der Nacht die Pferde frei herumlaufen, wird mit Keilen befestigt, die man mit Hämmern in den Erdboden treibt. Die Stadtthore werden durch große Thürbalken (vectes), die hier und da mit Eisen beschlagen sind (vectes ferrati), zum Theil auch noch durch Riegel gesichert. Riegel finden wir als Verschluß auch sonst häufig. Sie werden mit Pflöcken (sudes), wohl meist aus Holz, an der Thür befestigt. Aber selbst Kuhställe finden wir mit einem eigentlichen Schloß versehen; so schildert uns das Leben des heiligen Junian, wie der Kuhhirt Morgens mit dem Schlüssel in der Hand zum Kuhstall kommt, um nach dem Vieh zu sehen. Und Schlüssel werden mehrfach erwähnt, selbst das Ueberreichen der Stadtschlüssel zum Zeichen der Unterwerfung war üblich, und die deutsche Hausfrau von damals kennt auch schon das Schlüsselbund als Symbol ihrer Würde. Die Stelle, in der uns ein solches beschrieben wird, lehrt uns zugleich, daß man silberne, broncene und eiserne Schlüssel benutzte.

Zur Ankündigung eines Besuches klopfte man auch damals an die Thür; aber man war von der Erfindung eines Glockenzuges zu diesem Zwecke nicht weit entfernt. Als der heilige Amatus sich in eine enge, kaum zugängliche Felshöhle als Einsiedler zurückgezogen hatte, ließ er vor dieser einen Strick mit einer Klingel anbringen, mit der ein Diener seine Aufmerksamkeit erregte, wenn er im Begriffe stand, ihm zur täglichen Nahrung Brot und Wein vermittelst des Strickes herabzulassen. Daß zur Ankündigung der Arbeitspausen, bei einem Bau z. B., Glockenzeichen benutzt wurden, haben wir oben gesehen. Sonst dienen zu solchen Signalen aufgehängte Bretter, an die man mit einem Hammer schlägt, was bekanntlich einen starken Klang hervorruft.

Höchst interessant ist es, daß wir aus den fränkischen Geschichtsquellen eine Erklärung für die so auffallenden wildglotzenden Thierfratzen erhalten, die an manchen Kirchthüren, zu Braunschweig, Augsburg u. s. w. die Thürringe im Maule tragen. An diesen Thürringen der Kirchen wurden nämlich in der fränkischen Zeit gerichtliche Eide abgelegt, wahrscheinlich so, daß der Schwörende mit seiner Hand den Thürring ergriff, sie gleichsam dem wilden Thierbilde, dessen grimmer Blick vor dem Meineid zurückschrecken sollte, in den Rachen legte — wie der altgermanische Gott Tyr dem Fenriswolfe bei seinem Schwur, daß die Götter, die jenen zu binden versuchten, dabei ohne Falsch verfahren wollten. Dieser Schwur am Thürring war übrigens ein Ausnahmeverfahren. Eigentlich mußten die Eide vor dem Altar im Inneren der Kirche abgelegt werden. Aber die schrecklichen Strafen des Meineids, von denen die

Geistlichen gewiß den Eidesverpflichteten sehr eindringlich gesprochen hatten, schüchterten diese oft so ein, daß sie gar nicht wagten, im Hause des strengen und eifrigen Gottes selbst ihren Schwur vor dem Altar abzulegen; naiv glaubten sie, draußen vor der Kirchthür unter einer weniger schweren Verantwortung zu stehen — etwa wie heute manche Leute eine Aussage „an Eidesstatt" für weniger bindend halten als einen förmlichen Eid. Und so ward ihnen denn gestattet, in dieser wohl altgermanischen Weise am Thürring ihren Eid zu leisten.

Im Ganzen ziemlich wenig eingehendere Nachrichten haben wir über die Treppen und die Heizanlagen. Da zweigeschossige Gebäude häufig waren, so waren auch Treppen vielfach erforderlich. Die erhaltenen Denkmäler zeigen uns sowohl gerade als Wendeltreppen von Stein. Die schriftlichen Quellen erwähnen auch hölzerne Treppen mehrfach.

Zur Heizung der Wohnräume dienten freistehende Kohlenbecken; Camini werden genannt und foci. Die vollständigste Anschauung von fränkischen Heizanlagen bietet der berühmte Plan von St. Gallen, wenn auch manches in seinen Angaben über diesen Gegenstand nicht ganz deutlich wird. Man glaubt in ihm den Beweis zu finden, daß die römische Art der Heizung durch Hypokausten auch hier noch in Anwendung gekommen sei.

Mit der Vollendung aller dieser Dinge und der Anbringung des gelegentlich schon besprochenen besonderen Schmuckwerkes, als Mosaiken, Erzguß- und Stuckverzierungen, Wand- und Deckenmalereien und Sculpturen, sowie der häufig angebrachten Inschriften, die bisweilen in goldenen und silbernen Lettern prangen, ist dann die Bauarbeit abgeschlossen.

Der Bau muß dann eine Zeit lang zum Austrocknen leer stehen. Daß der Aufenthalt in frisch gemauerten Räumen der Gesundheit nachtheilig ist, wußte man damals schon sehr wohl. Ist auch diese Frist vorüber, dann folgt wieder ein Einweihungsfest; bei den Kirchen die Weihe des Gotteshauses, die gewöhnlich mit der feierlichen Uebertragung des Leichnams des darin verehrten Heiligen und sonstiger Reliquien verbunden ist. Die Weihe, zu der eine große Menge Menschen zusammenströmt, vollzieht der Bischof des Sprengels, in dem das neue Gebäude liegt. Auch hierbei ist oft der König zugegen; so Karl der Große bei der Einweihung des von ihm gestifteten Klosters Cornelimünster.

Nun ist nur noch für die Instandhaltung der Gebäude zu sorgen. Bei den kirchlichen Bauten, besonders der Klöster, war diese Angelegenheit von vornherein geregelt durch die Bestimmung, daß von den Einnahmen ein Viertel zur Instandhaltung der Anlagen angesetzt werden sollte; aber auch die weltlichen Gesetze forderten ein würdiges Aussehen der Gotteshäuser.

Die Aufsicht über den baulichen Zustand der Staatsgebäude war theils ortsansässigen, theils ein größeres Gebiet verwaltenden Beamten übertragen, und ihre Thätigkeit wurde wieder von den reisenden Königsboten inspicirt. Betreffs der Instandhaltung der Paläste und Absteigequartiere der Könige, der Ausbesserung der Gerichts- und Rathhäuser ergehen Verordnungen; für die Unterhaltung der Stadtmauern ist Sorge getragen; ebenso ist die Straßen- und Brückenpolizei geordnet.

Man sieht mit Befriedigung, wie Merowinger sowohl als Karolinger, die oft so geringschätzig beurtheilt werden, trotz der schwierigen Verhältnisse ihre Pflichten auch im Kleinen erkannt haben und ihnen gerecht zu werden mit Eifer bestrebt gewesen sind.

Es sei gestattet, am Schluß einige allgemeine Gedanken auszusprechen.

Dies Bild fränkischen Bauwesens, das schon im Jahre 1891 gezeichnet wurde und demnächst selbständig unter Hinzufügung der Quellenbelege erscheinen soll, darf gerade gegenwärtig ein besonderes Interesse beanspruchen.

Die Wissenschaft steht im Augenblick vor der Aufgabe, jene französische Kritik, die zur Verwerfung der früher aufgestellten Listen fränkischer Bauten führte, selbst wieder der Kritik zu unterziehen, ihre Gründe zu prüfen.

Der Grund, der für die Unmöglichkeit der Erhaltung fränkischer Bauten in Frankreich immer wieder angeführt wird, ist der: diese Bauten seien nur Holzbauten gewesen und deshalb spurlos verschwunden.

Das Bild, das wir aus den Quellen der fränkischen Zeit selbst eben entrollten, erweist die Falschheit dieser Annahme. Und eben damit eröffnet es uns nun einen neuen Ausblick auf diese Denkmäler der ältesten Geschichte unseres eigenen Volkes.

Das Bild zeigt, daß Steinbau in der That die Regel war, mindestens, daß er überall, wenn auch nicht allemal, angewendet wurde.

Ist dies der Fall, dann müssen auch noch mehr Reste, als man bisher annahm, von fränkischen Bauten vorhanden sein; vor Allem in Frankreich, sei es über, sei es unter der Erde. Es kann nicht Alles bis auf den letzten Rest zerstört worden sein. Das Mittelalter baute um und aus, aber vernichtete nur in den seltensten Fällen frühere Anlagen.

Eine ungeheure Anzahl von Bauten der Frankenzeit tritt uns in den Geschichtsquellen entgegen.

Die Aufgabe der nächsten Jahre wird sein, alle diese Denkmäler chronologisch zu ordnen und jedem einzelnen an Ort und Stelle nachzuspüren. Das ist die Methode der Zukunft[1]).

Um diese Methode gleich frisch ins Leben zu führen, wurde nun unverzüglich begonnen, sie an einer einzelnen Gruppe von Bauten zu erproben, vielleicht der wichtigsten und interessantesten, die es gibt, den deutschen Königspaläften, zunächst der Merowinger und Karolinger.

Nach jahrelangen Vorstudien ist das umfangreiche Werk — hundertundfünfzig Königspaläfte allein der fränkischen Zeit sind uns bekannt — so weit gefördert, daß im vorletzt vergangenen Jahre mit den Ortsuntersuchungen begonnen werden konnte. Weite Reisen, mit Unterstützung des preußischen Cultusministeriums in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden und Belgien unternommen, haben alle früher bekannten Reste fränkischer Baukunst kennen gelehrt und neue entdecken lassen.

[1]) Vergl. darüber die Einleitung meiner Schrift: „Die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger", die 1892 im Verlage von R. Siebert, Berlin, erschien, besonders S. 38 ff.

Eine große Anzahl der Pfalzorte ist besucht, auch Ausgrabungen sind schon angestellt worden. Im Jahre 1892 wurden zu Bodman am Bodensee, unter hochsinniger Unterstützung seitens des Freiherrn von Bodman, bedeutsame Theile des dortigen Kaiserpalastes ausgegraben. Schon sind für das nächste Frühjahr Ausgrabungen auf einer der wichtigsten Stellen, dem Valkhofe zu Nimwegen, vorbereitet, die mit Unterstützung der Stadt Nimwegen und des niederländischen Ministeriums des Inneren stattfinden werden. Weiterhin sind Ausgrabungen im Elsaß geplant, wo sogar über der Erde noch gewaltige Reste vorhanden sind.

So tauchen allmälig diese beredten Zeugen einer großen Vergangenheit vor uns auf, unverhofftes Licht spendend über eine Zeit, die den Meisten nur in undeutlichen Umrissen vorschwebt.

Was aber vor Allem dabei erfreulich ist: die deutsche Geschichte gewinnt bei dieser archäologischen Untersuchung eine Großartigkeit, wie keine andere Disciplin sie uns so vor Augen stellt.

Und so möge denn diesen deutschen Forschungen ein fröhlicher Fortgang beschieden sein!

Aus meinem Leben.

Von

Eduard Hanslick.

XX.

Auf dieses Kriegsjahr folgte, im Frühling 1867, die Pariser Weltausstellung. Um London oder Paris kennen zu lernen, würde ich nach meinem Geschmack nicht die Zeit einer Weltausstellung wählen. Da findet man die Stadt in einem zwar buntglänzenden, aber fremden Gewand und ihre Einwohner in einem Trubel von Geschäftigkeit und Zerstreuung durcheinandergerüttelt. Ich habe stets die reisenden Monarchen bedauert, die keinen Ort je anders als in Flaggenschmuck, Blumengewinden und mit Triumphpforten zu sehen bekommen, also niemals so wie er wirklich aussieht. Etwas Aehnliches ist's mit den Weltausstellungen, von denen ich auch sonst kein besonderer Freund bin. Wie viel Zeit, die Wichtigerem gebührte, vertrödeln wir da mit dem unausweichlichen Besehen von tausenderlei ausgestellten Dingen, die uns nicht ernstlich interessiren. Besser sind wir schon daran, wenn eine stetige Verpflichtung uns mit der Weltausstellung verknüpft und wir als ein kleines Rädchen in der großen Maschine mitwirken. Das war mein Fall, als ich zum Jurymitglied für die musikalische Abtheilung der Pariser Weltausstellung von 1867 ernannt wurde. Paris war mir zum Glück nicht mehr fremd. Ich hatte im Sommer 1860 während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Paris alles Merkwürdigste besichtigt, die Bekanntschaft Rossini's und Auber's gemacht, diejenige Hector Berlioz' erneuert, den besten Leistungen der Großen und der Komischen Oper angewohnt.

Die Weltausstellung von 1867 brachte mich gleich in den ersten Tagen mit interessanten Männern in Verbindung, die als meine Collegen die musikalische Jury bildeten. Unser Präsident war General Mellinet, ein stattlicher alter Haudegen mit einer Schmarre über die ganze linke Wange; trotz seines martialischen Aussehens der gutmüthigste, anspruchsloseste Mann. Die französische Regierung hatte ihn offenbar nicht wegen seiner Schlachtensiege zum Juror ernannt, sondern im Interesse der Militärmusik, die ihm werthvolle Reformen

verdankt. Wir hielten die vorbereitenden Sitzungen in seiner Privatwohnung, Place Vendôme, ab. Ein kleines Frühstück krönte die Berathungen, und nach demselben wurde ich meist zu Madame Mellinet gebeten, die, eine Polin von Geburt, sich gern Chopin'sche Mazurkas von mir vorspielen ließ. Zum Vicepräsidenten wählten wir Ambroise Thomas, dessen neue Oper „Mignon" eben die Reihe ihrer großen Erfolge an der Opéra comique begonnen hatte. Ambroise Thomas, eine lange, hagere, etwas vorgebückte Gestalt, zeigte immer ein ernstes Gesicht. Grauer Vollbart und graues, langes Haupthaar, auf dem ein hoher schwarzer „Gibus" wie der schiefe Thurm von Pisa saß. Zu seinem sanften, etwas melancholisch angehauchten Wesen paßte der bedächtig schleifende Gang. Er war mir ungemein sympathisch, mochte auch mich gut leiden. Von seinen Werken, seinen Erfolgen sprach er niemals, äußerte auch nie ein boshaftes oder geringschätziges Wort über einen seiner Collegen. In diesem Punkt habe ich die Franzosen überhaupt musterhaft gefunden und vortheilhaft abstechend von unseren deutschen Landsleuten. Die französischen Aussteller pflegten vor der Jury zwar ihre Vorzüge beredt zu erläutern, niemals aber auf Kosten eines Concurrenten, wie es gelegentlich recht gern die Deutschen thaten. In der Pariser Presse fiel mir dieselbe Höflichkeit auf; sie schien mir nur in ihrer kritischen Milde oft zu weit zu gehen. Kritik ist doch nicht da, um Alles zu rühmen, sondern um die Wahrheit zu sagen. — „Wie kann man denn diesen Mr. A. loben?" — „Er ist doch nicht ganz ohne Talent," antwortete man mir. — „Aber Madame B., die sang doch gestern schrecklich!" — „Sie hatte wirklich keinen ihrer besten Abende, immerhin jedoch einige gute Momente." — „Aber, meine Herren," fuhr ich plötzlich heraus, „wenn man solche Mittelmäßigkeiten regelmäßig lobt, was soll denn geschehen, falls Einer ganz schlecht ist?" — „Dann schweigt man über ihn." — Es wäre recht wünschenswerth, wenn mancher renommirte deutsche Kritiker den Franzosen von der höflichen Form des Tadels ein klein wenig ablernen wollte. In neuester Zeit finde ich allerdings die früher zu weit getriebene Nachsicht der Pariser Musikkritik zu ihrem Vortheil zurückgedämmt; insbesondere von Camille Bellaigue in der „Revue des deux mondes" erhalten wir aufrichtige, ungeschminkte Urtheile auch über französische Componisten. —

Das mühsamste und verantwortlichste Amt in der Jury, das des Berichterstatters, versah der alte Fétis, bekanntlich ein Arsenal von historischen Kenntnissen und musikalischer Erfahrung. Trotz seines hohen Alters und seiner starken Corpulenz war er von unermüdlichem Fleiß und peinlicher Genauigkeit. Keine Weltausstellung ist zum bestimmten Termin fertig. Trotzdem wurden wir von dem Präsidenten der Commission wiederholt um rasche Abgabe unserer Vorschläge gedrängt. Fétis antwortete in seiner selbstbewußten Bärbeißigkeit regelmäßig: „Ich mache mir gar nichts aus dem Herrn Minister und lasse mich nicht drängen; je ne ferai pas un mauvais travail." Fétis' Verständniß und Urtheilskraft stand über jeder Anfechtung; nicht ganz so seine Unbefangenheit. Mir hatte man das Amt eines Secretärs octroyirt, so sehr ich auch hervorhob, daß ich, als Nichtfranzose, die vielen schriftlichen Ausfertigungen kaum ganz tadellos würde zu Stande bringen. Man antwortete mir mit einem Compliment; die Enthebung wäre mir lieber gewesen.

Nicht wenig überraschte es mich, von einem der französischen Jurors in gemüthlich schwäbelndem Deutsch begrüßt zu werden. Eine untersetzte, behaglich gerundete Figur mit militärisch gestutztem Schnurr- und Knebelbart, die rothe Rosette im Knopfloch. Es war Georges Kastner, Mitglied des Instituts und vieler gelehrter Gesellschaften. In Straßburg 1811 geboren, ist Kastner zeitlebens Deutscher von Aussehen, Bildung und Temperament geblieben, obgleich er seine sämmtlichen Bücher französisch schrieb. Mit einer hübschen Wendung unterschied er seine „nationalité politique“ und seine „nationalité morale“: die französische und die deutsche Seele, welche, beide stark ausgeprägt, einträchtig in dem Manne lebten. Seinem politischen Vaterlande, Frankreich, mit feurigem Patriotismus ergeben, hat Kastner niemals aufgehört, seine deutsche Muttersprache zu lieben, deutscher Kunst und Wissenschaft seine besten Stunden zu widmen. Von seiner Fruchtbarkeit macht man sich keine Vorstellung. Er hat nicht bloß mehrere Bücher über Gesangskunst, Harmonielehre, Contrapunkt und Instrumentirung geschrieben, sondern auch vollständige Schulen („Méthodes“) für Clavier, Violine, Violoncell, Flöte, Cornet, Waldhorn, Clarinette, Oboë, Posaune, Saxophon, ja sogar für die Pauken! Alle diese Instrumente verstand er sebst zu spielen und bewährte in seinen „Methoden“ neben dem gründlichen Historiker zugleich den praktischen Musiker und Lehrer. Allein die pädagogische Schriftstellerei genügte nicht lange dem von deutscher Romantik angehauchten, weit hinausschweifenden Geiste Kastner's. Er ersann sich ein wunderliches, ihm ganz allein angehörendes Genre, das seiner Gelehrsamkeit und seinem Compositionstrieb gleichzeitig volle Entfaltung gönnte: die „Livres-partitions“. Einer musikhistorischen Abhandlung (dem „livre“) ist jedesmal als zweiter Theil eine große Composition Kastner's (die „partition“) beigegeben, welche mit dem Gegenstande in einem sachlichen oder auch rein phantastischen Zusammenhange steht. Ein Beispiel: „Les Sirènes“. Kastner liefert eine gelehrte Studie über den antiken Mythus der Sirenen, zieht alle verwandten Sagen anderer Völker herbei, erzählt ihre Verwerthung in der Dichtkunst und Malerei und schließt endlich mit einer umfangreichen dramatischen Symphonie für Soli, Chor und Orchester unter dem Titel: „Oswald's Traum, oder: Die Sirenen“. Diese Partitur allein füllt mehr als zweihundert, der Text einhundertsiebzig Seiten in Großquart. Ein ähnliches Doppelwerk von gleicher Anordnung ist „Die Aeolsharfe“. In dem Buche „Le voix de Paris“ feiert der rastlose Sammelfleiß Kastner's einen andern Triumph: er verzeichnet und notirt die Ausrufe der verschiedenen Pariser Verkäufer und Hausirer vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag und verwerthet diese Eindrücke schließlich in einer großen humoristischen Symphonie für Singstimmen und Instrumente. Man wird keines dieser seltsamen Werke durchsehen, ohne über die enorme Belesenheit Kastner's zu staunen und zugleich die seltene Klarheit zu rühmen, womit er solchen Wust von Kenntnissen vorzutragen verstand. In seinen Livres-partitions haben die Abhandlungen einen unbestrittenen Werth, die Compositionen einen sehr geringen, die Verquickung beider gar keinen. Doch ist gerade letztere höchst charakteristisch für unsern Mann, in welchem gelehrte Vielseitigkeit mit entschiedener Hinneigung zum Sonderbaren, Excentrischen

sich verband. In Kastner besaß Frankreich einen unersättlichen Polyhistor, wie sie bereits selten vorkommen und bei dem so mächtig anwachsenden Material jeder einzelnen Disciplin immer seltener werden. Im persönlichen Umgang zeigte er nichts von dem gelehrten Dünkel solcher Leute; er war immer natürlich, gut gelaunt und liebenswürdig. Auf seinem streng ehrenhaften Charakter haftete nicht der unscheinbarste Flecken. Wollte man nach Kastner's Schwächen fragen — diesen menschlichen Anhängseln auch des Besten — so wäre wohl nur seine kindliche Freude an Orden und Titeln zu nennen. Durch Zusendung seiner Bücher an allerlei Souveräne und Akademien hatte Kastner ein ansehnlich Häuflein Orden und Würden ergattert. Auf zwei Porträts, die er mir verehrte — einem großen Kupferstich und einer Photographie — präsentirt er sich in reich gestickter Uniform, mit Bändern, Kreuzen, Medaillen und Sternen behängt wie ein Indianerhäuptling. Kastner's Streben nach Auszeichnungen kam aber nicht aus gewöhnlicher Eitelkeit; es entsprang einem tieferen und für ihn ehrenvollen Grunde. Er hatte als armer Musiker im Hause des reichen Häuserbesitzers Boursault — nach welchem eine ganze Straße in Paris den Namen führt — Clavierunterricht gegeben. Die einzige Tochter Boursault's verliebte sich in ihren Musiklehrer, lehnte die glänzendsten Partien ab und wurde Kastner's Frau. Dieses Glück ward für den jungen Mann der Sporn zu unausgesetztem Fleiß und Ehrgeiz. Durch seine eigensten Talente und Erfolge wollte er der Welt, die ihn um die reiche Frau beneidete, imponiren. Jedes äußere Ehrenzeichen hob ihn der Familie Boursault gegenüber auf eine höhere sociale Stufe und bewies der Welt, was seiner Frau nicht erst zu beweisen war: daß sie keinen unbedeutenden Menschen geheirathet, sondern einen Mann, der aus eigener Kraft sich zu hohen Ehren aufzuschwingen vermochte.

Das musikalische Jurorsamt bei der Weltausstellung — so aufreibend durch Langeweile und Ermüdung — versah Kastner mit einer uns Jüngere beschämenden Gewissenhaftigkeit. Offenbar hatte diese letzte Ueberbürdung ihn empfindlicher angegriffen, als es seine rüstige Haltung und immer gute Laune vermuthen ließen. Kastner starb bald nach dem Schlusse der Ausstellung, sechsundfünfzig Jahre alt, im December 1867.

Von zehn bis ein Uhr dauerten in der Regel unsere Sitzungen und Rundgänge in der musikalischen Ausstellung, dann lud abwechselnd einer der Collegen die andern zum Frühstück in einer der Restaurationen des Ausstellungsparks. Einigemal gesellte sich auch Fürst Poniatowski zu uns, ein musikalischer Dilettant, dessen Opern die Erfolge versagt blieben, die man ihm ob seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gegönnt hätte. Wie heiter anregend und die Jurycollegen freundschaftlich verbindend, verflossen diese Frühstücke! Dann wurde meistens noch durch zwei Stunden die Prüfung der Musikinstrumente fortgesetzt.

Die Pariser Ausstellung vom Jahre 1867, aus dem Gesichtspunkt einer fast idealen Vielseitigkeit concipirt, unterschied sich von ihren Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen dadurch, daß sie nicht bloß industrielle und landwirthschaftliche, sondern zugleich künstlerische Ziele verfolgte. In Bezug auf Musik glich sie weniger einer Industrieausstellung, als vielmehr einem großartigen Turnier, das die

musikalische Kunst aller Nationen zu lebendigem Wettstreit in die Schranken rief. Der Erlaß des Staatsministers Rouher vom 18. August 1866 hatte festgesetzt, daß die Musik sich an der Ausstellung dreifach zu betheiligen habe: aus dem Gesichtspunkt der Composition, der Execution und des historischen Interesses. Demgemäß wurden drei große Comités gebildet, deren erstes eine Preisausschreibung für die beste Composition einer Ausstellungscantate und einer Friedenshymne veranlaßte, während das zweite drei Serien musikalischer Aufführungen organisirte (1. große Concerte; 2. Preissingen der Gesangvereine; 3. Concurrenzproductionen von Civil- und Militärorchestern); das dritte endlich berieth über eine Reihe von historischen Concerten. Für alle diese Productionen hatte die Regierung ein großes Budget bewilligt und eine bedeutende Anzahl von goldenen, silbernen und Broncemedaillen nebst Geldpreisen zur Vertheilung ausgesetzt. Die Resultate dieser großartigen Unternehmung waren in ihren drei Haupttheilen verschieden. Der künstlerische Gewinn der ersten Section, des Componistenwettkampfes, war so gut wie Null. Die dritte Section kam gar nicht zur Action, da die beabsichtigten „zwölf historischen Concerte" an der Kostenfrage scheiterten und gänzlich unterblieben. Einen erfreulichen Erfolg erzielte nur das zweite Comité „de l'exécution musicale", mit seinen Wettkämpfen der Gesangvereine, Fanfaren, Harmoniemusiken und Militärkapellen.

Am interessantesten erschienen mir die Wettkämpfe der französischen Gesangvereine und Harmoniemusiken.

Obwohl die Männergesangvereine verhältnißmäßig spät nach deutschem Muster dort nachgebildet worden, besaß doch Frankreich im Jahre 1867 schon die enorme Zahl von 3243 Gesangvereinen („Orphéons"). Gegen dreihundert solcher Orphéons betheiligten sich bei dem Preissingen und dem Monstregesangsfeste bei der Pariser Weltausstellung. Als musikalische Prüfungssäle benützten wir die verschiedenen Palmen- und Orchideenhäuser im Jardin réservé des Ausstellungsparkes — gewiß ein duftiges poetisches Local. Da producirten sich nacheinander die zahlreich herbeigeströmten Gesangvereine. Die zu diesem Zwecke sehr verstärkte Jury hatte sich in sechs Comités getheilt, deren jedes ein Glashaus in Beschlag nahm, sich unter Palmen an einem Tischchen niederließ und dort sein bestimmtes Pensum von zwanzig bis fünfundzwanzig Vereinen abhörte. Zusammen, in einen massenhaften Chor vereinigt, hatten wir diese dreihundert französischen Vereine schon Tags zuvor gehört, allerdings unter entsetzlichen akustischen Verhältnissen. Das „Festival" (ein aus dem Englischen ohne Noth und Geschmack entlehntes Wort) fand nämlich in dem immensen Industriepalaste der elysäischen Felder statt, welcher der stärksten Musikbesetzung Hohn spricht. Der Saal mit seinen viertausend bis fünftausend Gästen sah geradezu leer aus und spottete der Anstrengung von sechstausend Sängern. Doch war der Anblick der Letzteren interessant genug. Was dem Fremden zunächst auffiel, ist der durchaus demokratische Charakter dieses Monstrechors. Kein schwarzer Frack, keine weiße Halsbinde, wie bei unserem eleganten „Männergesangverein", das einfachste Handwerkergewand, Blousen, Mützen, ärmliche Sonntagsjacken; dazwischen einige Matrosen aus

den Hafenstädten und einige hundert Soldaten. Da die Sänger nicht nach Vereinen, sondern nach den Stimmgattungen gereiht waren (alle ersten Tenore zusammen, alle ersten Bässe u. s. w.), so schimmerten auch die rothen Hosen und Epaulettes allerwärts zwischen den Arbeiterblousen und Bratenröcken durch, und es war ein hübsches sociales Bild, wie Krieg und Frieden einträchtig, mitunter aus einem Notenblatte, zusammen sangen. Vierzehn verschiedene Regimentsgesangschulen wirkten bei dem Musikfeste mit; die französische Armee zählte deren bereits siebzig, und die allgemeine Einführung des Chorgesanges bei dem ganzen Heere steht bevor.

Die französischen Gesangvereine recrutiren sich (in Paris fast ausschließlich, in der Provinz größtentheils) aus den arbeitenden Klassen; bei uns bestehen sie überwiegend aus musikalisch geschulten Dilettanten des gebildeten Mittelstandes. Daraus erklärt sich der ungleich höhere künstlerische Werth der deutschen Gesangvereine, sowie die weit größere sociale Wichtigkeit der französischen. Diese Pariser Arbeiter singen oft herzlich schlecht, aber die regelmäßige Uebung des Gesanges, die liebevolle Beschäftigung mit der Musik haucht unfehlbar ein Element der Veredlung und Verfeinerung in ihr Leben und vermittelt ihnen zugleich ein wohlthuendes Bewußtsein des Zusammengehörens und der Wechselseitigkeit. Denn die Mitglieder eines Sängerbundes betrachten einander als Brüder, und der letzte dieser Vereine will seine Fahne respectirt wissen. Die Regierung hat an der Gründung dieser Gesangvereine und Gesangschulen ein außerordentliches Verdienst. Wir können ganz absehen von der politischen Klugheit, die hier mitspielt: ist es doch immer besser, eine Regierung patronisirt die Gesangvereine, als sie verdächtigt oder verbietet dieselben, wie wir dies bei uns erlebt. Tausende von diesen singenden Handwerkern kennen nicht eine Note; sie werden nach der Methode von Wilhem oder von Chevé unterrichtet, welche die Noten durch Zahlen oder Figuren ersetzt. Ja, es gibt einzelne Vereine, in welchen die Sänger nur nach dem Klange einer Violine ihren Part lernen und sich einprägen. Solche Genossenschaften muß man eben nicht auf ihre künstlerischen, sondern auf ihre socialen Früchte ansehen. Und dafür wird den Orphéons aufrichtig zu danken sein, daß sie ihre bescheidene musikalische Cultur wenigstens in die tiefsten und entferntesten Schichten leiten. Das französische Volk besitzt von Haus aus wenig musikalische Anlage, es hat ein schlechtes Gehör und wenig Empfänglichkeit für die sinnliche Schönheit des Tones. Als Sänger leistet der Franzose nur dann Bedeutendes, wenn das dramatische Element hinzutritt — auf der Bühne.

Wer, von Musik- und Musikvereinspassion beseelt, nicht Stimme genug zum Sänger besitzt, hat doch meistens hinreichenden Athem, um die Clarinette oder Trompete zu blasen. Auf Grund dieser trostreichen Wahrnehmung entstanden wohl all die kleineren und größeren Harmoniemusikvereine, welche ganz Frankreich überfluthen. Vollkommene Seitenstücke zu den hier geschilderten Männergesangvereinen, könnten sie schlechtweg als blasende „Orphéons" bezeichnet werden. Jede Stadt und jedes Städtchen in Frankreich hat ihre vollständige „Musique d'harmonie", oder wenigstens ihre „Fanfare", so heißt die kleinere, bloß aus Blechinstrumenten bestehende Zusammensetzung. Sie

recrutiren sich im Allgemeinen aus denselben socialen Schichten, wie die Orphéons: aus Handwerkern, Kaufleuten, kleinen Gemeindebeamten u. s. w.; nur greifen diese blasenden Genossenschaften etwas tiefer und etwas höher in die Altersklassen; man sieht da zwölf- bis fünfzehnjährige Knaben (wahre Schusterjungen Apollo's) neben alten Knasterbärten. Unter Letzteren bilden ausgediente Soldaten ein neues charakteristisches Element — ein sehr wichtiges obendrein, denn solche Veteranen einer Regimentskapelle werden, sobald sie in ihrem Heimathstädtchen sich zur Ruhe setzen, meistens Gründer oder Grundfesten einer Civilharmoniemusik. Dieser gegenüber fühlen sich die Orphéons als die individuellere, feinere, wohl auch vornehmere Kunstblüthe. Der Regierung wie den Gemeinden sind aber die Blasenden wie die Singenden „gleich liebe Kinder". Nicht jedes Städtchen kann einer Regimentsmusik theilhaftig, noch weniger ohne den „Propheten"-Marsch und die „Tell"-Ouverture selig werden. So werden denn die Fanfaren des Ortes durch Municipalbeiträge und freiwillige Sammlungen nach Möglichkeit unterstützt. Die Regierung sorgt für regelmäßige Preisconcurse in den Arrondissements und Departements; die dabei errungenen Medaillen reihen jeden Verein in eine höhere oder tiefere „Division". Diese Bruderschaften bleiben entweder im bürgerlichen Civilrock, oder sie reihen sich der Nationalgarde, den Sappeurs und Pompiers ihres Ortes ein und dürfen in Uniform ausrücken. Zu dem Wettkampf nach Paris waren natürlich nur die besten und stärksten Vereine aus der Provinz erschienen: Fanfaren von vierzig bis sechzig, Harmoniemusiken von sechzig bis neunzig Mann und darüber. Was die künstlerische Bedeutung dieser Vereine betrifft, so steht sie, wie die der Orphéons, erst in zweiter Reihe neben der geselligen. Nur die allerbesten der französischen Harmoniegesellschaften leisten musikalisch Tadelloses oder gar Vorzügliches; aber auch die geringste von ihnen darf sich rühmen, einige Seelen dem Trunke und Kartenspiel entzogen zu haben. Für die Männer der Arbeit hat selbst ein derber Verkehr mit der Kunst etwas Befreiendes, Veredelndes; der Ehrgeiz, einem musikalischen Vereine anzugehören, gibt noch einen weiteren Ruck nach oben.

Während die Theilnahme des Publikums an diesen Productionen der französischen Sänger- und Bläservereine eine ziemlich mäßige war, fand der wahrhaft internationale Wettkampf der Militärmusiken im Industriepalast unter dem enormsten Andrang statt. Neun Staaten hatten sich daran betheiligt: Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, Spanien, Belgien, Holland, Bayern und Baden. Jede der Militärkapellen hatte zwei Stücke vorzutragen: die „Oberon"-Ouverture (als „Morceau imposé") und eine Composition nach eigener Wahl. Es war ein ermüdendes Stück Arbeit, in dem von wenigstens dreiundzwanzigtausend Menschen erfüllten heißen Saal von ein Uhr bis gegen sieben Uhr mit Aufmerksamkeit zwanzig Militärmusik-Productionen anzuhören. Meine Lieblingsouverture, „Oberon", wurde mir bei dieser Gelegenheit so verleidet, daß ich ihr für mehrere Jahre aus dem Wege gehen mußte. Aber alle Mühsal wurde reichlich aufgewogen durch den glänzenden Erfolg unserer Oesterreicher. Nie habe ich mit solcher Stärke die Macht des Heimathsgefühls, welches zu Hause so häufig einschlummert oder kritisch ins Gegentheil überschlägt, an mir erfahren, als in dem Augenblicke, wo unmittelbar nach der bewunderungs-

würdigen Production der Preußen sich unsere weißen Waffenröcke im Halbkreis aufstellten. Die Preußen hatten einen Applaus geerntet, der nicht zu überbieten schien; aber nach der Musik der Oesterreicher dröhnte der Saal wie im Orkan, Alles schrie und schwenkte die Hüte und wehte mit den Tüchern. Nur einen ernsthaften Rivalen hatten wir noch zu überstehen, die Pariser Garde, welche, im Besitz trefflicher Virtuosen und neuer Sax'scher Instrumente, mit der Präcision eines Uhrwerkes wetteiferte. Es war in der That nicht leicht, zwischen diesen drei Leistungen zu entscheiden, und so einigten wir uns rasch in dem Entschluß, statt eines ersten Preises deren drei von gleichem Werth an Oesterreich, Preußen und Frankreich zu vertheilen.

Gewiß bildeten diese musikalischen Wettkämpfe ein glänzendes, großartiges Schauspiel. Die Vorbereitung derselben, die gleichzeitige Unterbringung von so viel tausend Sängern und Musikern, die Organisation ihrer Proben, ihrer Einzelproductionen, ihrer gemeinsamen Monstreconcerts, dies Alles verdiente die höchste Bewunderung. Schwerlich wird eine Nation übertreffen können, was die Franzosen 1867 geleistet haben. Aber die Sache war theuer erkauft. Von den großen materiellen Opfern gar nicht zu sprechen, war es ein unausweichlicher schwerer Nachtheil dieser musikalischen Concurse, daß sie alle namhaften und tüchtigen Componisten, Dirigenten und Musikgelehrten von Paris für den Dienst der Jury und der Comités pressen mußten, so daß diese Männer durch viele Monate ihrem Berufe, ihrer Kunst entzogen und in dem aufreibendsten Preisrichteramt abgenützt wurden. Ich nenne bloß: Auber, Berlioz, Gounod, Felicien David, Délibes, Massenet, Gevaert, Kastner, Victor Massé, Saint-Saëns, Bizet, Semet, Maillarb, Pasdeloup, Georges Hainl u. A. Und diese bis zur völligen Erschöpfung führende Arbeit der intelligentesten und talentvollsten Männer Frankreichs diente im Grunde doch zumeist der Eitelkeit. Von einer gründlichen Beurtheilung und Abwägung der einzelnen Leistungen kann ja bei solcher Massenhaftigkeit der Concurrenz kaum die Rede sein; wir häuften Medaillen auf Medaillen, um nur möglichst wenig Unzufriedene zu machen, und trotzdem ging es ohne diesen Mißklang nicht ab. Noch höre ich das zornige „Refusé!" einiger Gesangvereine, welchen in der feierlichen Preisvertheilung eine silberne Medaille zugesprochen wurde, während sie auf die goldene gehofft hatten. Und die Moral des Ganzen? Es war die hier zum ersten Male gemachte und später reichlich bekräftigte Erfahrung, daß für selbständige, rein künstlerische Wirksamkeit der Tonkunst eine Weltausstellung nicht die Zeit noch der Ort sei.

XXI.

Rossini, Auber, Berlioz, — ich sah sie alle drei wieder, und kaum merklich verändert seit meinem ersten Besuch im Jahre 1860. Nur Berlioz schien noch grollender, düsterer als damals. Der Tod seines einzigen Sohnes, Louis, der fern von der Heimath auf einem Ostindienfahrer sein Ende gefunden hatte, war dem Vater schmerzlich tief in die Seele gedrungen; gleichzeitig erregten die sich täglich erneuernden Schwierigkeiten gegen die projectirte Aufführung seiner „Trojaner" seinen schwärzesten Unmuth. Er war so menschenfeindlich geworden, daß man ihn nicht gerne mit einem Besuch be-

helligte. Doch brachten mich die Sitzungen des Preisgerichts über die „Friedenshymnen", dessen Mitglieder wir beide waren, in seine unmittelbare Nähe. Entrüstet über die „besten" dieser Compositionen, schüttelte Berlioz sein graues Löwenhaupt, schlug auf den Tisch und rief: „Wir sind nicht hier, um Gassenhauer zu krönen."

Auber, den fünfundachtzigjährigen, fand ich unverändert in seiner merkwürdigen Thätigkeit und Beweglichkeit. Noch immer nach Mitternacht zu Bett und zeitig früh heraus! Im Verlaufe der vier Monate, die mir in Paris vergönnt waren, hatte ich häufig Gelegenheit, Auber sowohl in Gesellschaft, als auf officiell musikalischem Boden zu begegnen. In der großen Jury über die Preiscantaten und Friedenshymnen führte Auber das Präsidium. Zum „Ehrenpräsidenten" hatte sich Rossini willig ernennen lassen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals zu erscheinen und nicht das Mindeste zu thun brauche. Er erklärte sich scherzend bereit, unter den gleichen Bedingungen auch noch in andere Comités einzutreten. Auber war keineswegs ein solcher Rossini'scher Präsident auf dem Anschlagszettel, sondern ein sehr wirklicher. Die erste rohe Arbeit des Durchspielens aller zweihundert Cantaten und achthundert Hymnen machte er allerdings nicht mit — der entmenschteste Barbar hätte ihm das nicht zugemuthet — aber den zwei langen letzten Sitzungen, in welchen die besten der eingelaufenen Compositionen gehört wurden, wohnte er aufmerksam bei. Leider betheiligte er sich an den Urtheilen und Vorschlägen mit keiner Silbe, sondern beschränkte sich darauf, die Abstimmung in präciser Weise zu leiten und das Resultat kundzugeben. Unsere oben erwähnten Vorarbeiten fanden im Conservatorium neben dem Arbeitszimmer Auber's statt, in welches er nur durch unsern Saal gelangte. So konnten wir ihn denn täglich in seiner vollen Thätigkeit beobachten. Bald kam er von den Prüfungen in der Gesangs- oder Declamationsklasse, um sich sofort zu jenen der Geiger oder Pianisten zu begeben; bald conferirte er mit Lehrern oder Beamten der Anstalt — kurz, er war unermüdlich. Nur wer dies große und complicirte Institut kennt, macht sich einen Begriff von der Thätigkeit, die es dem Director, sei es auch nur in formeller Hinsicht, auferlegt. Zu einer der Klassenprüfungen nahm mich Auber freundlich mit; er saß da mit vier Professoren am grünen Tisch, hörte ein Dutzend Schülerinnen ihre Stücke vorspielen und zeichnete nach jeder Production seinen Calcül ins große Buch.

Eines Morgens, als ich etwas zu früh im Conservatorium anlangte, fand ich Auber in seinem Directionszimmer an dem kleinen tafelförmigen Clavier sitzen, das, wenn ich nicht irre, noch von seinem Vorgänger Cherubini herstammt. An diesem Instrumente hat Auber in den letzten zwanzig Jahren sehr häufig componirt; es diente ihm auch diesmal als Laboratorium für den Guß einer neuen Oper (Le premier jour de bonheur), die im nächsten Winter vollendet sein sollte. „C'est une imprudence dans mon âge" — dieselben Worte, die vor mehreren Jahren der Greis zu mir gesprochen. Es stimmte mich glücklich, den Mann zu sehen, der einst die „Stumme" und den „Fra Diavolo" geschaffen und jetzt in seinem hohen Alter mit ungebrochener Lebenslust fortarbeitete. Auber hing fest, aber ohne Aengstlichkeit, am Leben, mit-

unter sogar nicht ohne Humor. „Der Tod scheint wirklich unter den alten Operncomponisten aufräumen zu wollen," sagte er, von Meyerbeer's Todtenfeier heimkehrend, zu einem Freunde — „jetzt kommt die Reihe an Rossini"[1]).

Rossini, den ich zum ersten Male vor sieben Jahren in seiner Villa in Passy besucht hatte, verweilte diesmal (Anfangs Mai) noch in seiner Stadtwohnung, Chaussee d'Antin Nr. 2. Dort gab er im Laufe des Winters sechs bis acht musikalische Soiréen; eine Einladung dazu bildete in Paris den Gegenstand allgemeinen Ehrgeizes. Die ausgezeichnetsten Personen bemühten sich darum oft mehr als um eine Einladung in die Tuilerien, und die Journale versäumten nicht, am folgenden Tage davon zu berichten. Ich habe dem letzten dieser Musikabende noch beiwohnen können und gestehe, mehr Ehre als Vergnügen dabei empfunden zu haben. Rossini's Wohnung reichte für die Zahl der Gäste nicht entfernt aus; die Hitze war unbeschreiblich und das Gedränge so groß, daß es jedesmal verzweifelte Anstrengungen bedurfte, wollte eine Sängerin (zumal von dem Gewicht einer Madame Sax) von ihrem Sitze zum Clavier gelangen. Eine juwelenfunkelnde Damenschar hielt den ganzen Raum des Musikzimmers dicht besetzt; an den offenen Thüren standen regungslos geklemmt die Herren. Mitunter schlich ein Bedienter mit Erfrischungen durch die verschmachtenden Reihen, aber seltsamerweise sah man nur wenige (meist fremde) Gäste zugreifen. Als ich ein Schälchen Gefrorenes nahm, sah mich eine Dame meiner Bekanntschaft ganz verwundert an und flüsterte lächelnd: „Sie wagen das?" — „Warum denn nicht?" fragte ich zurück. Statt jeder Antwort wies sie unbemerkt auf die Hausfrau hin, die wirklich einen zornigen Blick auf mich geheftet hatte und den weiteren Rundgang des gefährdeten Präsentirbrettes scharf verfolgte. Sie galt für sehr geizig; wer sich in ihrer Gunst erhalten wollte, verschmachtete lieber, als daß er sich an den spärlichen Erfrischungen vergriff. Madame Rossini soll sehr schön gewesen sein, wie sich das für die ehemalige Flamme eines Horace Vernet schickt. Als ich sie kennen lernte, ragte noch eine kühn gemeißelte Adlernase wie ein übrig gebliebener Thurm aus dem Schutt ihrer früheren Schönheit. Den Rest bedeckten Brillanten.

Im Juni besuchte ich den verehrten alten Meister noch zweimal in Passy; einmal allein, das andere Mal in Begleitung von Schulhoff und dem Hauptmann von Arbter. Dieser liebenswürdige Officier (jetzt General und Chef des berühmten Militärisch-Geographischen Instituts) hatte von Wien den Auftrag übernommen, Rossini die Photographien des Frescobildes zu überbringen, welches Schwind zu Ehren Rossini's für das Foyer des neuen Opernhauses gemalt hatte: Scenen aus dem „Barbier von Sevilla" und der „Italienerin in Algier". Rossini freute sich sichtlich, sowohl über das anmuthige Kunstwerk selbst, wie über die schmeichelhafte Aufmerksamkeit Schwind's. Es war schon sehr viel, wenn Rossini eine ihm dargebrachte Huldigung nicht sofort mit ironischem Spott verscheuchte. Als ich bedauerte, seine neue Messe nicht kennen gelernt zu haben, erwiderte er: „Das ist keine Kirchenmusik für euch Deutsche, meine heiligste Musik ist doch nur semi-seria." Seine Napoleons-

[1]) Die Prophezeiung traf unerwarteter Weise ein: Rossini starb im folgenden Jahre, am 14. November 1868; Auber, neunzigjährig, erst am 12. Mai 1870.

hymne (für die Preisvertheilung am ersten Juli) nannte er „Kneipenmusik", seine Opern „veraltetes Zeug". Er spottete immer über seine eigenen Compositionen. Indem er sich selbst nicht schonte, hatte er eine Art Privilegium erworben, seinen Humor auch auf Kosten Anderer spielen zu lassen. Er that dies aber nie mit Bitterkeit oder Ueberhebung, sondern stets mit heiterer Bonhommie. Richard Wagner wehrt sich in seinem Rossini-Artikel (Gesammelte Schriften, Band 8) heftig dagegen, daß Rossini Witze über ihn gemacht habe. Ihm ins Gesicht natürlich nicht. Aber es leben noch sehr viele Leute in Paris, welche, so wie ich, die sarkastischen Bonmots über Wagner aus Rossini's eigenem Munde gehört haben; denn nach alter Herren Art liebte es Rossini, seine guten Einfälle häufig zu wiederholen. Rossini, der witzige, liebenswürdige Spötter, sollte gerade über Wagner's Opernmusik, die ihm ein Greuel sein mußte, sich niemals ein Scherzwort erlaubt haben? Lächerlich. Einen der hübschesten von diesen Einfällen muß man sich dramatisch vergegenwärtigen. Ein Wagnerianer bringt Rossini die Partitur zu „Tristan und Isolde" und läßt keine Ruhe, bis dieser nicht wenigstens das Vorspiel durchliest. Rossini legt den Band auf seine Kniee, liest aufmerksam, erstaunt und immer verwunderter, bis er endlich, wie plötzlich erleuchtet, mit dem Ausruf: „Ah, c'est comme cela!" die Partitur *umkehrt*.

Rossini erfreute mich beim Abschied (es war ein Abschied für immer!) mit einem Stahlstich, welcher links das Porträt des zwanzigjährigen Rossini, rechts das des sechzigjährigen zeigt. Unter das Jugendbild schrieb er mit Bleistift: „Figaro sù!", unter das alte: „Figaro giù;" mit einem umgekehrten Ausrufungszeichen. Darunter eine sehr freundliche Dedication. Das Bild ist mir sehr lieb und in gewissem Sinne überhaupt unschätzbar, da es als ein Privatscherz Rossini's niemals in den Handel kam.

XXII.

Mehr Freude als die Ausstellung selbst gewährten mir die heiteren geselligen Abende, zu welchen jene den Anlaß gegeben. Von einigen, die mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben, möge hier Erwähnung geschehen. *Adelina Patti*, in deren eleganter Wohnung in der Avenue des Champs Élysées es nicht so klösterlich herging, wie 1863 in der Klostergasse zu Wien, gab ihren Bekannten eine fröhliche Abschiedssoirée. Nach Pariser und Londoner Sitte ging der Abendgesellschaft ein Diner für einen engeren Freundeskreis voran. Nebst einigen im Hause befreundeten Damen nahmen der Director der italienischen Oper, *Bagier*, der russische Staatsrath *de Thal*, der Maler *Gustave Doré* und der berühmte Hornist *Vivier* am Tische Platz. Wo Letzterer zugegen, war bekanntlich die gute Laune garantirt. *Vivier* erfreute sich als amüsanter Gesellschafter, Schnurrenmacher und Anekdotenerzähler allenthalben der größten Beliebtheit. Ein wahres Original, heute Salonheld, morgen „Bohémien", war er in der rauchigsten Künstlerkneipe ebenso zu Hause, wie in den Appartements Kaiser Napoleon's. Die Stimmung war durch Vivier's Erzählungen bald so heiter geworden, daß jeder neue Spaß fruchtbaren Boden fand, z. B. der Vorschlag, sofort (also bei dunkler Nacht) nach *Doré's* Atelier zu fahren, um dessen neues Bild, „Der Spieltisch in Hom-

burg", anzusehen. Schnell waren zwei Fiaker in Beschlag genommen, und wir fuhren zu dem nahe gelegenen Atelier in der Rue Bayard. Das vielbesprochene colossale Genrebild mit nahezu hundert lebensgroßen Figuren, das einige Wochen später den Hauptmagnet der Kunstausstellung bildete, stand, noch unvollendet, in völliger Dunkelheit da. Es war drollig genug, wie Doré, eine Lampe zur Hand, das Gerüst bestieg und das Bild von rechts beleuchtete, während sein Farbenreiber auf einer Leiter die linke Seite erhellte. Doré, dessen geistvolle Illustration des „Don Quixote", „Dornröschen" und der „Divina Commedia" auch in Deutschland längst bekannt sind, war damals ein schmucker junger Mann von sehr einnehmenden Zügen und Umgangsformen, eine jener echt französischen Künstlernaturen, welche mit dem erstaunlichsten Fleiß den vollsten Genuß der Lebensfreuden verbinden. Er trieb uns aus dem Halbdunkel seines Ateliers zur raschen Rückkehr nach dem hell erleuchteten Salon an. Da wogte es bereits in glänzender Fülle von schönen Damen, gefeierten Künstlern, ordenschimmernden Diplomaten. Eben war die berühmte Sängerin Grisi mit ihren drei Töchtern eingetreten, jungen, rehschlanken Mädchen mit üppigen Locken und geistsprühenden Augen. Sie nahmen Platz neben der dunklen Centifolie Carlotta Patti und Mary Krebs, dem deutschen Vergißmeinnicht. Marquis de Caux, ein Stern der jungen Herrenwelt von Paris, hat als Anführer von Cotillons bereits wiederholt in die Hände geklatscht, als plötzlich eine kleine Bewegung am Eingang entsteht und alle Augen sich nach der Thüre wenden. Durch die respectvoll zurückweichenden Reihen schreitet ein kleiner alter Herr, dem unsere junge Hausfrau mit der ganzen Natürlichkeit ihrer Bezauberungskunst entgegeneilt. Der späte Gast in tadellosen Lackstiefeletten und weißer Cravatte, die Rosette im Knopfloch und den Claquehut unterm Arm, ist Auber. Er begrüßt mit verbindlicher Haltung die Mitglieder des Hauses und sieht stehend eine volle Stunde lang dem Tanze zu. Dann gibt es einige kurze Ansprachen nach rechts und links, bis zwei schöne Frauen den galanten Maestro zu sich aufs Sopha nöthigen. Welche Lebenskraft und Lebenslust!

Von den genannten Herren bemühten sich zwei Rivalen besonders eifrig um die Gunst Adelina's: der Marquis de Caux und der Maler Gustave Doré. Sie hat bekanntlich den Ersteren gewählt; mir wäre der Zweite lieber gewesen. Der Marquis, berühmt als Sportsman, Wagen- und Pferdekenner, war übrigens ein vollendeter Gentleman. Als mein Tischnachbar bei einem Diner der Fürstin Metternich überraschte er mich durch das correcte Deutsch, womit er mich ansprach. Er war, wie er mir erklärte, in Hannover erzogen, wo sein Vater Gesandter gewesen. De Caux schwärmte für Adelina und blieb zeitlebens ihr rasendster Claqueur. Bei diesem Punkte schien die Liebe des alternden Lebemanns stehen geblieben zu sein. Das Herz seiner jungen Frau ließ er kalt. Nach einigen Jahren hat bekanntlich das südlichere Temperament des Tenoristen Niccolini den Marquis verdrängt. Es bedurfte zweier sehr umständlicher Ehescheidungen zu diesem neuen Bunde, denn auch Niccolini war verheirathet. Adelinen ist ihr neuer Gemahl nicht eben billig zu stehen gekommen; sie mußte, nach dem französischen Gesetz der Gütergemeinschaft, dem Marquis ungefähr eine Million Francs auszahlen.

Ein interessanteres Diner werde ich schwerlich erleben, als das bei dem Deputirten Mr. de Javal. Er hatte eine Pragerin zur Frau, die ältere Schwester der Frau Julie von Ladenburg, also eine frühe Jugendbekanntschaft von mir. Wir waren nur zehn Personen. Wie selten sind diese angenehmsten Mahlzeiten, wo jeder der Gäste in Contact mit den übrigen bleibt und ein gemeinsames, belebtes Gespräch den Lärm ersetzt, in welchem die Theilnehmer eines großen Diners ihr eigenes Wort nicht verstehen! Und wer waren die Gäste? Zuerst Mr. Thiers und Jules Favre; der große Geschichtschreiber und Exminister neben dem berühmtesten Advokaten und Deputirten Frankreichs. Sodann der bekannte radicale Deputirte Mr. Glais-Bizoin und drei Herren aus Prag: der böhmische Historiograph Palacky, sein Schwiegersohn Ladislaus Rieger, der Führer der Czechen im österreichischen Reichsrath sammt Gemahlin und der Componist und Claviervirtuose Julius Schulhoff. Kaum war Rieger den französischen Gästen vorgestellt, als schon sein nationaler Missionseifer ihn stachelte, einen kleinen Vortrag über die Czechen zu halten. „Les Tchèques, n'est-ce pas, ce sont des Russes?“ fragte Jules Favre, nachdem er ein Weilchen zerstreut zugehört. Nun kam Rieger's Belehrungs- und Bekehrungsdrang erst recht in Fluß. Er zog eine große ethnographische Karte aus der Tasche, breitete sie auf dem Clavier aus, explicirte die Zahl und Wichtigkeit der Czechen, dann der übrigen slavischen Stämme in Oesterreich. Von diesen roth colorirten Flecken auf seiner Landkarte war er nicht zu trennen; er rief mit steigender Wärme: „Hier sind Slawen, da sind Slawen, überall herum Slawen,“ — während der Diener schon zum zweiten Mal sein „Madame est servi!“ gemeldet hatte. Die Gäste fühlten offenbar einen weit stärkeren Zug zur Suppe, als zu den Slawen und wendeten sich ohne Weiteres zum Speisesalon, während Rieger's Landkarte offen auf dem Clavier verblieb — wahrscheinlich für den Nachtisch. Mein Nachbar beim Diner war Jules Favre, der ernste Mann mit dichtem Haupthaar und dem starken Backenbart rund um das ganze Gesicht herum, der ihm das Aussehen eines amerikanischen Pflanzers gab. Meine Besorgniß, einen solchen Nachbar nicht standesgemäß unterhalten zu können, schwand einigermaßen, als er sich nach österreichischen Unterrichtsverhältnissen, insbesondere der Organisation unserer Universitäten erkundigte. Mit einiger Verwunderung entnahm ich aus seinen Fragen, daß ihm alle diese Dinge neu und fremd waren. Auf mehr als einem Gebiete habe ich es erlebt, wie kindlich fremd mancher berühmte und geistreiche Franzose sich in Dingen erwies, die über die Grenzen seines Vaterlandes hinauslagen. Thiers kennen zu lernen, empfand ich als einen ganz unverhofften und unschätzbaren Glücksfall. Der bewegliche kleine alte Herr, dessen Augen noch gar lebhaft durch die große Brille leuchteten, sprach mit den Deputirten Javal und Glais-Bizoin eifrig über parlamentarische Tagesfragen; mir ist mehr das Wie als das Was seines Gesprächs gegenwärtig. Aber die Persönlichkeit der beiden Staatsmänner Thiers und Jules Favre ward mir später noch viel wichtiger, als ich sie, drei Jahre nach diesem heiteren, intimen Diner, als Hauptpersonen auf den Schauplatz der politischen und kriegerischen Ereignisse gedrängt sah. Von ganzem Herzen über die deutschen Siege jubelnd, fühlte ich doch eine tiefe menschliche Theilnahme mit dem

Unglück der beiden Männer, die sich in eifrigem Patriotismus aufrieben, um das Schicksal Frankreichs im Jahre 1870 zu mildern.

Wer ahnte in dem Festjubel des Pariser Ausstellungssommers von 1867 die so nahe Katastrophe der Napoleoniden, den furchtbaren Krieg von 1870! Es ist mir eine werthvolle Erinnerung, Louis Napoléon auf dem Gipfel seiner Macht und seines Einflusses noch gesehen zu haben. Täglich fuhr ein anderer von den großen und kleinen Monarchen Europa's vor den Tuilerien vor und huldigte dem „Emporkömmling". Meine officielle Stellung in der österreichischen Commission verhalf mir zu mancher beneidenswerthen Einladung. Eines der interessantesten Feste war der Abendempfang in den Tuilerien. Napoléon und die Kaiserin Eugénie hielten Cercle, dann spielten Bressand und Madame Plessy vom Théâtre français ein Proverbe auf einer improvisirten kleinen Bühne. Schließlich unterhielt man sich an dem großen Buffet, das keinen soliden Imbiß, sondern nur Eis, Champagner und Backwerk darbot. In dieser Hinsicht erwiesen sich andere Festgeber kaiserlicher als der Kaiser und vergaßen nicht des menschlichen Rührens, das man am Ende eines langen heißen Festabends verspürt. Einen herrlichen Ball gab der Präsident des Corps législatif, Mr. Schneider; man konnte sich im Garten ergehen, der von elektrischen Lichtern glänzte. Und die Fülle von Blumen und schönen Frauen! Einen noch großartigeren Anblick bot der Ball der Stadt Paris im Hôtel de Ville. Der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Frankreich, der König von Preußen und andere Monarchen waren anwesend. Der überdeckte Hof mit seinen Fontainen, die mit Epheu umrankten Galerien, die von Brillanten und Ordenssternen funkelnden Damen und Würdenträger auf den beiden Freitreppen, — ein märchenhaftes Bild! Allwöchentlich gab einer der Minister ein Fest zu Ehren der fremden Commissäre, und jeder suchte sich durch eine neue interessante Variation hervorzuthun. So bildete eine theatralische Vorstellung den Hauptreiz eines vom Minister der schönen Künste, Marschall Vaillant, gegebenen Festes. Die Sänger der Opéra comique begannen mit einer kleinen halbverschollenen Oper von Jsouard „La rencontre imprévue"; es folgte ein Duo aus den Hugenotten u. s. w. Beim Handelsminister Forcade genossen wir ein interessantes Concert mit Madame Carvalho, Faure und Capoul. Die schönsten, künstlerisch ausgeschmückten Empfangssäle hatte der Staatsminister Rouher in einem Flügel der Tuilerien; da wurde eines Abends „La fille de l'avare" gegeben, mit Bouffé in der Rolle des Geizigen. Mit aufopfernder Liebenswürdigkeit standen der Minister, seine Frau und Töchter die halbe Nacht hindurch am Eingang des Saals, um die Eintretenden zu empfangen, deren Namen von dem Huissier meistens in komischer Verstümmelung ausgerufen wurden. Mit ungewöhnlich heiterer Miene trat ich mit meinem Freunde, dem österreichischen Ausstellungscommissär Dr. Thaa, in den Saal, wenn wir ausgerufen wurden: „Messieurs Hanlue, Tadraa!" In Bezug auf die Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit hier die höchsten Würdenträger sich in Festen für uns Fremde überboten, kann keine Stadt mit Paris sich messen.

Aus dieser an geselligen Vergnügen so reichen Ausstellungszeit könnte ich noch manchen in meiner Erinnerung nachglänzenden Tag schildern. Aber wie

wenig dürfte den Leser das angenehme ländliche Mittagmahl in Sèvres interessiren, zu welchem Desirée Artôt, die liebenswürdigste, heiterste aller Hausfrauen, uns geladen hatte? Oder das festliche Diner, das Consul Friedland aus Wien den österreichischen Jurors gab? Er hatte dazu den herrlichsten Schauplatz auserwählt: die große Terrasse Henri IV. in Saint-Germain en Laye. Die breitschulterige Gestalt mit dem gewaltigen Negerkopf des alten Alexander Dumas ragte aus unserer Tischgesellschaft hervor; seine Toaste sprühten mit den glänzend aufsteigenden Raketen um die Wette. Dann gab es einen schönen musikalischen Abend bei August Wolff, dem feingebildeten Chef der Firma Pleyel u. Wolff. Dort lernte ich den berühmten Tenoristen Duprez kennen. Vergebens bestürmte man ihn, eine Kleinigkeit zu singen. Die Heiserkeit, mit welcher er sein Ablehnen entschuldigte, war keine bloße Ausrede, denn der alte Herr hörte sonst in Freundeskreisen noch immer gern seine Stimme und den Applaus der Gäste, beides wie ein Echo aus früheren guten Tagen. Aber etwas anderes Musikalisch-Dramatisches wollte er uns zum Besten geben: ein Marionettentheater, das, ursprünglich nur für seine Kinder erdacht und geübt, allmälig in Paris eine erstaunliche Berühmtheit erlangt hatte. Duprez' Sohn, Léon, und seine Tochter, die treffliche Sängerin Karoline Duprez-Vandenheuvel, stellten in einer Nische des Salons ein kleines Puppentheater mit Decorationen und drei bis vier beweglichen Figuren auf, welche sie sehr geschickt mittelst Schnürchen von oben dirigirten. Sie wählten an diesem Abend den vierten Act aus Donizetti's „Favorite"; Fernand und Leonore machten die ergötzlichsten, jeder Phrase genau folgenden Bewegungen, während die beiden Geschwister hinter der Scene ihre Partieen mit feinem parodistischen Vortrag sangen. Man konnte unmöglich etwas Drolligeres erleben; die blasirtesten Gesichter leuchteten vor Heiterkeit, die feierlichsten Rücken krümmten sich vor Lachen. Diese reizende Comödie, Anfangs nur in vertrautesten Freundeskreisen producirt, machte bald so viel von sich reden, daß die Familie Duprez sie vor Napoléon III. und seinem Hof aufführen mußte. Papa Duprez, auch von dieser kleinsten Opernbühne bereits zurückgezogen, hörte aus einem Fauteuil wohlgefällig zu. Ein kleiner vierschrötiger Mann mit schwarzgrauem Krauskopf, niedriger Stirn und breitem Mund, so uninteressant und spießbürgerlich aussehend, daß wir ihn für einen reichgewordenen Schankwirth oder Käsehändler gehalten hätten. Erzählte er doch selbst freimüthig, daß eine berühmte Tänzerin der Großen Oper bei der Generalprobe von „Wilhelm Tell" hinter ihm ausrief: „Was? Das soll der neue Tenorist sein, der mit so hoher Gage statt Nourrit engagirt wird? Eine solche Kröte? Unmöglich!" Auch mir wollte es bei dem ersten Anblick Duprez' durchaus nicht eingehen, daß diese unansehnliche Figur mit dem derb prosaischen Gesichte als Raoul, Edgar oder Fernand das Publicum hinreißen konnte, ein Publicum zumal, das an die poetische Erscheinung Nourrit's gewöhnt war. Und dennoch wissen wir, daß es so gewesen.

Nach dem Souper will weder Saint-Saëns noch Schulhoff ans Clavier. „So setzt euch beide daran," ruft Ambroise Thomas, „und improvisirt etwas vierhändig!" Die Beiden, ebenso feste Musiker als glänzende Virtuosen, gehen mit bester Laune auf den Vorschlag ein, bestimmen nur Takt und Tonart und

improvisiren nun auf das Ueberraschendste, Einer dem Andern aufmerksam folgend, ihn vorauslassend oder zurückdrängend, scheinbar irreführend oder irregeführt, immer jedoch, ohne die kleinste Lücke in ihrem Ensemble, wieder in effectvollstem Einklang zusammentreffend. Es war einer der hübschesten musikalischen Scherze mit geradezu erstaunlichem Talent ausgeführt.

Abseits von diesen Soiréen fehlte es mir nicht an traulichen Asylen bei Freunden und näheren Bekannten. Da war vor Allen das Haus Friedrich Szarvady's. Ich kannte ihn aus meiner Jugendzeit in Prag, wo er Hauslehrer bei einer befreundeten Familie war. Das Jahr achtundvierzig lockte ihn in seine ungarische Heimath; da schloß er sich enthusiastisch an die revolutionäre Bewegung. Der Sieg der Reaction in Oesterreich trieb ihn nach Paris, das er nicht wieder verlassen hat. Er zählte dort zu den ausgezeichnetesten Journalisten und Correspondenten. Vor dem „Revolutionär", der aus seinen intimen Beziehungen zu Kossuth, Klapka, Mazzini und Cavour kein Hehl machte, schreckte das officielle Oesterreich zurück; im persönlichen Umgang gab es keinen aufrichtigeren, liebenswürdigeren Menschen, im Familienleben kein zärtlicheres Gemüth. Szarvady hatte sich früh mit der ausgezeichneten Claviervirtuosin Wilhelmine Clauß verlobt, einer Pragerin, die im Jahre 1854 in Wien mit großem Erfolg concertirte und an mich empfohlen war. Das geistvolle, poetische Mädchen zog mich damals mächtig an; wir spielten viel vierhändig — lauter Schumann — und waren in ihrer Wohnung, auf Spaziergängen, im Theater fast täglich beisammen. „Wenn man sie spielen hört, oder mit ihr plaudert," pflegte Alfred Meißner zu sagen, „glaubt man Orangenduft zu athmen." Ich hatte dreizehn Jahre lang nichts von ihr gehört, ihren Mann fast gänzlich aus meinem Gedächtniß verloren, als ich 1867 nach Paris kam. Da sehe ich eines Abends im Café Helder Julius Schulhoff mit einem kleinen Manne sitzen, dessen blauschwarzes, glattes, langes Haar und funkelnde Zigeuneraugen mir bekannt vorkommen: Friedrich Szarvady. Er machte mir Vorwürfe, daß ich sein Haus noch nicht aufgesucht habe. — „Wissen Sie auch," entgegnete ich, „daß ich in Ihre Frau verliebt war?" — „O, natürlich!" meinte er, „ich selbst bin schon sechzehn Jahre lang in sie verliebt!" So ging ich denn anderen Tages hin und erfreute mich an dem Anblick des schönsten Familienlebens. Frau Wilhelmine hatte mit ihrem blonden Lockenkopf auch ihre kindliche Natürlichkeit, ihr poetisches originelles Denken sich vollständig erhalten. Wir feierten unser Wiedersehen gleich mit einem musikalischen Fest, indem wir uns ans Clavier setzten und Brahm's herrliches „Deutsches Requiem" vierhändig spielten. Seitdem habe ich in Szarvady's traulichem, künstlerisch geschmückten, von hellen Kinderstimmen belebten Heim manchen schönen Abend verbracht, theils allein, theils mit Stephen Heller, Saint-Saëns, Schulhoff und anderen musikalischen Leuten. Szarvady hat sich mir als einer der treuesten, herzlichsten Freunde bewährt, auch bei meinen späteren Besuchen in Paris 1875 und 1878, wo er jede Stunde, die sich seinem anstrengenden Beruf abringen ließ, opferte, um mir und meiner Frau Vergnügen zu bereiten. In späteren Jahren sah er sich durch Vermögensverluste zu verdoppelter Anstrengung angespornt und hat diese Ueberarbeitung mit dem Leben bezahlt. Der Gedanke, Szarvady nicht mehr anzutreffen, verleidet mir seit zehn Jahren den Gedanken an eine Reise nach Paris.

XXIII.

An Sonntagen kam ich häufig zu Offenbach, wo ich bei einem einfachen Mittagstisch fast regelmäßig Fr. Gevaert, den gegenwärtigen Director des Brüsseler Conservatoriums, dann den Pariser Journalisten Albert Wolff und Friedrich Uhl aus Wien traf. In Offenbach's Hause war nichts von der „Frivolität" zu spüren, die man stets in Verbindung mit seinem Namen bringt. Er machte als guter Hausvater im Kreise seiner Kinder einen durchaus deutsch gemüthlichen Eindruck. Wenn die Freunde eintraten, ließ er sich nicht stören und arbeitete weiter an seiner Partitur. Erst als die Suppe aufgetragen war, wusch er sich die Hände und setzte sich, meist schweigsam, zu Tisch. Gevaert, der classische und gelehrte Musiker, verkehrte gern mit Offenbach, weil ihn dessen originelles Talent ebenso sehr anzog, wie die Naivetät seines Wesens. Es war zu hübsch, wenn er uns seine eben beendete „Großherzogin von Gerolstein" vorspielte, und bei jeder Nummer verkündigte: „Jetzt kommt ein Duett, das ist sehr hübsch! die folgenden Couplets bringen wenig Neues, hingegen das Finale ist wieder sehr schön!" u. s. w. Das Alles mit größtem Ernst und unbefangenster Naivetät vorgebracht. Komisch war es auch, wenn Offenbach's Deutsch unter dem Einfluß französischer Gewohnheit rebellisch wurde. Als ich ihm mittheilte, ein Journal habe seine neueste Operette als durchgefallen bezeichnet, entgegnete er entrüstet: „Durchgefallen?" Es war ein großer succès; der größte succès, der nur zu sein ist!"

Offenbach hatte nicht viel gelernt, aber der Strom seiner Melodien floß unversieglich. Melodien, wie sie heutzutage zu den größten Seltenheiten gehören; einfach, sangbar, ursprünglich, reizend durch ihre Linien, nicht erst durch das Colorit einer kunstvollen Begleitung. Man könnte zwanzig Melodien Offenbach's nebeneinander stellen, alle auf Tonica und Dominante aufgebaut und doch jede neu und verschieden von den anderen. Dabei jedes Gesangstück aus dem Text, aus der Situation herausgeschaffen, also echt dramatisch, im Gegensatz zu so vielen Wiener Operetten, welche jede Nummer ohne Weiteres auf einen Walzer oder eine Polka spannen und wirkungslos abfallen, wo das einmal nicht geschieht. Offenbach arbeitete sehr leicht; er wäre nicht im Stande gewesen, eine fertige Partitur etwa ein Jahr liegen zu lassen zum Behuf nachträglicher Ueberprüfung und Verbesserung. Es würde dadurch nicht besser werden, behauptete er, — bei ihm sei der erste Wurf entscheidend. Aber während des Arbeitens konnte er oft lange ein Thema drehen und wenden, bis ihm der Rhythmus genügte. Und in der Rhythmik war er sehr sinnreich; deutsche Componisten, bei denen der Rhythmus fast immer der schwächste Punkt ist, könnten viel aus Offenbach lernen. Ich glaube, wenn man zehn deutschen Componisten den Vers: „Ah, que j'aime le militaire, Ah, que j'aime le militaire!" zu bearbeiten gäbe, es würden ihn neun von ihnen gleichförmig in vierfüßigen Trochäen skandiren. Auf die so pikante, lebensvolle Rhythmisirung Offenbach's möchte kaum einer kommen. Zu seiner reichen, melodischen Begabung gesellte sich ein zweiter, fast ebenso seltener Factor: eine unvergleichliche Kenntniß der Bühne, der Theaterwirkung. Als eminent theatralischer Geist und Regisseurgenie in höherem Sinne ist nur Wagner mit ihm zu vergleichen. Ja, wenn ich bedenke, daß

Wagner in seinen späteren Werken sehr oft jeden Maßstab für Dimensionen verloren hatte, möchte ich noch Offenbach den schärferen Theaterblick zugestehen. Wagner ließ seine größten Partituren stechen, ohne sich vorher von ihrer Wirkung überzeugt zu haben; dann durfte an keiner Note mehr gerührt werden. Offenbach änderte und besserte während der Proben unablässig; cassirte oder kürzte ohne Weiteres, was sich als zu lang erwies, verlängerte, versetzte einzelne Nummern, bis Alles an rechter Stelle stand, seine volle Wirkung that[1]). Musterhaft war dabei sein Verhältniß zum Verfasser des Librettos. In Frankreich ist das Schaffen einer Oper ein fortwährendes Zusammenarbeiten von Dichter und Tonsetzer. Wie oft lesen wir im Inseratentheil deutscher Zeitungen die Ankündigung eines unbekannten Autors, er habe ein oder mehrere Operntextbücher im Manuscript zu verkaufen! Irgend ein Componist kauft das Ding, welches ohne Rücksicht auf einen bestimmten Tondichter und ein bestimmtes Personal verfaßt ist, und componirt es ebenso ins Blaue hinein. Dichter und Componist bekommen einander oft gar nicht zu sehen. Das ist in Frankreich unmöglich. Während in Deutschland der Componist an seinem Text wie an ein Brett festgenagelt liegt, ist dem französischen Componisten das Libretto ein lebendiges Gewächs, das unter seinen Händen sich entfaltet und in fortwährender Umbildung seinem Talente assimilirt. Dies Ineinanderwachsen von Musik und Text, dies Praktische, Wirksame, das die französischen Opern auszeichnet, wäre ohne eine Gemeinschaft, wie sie z. B. Auber mit Scribe pflegte, nicht denkbar. In Paris kam ich einmal zu Offenbach, als dieser eben mit seinem Textdichter, ich glaube Herrn Meilhac, arbeitete. Es war mir sehr lehrreich, die Beiden ein halbes Stündchen beobachten zu dürfen. Offenbach saß am Clavier und sang dem Dichter vor, was er Tags vorher von dem Libretto componirt hatte. Hier fand er für seine musikalischen Intentionen vier Verse zu wenig, Meilhac schrieb sie dazu; dort wollte er zwei Verse streichen, Meilhac erklärte sie für nothwendig und wehrte sich. Die Verhandlung wurde mitunter äußerst lebhaft, wenn der eine Theil seine Verse, der andere seine Melodien nicht ändern wollte. Am Ende wurden die Beiden doch immer einig, ihr Ziel und Interesse war ja dasselbe und Jeder von beiden überzeugt, daß er ohne den Andern nichts ausrichten könne. Die Strömung der Debatte führte häufig den Dichter oder den Componisten auf ganz neue, glückliche Ideen, die Jeder für sich allein an seinem Schreibtisch nicht ausgeheckt hätte. „Dichter und Componist müssen in geistiger Ehe miteinander leben," bemerkte Offenbach treffend. „So lange ich an einer neuen Oper arbeite, bin ich mit dem Dichter verheirathet. Ich bin unglücklich, wenn er einen Tag ausbleibt; hat er mir auch nichts Neues zu bringen, so muß ich ihn doch täglich sehen und sprechen." Es ist nicht zu leugnen, daß durch diesen lebhaften, wechselseitig anregenden

[1]) Paul Lindau hat in einem Aufsatz über Sardou's „Fédora" treffende Bemerkungen niedergelegt über die verschiedene Arbeitsmethode deutscher und französischer Dramatiker. „Für Theaterstücke," sagt er, „ist der Schreibtisch nichts anderes als die graue Theorie, die Bühne selbst des Lebens goldner Baum; und weil die französischen Dichter des unberechenbaren Vorzugs genießen, ihre Stücke selbst auf der Bühne vollenden zu dürfen, werden sie — ich meine nicht als Dichter, aber als Theaterschriftsteller — den Deutschen immer überlegen bleiben."

und befruchtenden Verkehr zwischen Dichter und Tonsetzer eine Lebendigkeit, Einheit und Zweckmäßigkeit in ihre Arbeit kommt, um die manche große deutsche Oper die kleinste französische beneiden darf.

XXIV.

Jeden Vormittag in der Ausstellung angeblasen, angegeigt und angeklimpert, jeden Abend im Theater oder in Gesellschaft, — ein buntes, aber auch anstrengendes Leben! Ich sehnte mich für ein Weilchen aus dieser stürmischen See heraus, auf ruhiges Ufer, fort von Paris. Ein kurzer Stillstand in den Juryarbeiten ermöglichte mir einen Ausflug in die Normandie. In der angenehmen Gesellschaft meines Freundes Dr. Georg von Thaa (gegenwärtig Ministerialrath im Handelsministerium) besuchte ich Rouen, Trouville, Etretât, Hâvre, Dieppe; überall stürzten wir uns ins Meer und durchschweiften die Umgegend. Ein längerer Ausflug galt später dem Süden von Frankreich: Lyon, Avignon, Arles, Marseille wurden besucht. Auf der Rückfahrt machte ich Stationen in Tarascon, das noch nicht durch „Tartarin“ berühmt geworden, in Nismes und Montpellier, endlich in Cette, wo schon spanische Einflüsse herüberwirken. Nach einem Ruhetag in Bordeaux fuhr ich die Nacht durch nach Paris, wo ich, geistig und körperlich erfrischt, dem Instrumentenlärm und den Streitigkeiten am Jurytische wieder tapfer Stand hielt. Ich unterließ nicht, den Pariser Aufenthalt möglichst gut auszunützen, und freue mich der Erinnerung, alles Merkwürdige in der Stadt — von der hohen Kuppel des Pantheons bis zu den unterirdischen Katakomben — und alles landschaftlich Schöne im Umkreise derselben mit fröhlicher Ausdauer und Empfänglichkeit genossen zu haben.

Eine Hauptquelle der Belehrung und des Vergnügens bildeten natürlich die Theater. Dem Théâtre français und der Opéra comique gereicht es zur Ehre, daß beide den Zusammenhang mit ihrer glänzenden Vergangenheit nicht fallen lassen, sondern neben den Novitäten des Tages auch ihre Classiker pflegen. Am liberalsten thut dies die Comédie française, welche Molière's Meisterwerke häufig und mit größter Sorgfalt spielt. Ihre Aufführungen von „Tartuffe“, „Les femmes savantes“, „Le malade imaginaire“, insbesondere aber von „Mr. de Pourceaugnac“ entzückten mich. Letztere Posse wird buchstäblich getreu mit einer kühnen Ungenirtheit gegeben, welche außerhalb Frankreichs unmöglich wäre. Man möchte aufschreien vor Lachen, wenn sechs bis acht Doctoren der Medicin, jeder mit einer geladenen Clystirspritze den armen Pourceaugnac verfolgen, um die ganze Bühne herumjagen, bis er endlich athemlos in den Souffleurkasten springt, seine Peiniger ihm nach, Einer nach dem Anderen, worauf sie Alle wieder auf der anderen Seite des Souffleurkastens hervortauchen. Auch Tragödien von Racine und Voltaire sah ich auf dem Théâtre français wieder zum Leben erweckt. In meinen Augen allerdings ein sehr trauriges Leben. Ich fand die Dichtungen conventionell, unnatürlich, ungenießbar; die Aufführung desgleichen. Den „Britannicus“ von Racine vermochte ich nicht auszuhalten, so widerwärtig hohl und prahlerisch berührten mich Spiel und Sprache dieser tremolirenden Declamatoren. Als aber un-

mittelbar auf die Tragödie ein Scribe'sches Lustspiel folgte, bewunderte ich die Franzosen als die ersten Schauspieler der Welt. Ebenso unübertrefflich ward im „Gymnase" und „Vaudeville" gespielt: moderne Lustspiele, wie „die Familie Benoiton", „Les idées de Madame Aubrey" und kleine Einacter, mit der reizenden Blanche Pierson, dem Liebhaber Landrol, dem Komiker Bouffée. Auch die „Opéra comique" bewahrt ihre Traditionen, indem sie (gewöhnlich am Sonntag) Opern des älteren Repertoires aufführt. Mit großem Vergnügen hörte ich da Grétry's „Richard Löwenherz", den „Deserteur" von Monsigny, den „Zauberer" von Philidor, „Marie" von Herold, — lauter Opern, die ehedem das Entzücken auch unseres Publicums bildeten, aber in Deutschland längst rettungslos beseitigt sind. Unter den Novitäten der Opéra comique befand sich eine einzige erfolgreiche: „Mignon" von Ambroise Thomas mit der geistvollen Galli-Marié in der Titelrolle. Als ich, nach Wien zurückgekehrt, auf das Lebhafteste für die Aufführung der „Mignon" im Hofoperntheater eintrat, begegnete ich demselben Mißtrauen, wie einige Jahre früher mit der Anempfehlung von Gounod's „Faust". Noch während der Generalprobe von „Mignon" trug einer der mitwirkenden Sänger mir jede beliebige Wette an, die Oper werde es nicht über drei Aufführungen bringen! Noch ein drittes Mal erlebte ich Aehnliches: mit der Oper „Carmen", die ich im Frühjahr 1875 in Paris gehört hatte. Maßgebende Stimmen bezweifelten, daß diese Oper ein Zugstück bei uns werden könne, ja August Förster, der eben Director des Leipziger Theaters geworden war, erklärte mir, er könne es nicht wagen, dem sittenstrengen Leipziger Publicum eine so anstößige Person, wie Carmen, vorzuführen. Die norddeutschen Bühnen haben sich in der That nur sehr zögernd dazu entschlossen; jetzt vermag keine derselben „Carmen" zu entbehren.

Die anziehendsten Vorstellungen gab es in der Komischen Oper, wenn der elegante Tenor Montaubry, der köstliche Buffo Sainte-Foy, die Sängerinnen Marie Roze und Cico zusammenwirkten; Fra Diavolo, der schwarze Domino, der Zweikampf („Le près aux cleves"). Was gäbe ich darum, könnte ich in Wien wieder einmal eine vollendete Aufführung dieser und ähnlicher Opern hören! Alles längst von dem Siegeswagen des „Musikdramas" zermalmt, — die Opern selbst, der Geschmack des Publicums und die Vortragskunst der Sänger. Bedauerlicherweise verschmäht die Große Oper in Paris vollständig das Beispiel der Opéra comique und des Théâtre français in Bezug auf die Wiederbelebung ihrer Classiker. Das Repertoire der Großen Oper reicht nicht hinter Auber, Halevy und Meyerbeer zurück. Von Lully und Rameau nicht zu reden, den berühmten, heute kaum genießbaren Zeitgenossen Racine's und Molière's; auch Gluck, Spontini, Cherubini und Méhul sind von der Großen Oper längst und für immer vergessen. Die Vorstellungen dieser Bühne gewährten mir nur einen getheilten und bedingten Genuß. Musterhaft fand ich das Ballet, die Mise-en-scène, die Massenwirkung des Chors und Orchesters, unübertrefflich das Decorationswesen, nicht bloß im Sinne leerer Pracht, sondern wirklich künstlerischer, charakteristischer Verwendung; viel niedriger die Leistungen der ersten Sänger.

Das ungetrübteste Vergnügen in der großen Oper gewährte mir die „Stumme von Portici", nicht bloß weil die Hauptperson stumm ist, sondern weil das Ensemble, die Chöre, das Ballet, die Ausstattung, ein unübertrefflich, lebensvolles Bild gaben. Auber, der seinen Opern niemals im Zuschauerraume beiwohnte, traf ich in den Zwischenacten auf der Bühne, wohin mich Gevaert freundlich zu geleiten pflegte. Die kleine rührige Gestalt des Meisters bewegte sich voll Antheil unter den neapolitanischen Fischern und Soldaten. Ich hätte ihm die Hand küssen mögen. Die „Stumme von Portici", deren melodischer Reiz und dramatische Kraft bei guter Darstellung jederzeit ihre Macht bewähren, ist auch eine von meinen alten Lieblingsopern, die man in Wien nicht mehr gibt oder nicht mehr geben kann. „Hör' ich sie nie, hör' ich sie niemals wieder?" möchte ich mit Tannhäuser ausrufen.

XXV.

Erfüllt von künstlerischen, geselligen und Natureindrücken jeder Farbe, reich beladen mit persönlichen Erinnerungen, kehrte ich von meinem viermonatlichen Pariser Aufenthalt in meine stille Studierstube in Wien zurück. Da trat eine Erscheinung in mein Leben, die ich als ein unerwartetes Geschenk der Vorsehung hege und preise: Theodor Billroth. Nicht als ob ich seiner hülfreichen chirurgischen Hand bedurft hätte, — er ist mir ohne Messer tief ins Herz gedrungen. Eines Morgens trat er bei mir ein: ein kräftiger, stattlicher Mann mit dichtem, braunem Vollbart, schön gewölbter Stirn und etwas tiefliegenden blauen Augen, aus denen Geist, Lebensfreude und Wohlwollen glänzten. Was mir die Ehre eines so auszeichnenden Besuches verschaffte? Ich konnte es nur ahnen: es war der Musiker in Billroth. Als ich im Sommer 1864 in Zürich gewesen, hörte ich seinen Namen zum ersten Mal. „Wie schade, daß Billroth nicht da ist!" rief mir dort Professor Lübke entgegen. „Wenn nur Billroth nicht verreist wäre!" wiederholte der Componist Theodor Kirchner, zu dem mich Lübke geführt hatte. „Billroth", fügte er hinzu, „ist heute telegraphisch nach Luzern gerufen worden, um den im Duell mit Rakowitz schwer verwundeten Ferdinand Lassalle zu verbinden." Meine Frage, was den berühmten Kliniker denn an mir interessiren könne, beantwortete man mir mit der Schilderung von Billroth's großer Musikliebe und seines weit über den Dilettantismus hinüberreichenden Musiktalents. Er sei ein trefflicher Clavierspieler und versammle ein Quartett bei sich, in welchem er selbst die zweite Geige oder auch die Viola übernehme. Die in Zürich versäumte Bekanntschaft wurde mir also zwei Jahre später doch in Wien zu Theil. Glücklicherweise kannte ich Billroth's Namen und Bedeutung sehr wohl und entging dem komischen Mißverständniß, welches ihm selbst bald nachher mit dem großen Rechtsgelehrten Professor Ihering in Wien begegnet ist. Ihering, als Professor an die Wiener Universität berufen, macht seine Antrittsbesuche und kommt auch zu Billroth während der Ordinationsstunde. „Ich heiße Ihering." — „Womit kann ich dienen?" — „Ich heiße Ihering." — Pause. — „Ja, was fehlt Ihnen?" — „Ich habe Ihnen doch gesagt, ich heiße Ihering!" ruft barsch und gereizt der Professor des

römischen Rechts, dreht sich um und stürzt davon. Billroth hat diese Ordinationsscene oft lachend erzählt und mit Recht gemeint, daß ein Mediciner doch nicht nothwendig die Namen aller bedeutenden Juristen kennen müsse. Die beiden Herren haben sich übrigens später in geselligen Kreisen ganz gut gesprochen. War doch Ihering, bei allerdings hitzigerem Temperament als Billroth, ein ebenso geistvoller Mann und großer Musikfreund wie dieser.

Ein Glück für Wien, wie für Billroth selbst, daß er aus den engen Verhältnissen von Zürich in die Fluth höherer, breiterer Wogen geworfen wurde. Ebenso eine Künstler- wie Gelehrtennatur, ein Forscher ohne Pedanterie, ein geselliges Talent voll Lebenslust und Lebensfrische, hing Billroth bald mit „klammernden Organen" an Allem, was Wien Schönes, Großes, Sehenswerthes bietet. Jeder Abend fand ihn in einem Theater oder Concert, auf einem Ball, einer Maskerade oder Soirée, überall mit Leib und Seele bei der Sache. Nach Hause zurückgekehrt aus solcher Lustbarkeit, zündete er seine Studierlampe an und schrieb ununterbrochen bis zum frühen Morgen! In diesen Nachtstunden sind Billroth's epochemachende Arbeiten entstanden. Dann verging der Vormittag auf der Klinik, wo der kühne Operateur bald die Bewunderung seiner Collegen, der Abgott seiner Schüler ward. Nie ist mir eine ähnliche Arbeits- und Lebensenergie vorgekommen. „Ein außerordentlicher Mensch!" riefen bald die Aerzte, die Studenten, die Musiker, — und wer nicht sonst.

Billroth erwarb das einstöckige Haus in der Alserstraße, das früher sein College Hofrath Bamberger bewohnt hatte, und ließ insbesondere den geräumigen Musiksaal mit künstlerischem Geschmack auszieren. Wie viel schöne Erinnerungen hängen an diesem, durch die beste Musik, die edelste Geselligkeit geweihten Saal! Seit jeher war Billroth ein warmer Verehrer von Brahms, den er auch persönlich von Zürich her kannte. Die drei Streichquartette, die beiden ersten Violinsonaten und andere Instrumentalwerke von Brahms sind bei Billroth zum ersten Male gespielt worden. Auch einzelne Vocalquartette und Frauenchöre hörten wir da früher als in öffentlichen Aufführungen. Das ältere Hellmesberger-Quartett und Brahms am Clavier besorgten die Kammermusik; auch Saint-Saëns, Amalie Joachim, Georg Henschel und andere fremde Künstler gaben hier gerne ihr Bestes. Billroth selbst wirkte nicht mit, — also ein „Dilettant" von der seltenen guten Art, die nicht persönlich glänzen will —; er machte den liebenswürdigsten Hausherrn und verhielt sich während der Production, abseits in einem Fauteuil, als aufmerksamster, stillvergnügter Hörer. Den Musikabend schloß immer ein heiteres Souper, — auch dafür pflegte Billroth als feiner Kenner und wählerischer Geist das Programm selbst zu verfassen. Mitunter gab es auch einen zwanglosen Herrenabend; Billroth hatte bald die besseren musikalischen Geister Wiens an sich herangezogen und sah Goldmark, Nottebohm, Door, Epstein, Brüll, Robert Fuchs, Richard von Perger, Kalbeck u. A. gern als seine Gäste. Den engeren musikalischen Dreibund bildeten aber doch wir Drei: Billroth, Brahms und ich. Es war ein gar traulicher Abend nach einer schönen Concertaufführung, als Brahms und Billroth das brüderliche „Du" mit mir

tauschten. Das hat mich mehr gefreut, als zwei Orden! Ich habe viel mit Billroth vierhändig gespielt, insbesondere alle neuen Sachen von Brahms, sobald sie im Arrangement gestochen, oder soweit sie in Brahms' Handschrift leserlich waren. Billroth war ein tüchtiger Spieler von mächtigem Anschlag — ist es wohl heute noch, trotz seines Ablengnens und etwas schwererer Hand — ein schneller Avistaleser und sicherer, treffender Beurtheiler. Bei ersten Vorstellungen, namentlich in der Oper, fand ich sein Urtheil oft von augenblicklichen Stimmungen beeinflußt, ihn aber stets bereit, dasselbe zu corrigiren, wenn späteres Hören ihm einen anderen Eindruck gemacht hatte.

Unser musikalischer Geschmack stimmte meistens überein, insbesondere bezüglich Brahms' und Richard Wagner's. Ich besitze sehr viele Briefe, die mir Billroth, alle in später Nachtstunde, nach irgend einem interessanten Opern- oder Concertabend geschrieben, Briefe von zwölf, sechszehn und mehr Seiten seiner weichen runden Handschrift. Alles im ersten Impuls ausgeströmt, ohne ängstliches Abwägen, ohne kritische Prätension, nur als treues Spiegelbild seines individuellen Empfindens. Wie schnitt das Messer des großen Chirurgen unbarmherzig ins Fleisch von Tristan und Isolde, von Siegfried, Wotan und Parsifal! Im persönlichen Verkehr von liebenswürdiger, guter Laune, bewahrt Billroth stets jene wohlthuende Gleichmäßigkeit der Temperatur, die uns kein Ueberspringen von Hitze in Kälte fürchten läßt. Niemals habe ich in den fünfundzwanzig Jahren unseres Verkehrs ihn zornig oder verdrießlich gesehen, niemals heftig oder anzüglich im Streite von Meinungsverschiedenheiten. Wie ein leichter Sonnenschein haftet stets ein freundliches Lächeln auf seinem Munde. Der Zauber, welchen diese mächtige und doch milde, harmonisch abgerundete Persönlichkeit auf alle ihr Nahetretenden ausübt, läßt sich schwer schildern; in mir zeitigte er eine tiefe, zärtliche Zuneigung. Unser Erwerb neuer bleibender Männerfreundschaften reicht selten über die Universitätsjahre hinaus; mit vierzig Jahren noch einen Freund zu finden, mit dem wir nicht bloß allgemeine Interessen besprechen, sondern vertrauensvoll intimes Wohl und Wehe austauschen, das ist ein seltenes Geschenk des Himmels.

Für die Lücken unseres Verkehrs, wie sie in Wien durch die Verschiedenheit des Berufs entstanden, entschädigte mich mancher Ausflug mit Billroth, mancher Besuch auf seiner Villa in St. Gilgen am Wolfgangsee. Das Frühjahr 1875 bescherte mir eine Reise mit Billroth nach Italien. Ueber Padua, Bologna und Florenz ging es nach Rom und Neapel, Capri, Sorrent und Amalfi. Billroth fand, daß ich ein guter Reisekamerad sei, weil auf der Reise mich Alles freut und Alles mir recht ist. Das war nicht schwer an seiner Seite. Später machte ich mit meiner Frau in Billroth's Gesellschaft einen Ausflug an die Riviera, mit Stationen in den reizenden Orten San Remo, Mentone, Bordighera, Monte-Carlo, Nizza. Auch eine Osterwoche verbrachten wir mit Billroth in dem ihm vorzugsweise lieben Abbazzia.

Ich wüßte keine Persönlichkeit, namentlich keine aus Norddeutschland herübergekommene, zu nennen, die in Wien eine so allgemeine Verehrung und Liebe genossen hätte, wie Billroth. Das zeigte sich am deut-

lichsten bei seiner schweren Erkrankung im Frühjahr 1887. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend umstand eine dichte Menschenmenge sein Haus, jeden Augenblick Nachricht verlangend. Alle Zeitungen brachten zweimal des Tags Bulletins über sein Befinden, sie waren das Erste, wonach man begierig blätterte. Durch mehrere Tage galt Billroth für einen verlorenen Mann. Ich war wüthend, wenn mir Leute mit dem Ausruf kamen: „Welcher Verlust für die Wissenschaft!" Was kümmerte mich die Wissenschaft, — die wird sich schon weiter helfen. Auch große Aerzte werden wiederkommen. Aber der Mensch Billroth! Dieser einzige, auch ohne seine medicinische Kunst und Wissenschaft schlechterdings einzige Mensch, der wird nie seines Gleichen haben, wird so niemals wiederkommen! Zum Glück ist das Gefürchtete nicht eingetreten. Billroth ward gerettet durch seine energische Natur und eine beispiellose Pflege. Wien überströmte von Kundgebungen des freudigsten Dankgefühls. Bald hatte Billroth sich erholt und mit verdoppeltem Eifer seine Thätigkeit wieder aufgenommen. Die Jahre haben seine Kraft nicht gemindert, seinen Geist nicht getrübt, seine Empfänglichkeit für alles Schöne und Große nicht geschwächt; sie haben ihn nur noch milder und liebenswürdiger gemacht.

Jüngst, im Sommer 1893, ist eine Eisenbahn von Ischl nach Salzburg eröffnet worden, die über St. Gilgen geht und dicht hinter Billroth's Villa eine Minute anhält. Das ist die „Haltstelle Billroth". Es bewegte mich ganz eigenthümlich froh, als der die Stationen ansagende Conducteur mit lauter Stimme ausrief: Billroth! So ist dieser Name, welcher für alle Zukunft im goldenen Buch der Wissenschaft prangt, nun auch geographisch befestigt und populärisirt. Fügt es sich nicht schön, daß noch in spätesten Zeiten unzählige Reisende ihn werden ausrufen hören, leise angeweht von dem Genius des Ortes? Ich steige aus dem Waggon die kleine Waldböschung herab, welche zu der stattlichen Villa führt. Billroth kommt mir entgegen mit dem alten freundlichen Lächeln und reicht mir die Hand. Er trägt wollene Kniestrümpfe und einen Lodenrock; ein rothes Halstuch flattert lose um den kräftigen Hals. Der weiße Patriarchenbart läßt seinen Kopf noch edler, schöner erscheinen, als vor fünfundzwanzig Jahren. In der offenen Halle mit dem herrlichen Ausblick auf den See, begrüßen wir Billroth's hochgebildete, von lebhaftem Geist bewegte Frau und die drei Töchter, Else, Martha und Helene, in ihrer schmucken, steierischen Bauerntracht. In dem Garten, der wie das Landhaus selbst, Billroth's eigenste Schöpfung ist, bilden die Rosenstöcke den Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt und Vorliebe. Von Zeit zu Zeit hält er im Gespräch inne, um ein unnützes Zweiglein abzuschneiden, oder eine sich neigende Rose zu befestigen. Nur zu schnell ist mir der Tag entschwunden. Brahms kommt von Ischl herüber und holt mich ab. Die Locomotive mit dem kleinen Eisenbahnzug dampft heran, der Conducteur ruft sein „Billroth!" und wir fahren bewegten Herzens von dannen. Von unten winkt uns noch lange die treue Hand des Freundes nach. Der Name „Billroth" bezeichnet eine der lieblichsten Stationen des neuen Schienenwegs und eine der schönsten auf meiner ganzen Lebensreise.

Die Börsenreform im Deutschen Reich.

Von
Gustav Cohn.

Börsen-Enquête-Commission. Stenographische Berichte. Vier Bände. 3622 Seiten in Fol. Berlin 1892—1893.
Systematisches Sachregister zu den stenographischen Vernehmungsprotokollen.
Bericht der Commission an den Reichskanzler vom 11. November 1893.

I.

Die wenigen Worte „Zur Börsenreform", welche ich im Jahrgange 1891 der „Deutschen Rundschau" (Novemberheft) zu äußern mir erlaubte, haben ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Einem öffentlichen Vortrage entsprungen, den ich am 10. October desselben Jahres auf Veranlassung der Gehe-Stiftung zu Dresden gehalten hatte, traten sie in dieser Zeitschrift an das Licht in denselben Tagen, da in der Hauptstadt des Deutschen Reiches einzelne Bankbrüche und damit verbundene Veruntreuungen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregten, die Börse selber aber eine Woche lang in den Zustand der Bestürzung versetzten.

Man hat mehrfach geglaubt, mein Aufsatz sei durch diese Vorfälle erst veranlaßt worden. Das war nicht so, war aus einfachen Gründen auch nicht möglich. Aber das Zusammentreffen war ein Beweis dafür, wie sehr die Sache in der Luft lag. Schon seit Jahren hieß es hie und da, die Reichsregierung beabsichtige die Frage der Börsenreform in die Hand zu nehmen. Aus dem Reichstage verlautete Aehnliches. Jene unliebsamen Ereignisse scheinen die schlummernden Entschlüsse geweckt zu haben. Die Regierung begann mit Arbeiten zur Reform des Depotwesens (der bei Aufbewahrung von fremden Werthpapieren entstehenden Rechtsverhältnisse), die im Schoße der betheiligten Ministerien vor sich gingen und auf Herstellung eines Gesetzentwurfes gerichtet waren. Im Reichstage wurden von mehreren der großen Parteien Anträge eingebracht, die sich auf andersartige Mißstände der Börse bezogen, und die ein Entgegenkommen der Reichsregierung insofern erfuhren, als dieselbe die Antragsteller darüber verständigte, daß sie die Absicht habe,

das ganze Gebiet der Börsenreform zum Gegenstande einer Enquête zu machen.

Hiemit war für die Verhandlung des Reichstages über die Anträge ein Aufschub, und zwar ein sehr wünschenswerther Aufschub gegeben. Die Maßregel einer solchen Enquête hatte ich seit lange befürwortet; noch in dem erwähnten Aufsatze hatte ich gesagt: „Bei dem Dunkel, welches über den Zuständen der Börse lagert, bei der verbreiteten Unkenntniß und dem grassirenden Dilettantismus, wäre es endlich am Platze, daß durch das Mittel einer öffentlichen contradictorischen Untersuchung in dieses Dunkel hineingeleuchtet würde; eine Commission sachkundiger Staats-, Parlaments- und Geschäftsmänner, welche ein gründliches Zeugenverhör veranstaltet, sollte dieses leisten“ [1]).

Indem die Regierung diesen Entschluß faßte, verlegte sie den Schwerpunkt der Reform für längere Zeit in die Voruntersuchung. Dieselbe ist gegenwärtig abgeschlossen, und von ihr ist hier zu reden, von ihrem Verfahren und von ihren Ergebnissen.

II.

Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren in England staatswissenschaftlicher Studien halber lebte, hatte ich Gelegenheit, das Verfahren der „parlamentarischen Untersuchungen“ im Palaste von Westminster aus eigener Anschauung kennen zu lernen und empfing davon einen großen Eindruck. Die Nachwirkung war eine kleine Schrift, welche bald darauf veröffentlicht wurde [2]).

Vom Römischen Recht und seiner Bedeutung für die heutige Welt sagt ein hervorragender Jurist: Nicht weil es Römisch, sondern weil es das Recht ist. Dasselbe haben wir im Einzelnen und immer noch von gar manchen Institutionen Englands zu sagen, die durch lange Erfahrung im öffentlichen Leben bewährt sind: nicht weil es englisch, sondern weil es die Zweckmäßigkeit ist. Nach allen Einschränkungen, welche die nähere Kenntniß von Englands Staatswesen und Volkswirthschaft der einstmaligen Bewunderung entgegensetzt, ist doch ein Rest übrig geblieben, welcher der Kritik Stand hält, weil in ihm der dauernde Gewinn von Jahrhunderten öffentlichen Lebens und politischer Freiheit enthalten ist. Eben dieser Gehalt ist das allgemein Gültige, ist das für andere Völker Nachahmenswerthe.

Das Beste davon ist nicht in feste Formen gegossen; es lebt in den Gesinnungen und Gewohnheiten, in der Geschäftsbehandlung, in der öffentlichen Erörterung, in dem Parteileben. Viele Menschlichkeiten sind dabei, große Schattenseiten, und trotz alledem bleibt ein Vorsprung gegen das übrige Europa, den nur verkennen kann, wer kein historisches Augenmaß besitzt.

Erst jene Gesinnungen und Gewohnheiten erfüllen die öffentlichen Institutionen mit dem zugehörigen Inhalt. Aber im Einzelnen rufen sie selber Institutionen hervor, in denen der Geist sich eine angemessene Form gibt.

Ein Beispiel sind die parlamentarischen Untersuchungen.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXIX, S. 223.

[2]) Ueber parlamentarische Untersuchungen in England (in Hildebrand's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik; dann — neu bearbeitet und ergänzt — in „Volkswirthschaftliche Aufsätze“ 1882).

Ihr Ursprung knüpft an die Grundsätze des englischen Gerichtsverfahrens an — Austragung des Streites unter Theilnahme der Parteien im öffentlichen und mündlichen Verfahren durch das Urtheil eines Ausschusses der Volksgenossen. Aus dem Streit des Privatrechtes und des Strafrechtes sind diese Grundsätze hinübergetragen in den Streit des öffentlichen Lebens. Dort streitet man über Mein und Dein, über Schuld und Unschuld im einzelnen Fall. Hier streitet man über die allgemein verbindlichen Grenzlinien, welche das öffentliche Recht für die Entfaltung der verschiedenen Interessensphären zu ziehen berufen ist. Dort hört man Individuen als proceßführende Parteien, als Klagende, Verklagte, als Ankläger und Angeklagte. Hier hört man die Vertretungen der streitenden Gruppen der Staatsgesellschaft. Dort wird das Urtheil gefunden durch Geschworene und Richter, hier durch einen Ausschuß des Parlaments oder der Staatsregierung selber.

Gemeinsam in dem Einen und dem Anderen ist die Ueberzeugung, daß die Wahrheit nach menschlicher Weise verhüllt wird durch die Befangenheit des eigenen Interesses der Parteien, daß die Aussicht auf ihre Enthüllung bedingt ist durch die freie Gegenüberstellung der verschiedenen Parteien. Daher eine möglichst weitgehende Vielseitigkeit in der Berücksichtigung der Standpunkte, von denen aus eine Streitfrage angesehen werden kann, in der Erwartung, daß die Vielseitigkeit der Beleuchtung und der für diese bestimmenden Interessen im freien Gedankenaustausch das objectiv Wahre aus dem Streite der subjectiven Wahrheiten hervorgehen lassen wird.

Diese Methode ist die richtige, um ein Bild der wirklichen Gesellschaft und ihrer Beschwerden zu erhalten, ein treffendes Bild voll Lebenswahrheit. Sie ist zugleich eine anspruchslose Methode. Denn sie setzt nichts Anderes an den Menschen und ihren socialen Bestrebungen voraus, als was in der That vorhanden ist: ein jeder spricht für sich und für seinen Interessenkreis. Sie ist auch die Methode eines freien Staatswesens — „frei" nicht im Sinne beliebig radicaler Volksrechte, sondern im Sinne der sittlichen Freiheit, für welche die gewohnte Theilnahme am Staatsleben zur Schule jener Mäßigung geworden ist, die ein billiges Gehör leiht für jede Ansicht, für jedes Interesse.

Die Bezeichnung „parlamentarischer Untersuchungen" trifft im eigentlichen Sinne das Verfahren der Parlamentsausschüsse; im Laufe der letzten Menschenalter sind indessen immer öfter, wegen der Langwierigkeit und Gründlichkeit der Untersuchung, königliche Commissionen zu diesem Zwecke niedergesetzt worden, welche mehrere Jahre lang gearbeitet haben. Sie sind nicht an die Frist der Parlamentssession gebunden; ihre Zusammensetzung ebenso wenig an die Mitglieder des einen oder des anderen Hauses. Je freier der Zutritt zum Zeugenverhör für alle betheiligten Parteien und Interessen, um so wünschenswerther ist es, daß die Mitglieder der Commission selber, gleich einem Gerichtshof, über das Parteiwesen erhoben sind. Dies aber wird in dem Grade leichter zu erreichen sein, je unabhängiger die Auswahl der Commission von dem parlamentarischen Stabe des Parteiwesens ist. Und hierin liegt der Vorzug der von der Staatsregierung niedergesetzten Untersuchungscommissionen vor den Ausschüssen des Parlaments.

III.

Seit einem Vierteljahrhundert hat man auch in Deutschland begonnen, dieses fremde Vorbild nachzuahmen. Der Widerstreit der socialen Interessen, das Bedürfniß nach Reformen, welche die Kenntniß der wirklichen Mißstände zum Ausgangspunkte nehmen mußten, das überhaupt sich verbreitende Verlangen nach besserer Erkenntniß der Thatsachen in Staat und Gesellschaft legten es nahe, zu dem in England erprobten Mittel zu greifen. Die Bevorzugung des Beispiels der von der Regierung niedergesetzten Untersuchungscommissionen vor den in England üblicheren Parlamentsausschüssen lag in dem Wesen der deutschen Staatsverhältnisse, kam übrigens aus den erwähnten Gründen der Sache zu Gute. Die Mängel lagen in anderen Umständen. Ich möchte bei diesen nicht verweilen, vielmehr nur andeuten, was etwa dazu gehört, um die Mängel zu vermeiden.

Das Erste ist Langmuth und Beharrlichkeit. Diese Eigenschaften gedeihen dort, wo man gewöhnt ist, an der Besserung der öffentlichen Zustände selbstthätig theilzunehmen. In der Selbstthätigkeit lernt man die Schwierigkeiten kennen, die jeder Reform sich in den Weg stellen. Wo diese Gewöhnung fehlt, wo man von der Verantwortlichkeit für die Durchführung des Neuen sich frei weiß, glaubt man Alles gethan zu haben, wenn man ungeduldig fordert. Die politische Kindlichkeit des Volkes und der Parteien zeigt sich in der Plötzlichkeit der Fortschritte, welche sie in Anspruch nehmen. Es ist ein Stück politischer Weisheit, daß man zuerst die Zustände untersucht, die man verbessern will. Aber unweise ist die Ungeduld, welche die Ruhe und die Gründlichkeit solcher Untersuchungen stört durch die täglich wiederkehrende Frage, ob noch immer des Räthsels Lösung nicht gefunden sei. Man sehe einmal hinüber in die Folianten der englischen Blaubuch-Literatur und überzeuge sich, welche Fülle von Materialien durch eine lange Reihe aufeinander folgender Untersuchungen für eine einzige Frage angesammelt ist, wie das Bedürfniß nach eindringendem Ernste jede Reformfrage in ihre Theile zerlegt, wie man Erkenntniß auf Erkenntniß, Vorschläge auf Vorschläge häuft, ehe man zu einer Maßregel der Gesetzgebung schreitet.

Damit hängt ein Zweites zusammen. Für solche langwierige Arbeit sind Persönlichkeiten erforderlich, welche mit der Sachkunde ein entsprechendes Maß von Muße verbinden, das sie dieser Aufgabe zur Verfügung stellen können. Da, wo eine tüchtige Aristokratie herkömmlich ist, deren Wesen darin beruht, daß sie für den Staat, nicht von dem Staate lebt, pflegen solche Persönlichkeiten sich zu finden. Je seltener sie zu finden sind, um so näher liegt die Gefahr, daß die tüchtigen Leute dieser Sphäre mit mannigfaltigen Ehrenämtern überbürdet werden, in deren keinem sie recht zu Hause sind, für deren keines sie die wünschenswerthe Muße übrig haben. Man ist bei ihnen dann in einer ähnlichen Lage wie bei den berufsmäßigen Staatsbeamten, die mit einem vollen Maße tagtäglicher Pflichten beladen sind und überhaupt nur mühsam ein Stück ihrer Zeit für ein solches nebenherlaufendes Amt frei machen können. Diese letzteren aber sind es, welche in unseren Verhältnissen — trotz Allem, was man mit Recht oder mit Unrecht über „Bureaukratie" schelten mag — unver-

meidliche und wichtige Organe auch für den uns beschäftigenden Zweck bleiben werden. Läßt sich die geschilderte Lage der Dinge nicht ändern, so muß man den ausreichenden Zeitraum, der in der Aufeinanderfolge der Tage nicht zu finden ist, in der entsprechenden Ausdehnung der Monate und Jahre zu finden suchen. Nur so ist es möglich, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln.

Zu dem quantum gehört freilich auch ein quale. Man muß in die Commission eine hinreichende Zahl solcher Männer setzen, welche von dem zu untersuchenden Gegenstande eine ausreichende Kenntniß haben — „praktische" Kenntniß ohne Zweifel. Nur ist es wünschenswerth, weil es ja doch die Aufgabe der Commission ist, aus dem Standpunkte des Staatsganzen und für die Zwecke des Ganzen eine Gesammtansicht zu gewinnen, nicht die unvermittelten Gegensätze der privaten Interessensphären zu versammeln, sondern Männer, welche, bei aller Verschiedenheit ihrer individuellen Erlebnisse, Objectivität, staatliche Bildung, Gemeingeist genug besitzen, um als unparteiische Richter in der streitigen Angelegenheit fungiren zu können. Die Unmittelbarkeit der Interessengegensätze gehört nicht auf die Bank, auf welcher die Mitglieder der Commission sitzen; sie wird erwartet von der Stelle, wo die zu verhörenden Zeugen ihren Platz haben — Zeugen, welche man wiederum, mit einer bemerkenswerthen Vermischung des zu Trennenden, bei uns als „Sachverständige" zu bezeichnen liebt.

Diejenigen aber, von denen in dem Beamtenstaate ein Ueberfluß vorhanden ist, die berufsmäßigen Vertreter des Staatsinteresses, müssen neben der achtbaren Gewöhnung für diesen Beruf und neben der formalistischen Geschäftsgewandtheit, die mit jeder Art von Acten sich abzufinden weiß, ein ausreichendes Maß von praktischer Erfahrung und zumal von staatswissenschaftlicher Bildung für die besondere Aufgabe besitzen. Vor nahezu anderthalb Jahrhunderten schrieb J. H. G. von Justi: „Die Zeiten, da die Rechtsgelehrten zu allen Bedienungen des Staats brauchbar waren, sind nicht mehr vorhanden; es sind zehnmal mehr Bedienungen, darzu eine Kenntniß in Cameral-, Commercien- und Oekonomiesachen erfordert wird. Folgt wol hieraus, daß die Rechtsgelehrten Ursache haben, sich zu beklagen? Nein, sondern daß sie diejenigen Wissenschaften, die in den Bedienungen des Staats am meisten brauchbar sind, gleichfalls erlernen müssen." Diese Worte könnten heute ebenso gut geschrieben sein wie damals. Ja, angesichts der so viel größeren Aufgaben der Gegenwart mit weit mehr Recht. Die Mißstände und Reformfragen der heutigen Gesellschaft mögen noch so sehr in die Einzelheiten des praktischen und technischen Stoffes sich verlieren; ihre sachliche Vertiefung, ihre erschöpfende Behandlung ist gar nicht möglich, wenn man sie nicht unter den großen Gesichtspunkten erörtert, für welche die Wissenschaft und allein die Wissenschaft die Hülfsmittel liefert. Nicht wegen irgend welcher gelehrter Zwecke, sondern aus sehr praktischen Gründen.

Ist es wirklich nicht gar so leicht, eine Anzahl qualificirter Persönlichkeiten bei Niedersetzung einer solchen Untersuchungscommission zu finden, so handelt man doppelt unweise, bei hervorragenden Sachkennern vorbeizugehen — aus untergeordneten Rücksichten —, weil sie etwa zu weit links oder zu

weit rechts im Parteiwesen stehen, von Besorgnissen geleitet, die in einem großen öffentlichen Leben zu den überwundenen Kinderkrankheiten gehören.

Und nun noch ein Wort über das Verfahren der Commission.

Man soll sich gegenwärtig halten, daß die eigenthümliche Bedeutung derartiger Untersuchungen auf dem Streite socialer Interessengegensätze beruht, dessen Schlichtung durch bessernde Maßregeln von Staatswegen herbeizuführen ist. Wo solche Interessengegensätze nicht vorhanden sind, wo es sich bloß um die Aufklärung einer fachlichen, technischen Frage, um ein wissenschaftliches Gutachten handelt, da beruft man mit Recht „Sachverständige". Wenn z. B. die Frage der Vivisection als eines methodischen Hülfsmittels für naturwissenschaftliche und medicinische Forschungen gegenüber allen möglichen Irrthümern und Meinungen zu erledigen ist, so verhört man nicht empfindsame Damen und unbeschäftigte ältere Herren (wie es in England vor nicht langer Zeit geschehen ist), sondern man läßt diejenigen Männer darüber reden, die allein dazu berufen sind. Im Gegensatze zu diesen wirklichen Sachverständigen ist es ein Mißbrauch, wenn man den gleichen Charakter solchen Persönlichkeiten zutheilt, die nichts weiter sind und nichts weiter sein sollen, als das Mundstück ihrer Interessensphäre. Sie zu hören ist die eigentliche Aufgabe jener Untersuchungen über sociale Streitpunkte; aber eben weil sie nur eine der streitenden Parteien sind, soll man sich hüten, ihren einseitigen Auffassungen und Forderungen den anspruchsvollen Stempel der „Sachverständigkeit" aufzudrücken. Je gründlicher sie ihr Herz ausschütten, um so besser. Aber zu welchen „sachverständigen" Urtheilen gelangt man, wenn man in diesen Ergießungen mehr sieht, als das ungekünstelte Abbild der Wirklichkeit mit ihren Widersprüchen und Kämpfen!

Daher ein Verfahren, welches diesen socialen Streit zum Austrage bringt, welches die Gegensätze einander ins Auge sehen läßt, welches Veranstaltungen trifft, um dieses möglich zu machen. Ungefähr das Gegentheil dieses Verfahrens ist das schematische Abhören eines Fragebogens, bei dessen Einerlei sich der Zweifel aufdrängt, ob das alles nicht kürzer und zweckmäßiger sich schriftlich erledigen ließe.

Bei diesen und verwandten Wünschen für die Zweckmäßigkeit der Veranstaltung thut man nicht recht, die Verantwortlichkeit für die etwaigen Mängel allein auf die Regierung zu wälzen. Wie überhaupt ist sie auch hier nur der Ausdruck gegebener historischer Zustände. Der beste Wille der Regierung kann nicht für den gegebenen Fall die Gesinnungen erzeugen, welche einen Mann bestimmen, öffentlich für seine Ueberzeugung im Kampfe mit entgegengesetzten Ueberzeugungen einzutreten, oder für Zwecke des Gemeinwesens die privaten Schädigungen an die Oeffentlichkeit zu bringen, welche ihm an seinem Vermögen widerfahren sind. Zum Theil liegen auch die Schwierigkeiten in der Materie der Untersuchung. Wenn eine Streitfrage zwischen Arbeit und Capital zum öffentlich-rechtlichen Austrage gebracht werden soll, so steht man heute regelmäßig Parteien gegenüber, die zum öffentlichen Streite gewöhnt und entschlossen sind. Bei anderen Gegenständen ist die Gegenüberstellung der streitenden Gruppen nicht so einfach: auf der einen Seite etwa befinden sich

die Vertreter des Bestehenden, auf der anderen Seite aber eine krause Mannigfaltigkeit von Beschwerden, Vorurtheilen, Instincten, die man nur mit Mühe zu bestimmten Gruppen, zu ernsthaften Zeugnissen zusammenfassen kann.

Je größer solche Lücken sind, um so mehr ist der Ersatz in der Commission selber zu suchen, in der Vielseitigkeit ihrer Gesichtspunkte, in der Freiheit des Kreuzverhörs, damit die Einseitigkeit jener Zeugnisse über sich selbst hinausgehoben werde. Die bureaukratische Schablone, die Sorge um expedite Erledigung, die präsidentielle Strammheit — sie erfüllen ihren Beruf an ihrem Platze, sie dienen der Sache und den Personen, die sich dadurch hervorthun. Aber sie sind bei allen anderen Gelegenheiten besser am Platze, als bei derartigen Untersuchungen.

IV.

Die Schwierigkeiten, welche hier angedeutet worden sind, und die Neuheit der Institution in unserem Staatsleben muß man sich vergegenwärtigen, um mit billigem Urtheil dasjenige zu messen, was bisher bei uns geleistet, was namentlich neuerdings in der uns beschäftigenden „Börsen-Enquête" durch die jüngste Veröffentlichung vor das Auge des Publicums gebreitet worden ist. Ich persönlich kann dieser letzteren gegenüber vollends nichts Anderes thun, als jene Billigkeit des Urtheils befürworten, weil es mir aus naheliegenden Gründen nicht wohl ansteht, sei es Lob, sei es Tadel, darüber zu äußern.

Die Commission hat ihre Arbeiten über einen Zeitraum von reichlich anderthalb Jahren ausgedehnt. Sie hat in den ersten Tagen des April 1892 begonnen und ihre letzte Sitzung am 25. November 1893 gehalten. Die Unterbrechungen der einzelnen Sitzungsperioden bedeuteten nur ein relatives Einstellen der fortlaufenden Arbeiten; zum Theil, und zumal für einen engeren Kreis der Mitglieder, daneben für das Schriftführeramt, war der Fleiß ein ununterbrochener.

Das, was als Ergebniß jener Arbeiten jetzt den Reichsbehörden, dem Reichstage und der Oeffentlichkeit übergeben ist, umfaßt in erster Reihe vier starke Foliobände stenographischer Aufzeichnungen über den mündlichen Gedankenaustausch zwischen den Commissionsmitgliedern und den zahlreichen Vertretern der Interessentengruppen. Daran schließen sich schriftliche Gutachten aus ähnlichen Kreisen, statistische Zusammenstellungen über die Ausgabe von Werthpapieren, über die Cursbewegung und Verwandtes, ferner Auszüge aus der Börsengesetzgebung der verschiedenen Staaten, sowie aus der Rechtsprechung des Deutschen Reichsgerichtes. Die gesammten Materialien erhalten ihre innere Einheit durch den Bericht der Commission an den Reichskanzler, in welchem die Reformvorschläge dargelegt und begründet werden.

Durch eine ausgiebige Vervielfältigung dieses amtlichen Materials ist hinreichend dafür gesorgt, daß jedes etwa vorhandene Bedürfniß, das sich auf dessen Kenntnißnahme richtet, befriedigt werden kann. Wir wünschen nach unserem Theile zu eingehenderem Studium anzuregen, indem wir auf den folgenden Blättern eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes geben.

Es liegt in der Natur der Sache und in der Beschaffenheit des Berichts, daß unsere Darstellung hie und da das Moment persönlicher Ueberzeugung hervortreten läßt, welches in dem Berichte selber sich verbirgt oder keinen Raum gefunden hat. Einen Anlaß derart bietet gleich der Ausgangspunkt des ganzen Verfahrens, der Fragebogen, welcher der Enquête zu Grunde gelegt worden ist. Seiner Entstehungsweise gemäß ist jede tiefergehende Frage darin unberührt geblieben. Die Masse der wirklich gestellten Fragen ist ohnehin groß genug geworden, die Mühe ihrer Beantwortung ohnehin eine erhebliche gewesen. Jedoch Grundfragen wie die nach dem Verhältnisse der „Börse" zur heutigen Volkswirthschaft und Gesellschaft verlangen, wie schlecht sie auch bei solch einer Gelegenheit wegkommen mögen, wegen der ihnen innewohnenden Kraft ihr Recht und tauchen, je weniger sie dessen bei dem einen Anlaß theilhaftig geworden sind, um so hartnäckiger immer wieder bei jedem anderen von Neuem auf. Die handgreiflichste Art, wie sich dieses Problem bemerkbar macht, möchte in dem nicht endenden Verlangen nach Börsensteuern zu finden sein. Es ist bezeichnend, daß eben von diesem Gegenstande und in solchem größeren Zusammenhange der Fragebogen nicht redet, außer in einem dunklen Winkel, wo er nicht hingehört.

Eine ungefähre Antwort auf die Hauptfrage muß man daher aus dem vorwaltenden Schweigen entnehmen. In dem ganzen Material, in welchem sich recht starke Interessengegensätze gegenübertreten, findet sich nicht ein einziges Zeugniß, welches den Bestand der Börse selber bekämpft. Es fehlt nicht an Stimmungen und Auslassungen, welche man wohl nicht mit Unrecht als börsenfeindliche bezeichnen darf; aber immer wenden sich diese nur gegen die Auswüchse der Börse und gegen das, was sie dafür halten.

Auch Angesichts der gewohnten wirthschaftspolitischen Gegensätze — staatliche Regelung einerseits, sich selbst überlassene Freiheit des Verkehrslebens andererseits — erhält man den Eindruck, daß ihre Vertreter sich nicht ebenso fern stehen, wie es nach manchen sonstigen Kundgebungen des öffentlichen Lebens heute öfter scheinen will. Auf dem Standpunkte schrankenloser Freiheit steht wohl kein einziger Vertreter der Börsenkreise, sei es unter den verhörten Interessenten, sei es unter den Mitgliedern der Commission. Sie sind meist selber hervorragende Persönlichkeiten innerhalb der bestehenden Börsenorganisationen, welche ein, ob auch bescheidenes, Maß der Ordnung innerhalb der Verkehrsfreiheit herzustellen bestimmt sind; sie sind einer Fortbildung derselben meistens nicht abgeneigt, und man muß ihre in dieser Richtung sich bewegenden Bestrebungen öfters mehr zwischen den Zeilen als in den Zeilen lesen, weil sie durch die ihnen auferlegte Stellung, durch ihre amtliche Interessenvertretung sich gebunden fühlen, ein geringeres Maß der Reformbedürftigkeit zuzugestehen, als sie an sich anzuerkennen geneigt wären.

Ebenso wenig verirren sich die Vertreter der entgegengesetzten Interessengruppen zu den Extremen, von denen der Markt heute widerhallt. Unklare Forderungen, wie diejenige nach einer „Verstaatlichung" der Börse, sind von Niemandem geäußert worden. Ein weiter Spielraum für die Erwerbsfreiheit in der Sphäre des legitimen Handels wird regelmäßig auch von diesen Gruppen

zugestanden. Der Streit dreht sich nur um die Grenzen des legitimen Handels, um die Möglichkeit, solche Grenzen zu errichten.

Aber freilich in den Einzelheiten bleibt eine Fülle der Meinungsverschiedenheiten übrig. Und nur mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten hat sich durch dieselben hindurch eine Mittellinie feststellen lassen, in welcher sich eine Mehrheit der Commission zusammengefunden hat — mit der Einschränkung obenein, daß bei den verschiedenen Gegenständen der Commissionsbeschlüsse sich eine verschiedenartig zusammengesetzte Mehrheit zusammenfand.

V.

Das Ganze der Börsenreform hat sich gemäß den Arbeiten der Commission in sechs Theile zerlegt — die Organisation der Börse, das Emissionswesen, den Terminhandel, das Börsenspiel, die Preisfeststellung sammt dem Maklerwesen, endlich das Commissionsgeschäft.

Wir werden diese einzelnen Theile jetzt der Reihe nach erörtern und beginnen mit der Organisation der Börse.

Eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Börsen und Börseneinrichtungen, wie sie sich an den großen Handelsplätzen Deutschlands und anderer Länder finden, zeigt uns den Stufengang und die Mannigfaltigkeit der historischen Entwicklung. Der mehrdeutige Sinn des Wortes „Börse" selber tritt uns dabei entgegen. Die Börsen unserer Seeplätze, Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin, Danzig u. s. w., sind die täglichen Mittelpunkte des gesammten Großhandels, der an jenen Orten getrieben wird, vor Allem des Seehandels. Alles, was daran Antheil nimmt, was dabei beschäftigt ist, von den Häuptern der großen Handelshäuser bis hinab zum kleinsten Hülfsgewerbe des Handels, strömt zu gewissen Stunden des Tages hier zusammen, weil Jeder sicher ist, jeden Anderen hier zu finden, um geschäftlichen Gedankenaustausch, Bestellung, Abmachung, Kauf und Verkauf, Verfrachtung, Versicherung und was sonst immer, hier zu bewerkstelligen. Das großartigste Beispiel bietet seiner Größe entsprechend Hamburg, wo in den Stunden zwischen Eins und Drei das ganze Geschäftsleben der Handelsstadt in den Mauern der Börse zusammengepreßt ist, wo nach alter Gewohnheit sich alle Berufsstände, die nur irgend mit dem Handel etwas zu thun haben, hier aufsuchen und treffen. Die einzige Schranke der Zulassung zur Börse besteht — neben dem, was sich von selbst versteht — in einer geringen Verspätungsbuße, die nichts Anderes will, als in zweckmäßiger Weise die Gegenwart aller Betheiligten auf eine feste Zeit sicherstellen. In weniger großen Verhältnissen fehlt selbst diese kleine Schranke, fehlt sogar die Gewohnheit eines geschlossenen Versammlungsraumes; vielmehr zieht man den Platz unter freiem Himmel, so oft die Witterung es irgend gestattet, dem geschlossenen Raume vor, und in ursprünglichster Freiheit entfaltet sich hier das Bild des offenen Marktes.

Dieses ist die einfachste Form der Börsenorganisation. Sie scheint unter den entsprechenden Verhältnissen ihren Zweck zu erfüllen. Indessen die geschichtliche Entwicklung, die fortschreitende Differenzirung des Handels und

seiner Verkehrsformen hat Verhältnisse geschaffen, für welche andere Organisationen zweckmäßig befunden worden sind.

Wenn wir den größten Handelsplatz der Erde mit der größten Seestadt Deutschlands vergleichen, so tritt uns Folgendes entgegen. Die Periode einer einheitlichen Börse für den gesammten Großhandel von London liegt weit hinter der Gegenwart zurück. Die Arbeitstheilung kennzeichnet auch auf diesem Gebiete die höhere Stufe der volkswirthschaftlichen Entwicklung. Dieser Zug zur Sonderung der verschiedenen Handelszweige verbindet sich mit dem Streben nach genossenschaftlicher Organisation. Seit einem Jahrhundert und länger zeigt sich das namentlich in dem Getreidehandel und dem Werthpapierhandel Londons. Für beide bestehen selbständige Organisationen, welche auf dem Grundsatze ruhen, daß nur Mitglieder die Börse besuchen dürfen, und daß die Mitgliedschaft nur durch ernsthafte Bürgschaften der Zulassung erworben wird; daß fernerhin der Vorstand der Börsengenossenschaft über die Anständigkeit des Geschäftsgebahrens wacht und die Verletzung der Vorschriften durch Strafen verfolgt. Ein Bedürfniß nach Aenderung dieser Organisationen scheint sich bisher nicht in der Richtung der größeren Freiheit, sondern in der Richtung der strengeren Ordnung gezeigt zu haben. In der That deuten die Londoner Vorkommnisse der neueren Zeit weit mehr auf eine Steigerung der Börsendisciplin und ihrer Hülfsmittel, als auf das Gegentheil.

Und abermals eine dritte Kategorie des Börsenwesens tritt uns in den Börsen von Berlin, Wien, Paris, Frankfurt entgegen. Wenn man von der Börse dieser Städte redet, meint man weder jene alte Börse der deutschen Seeplätze, die sich zu einem Markt des gesammten Handelslebens erweitert hat, noch die Londoner Verzweigung der sonderartigen Börsen für die verschiedenen Theile des Handels, sondern eine einzige Art, die specifisch moderne Börse für den Werthpapierhandel und Verwandtes in eigenthümlichen Geschäftsformen. Diese Börse par excellence ist es, um welche sich die heutigen beliebten Erörterungen der politischen Parteien, der Presse, der Parlamente drehen; sie ist es, welche den Mittelpunkt alles desjenigen bildet, was bei einer Börsenreform ins Auge gefaßt wird; sie ist es, deren eigenthümliche Probleme die Börsenenquête hervorgerufen haben.

Warum das?

Der Grund liegt in der Eigenthümlichkeit der Gegenstände und der Geschäftsformen, welche das Wesen dieser modernen Börse ausmachen. Er liegt in der Eigenthümlichkeit des Zusammenhanges mit den Interessen weiter Kreise der heutigen wirthschaftenden Gesellschaft, welcher durch die Natur jener Gegenstände und Geschäftsformen veranlaßt wird. Das Interesse an dem, was sich täglich an der Hamburger Börse vollzieht, bleibt weit überwiegend auf die Kreise des geschäftstreibenden Publicums, ja vorzugsweise der Großhändler beschränkt; der Cursbericht der Berliner Börse berührt an jedem Tage Tausende und Abertausende von Haushaltungen, welche dem Handels- und Geschäftsleben gänzlich fern stehen, und die unmittelbare Verbindung des Cursblattes mit fast jedem nennenswerthen Tagesblatte der Gegenwart beweist handgreiflich diese Bedeutung desselben für einen großen Theil der Zeitungsleser. Denn

das Werthpapier ist dasjenige Object des Handels, welches vermöge seiner liquiden Form den Weg von den Brennpunkten des Verkehrs zu den Händen der besitzenden Klassen und von diesen wieder zurück in einem Grade abkürzt, wie das bei den sonstigen Zweigen des großen Handels nicht denkbar ist.

Dazu kommt die Eigenthümlichkeit der Geschäftsformen, deren sich die Werthpapierbörse bedient, und die sie auf andere Waaren überträgt, soweit dieselben sich dazu eignen. Die Formen des Terminhandels, der Differenzgeschäfte, der Prämiengeschäfte. Dieselben machen es möglich, daß die große Mehrzahl der Geschäfte sich nicht an der thatsächlichen Lieferung und dem Empfange von Werthpapieren oder Waaren vollziehen, sondern auf Grund einheitlich festgestellter typischer Bedingungen und typischer Quantitäten, Kauf und Verkauf in eine Begleichung von Preisschwankungen auslaufen. Eine analoge Verfeinerung der Verkehrsformen, wie sie sich im Creditwesen zeigt, vermöge deren große Summen des Geldumsatzes sich von dem Bedarf des baaren Metalls emancipiren.

Aber eben das, was von dem Standpunkte der Handelstechnik als eine Verfeinerung ihrer Verkehrsformen erscheint, hat seine bedenklichen Kehrseiten in der Leichtigkeit, mit welcher es über die Kreise des berufsmäßigen Handels hinaus breite Schichten der Bevölkerung zur Theilnahme an diesen Geschäften heranlockt. Und von hier aus entspringen die Zweifel, ob man den Handel mit solchen Gegenständen und in solchen Geschäftsformen einfach sich selber überlassen darf, ob nicht vielmehr das Material des Werthpapierhandels, ob nicht der Terminhandel in Werthpapieren und Waaren, ob nicht das Vermittlerverhältniß zwischen Börse und Publicum gewissen öffentlichen Controlen zu unterwerfen ist; ob nicht namentlich als Ausgangspunkt und Schlußstein der ganzen Börsenreform die Organisation der Börse zu verbessern ist.

VI.

Bereits in dem früheren Aufsatze, den ich zu diesem Thema in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte, habe ich die Bedeutung einer strengeren Börsenordnung im besonderen Hinblick auf die Berliner Börse betont, nicht ohne zu bemerken, daß gewisse gute Regungen und kleine Fortschritte in den betheiligten Kreisen neuerdings hervorgetreten wären.

Die eben abgeschlossene Untersuchung hat das bedeutsame Ergebniß gehabt, daß alle namhaften Vertreter der Berliner Börse die Reformbedürftigkeit anerkannten. Es zeigte sich besonders, daß die besseren Elemente der Börse und der Kaufmannschaft Angesichts der scandalösen Vorfälle (die wir Eingangs erwähnt haben) ihrem Bedauern über die Ohnmacht der Börseneinrichtungen und Börsenbehörden Ausdruck gaben, welcher es zugeschrieben wurde, daß derartige anrüchige Persönlichkeiten von der Börse erst dann entfernt werden können, wenn sie dem Staatsanwalt in die Hände fallen.

Von vornherein aber trat der Reform eine eigenthümliche Schwierigkeit in den Weg. Als vor bald zwanzig Jahren in England Parlament und Regierung die Mißbräuche der Effectenbörse zum Gegenstande der Untersuchung machten, da beschränkte sich dieselbe nach englischer Art auf ganz bestimmte

Vorfälle und die damit verknüpften Einrichtungen des Börsenwesens; sie beschränkte sich namentlich und durfte sich beschränken auf die Einrichtungen und Mißstände der Londoner Effectenbörse. Bei unserer deutschen Reichs-Börsen-Enquête war das anders. Nicht nur die ganze Menge und Mannigfaltigkeit der Beschwerden, die um die Börse sich gruppiren, sollte untersucht werden. „Die Börse" war selber auch in der ganzen Mannigfaltigkeit der Erscheinung gemeint, in welcher sie in den einzelnen Staaten und Handelsplätzen Deutschlands zur Zeit vorhanden ist. Für unseren besonderen Gegenstand hier, für die Organisation der Börse, bedeutete dies, daß Mißstände, die in Berlin empfunden wurden, von Seiten der Hamburger Börsenmänner nicht anerkannt wurden, daß Reformen, die dort sich empfahlen, hier als überflüssig und schädlich angesehen wurden — während doch die Aufgabe der Reichscommission darauf gerichtet war, nicht locale, sondern gemeinsame deutsche Verbesserungen herbeizuführen, und solche Ordnungen, die nur particulare Gültigkeit erhielten, der Gefahr ausgesetzt waren, im geraden Gegensatze zu dem Gedanken der Reichsgesetzgebung durch die Concurrenz der nicht regulirten Börsen ihrer eigentlichen Wirkung beraubt zu werden.

Wenn nun jemals die Verschiedenheit der Zustände in den verschiedenen Theilen des Reiches einer gemeinsamen Gesetzgebung Schwierigkeiten bereitet hat, so war es hier der Fall. Es handelte sich um Mißstände, die gerade an der Berliner Börse unter den ihr eigenthümlichen Bedingungen zu heilen waren, während die Zustände der Hamburger, der Bremer, der Stettiner und Danziger Börse wohl schwerlich zu einer Reichs-Börsenreform Anlaß gegeben hätten. Gleichwohl mußten diese letzteren mit in die Untersuchung hineingezogen werden, nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, weil man die Sache im Ganzen und für das Ganze des Reiches behandeln wollte, sondern auch, weil sich an allen Enden Berührungspunkte der Berliner Börse mit den anderen Börsen des Reiches ergaben, weil auch in Hamburg, auch in Bremen ein Werthpapierhandel besteht, weil dieses namentlich für die Börse von Frankfurt a. M. zutrifft, weil ein Terminhandel in Waaren sich auch an den übrigen Börsen längst entwickelt hat, weil unter Anderem die Hamburger Börse bereits vor mehreren Jahren das Beispiel einer Aufsehen erregenden Episode seines Kaffeeterminhandels geliefert hat.

Die dennoch große Verschiedenheit der Verfassung und Reformbedürftigkeit der Hamburger und anderer Börsen war nun geeignet, für die Zwecke einer dringenden Reform der Berliner Börse gleich bei der Untersuchung der Zustände und der Vernehmung der Interessenten die Deutlichkeit der Ansicht von der zu lösenden Aufgabe zu trüben. Es wurde gleichsam eine unrichtige Durchschnittsansicht gewonnen, dadurch, daß in die Summe des Durchschnittes eine Menge von Eindrücken hineingeworfen wurde, welche qualitativ davon zu trennen waren.

Es handelt sich andererseits bei der Reform der Berliner Börse keineswegs um etwas ganz Einzigartiges; man muß das Gleichartige nur von etwas weiter herholen, als aus den anderen Börsen des Deutschen Reiches. Die Analogien sind vornehmlich in den Börsen von Paris, Wien, London zu

suchen. Die Verhältnisse einer Millionenstadt der Gegenwart mit ihren zusammengewürfelten Bevölkerungen, mit ihrer Jagd nach Glück und Genuß, mit dem abenteuernden Wechsel der Erwerbsarten — hier mitten darinnen die moderne Börse mit dem verlockenden Reize des Börsenspieles, das ununterscheidbar sich mit den großen und ernsthaften Aufgaben der Börse vermischt, einem Reize, dem nachzugeben entweder die Mitgliedschaft der Börse oder die geschäftigen Hände zahlreicher Vermittler leicht machen — das sind eigenthümliche Erscheinungen und Voraussetzungen der Reformbedürftigkeit, die im Wesentlichen unabhängig sind von den Thatsachen einer ganz andersartigen Umgebung, in welcher die normalen Functionen des berufsmäßigen Handels den entscheidenden Typus bilden. Für diese mag im Großen und Ganzen der Grundsatz alles großen Handels passen — laissez-faire. Anders unter jenen besonderen Bedingungen und Umgebungen.

Das endlose Aergerniß, welches hier durch die Börse entstanden ist und sich immer wieder von Neuem erzeugt, sollte es allmälig unmöglich erscheinen lassen, daß man diese Angelegenheit mit den jahrhundertalten Schlagworten der Gewerbefreiheit zu erledigen versucht. Vielmehr ebenso wie die heutige Gesetzgebung anerkennt, daß für den Handel mit gemeingefährlichen Stoffen besondere Vorsichtsmaßregeln geboten sind, so sollte auch die Ueberzeugung maßgebend sein, daß der Handel in gemeingefährlichen Geschäften mit eigenthümlichen Vorsichtsmaßregeln umgeben sein müsse. Es ist auch keine Rechtfertigung des Grundsatzes der Gewerbefreiheit, wenn man (wie es wiederholentlich in dem Verlaufe der Zeugenvernehmung und in dem Berichte selber geschehen) einen absurden Gegensatz zu derselben construirt, welchen Niemand vertritt, und dessen Widerlegung daher überflüssig ist.

Der Hinweis auf die merkwürdige Entwicklung der Londoner Stocksbörse, dessen Gegner einer schrankenlosen Gewerbefreiheit sich bedienen, soll namentlich dadurch entkräftet werden, daß „es nicht gerechtfertigt sei, die Mitgliedschaft der Börse zu einem Privilegium Wohlhabender zu machen." Die hier behauptete Thatsache eines Privilegiums der Wohlhabenden ist irrthümlich, und daher fehlt ihr jede Beweiskraft. Wohl aber beweist es etwas, wenn in dem classischen Lande der Gewerbefreiheit gerade auf diesem Gebiete aus der Schrankenlosigkeit der freien Concurrenz heraus, Angesichts der Verwilderung, welche die Folge derselben war, sich genossenschaftliche Ordnungen entwickelt haben, anfangend mit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, an ihrem Ziele noch keineswegs angelangt, die durch persönliche und ökonomische Bürgschaften von mäßigem Umfange die Anforderungen der guten Sitte in der Geschäftsführung der Börsenleute sicherzustellen versuchen. Nicht daß diese Einrichtungen ein Privilegium der Wohlhabenden geschaffen haben, eher das Gegentheil könnte man ihnen vorwerfen: daß die Strenge ihrer Vorschriften, die Höhe ihrer persönlichen und sachlichen Bürgschaften, der Ernst in der Handhabung der bestehenden Statuten, nicht weit genug geht, und einer weiteren Fortbildung bedarf.

Wie die Thatsache des behaupteten „Privilegiums der Wohlhabenden" eine irrthümliche ist, so sind es die daraus gezogenen Folgerungen. Unter den

„Wohlhabenden" versteht man, wenn das Argument überhaupt etwas bedeuten soll, im Hinblick auf die Börse und ihre Größenverhältnisse offenbar die Besitzer eines größeren Vermögens, sage von mehreren Hunderttausenden oder von Millionen. Daß man von einem Kaufmanne voraussetzt, er solle ein bescheidenes Geschäftscapital — sage von einigen Tausenden — mitbringen, gilt doch wohl als selbstverständlich, sogar für einen kleinen Krämer. Und wenn man nun Anforderungen stellt, die dieses und selbst etwas mehr für einen Börsengeschäftsmann verlangen, wenn man dazu ernsthafte persönliche Bürgschaften fügt, so ist für einen Unbefangenen nicht einzusehen, wie dieses den Kreis eines großen und wünschenswerthen Wettbewerbes tüchtiger Kräfte unbillig einengen sollte. Es ist verkehrt, wenn diese Schranken für unvereinbar mit den ökonomisch-technischen Leistungen der Berliner Börse erklärt, wenn die wirklichen bisherigen Leistungen derselben aus der bisherigen Schrankenlosigkeit hergeleitet werden. Soweit die Behauptung von der größeren Regsamkeit und Leistungsfähigkeit der Berliner Börse (verglichen mit anderen Börsen) richtig ist, soweit es wahr ist, daß diese Leistungsfähigkeit in den letzten Jahrzehnten eine Bedeutung der Berliner Börse auf dem Weltmarkte errungen hat, so fehlt jeder Beweis dafür, daß jenen wünschenswerthen Eigenschaften und Leistungen eine bessere Börsenordnung im Wege gestanden hätte, daß die Verminderung der schweren Mißstände auch eine Verminderung jenes wünschenswerthen Fortschrittes gewesen wäre.

Daß derjenige Mensch, welcher nichts hat, weder Vermögen noch die Fürsprache einiger anerkannter Persönlichkeiten, daß dieser besonders leistungsfähig sei, ist eine menschenfreundliche Hypothese, welche im achtzehnten Jahrhundert der Gegenschlag der jungen Wissenschaft war im Kampfe wider das andere Extrem der überkommenen Zustände. Wie weit aber diese Hypothese richtig ist, das kann nur durch die Beobachtung der Thatsachen entschieden werden; und die Beobachtung der Thatsachen der Berliner Börse scheint ihr nicht günstig zu sein.

VII.

Die Mehrheit der Commission hat eine Reform der Börsenorganisation befürwortet, welche einmal sich an die historische Entwicklung anschließt, daher den einzelnen deutschen Landesregierungen (also insbesondere Hamburg, Bremen, Lübeck) weitgehende Autonomie auf dem Gebiete ihrer Börsenordnungen läßt; dann aber (für das besonders in Betracht kommende Gebiet der preußischen Börsen, d. h. wiederum vorzugsweise Berlins) die bisherigen Bestimmungen äußerst vorsichtig fortzubilden sucht. Ich meinerseits würde zum Theil weitergehende Vorschriften gewünscht haben; ich glaube aber auch von den jetzt vorgeschlagenen, daß sie einen mäßigen Fortschritt herbeiführen können, *wenn* sie nur ernsthaft gehandhabt werden. Selbst die geringen Anforderungen, die jetzt für Zulassung und Mitgliedschaft der Berliner Börse bestehen, hätten durch strengere Handhabung einen gewissen Nutzen stiften können.

Die Aufnahme in den Kreis der Börsenmitglieder soll künftig von einer persönlichen Empfehlung dreier Gewährsmänner abhängig gemacht werden.

Um eine Aussicht dafür zu gewinnen, daß diese Gewährsmänner selber vertrauenswürdige Persönlichkeiten seien, wird die Einschränkung empfohlen, daß sie mindestens drei Jahre Mitglieder der Börse sein müssen. Die über dieses bescheidene Verlangen hinausgehenden Forderungen sind in der Minderheit geblieben, und es ist dem Gesetzentwurfe des Bundesrathes, sowie dem Reichstage möglicherweise vorbehalten, an dieser wie an anderen Stellen energischere Maßregeln vorzuschreiben. So ist von einer Minderheit der Commission angestrebt worden, daß unter den drei Gewährsmännern sich mindestens ein Mitglied aus dem Kreise der Börsenbehörden befinden solle, daß also für die Qualität der Gewährsmänner eine Garantie geschaffen werden möge, die um etwas über die dreijährige Mitgliedschaft (welche sehr wenig bedeutet) hinausgeht. Ebenso ist die Forderung einer Realcaution abgelehnt worden, aus Erwägungen heraus, die oben angedeutet worden sind. Nur in Ausnahmefällen soll es der Börsenbehörde gestattet sein, eine Realcaution zu verlangen, wie z. B. solchen Personen gegenüber, die durch eignes Verschulden ihr Vermögen verloren haben und jetzt die Börse aufsuchen, oder wieder aufsuchen, um in Speculationen ihr Glück zu erproben. Die Realcaution soll hier als Strafgeld der leichtfertigen Gewährleistung für einen wohlthätigen Zweck verwendet werden in dem Falle, da der Speculant abermals zahlungsunfähig wird; sie soll aber womöglich als Vorkehrungsmaßregel dienen dagegen, daß solche Speculanten zur Mitgliedschaft der Börse zugelassen werden.

Der persönlichen Gewährleistung wünscht man nun, damit sie nicht, wie bisher, zu einer leeren Form wird, etwas Halt dadurch zu geben, daß der schriftlich zu stellende Antrag auf Zulassung zur Börse mit den Namen der drei Gewährsmänner eine Woche hindurch an der Börse öffentlich angeschlagen wird, damit alle Börsenmitglieder die Möglichkeit erhalten, gegen die Aufnahme des sich Bewerbenden Einspruch zu erheben. Nach Ablauf dieser Frist soll die Börsenbehörde über die Aufnahme entscheiden; es müssen aber zuvor die Gewährsmänner vor ihr zu Protokoll erklären, daß sie nach sorgfältiger Prüfung den Aufzunehmenden als einen der Achtung seiner Berufsgenossen würdigen Mann erachten. Dieser Modus soll den Gewährsmännern zum Bewußtsein bringen, daß sie mit dieser Empfehlung eine verantwortliche Handlung vollziehen, für die sie sich durch gründliche Kenntnißnahme der Umstände des Empfohlenen auszurüsten haben. Das Gewissen soll ihnen ferner dadurch geschärft werden, daß sie bei einer späteren disciplinarischen Ausschließung der auf ihre Empfehlung hin aufgenommenen Mitglieder auch nachträglich sich vor der Börsenbehörde zu verantworten haben wegen einer sich jetzt herausstellenden Leichtfertigkeit der Empfehlung, die ihrerseits disciplinarisch geahndet werden soll, etwa durch Entziehung des Rechtes, fürderhin als Gewährsmann aufzutreten. Allerdings soll diese Verantwortlichkeit nicht länger als fünf Jahre dauern.

Mit der großen Mehrzahl der Sachverständigen hielt die Commission eine Verschärfung der Börsendisciplin für ein dringendes Bedürfniß. Hierin liegt, nächst den Bedingungen für die Zulassung zur Börse, die wesentliche Handhabe, um das Geschäftstreiben in angemessenen Schranken zu halten,

nicht nur, so weit es sich in dem engeren Kreise der Börsengeschäftsleute selber abspielt, sondern namentlich auch im Hinblick auf die weiten Kreise des Publicums, welche es zur Theilnahme an diesen Geschäften heranzuziehen versteht. In einer energischen, unparteiischen, über kleinliche Interessen und Rücksichten sich erhebenden Disciplin liegt der Angelpunkt für die Besserung von vielerlei Mißständen. Ein Angelpunkt des Ehrgefühls und der Rechtschaffenheit. Es kommt darauf an, wie sie gehandhabt wird; es kommt namentlich darauf an, wer sie handhabt; es kommt aber auch darauf an, wie weit man die Sphäre der disciplinarisch zu ahndenden Vergehungen erstreckt.

Hier gelangte vor Allem die Ueberzeugung zu erfreulicher Geltung, daß die Beschränkung der Disciplin auf die an der Börse selbst vorkommenden Verfehlungen unbefriedigend wirken muß. Zwar sollten Handlungen, die außer Beziehung zum Geschäftsbetriebe stehen, nicht unter die Börsendisciplin fallen; aber in dem Geschäftsbetriebe selber sind es oft gerade solche Vergehungen, welche außerhalb der Börse begangen werden, unehrenhafte Formen des Geschäftsbetriebes gegenüber den außerhalb stehenden Kreisen des Publicums, die der Ahndung ebenso bedürftig sind, wie das, was an der Börse vorfällt, und gleich diesem letzteren durch die Paragraphen des Strafgesetzbuchs nicht erfaßt werden können. Als erfahrungsmäßig festgestellte Beispiele derart erschienen die folgenden: arglistige Beeinflussung der Preise durch Scheingeschäfte und durch Verbreitung falscher Gerüchte; Gewährung und Annahme von Geschenken in der Absicht, Aeußerungen in der Presse zu Gunsten oder zum Nachtheil gewisser Unternehmungen herbeizuführen oder zu unterdrücken; die Anwendung von Geschäftsbedingungen im Verkehr mit dem außerhalb der Börse stehenden Publicum, welche gegen den kaufmännischen Anstand verstoßen; gravirende Fälle von Emissionen unsolider Werthpapiere; Anreizungen zu Börsenspeculationen, die in einer des ehrbaren Kaufmanns unwürdigen Weise geschehen (Reclamen u. s. w.): Abschluß von Spekulationsgeschäften mit Handelsangestellten und anderen unselbständigen Personen; wiederholte Benutzung lieferungsunfähiger Waare zur Kündigung im Waarenterminhandel.

Von besonderem Interesse unter diesen mannigfaltigen Mißbräuchen war dasjenige, was über das Verhalten der Presse zur Börse erörtert wurde. In dem Zeugenverhör hat es im Einzelnen an erfreulichen Beispielen und Eindrücken nicht gefehlt, denen zufolge man annehmen darf, daß es in der Börsenpresse Männer gibt, welche ihren ernsten Beruf ernst auffassen und ihr Urtheil durch nichts Anderes bestimmen lassen als durch ihre sachkundige Kenntniß, welche daher, zumal den Schichten des Kapital anlegenden Publicums, ein Berather und ein Warner sind, der Vertrauen verdient. Die Mehrzahl der Aussagen und zum Theil gerade Derjenigen, welche aus autoritativem Munde das Bestehende in Schutz nehmen, macht freilich einen ganz anderen Eindruck. Wenn etwa ein hervorragender Vertreter der großen Emissionsinstitute die eingestandenen Geldzuwendungen an die Zeitungen dadurch vertheidigen will, daß hiermit ja nichts Anderes geschehe, als was durch die Schriftstellerhonorare wissenschaftlicher Arbeiten auch sonst geschehe und von Niemandem beanstandet werde, so hinkt dieser Vergleich so auffallend, daß er die vertheidigten Mißbräuche nur

desto greller beleuchtet. Es ist kaum der Mühe werth, ihm die Gegenfrage entgegenzuhalten, ob das Emissionsinstitut seine Schriftstellerhonorare für diese „wissenschaftlichen Arbeiten" zu zahlen fortfährt, wenn die wissenschaftliche Methode des honorirten Gelehrten dahin gelangt, die emittirten Papiere ungünstig zu beurtheilen, während bekanntlich bei sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten es für ihren inneren und äußeren Werth vollkommen gleichgültig ist, was darin gelobt oder getadelt wird. Indessen nicht in der begriffsmäßigen Klarlegung der bestehenden Ausartungen ist die Schwierigkeit zu suchen; diese zeigt sich vielmehr darin, daß weit verbreitete Unsitten sich eingenistet und in den betheiligten Kreisen die Deutlichkeit der sittlichen Unterscheidung getrübt haben, wie es das eben gewählte Beispiel beweist; daß daher die zu wünschende Kraft der neuen disciplinarischen Maßregeln durch den Druck dieser herkömmlichen Atmosphäre gelähmt werden wird. Formell dagegen erschien es unbedenklich, die Vertreter der Presse an der Börse gleich den Kaufleuten der Börsendisciplin zu unterwerfen. „Die Presse," sagt der Commissionsbericht, „verletzt in gröblichster Weise ihre Pflicht gegen die Allgemeinheit, wenn sie ihre Aeußerungen zu Gunsten oder zum Nachtheil gewisser Unternehmungen, sowie ihr Schweigen über gewisse Unternehmungen sich bezahlen läßt."

Hierfür wie für die anderen Aufgaben der Börsendisciplin drängt sich die Frage auf: wie soll die Disciplinarbehörde und ihr Verfahren beschaffen sein?

Die Mehrheit der Commission war der Ansicht, daß die Entscheidung darüber, ob ein Mitglied der Börse durch sein Verhalten die kaufmännische Ehre verletzt oder sich der Achtung seiner Berufsgenossen unwürdig gezeigt habe, ausschließlich durch seine Berufsgenossen, durch die aus ihrem Kreise gewählten Persönlichkeiten, zu treffen ist. Die Commission, heißt es in dem Bericht, glaubt zu der Unparteilichkeit und Sachkenntniß dieser Börsenorgane volles Vertrauen hegen zu dürfen, und ist überzeugt, daß dieselben alle Ausschreitungen energisch ahnden werden.

Der Ausdruck dieses Vertrauens ist indessen mehr als ein Weckruf an die anständigen Kreise der Börsenwelt und als Bekundung der Ueberzeugung von dem Vorhandensein einer Anzahl höchst achtbarer Persönlichkeiten, an die man solche Zumuthung richten könne, aufzufassen, denn als die positive Zuversicht zur Erfüllung der hier ausgesprochenen Erwartung. Die bisherigen Erfahrungen gerade der Berliner Börse würden eine solche Zuversicht nicht bestätigen, sie würden im Gegentheil das Bedenken nahe legen, ob nicht nach wie vor auch in den besseren Kreisen der Börse eine vorherrschende Neigung zur Nachsicht mit den einmal zur Gewohnheit gewordenen Mißbräuchen sich behaupten werde.

Es lag daher der Gedanke nahe, bewährten Beispielen in den Einrichtungen von Staat und Gesellschaft folgend, der neuen Disciplinarbehörde der Börse ein festes Rückgrat zu geben durch die Institution eines Staatscommissars, dessen Aufgabe es sein müßte, gegenüber dem natürlichen Zuge einer Interessengruppe und ihrer Selbstverwaltung, den festen sittlichen Punkt der für das Staatsganze gültigen Verpflichtungen darzustellen. Die Einwendungen gegen

eine solche Institution gehen weit über den besonderen Fall hinaus und finden in dem Vergleiche mit analogen Gebilden des heutigen Behördenwesens die Schranken ihrer Beweiskraft. Denn jedesmal, wo es im Staate der Gegenwart darauf ankommt, die Vermittlung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung zu finden, indem die Organisation der Berufsinteressen mit staatlichen Organen combinirt wird, handelt es sich um die allerdings nicht leichte Aufgabe, nach der einen Seite hin die Berufsinteressen als die vorzugsweise sachkundigen Elemente für gewisse öffentliche Zwecke zu verwenden, zugleich aber nach der anderen Seite hin eine Bürgschaft für ihre Pflichterfüllung in besonderen Staatsbeamten zu suchen. Unvollkommenheiten, Reibungen, Hintansetzung des einen der beiden hierbei mit einander ringenden Interessen — Derartiges ist überhaupt unvermeidlich. Selbst wo langjährige Uebung dazu gedient haben sollte, das wünschenswerthe Gleichgewicht herzustellen, ist man weit davon entfernt, dasselbe immer oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle zu erreichen. Ein classisches Beispiel ist das preußische Landrathsamt im Zusammenhang mit dem staatlichen Steuereinschätzungswesen und verwandten Pflichten. Nach der bisherigen Erfahrung hat die Mittelstellung dieses Amtes dahin geführt, das erforderliche Gleichgewicht nach der Seite der localen Interessen hin zu Ungunsten des Staatsinteresses zu verschieben. Daraus ist nun mit Recht nichts Anderes gefolgert worden, als daß die Staatsverwaltung für die Wahrnehmung ihrer Interessen stärkere Stützen hinzuthun müsse.

Geeignete Persönlichkeiten werden immer in solchen Fällen erforderlich sein; es wird immer ein glücklicher Takt dazu gehören, das suaviter in modo — die freundlichen Umgangsformen des Staatsbeamten mit den Berufskreisen — mit dem fortiter in re — der ernsthaften Vertretung der öffentlichen Pflichten — zu vereinigen. Wir sehen es als keinen principiellen Grund zur Aufhebung eines Staatsamtes an, wenn die suavitas in modo öfters stärker ist als die fortitudo in re. Wir verbessern nur die Auswahl der Persönlichkeiten oder die Einrichtung des Amtes. Es ist auch kein Beweis gegen die Schaffung eines neuen Amtes, daß die Erfahrungen für dasselbe und in demselben erst zu machen sind. Wäre es ein Beweis, so dürfte niemals ein neues Behördenwesen geschaffen werden, was, so viel man auch über Bureaukratie und grünen Tisch schelten mag, den Bedürfnissen des heutigen Staates widersprechen würde. Eine lehrreiche Parallele bietet die Entwicklung desjenigen Staatsbeamtenthums, welches für die Zwecke des Arbeiterschutzes (Fabrikgesetzgebung) als Aufsichtspersonal sich als unentbehrlich erwiesen hat. Die Arbeiterschutzgesetze blieben im Lande der Selbstverwaltung ein todter Buchstabe, so lange ihre Ueberwachung den Organen der Selbstverwaltung anvertraut blieb. Erst ein centralistischer Behördenapparat der Staatsverwaltung brachte jene Gesetze zur Wirksamkeit. Aehnlich wie in England, so auch in Deutschland, Frankreich u. s. w. Eben jetzt ist man bei uns mit einer planmäßigen Ausbildung der Fabrikinspection beschäftigt. Das hierfür nöthige Personal mußte hier wie dort, weil es neu war, ohne Anknüpfung an vorangegangene Gewöhnung, tastend,

experimentirend gewonnen werden. Mißgriffe sind im Einzelnen gewiß nicht ausgeblieben; im Ganzen wagt heut zu Tage Niemand, die Lösung dieser großen Aufgabe aus jenem Grunde in Frage zu stellen.

Die Aufgabe, ein wirksames Staatscommissariat für die Börsen zu schaffen, ist eine analoge. Die Einwände zerfallen Angesichts jener analogen Entwicklungen. Die Börsen-Enquêtecommission schlägt als wesentlichen Bestandtheil der Disciplinarbehörde vor: „Die Landesbehörde hat einen Commissar zu bestellen, welchem von allen die Einleitung oder Ablehnung einer Untersuchung betreffenden Entscheidungen Mittheilung zu machen ist; der Commissar kann die Einleitung einer Untersuchung verlangen und diesem Verlangen sowie allen von demselben gestellten Beweisanträgen muß statt gegeben werden."

Die Commission war der Ansicht, das Publicum werde in dieser Mitwirkung eine Gewähr für die pflichtgetreue Verfolgung aller dazu geeigneten Fälle erkennen, die Börsenorgane aber dadurch vor dem Verdachte der Vertuschung von unliebsamen Vorkommnissen geschützt werden.

Es wird zunächst sehr viel auf die glückliche Auswahl von Männern für dieses neue Amt ankommen, welche den großen Beruf zu erfüllen haben, jene lebhaftere Empfindlichkeit für die zahlreichen und schlimmen Auswüchse der Börse den Börsenbehörden mitzutheilen, die derjenige hat, welcher unbefangen diese Dinge beobachtet, und die derjenige nicht hat, welcher täglich darin gelebt und sich daran gewöhnt hat, daß man dergleichen eben hinnehmen müsse. Zum Theil sind es Mißbräuche, die sich gar nicht verstecken, die offen zu Tage liegen, deren Oeffentlichkeit gerade das Aergerniß erzeugt. Wie etwa das Reclamewesen in den Zeitungen und in manchen anderen Formen.

Das Verfahren vor dem Disciplinarhof soll sich in ähnlicher Weise gestalten, wie das Verfahren vor den bestehenden Ehrengerichten der Anwälte. Insbesondere soll der Disciplinarhof befugt sein, eine Vervollständigung der Untersuchung zu beschließen, sowie Zeugen und Sachverständige direct vorzuladen und eidlich zu vernehmen. Die Oeffentlichkeit soll stattfinden, wenn sie entweder von dem Staatscommissar oder von dem Angeschuldigten beantragt wird. Der Staatscommissar hat das Recht, allen Verhandlungen beizuwohnen; die öffentlichen Behörden sind berechtigt, die Aufsichtsorgane der Börse sind verpflichtet, Handlungen der Börsenbesucher, die einer disciplinarischen Ahndung unterliegen, zur Kenntniß des Staatscommissars zu bringen. Die Strafen sind Verwarnung, Verweis, zeitweilige und dauernde Ausschließung von der Börse.

Wir schließen diesen Theil unserer Betrachtungen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß die betheiligten Reichs- und Staatsbehörden den hier wiedergegebenen Anträgen der Commission ein bereitwilliges und energisches Verständniß entgegenbringen werden.

VIII.

Das zweite Gebiet der Börsenreform, mit dem sich die Commission und ihr Bericht beschäftigt, ist die Controle des Emissionswesens, d. h. die

Zulassung von Werthpapieren zur Ausgabe, zum Börsenhandel und zur Börsennotirung [1]).

Das Emissionswesen schließt die Veranstaltungen in sich, vermöge deren das Material der Werthpapiere dem capitalbesitzenden Publicum und der Börse zugeführt wird; auf seine ökonomische, rechtliche, technische Gestaltung kommt es an, welche Massen und welche Gattungen von Werthpapieren in einem Lande Curs haben.

An der Berliner Effectenbörse sind gegenwärtig zur täglichen Cursnotirung zugelassen etwa tausend verschiedene Werthpapiere. Hiervon fällt etwa der sechste Teil (der Summe nach etwa die Hälfte) auf inländische und ausländische Staatsanleihen; die große Mehrzahl fällt auf die Mannigfaltigkeit privater Unternehmungen, deren Actien und Obligationen — Eisenbahnen, Banken, Bergwerke, Brauereien, Zuckerfabriken, Gas- und Wasserwerke, Maschinenbauanstalten, chemische Fabriken, Spinnereien und Färbereien, Baugesellschaften, Versicherungsgesellschaften. Doppelt so groß etwa ist das Material der Londoner Effectenbörse, schon nach der Anzahl seiner Werthpapiere, aber noch weit mehr nach den Summen, welche sie darstellen. Allein etwa 650 verschiedene Eisenbahnpapiere sind darunter.

Die Summe, welche hier und dort die Werthpapiere darstellen, ist schwer zu berechnen; denn es ist schwer zu ermitteln, welcher Theil von jeder Werthpapiersorte sich in dem bestimmten Lande befindet. Es mag für unseren Zweck genügen, wenn das Ergebniß einer sachkundigen Berechnung für die Berliner Börse in Höhe von 55 Milliarden Mark erwähnt wird, um eine ungefähre Vorstellung von der Bedeutung des Gegenstandes zu geben.

In dieser Menge und Mannigfaltigkeit, in deren Vermehrung durch die neu hinzutretenden Emissionen, liegt die Auswahl für die weiten Kreise der capitalbesitzenden Bevölkerung, welche in der börsenmäßigen Form ihr Capital zinsbar anlegen. Die wachsende Masse dieser Anlagegelegenheit geht Hand in Hand mit der wachsenden Neigung für die Vorzüge derselben. Denn in der Beweglichkeit des heutigen Lebens ist (sofern die übrigen Umstände die gleichen sind) diejenige Besitzform die zweckmäßigste, welche ihres Marktpreises täglich sicher ist, und zwar eines Marktpreises, der durch die Größe des täglichen Marktes in sich selber möglichst fest ist.

Aber freilich ist dieses nicht das einzige Interesse, welches der Börse aus immer breiteren Schichten die Früchte der sich mehrenden Capitalanhäufung zuführt. In der Fülle der Anlagegelegenheiten, von der wir vorhin nur eine ungefähre Andeutung gegeben haben, steckt auch der Reiz höheren Zinsertrages und wachsenden Capitalwerthes. Im Leihverkehr, der in den älteren Formen,

---

[1]) In diesem Sinne pflegt man in Deutschland das Wort zu verstehen. Anders die übliche Bedeutung in Italien, über dessen „Emissionsbanken" neuerdings Aufsehen erregende Mittheilungen in die Tagesblätter gelangt sind: hier sind die „Notenbanken" gemeint (emissione di biglietti). Wogegen man in Deutschland solche Institute als Emissionsbanken bezeichnet, welche Werthpapiere von Dritten (Staaten, Unternehmungen) in das Publicum bringen zum Zwecke der Capitalanlage, und sich hierfür regelmäßig der Börse als des centralen Capitalmarktes bedienen.

außerhalb der Börse, vor sich geht, gibt es Mittel, um Aehnliches zu erreichen: der Darlehnsverkehr der Hypotheken in seinen verschiedenen Stufen und Ausartungen bis herab zum ordinären Alltagswucher dient diesem Zwecke. Indessen die Börse bietet eine so viel reichere Auswahl, so viel reizvoller, so viel bequemer, daß sie naturgemäß immer größere Eroberungen macht.

Und innerhalb vernünftiger Grenzen mit vollem Recht. Zunächst ist es von der Seite der capitalbedürftigen Zwecke klar, daß ein ansehnlicher Theil der volkswirthschaftlichen Productivität und des weltwirthschaftlichen Verkehrs darauf beruht, daß größere Capitalmassen verfügbar bleiben über dasjenige hinaus, was die Anleihen des eigenen Staates und Reiches verlangen. Das Actienwesen hat (bei manchen Mißbräuchen und Fährlichkeiten) doch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen; es hat für große Unternehmungen im Gebiete der Industrie und des Handels Capitalmassen zu sammeln, deren ökonomische Concentration ein socialpolitisches Gegengewicht erhält in der großen Zahl der Antheilbesitzer, während es gegenüber der zunehmenden Zweckmäßigkeit großer Unternehmungen den Ersatz bildet für das Vorhandensein zahlreicher großer Vermögenskräfte. Das Ausleihen heimischer Capitalien an die Volkswirthschaften des Auslandes, an deren Unternehmungen und zumal an deren Staatsbedarf ist eine Parallelerscheinung zu der Auswanderung von Bevölkerungstheilen, die ihr nur scheinbar widerspricht, die vielmehr dieselben Aufgaben erfüllt, wenn sie richtig geleitet wird. Diese internationalen Capitalbeziehungen schlingen ein Band des Weltverkehrs, welches für jede große Volkswirthschaft auf der Höhe dieses Zeitalters unentbehrlich ist. Sie dienen dem Absatze der heimischen Erzeugnisse auf den Märkten des Auslandes; sie sind ein Weltgeld zur Ausgleichung der Zahlungsbilanzen von Land zu Land.

Es ist andererseits auf der Seite des capitalanlegenden Publicums an sich gerechtfertigt, in der Auswahl der Werthpapiere denjenigen den Vorzug zu geben, welche das Interesse des höheren Ertrages und des Capitalgewinnes mit dem Wagniß verknüpfen. Wollte man dieses bestreiten, so müßte man in der Consequenz dieses Standpunktes Forderungen stellen, die dem gesammten Wesen unserer Volkswirthschaft und unserer Gesellschaft widersprechen. Die Consequenz wird man gewöhnlich nicht ziehen wollen; man wird eher (durch manche bittere Erfahrungen scheinbar gerechtfertigt) diese besondere Form der Capitalanlage beanstanden. Nur wird es dann wiederum neben dem Mangel an Folgerichtigkeit schwerfallen, eine Grenze abzustecken, um Gut und Böse zu scheiden.

Die Grenze ist gleichwohl vorhanden; sie muß nur nicht in den Sachen, sondern in den Personen gesucht werden. Schauen wir die heutige Gesellschaft an, so enthalten die Schichten, welche zwar an den Capitalanlagen der Börse theilnehmen, aber lieber nicht daran theilnehmen sollten — eine Menge kleiner Leute, deren flüssiges Capital nirgendwo anders als in der Sparkasse angelegt werden sollte, die am besten niemals erfahren sollten, daß es Börsenpapiere gibt. Ueber diesen liegt eine schon viel schmälere, aber an sich immer noch recht breite Schicht von solchen Capitalbesitzern, für deren beschränkte Vermögensgröße das Interesse der Sicherheit der Anlage das ausschlaggebende

ist. Jeder Reiz zur Erhöhung der Rente und des Capitalwerthes ist die Verführung zu einer ökonomischen Verkehrtheit. Denn die Gefahr des Verlustes bedroht sie mit einem viel größeren Uebel als der Vortheil ist, auf den sie hoffen.

Erst über diesen beiden Stufen der capitalbesitzenden Klassen erhebt sich diejenige schmälere Schicht, für welche jene gefährlicheren Capitalanlagen überhaupt geeignet sind. Sie umfaßt die Leute von größerem Besitz, von geschäftlicher Intelligenz, Leute, welche die Tragweite eines riskanten Unternehmens übersehen und ihre Betheiligung an demselben mit ihren Vermögensverhältnissen und mit der verständigen Verwaltung ihres Vermögens in Einklang zu bringen wissen, während in jenen anderen breiteren Schichten theils der ganz kleine Besitz und der völlige Mangel an Urtheilsfähigkeit über Capitalanlagen sich findet, theils ein mittlerer, ja selbst größerer Besitz mit einer Urtheilslosigkeit verbunden ist, um deretwillen auch diese wohlhabenderen (und gebildeteren) Kreise, wenn es irgend möglich wäre, zur Einschränkung auf die allein sicheren und allgemein bekannten Werthpapiere angehalten werden müßten.

Es ist die hauptsächliche Schwierigkeit des Emissionswesens und der hierbei in Betracht zu ziehenden Vorsichtsmaßregeln, daß es unmöglich ist, dieser an sich erwünschten Unterscheidung Genüge zu leisten. Was in diesem Sinne zu thun möglich ist, muß mit anderen Mitteln an anderen Enden der Börsenreform geschehen, und wir werden davon zu reden haben. Indessen werden die Erwägungen, welche bei der Zulassung riskanter Werthpapiere maßgebend sind, nicht unbeeinflußt durch die Erkenntniß bleiben, daß neben den geschäftskundigen, capitalkräftigen, rationellen Capitalisten eine Mehrzahl von anderen Persönlichkeiten vorhanden ist, die sich dieser Eigenschaften nicht rühmen kann und den Versuchungen dieser riskanten Papiere ausgesetzt ist. Und dadurch entsteht das Bedürfniß, einen Versuch mit verbesserten Maßregeln für das Emissionswesen zu machen.

IX.

Für das Gebiet des deutschen Actienwesens ist bereits durch die Actiengesetz-Novelle vom 18. Juli 1884 Vorkehr getroffen. Nach dessen Bestimmungen haftet neben Gründern und Gründergenossen solidarisch das Emissionshaus, d. h. derjenige, welcher vor dem Haupteintrag oder in den ersten zwei Jahren nach demselben eine öffentliche Ankündigung erläßt, um Actien in den Verkehr zu bringen, und zwar bei Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit der Angaben, welche die Gründer rücksichtlich der Zeichnung und Einzahlung oder der Festsetzungen über Sacheinlagen behufs Eintrags gemacht haben, sowie bei böslicher Schädigung der Actiengesellschaft durch Sacheinlagen oder Uebernahmen, sofern ihm nachgewiesen wird, daß er den Fehler gekannt hat oder als ordentlicher Geschäftsmann hat kennen müssen.

Die Einzelheiten dieser geltenden Vorschriften, ihre Wirksamkeit und etwaige weitere Reformbedürftigkeit zu erörtern, ist dieses nicht der Ort. Es genügt, auf den merkwürdigen Rechtszustand des Deutschen Reiches hinzuweisen, der durch die selbständige gesetzgeberische Behandlung des Actienwesens ent-

standen ist, daß gegenüber dem deutschen Unternehmungsgeiste, so weit er sich in Form von einheimischen Actien Capital sucht, strengere Schutzmaßregeln gelten als gegenüber ausländischen Staatsanleihen, ausländischen Actien, ausländischen Obligationen. Dieses allein war Anlaß genug, eine Reform des Deutschen Emissionswesens anzustreben.

Aber man vergegenwärtige sich vor Allem die principiellen Schwierigkeiten eines weitergehenden Schutzes für das Publicum.

Die Schutzmaßregeln können einerseits nicht, wie das durch die voraufgehenden Bemerkungen begründet ist, drakonische sein wollen. Das an sich sehr einfache, weil radicale Verfahren, mit Feuer und Schwert gegen die ausländischen Werthpapiere (und womöglich gegen die entsprechenden inländischen desgleichen) loszuziehen, ist außer Frage. Auch die weitestgehenden Fürsprecher eines öffentlichen Schutzes gegen gefährliche Werthpapiere wollen so weit nicht gehen, wenn wir uns im Kreise der Persönlichkeiten umsehen, welche als Sachverständige oder Mitglieder unserer Commission sich geäußert haben. Unsere grundsätzliche Feststellung, daß es sich um *riskante* Papiere handelt, die zugelassen sein sollen, schließt auch die Möglichkeit aus, irgend welche Bürgschaften zu verlangen für die Eigenschaft des Gegentheils, d. h. daß ihnen eine Sicherheit zugesprochen werden soll wie den besten Werthpapieren des Inlandes (deutschen Reichs- und Staatsanleihen u. s. w.). Ferner treibt jedes Verlangen nach einer Grenzziehung der Solidität durch öffentliche Organe, sei es der Staatsbehörden oder der Börsenbehörden, zu der Consequenz, daß diese Organe eine schwere Verantwortlichkeit übernehmen für Etwas, was dem Sinne der Sache widerstreitet. Ein ausländisches Staatspapier, welches 6 Procent Rente bringt, ist eben darum so hoch verzinslich, weil es so viel gefährlicher ist als die einheimische Staatsrente. Dies kann keine Behörde ändern, noch weniger kann sie eine Verantwortlichkeit für das Gegentheil übernehmen.

Und trotz alledem muß versucht werden, irgend welche Schutzmaßregeln zu gewähren oder, Angesichts mancher neuester Erfahrungen, die bestehenden Schutzmaßregeln fortzubilden. Ja und Nein ist eine schlechte Theologie, sagt Shakespeare; Ja und Nein ist auch eine schlechte Socialpolitik.

Der von der Commission empfohlene Weg besteht darin, daß durch zweckentsprechende Organisation der über die Zulassung der Werthpapiere zum Börsenhandel entscheidenden Börsenbehörden, durch Verschärfung der Verantwortlichkeit der Emissionshäuser (in privatrechtlicher und disciplinarischer Richtung) die betheiligten Emissionsinstitute durch das eigene Interesse genöthigt werden, sich von der Emission unsolider Papiere fern zu halten. Es lag dabei nahe, einheitliche Grundsätze für das Reichsganze anzustreben. Es knüpfte sich ferner daran die Folgerung, behufs Wirksamkeit solcher Vorschriften die nicht zugelassenen Werthpapiere von den Vortheilen der Börseneinrichtungen auszuschließen.

Früher unterlag die Zulassung von Werthpapieren zum Börsenhandel gar keiner Controlle der Börsenorgane. Dann sind die größeren Börsen, voran die Berliner Börse, dazu übergegangen, die Zulassung von der Genehmigung einer besonderen Börsenbehörde (Börsencommissariat) abhängig zu machen. Ein

fernerer Schritt wird jetzt empfohlen, weil in den bestehenden Behörden die Börseninteressen ausschließlich oder doch ganz vorherrschend vertreten sind; sie entstehen aus den Wahlen der dem Bankierstande angehörenden Börsenbesucher. Es soll eine Vertretung der gegenüberstehenden Interessen des capitalanlegenden Publicums, der am internationalen Handel betheiligten Großindustrie, es sollen unbetheiligte, aber sachkundige Persönlichkeiten herangezogen werden, die über Volkswirthschaft und Finanzzustände der fremden Staaten ein ebenso gut oder besser gegründetes Urtheil haben als die Geschäftsleute und Beamtenkreise. Trotz der schon in der bisherigen Praxis hervorgetretenen Schwierigkeit, geeignete Persönlichkeiten zum Behuf einer derartigen Ergänzung der Emissionsbehörde zu finden, hielt die Commission es für ebenso durchführbar wie höchst erstrebenswerth, daß „auch die Interessen der Gesammtheit" vertreten sind und zwar durch Männer, die von der Staatsregierung für dieses Amt bestätigt werden — von der Ueberzeugung ausgehend, daß es bei ernstem Willen möglich werden wird, die Schwierigkeiten zu überwinden.

Die also ergänzte Emissionsbehörde soll, wie bisher, ihre Pflicht darin sehen, daß sie die Urkunden, die den neuen Papieren zu Grunde liegen, prüft; daß sie für eine ausreichende Information des Publicums über alle thatsächlichen und rechtlichen Umstände der Papiere sorgt; daß sie solche Papiere ablehnt, die erhebliche allgemeine Interessen schädigen oder offenbar zu einer Uebervortheilung des Publicums führen.

Der Antrag auf Zulassung soll an der Börse veröffentlicht und nach Verlauf von sechs Tagen unter Würdigung der dagegen erhobenen Einwände der Entscheidung unterworfen werden. Neu ist namentlich die Forderung der Commission, daß die Emissionsbehörde berechtigt sein soll zu dem Einblick in die Verträge, die zwischen dem Emissionshause und dem Anleiheschuldner abgeschlossen sind. Sie erachtete diese Befugniß für nothwendig, damit die Emissionsbehörde sich in zweifelhaften Fällen darüber Gewißheit verschaffen kann, ob alle wesentlichen Thatsachen im Prospecte angegeben sind, ob nicht die Zulassung zu einer offenbaren Uebervortheilung des Publicums führt.

Mit Uebergehung von manchen Einzelheiten, die minder erheblich oder an sich controvers, erwähnen wir schließlich die Haftung der Emissionshäuser.

Diese Frage ist darum so interessant, weil in ihr die uns bekannten großen Gegensätze aufeinanderstoßen. Scharfe Maßregeln der Haftpflicht sind geeignet, entweder das Emissionsgeschäft ganz lahm zu legen und damit Erfolge herbeizuführen, die zwar (wie wir oben gesehen haben) für gewisse Kreise der Bevölkerung erwünscht, aber für andere Kreise und für die ganze Volkswirthschaft vermieden werden müssen; oder es mindestens den anständigern Instituten zu verleiden und es den minder achtbaren allein zuzuführen. Schon die Vorschriften der Actiennovelle vom Jahre 1884 haben mehrere achtbare Bankhäuser veranlaßt, sich aller Actienemissionen zu enthalten. Solchen Erfolg herbeizuführen, ist eine gewisse radicale Socialpolitik von links oder rechts bereit; die Commission durfte sich dazu nicht hinreißen lassen.

Auf der anderen Seite sind doch immer wieder Erfahrungen gemacht worden, welche den bequemen freihändlerischen Grundsatz von der Harmonie

der Interessen (hier: des Publicums und der Emissionshäuser) erschüttern mußten. Daß solche großen Geschäftshäuser ihre eigene Ehre, ihren eigenen Emissionscredit, ihre eigene Gefahr an ihre Emissionen ketten und dadurch zur Vorsicht angehalten werden, ist glaubhaft, als eine mitbetheiligte Reihe von Motiven. Aber auch andere Motive haben erfahrungsgemäß mitgewirkt — Kühnheit der Unternehmungslust, einseitiger Optimismus, leichtherzige Beurtheilung der drohenden Gefahren, zumal in der Zuversicht, daß diese Gefahren auf die Schultern anderer Personen abgeladen werden würden.

Unter den Juristen neigt die Mehrzahl dahin, die Emittenten nur für Vorsatz (dolus), höchstens für grobe Fahrlässigkeit haftbar zu machen. Die Commission ist nach eingehender Berathung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Streitfrage durch die Gesetzgebung gelöst werden müsse. Sie will nicht die Erwerber der Werthpapiere von der Verpflichtung zur eigenen Aufmerksamkeit befreien; aber sie glaubt doch in ihrer großen Mehrheit, daß auch der Betrieb des Emissionsgeschäfts die Verpflichtung zu einer gewissen Aufmerksamkeit mit sich bringe, und daß die Prospecte für das anlagebedürftige Publicum nur dann einen wirklichen Werth haben, wenn die Emissionshäuser über den dolus hinaus für den Inhalt eine gewisse Haftung übernehmen. Wie weit soll diese gehen? Man fand die Grenzlinie in der Mitte zwischen Arglist und Fahrlässigkeit, in dem, was bereits das deutsche Handelsgesetzbuch als „Böslichkeit" bezeichnet. Es sollen die Emissionshäuser haftbar gemacht werden, wenn sie die Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit der Angaben des Prospectes gekannt haben, oder nur darum nicht gekannt haben, weil sie böslich eine ausreichende Prüfung der Angaben verabsäumt haben. Eine Einschränkung dieser Verpflichtung liegt einmal in der fünfjährigen Verjährungsfrist des Anspruches, dann in der Ausschließung solcher Ansprüche, welche aus Erwerbungen entstehen könnten, die erst nach Bekanntwerden der verschlechterten Umstände des Werthpapiers gemacht worden sind; endlich in dem Recht des Emissionshauses, den Ersatz durch Uebernahme des Werthpapiers gegen Erstattung des vom Erwerber dafür gezahlten Betrages zu leisten.

Dieses sind nur die Hauptpunkte aus einem überwiegend juristischen Gebiete, das hier nicht eingehender behandelt werden kann.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Eduard Zeller.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage (22. Januar 1894).

Es ist erstaunlich, welch' eine Fülle von führenden Geistern auf allen Wissensgebieten uns das kleine Schwabenland geschenkt hat. Ziemlich zu derselben Zeit, da die schwäbische Dichterschule ihren Sang im deutschen Dichterwalde erklingen ließ, herrschte auf allen Kathedern nahezu unumschränkt der absolute Idealismus des Stuttgarters Hegel. Und wieder an diesen anknüpfend, aber auch über ihn hinausgehend und insbesondere seine gewaltsame Versöhnung von Wissen und Glauben bestreitend, führte die Tübinger Schule unter Baur's Leitung, indem sie die neutestamentliche Ueberlieferung streng kritisch untersuchte, eine völlige Umwälzung in den Anschauungen über das Wesen des Urchristenthums herbei. Schelling, Hegel, Baur, Schwegler, Zeller, Strauß, Vischer, Uhland — eine glänzende Liste, die allein den mächtigen Einfluß des Schwabenthums auf das Geistesleben unserer Nation darthut und der man noch genug bedeutende Namen hinzufügen könnte. Freilich das kleine Land hatte keinen Platz für so viel überschüssige Geisteskraft; und auch der Nestor der deutschen Philosophiegeschichte, Eduard Zeller, gehört zu Denen, die daheim den Boden gedeihlicher Entwicklung nicht fanden. In der Reichshauptstadt, an der ersten deutschen Hochschule, ist in der That der Platz eines Mannes, der als Geschichtschreiber auf dem Gebiete der Philosophie bahnbrechend gewirkt hat und dessen Name für alle Zeiten mit diesem Zweige der Wissenschaft verknüpft sein wird. Daß es ihm vergönnt ist, in außerordentlicher Frische des Geistes und bei körperlichem Wohlbefinden seinen achtzigsten Geburtstag zu begehen, erfüllt uns mit hoher Freude, und wie vor wenigen Wochen erst seine kräftige und widerstandsfähige Natur eines Anfalls der Influenza Herrin geworden, so erhielten wir einen Beweis seiner erstaunlichen geistigen Versatilität und Rüstigkeit in dem neuesten Hefte des „Archivs für Geschichte der Philosophie", das einen Aufsatz aus seiner Feder über die jüngsten literarischen Erscheinungen in der sokratischen, platonischen und aristotelischen Philosophie bringt; alle die Vorzüge, die er als Forscher, Kritiker und Stilist besitzt, finden sich da in unverminderter Stärke wieder. Unter den Glückwünschen, die dem verehrten Manne zu dem festlichen Tage dargebracht werden, dürfen billig auch die der „Deutschen Rundschau" nicht fehlen, die als einen ihrer Ruhmestitel betrachtet, daß Eduard Zeller seit Begründung dieser Zeitschrift ihr Mitarbeiter gewesen und bis heute geblieben ist.

Eduard Zeller wurde als das achte von neun Geschwistern am 22. Januar 1814 in Kleinbottwar, das nur eine Stunde von Marbach, der Heimath Schiller's, entfernt liegt, geboren; sein Vater, Rentamtmann eines adligen Herrn, war in Württemberg in weiten Kreisen bekannt und geachtet. Zum Theologen bestimmt, machte Eduard Zeller den landesüblichen Studiengang durch die württembergischen Seminare; von 1827 bis 1831 verweilte er in Maulbronn, wo er zuletzt auch

den jugendlichen D. F. Strauß zum Lehrer hatte. Mit seinem Freunde Hermann Kurz trieb Zeller hier, abgesehen von den vorgeschriebenen Arbeiten, das Englische und Italienische, und beide versuchten sich in Uebersetzungen englischer Gedichte. Die nächsten vier Jahre bis 1835 widmete sich Zeller als Zögling des theologischen Seminars in Tübingen — des „Stiftes" — dem Studium der Philosophie und der Theologie; in der ersteren gewann unter seinen Lehrern D. F. Strauß, der im Frühjahr 1832 in das Seminar als Repetent eingetreten war, in der zweiten Ferdinand Baur, der berühmte Begründer der „Tübinger Schule", auf ihn den größten Einfluß. Wie sie schloß der Jüngling sich dem Hegel'schen System an, allein er unterließ es nicht, zugleich durch eigenes Studium der neueren Philosophie seit Kant sich eine umfassendere selbständige Kenntniß der wissenschaftlichen Entwicklung jener Zeit zu verschaffen; dabei zeigte sich schon in der Auswahl seiner Studien — Geschichte der Philosophie, sowie Kirchen- und Dogmengeschichte — die vorwiegend historische Richtung seines Geistes. Baur's Untersuchungen über das Urchristenthum und die neutestamentlichen Schriften, ferner Strauß' „Leben Jesu" bewirkten, daß in dem letzten Studienjahre Zeller's auch für ihn die Frage nach der geschichtlichen Erklärung der christlichen Religion in den Vordergrund trat und ihm der Gedanke sich aufdrängte, auf diesem Gebiete ebenfalls wissenschaftlich selbstthätig vorzugehen. Nachdem er im Herbst 1835 die theologische Facultätsprüfung bestanden hatte, brachte er nach einem weiteren halbjährigen Aufenthalt in Tübingen den Sommer 1836 als Vicar bei einem Verwandten in der Nähe von Eßlingen zu. Um für das historische Verständniß des Christenthums eine breitere Grundlage zu gewinnen, wandte sich Zeller der Beschäftigung mit der griechischen Philosophie zu; was ihm aber damals noch als Mittel zum Zwecke erschien, sollte im Laufe der Zeit Selbstzweck und Hauptaufgabe seines Lebens werden. Nachdem er Plato und Aristoteles durchgearbeitet hatte, ging er im Herbste 1836 in Gesellschaft einiger Freunde mit Staatsunterstützung nach Berlin, wo er neue Verbindungen anknüpfte und sich hauptsächlich an Vatke, den Schüler Hegel's, anschloß. Durch Erweiterung seines wissenschaftlichen Gesichtskreises und durch eigene Anschauung der dortigen Zustände erfuhr Zeller eine werthvolle Förderung seiner ganzen Entwicklung. Zu kürzerem Aufenthalte besuchte er noch mehrere Universitäten und kehrte im Juli 1837, nachdem zwei Monate vorher sein Vater gestorben war, in die Heimath zurück. Nachdem er zusammen zwei Jahre in Tübingen als Vicar und in Urach als Repetent thätig gewesen, ging er 1839 als Repetent in das Tübinger Stift zurück, wo er sofort theologische und philosophische Vorlesungen zu halten begann, deren günstiger Erfolg ihn ermuthigte, sich im Herbste 1840 als Privatdocent der Theologie zu habilitiren. Zwei Jahre später gründete er die „Theologischen Jahrbücher" (die nach Zeller's Weggang von Tübingen sein Lehrer Baur weiter führte); ebenso war er ein eifriger Mitarbeiter der von Schwegler geleiteten „Jahrbücher der Gegenwart". Zugleich aber begann er sein umfassendes Werk über die alte Philosophie, dessen Fortführung und Vervollkommnung ihn bis heute beschäftigt hat. Als Vorläufer erschienen im Jahre 1839 die „Platonischen Studien"; 1844 folgte der erste, 1846 der zweite Theil der „Philosophie der Griechen", deren erste Auflage 1852 vollendet wurde. Jetzt umfaßt dieses Werk sechs Bände, wovon die zwei ersten in fünfter, der dritte in vierter, die drei letzten in dritter Auflage erschienen. Gleichwohl hatte Zeller in Tübingen keine Aussichten, eine Anstellung zu finden, vielmehr wurde ihm nach siebenjähriger Docentenlaufbahn die von den akademischen Behörden und dem Ministerium selbst beantragte Beförderung zum außerordentlichen Professor der Philosophie abgeschlagen. Er folgte darum im Frühjahr 1847 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie nach Bern, wo er in Folge der dort herrschenden politisch-religiösen Parteistreitigkeiten mit erheblichen Hindernissen zu kämpfen hatte. In Bern verheirathete sich Zeller mit der ältesten Tochter seines Freundes und Lehrers Baur. Als eine literarische Frucht seines Berner Aufenthaltes ist die „Geschichte der

christlichen Kirche, übersichtlich dargestellt", zu nennen. Obwohl er an der kleinen, mit wissenschaftlichen Hülfsmitteln nur kärglich ausgestatteten Universität sich gut eingelebt hatte, ging er doch im Jahre 1849 gern nach Marburg, wohin er als ordentlicher Professor der Theologie berufen war. Auch hier gab es Widerwärtigkeiten und Hemmnisse; die Berufung Zeller's war von dem liberalen Ministerium Eberhard veranlaßt worden, aber der Kurfürst widersetzte sich auf Betreiben der orthodoxen Partei ihrer Vollziehung, und schließlich legte man es Zeller nahe, in die philosophische Facultät überzutreten. Nachdem er darauf eingegangen war, bedurfte es doch noch einer Beschwerde an den Landtag, bis der Landesherr endlich zu der Unterschrift des Patentes sich verstand. Trotz der in mancher Beziehung drückenden Verhältnisse, die in Marburg herrschten, wurde der dortige Aufenthalt für Zeller ersprießlich: nicht nur, daß er im Genusse der schönen Natur, im vertrauten Umgange mit wissenschaftlich hervorragenden Collegen, in den Lehrerfolgen bei seinen Zuhörern Befriedigung fand, er konnte auch in der stillen Lahnstadt eine ungemein fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit entfalten. Die „Philosophie der Griechen" wurde vollendet und neu bearbeitet; ferner wurden, abgesehen von kleineren Schriften, das „Theologiesystem Zwingli's" (1853) und die „Apostelgeschichte, kritisch untersucht" (1854) verfaßt. Immerhin war der Wirkungskreis Zeller's an der kleinen, etwa 250 Studirende zählenden hessischen Universität so beschränkt, daß er im Herbst 1862 ohne Zögern eine ihm an der Heidelberger Hochschule angebotene Professur annahm. Die zehn Jahre, die er nunmehr in Heidelberg verlebte und die in gesteigertem Maße die in Marburg genossenen Annehmlichkeiten brachten, zählt Zeller zu den schönsten seines Lebens, und es wurde ihm nicht leicht, diesen Aufenthalt der Aussicht auf einen ungleich umfassenderen Wirkungskreis zum Opfer zu bringen, der sich ihm im Jahre 1872 durch einen Ruf an die Universität Berlin eröffnete. Der philosophischen Facultät dieser Universität und der Akademie der Wissenschaften gehört er heute noch an. Von Schriften aus der Heidelberger und Berliner Zeit sind (neben den neuen Auflagen der „Philosophie der Griechen") namentlich zu verzeichnen: „Vorträge und Abhandlungen", erster Band 1865, zweite Auflage 1875, zweiter Band 1877, dritter Band 1884; „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz", 1872, zweite Auflage 1875; „Staat und Kirche", 1873; „D. F. Strauß", 1874; „Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie", 1883, vierte Auflage 1893; „Friedrich der Große als Philosoph", 1886. Im Jahre 1836 hatte Zeller in Tübingen als Doctor der Philosophie promovirt; 1886 feierte er sein philosophisches Doctorjubiläum. Die theologische Facultät ernannte ihn 1868 zum Dr. theol. honoris causa; von der Tübinger juristischen Facultät ward er 1877, von der Universität Edinburgh 1884 zum Dr. jur. creirt, und die medicinische Facultät in Marburg fügte 1886 den Dr. med. hinzu. Von fünf Söhnen, die ihm und seiner Gattin geschenkt waren, ist ihnen nur Einer, der jetzt praktischer Arzt und Professor in Stuttgart ist, erhalten geblieben.

Das ist der äußere Gang dieses an Mühen, aber auch an Erfolgen und Ehren reichen Lebens. Wir wollen aber wenigstens den Versuch unternehmen, die wissenschaftliche Bedeutung Zeller's mit wenigen Strichen zu skizziren. Wenn wir dabei den Theologen hinter dem Philosophen zurücktreten lassen, so geschieht es nicht, weil wir jenen weniger schätzen, sondern weil es dem Entwicklungsgange entspricht, den Zeller genommen hat. Die Verdienste, die er sich um die kritische Erforschung des Neuen Testamentes erworben, bleiben bestehen; hat ihm zunächst sein Schaffen Anklagen, Befehdung und Verfolgung eingetragen, so fehlte nachher die Anerkennung nicht. Vor uns liegt eine abgegriffene Broschüre, geschrieben im Jahre 1845 von einem württembergischen Theologen (beiläufig bemerkt einem abgefallenen Hegelianer, der später ein hohes Kirchenamt in einer deutschen Residenz bekleidete); darin wird den „Helden der Jahrbücher", nämlich Schwegler, Vischer und Zeller ihre Staats- und Religionsgefährlichkeit mit größter Deutlichkeit auf den Kopf zugesagt. Hatten sie es doch gewagt, Hegel der Halbheit und des Compromisses mit der Reaction

zu zeihen; hatten sie doch, dem Vorgange Baur's folgend, die biblische Tradition mit dem Maßstabe wissenschaftlicher Kritik gemessen. „Kein Gott, keine wirklich sittliche Freiheit, kein Gewissen, keine zehn Gebote, keine Unsterblichkeit!" jammerte der fromme Eiferer, der seine, uns heute vielfach komisch anmuthende Kampfschrift mit den Sätzen abschloß: „Wollen Jene ferner leugnen; die Urkunden reden. Wollen sie sich brüsten; ihr Heiligenschein ist dahin. Sie wollen bekennen? Man wird ihr Haupt aufrichten. Sie wollen Buße thun? Man wird sie wieder zu Ehren setzen." Nun, sie haben nicht bekannt und nicht Buße gethan und sind dennoch zu Ehren gekommen.

Als Historiker der Philosophie ist Zeller nicht etwa allein durch die Einzelresultate seines Schaffens hervorragend, sondern seine Bedeutung liegt vornehmlich darin, einer derjenigen Männer zu sein, die die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte der Philosophie dadurch geschaffen haben, daß sie die exacte Methode der philologischen Forschung mit der speculativen Betrachtung der Geistesentwicklung zu einem Ganzen verknüpften. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gab es nur eine geschichtliche Behandlung der einzelnen Heroen der Philosophie; man folgte dem Beispiel des Diogenes Laërtius, der das Leben und die Lehren der einzelnen Philosophen beschrieb; freilich trat schon bei einzelnen Schriftstellern das Bedürfniß hervor, zu ergänzen und zu verbinden. Am frühesten hat anscheinend Leibnitz auf den richtigen Weg hingewiesen. Aus einer Anzahl vor einigen Jahren in Halle aufgefundener, theilweise bisher unbekannter Briefe, die vermuthlich an den Professor Cornelius Dietrich Koch gerichtet waren, geht hervor, daß er nicht nur den wissenschaftlichen Werth der Philosophiegeschichte erkannt, sondern auch bereits die philologisch-kritische Methode gefordert habe. So zeigte er schon den Pfad, den später ein Schleiermacher, Böckh, Zeller und Andere mit so großem Erfolge betraten. Mit bedeutendem Scharfsinn hatte die deutsche Philologie das Rüstzeug auch für die Geschichte der Philosophie zubereitet. „Man lernte" — sagt Ludwig Stein — „eine Schrift nach Entstehung, Absicht und Composition zergliedern. Man lernte ein verlorenes Werk aus Fragmenten und Nachrichten reconstruiren. Den Zusammenhang von Schriften in dem Kopf eines Autors, die Beziehungen zwischen Schriften oder Autoren in einer literarischen Bewegung lernte man mit methodischer Genauigkeit erfassen. Und in unseren Tagen bildet den Triumph dieser literarischen Methode das auch an alt- und neutestamentlichen Schriften und an den mittelalterlichen Geschichtschreibern ausgebildete Verfahren, hinter compilirenden Werken gleichsam die erlöschte Schrift der Originale zu lesen, an Büchern die Nähte, Lücken und Widersprüche zu beobachten, sowie die Schichten ihres Aufbaues zu unterscheiden."

Zeller hat die philologische Genauigkeit in der kritischen Durchforschung und Sichtung des Quellenmaterials zu voller Anwendung gebracht. Es würde außerhalb des Rahmens dieser kurzen Betrachtung fallen, darauf näher einzugehen. Die „Philosophie der Griechen" bietet auf jeder Seite Belege, mit welch' enormem Wissen Zeller auch das entlegenste Material herbeigeschafft, mit welch' strenger Gewissenhaftigkeit er es durchgeprüft hat, mit welchem Scharfsinn er Gründe und Gegengründe abwägt, ehe er zum Schlusse kommt. Er selbst zählt einmal die Fragen auf, die der Geschichtschreiber der Philosophie bei derartigen Untersuchungen sich vorzulegen habe, wenn z. B. die Schriften der Philosophen gar nicht oder nur in Bruchstücken vorliegen, oder wenn die Echtheit der Werke, die unter ihrem Namen auf uns gekommen sind, zweifelhaft ist. Da muß zu ergründen gesucht werden: welche Schriften und welche Bruchstücke sind für echt zu halten? Aus welcher Zeit und aus welchen Kreisen sind die unechten hervorgegangen? Wie haben wir uns ihre Entstehung zu erklären, und welcher Gebrauch läßt sich von ihnen machen? Sind uns ferner die Ansichten eines Philosophen durch dritte Personen überliefert: Welchen Glauben verdienen ihre Angaben? Aus welchen Quellen sind diese geschöpft? Diese und andere Fragen bedürfen, wie Zeller bemerkt,

zu ihrer Beantwortung einer Verknüpfung von philologischer und philosophiegeschichtlicher Forschung; viele lassen sich nur annähernd und mit Vorbehalt beantworten, aber an keiner darf die Geschichte der Philosophie vorübergehen. Heute wissen wir, daß so Vieles Mythe und Legende ist, was eine frühere Zeit als erwiesene Thatsache hinnahm. In einem Aufsatze „Ueber die Entstehung ungeschichtlicher Ueberlieferungen" (Deutsche Rundschau, Februarheft 1893) hat Zeller in lichtvoller Weise dargethan, welches Gestrüpp und Schlinggewächs der historische Pfadfinder zu beseitigen hat, will er zum Ziele dringen, wie subjective Auffassung, Begabung des Gedächtnisses, Vermengung von Wahrgenommenem und Eingebildetem, mangelnde Kenntniß und Gewissenhaftigkeit dazu beitragen, geschichtliche Vorgänge in sagenhafter Weise umzubilden. Hierher gehört auch, was Zeller von dem Werthe der wissenschaftlichen Hypothese sagt, zu der dann nothwendig gegriffen werden muß, wenn es an genügend beglaubigten Selbstzeugnissen der Philosophen fehlt, oder wenn es sich um weiter reichende historische Zusammenhänge handelt. Nicht ein beliebiger Einfall ist die wissenschaftliche Hypothese, sondern eine Ergänzung der Thatsachen durch ihre Ursachen. Eine Hypothese darf daher nur aufgestellt werden, wenn die uns bekannten Thatsachen dieselbe zu ihrer Erklärung verlangen, und es darf nicht in sie aufgenommen werden, was für diesen Zweck nicht erforderlich ist. Wo die Lücken groß sind, werden die Hypothesen häufiger und verwickelter; der Geschichtschreiber muß, wenn er auf das Lob der wissenschaftlichen Besonnenheit und Unbefangenheit Anspruch machen will, die verschiedenen Grade der Gewißheit zu unterscheiden und die Wahrscheinlichkeit einer jeden Hypothese richtig zu beurtheilen verstehen.

Aber Zeller hat nicht allein als einer der Ersten eine unanfechtbare Methode der historischen Kritik in Anwendung gebracht, er hat sie auch in Verbindung gesetzt mit einer großen Grundanschauung. Begann die Geschichte der Philosophie mit der Schilderung der einzelnen Philosophen und ihrer Systeme, so war es schon als ein Fortschritt zu betrachten, da man anfing, diese fast unabhängigen, um Individuen gezogenen Kreise mit einander zu verbinden. Eine Geschichte der Philosophie im eigentlichen Sinne wurde erst möglich, als man an die Stelle der Philosophen deren Systeme setzte, den inneren Zusammenhang zwischen diesen feststellte und — wie Dilthey sagt — mitten im Wechsel der Philosophien ein siegreiches Fortschreiten zur Wahrheit nachwies. Die Gesammtheit der Philosophie stellt sich also dar als eine geschichtliche Einheit. Diese Einheit ist aber keine bloße ideelle, von dem Geschichtschreiber in die gesammelten Thatsachen hineingetragene, sondern es stellt sich — nach Zeller's Erklärung — unter den Philosophen und ihren Lehren ein realer Zusammenhang her: „Es bilden sich Schulen, es bildet sich eine philosophische Lehrüberlieferung und Literatur: das Frühere wird zur Bedingung des Späteren; gleichzeitige Bestrebungen wirken bald fördernd, bald hemmend auf einander ein, unterstützen und bestreiten sich und leisten einander oft gerade durch die Bestreitung die besten Dienste; was bei oberflächlicher Betrachtung nur ein Gewirre einzelner Personen und Meinungen zu sein schien, zeigt sich bei genauerer und gründlicherer Untersuchung als eine geschichtliche Entwicklung, in der Alles, bald näher, bald entfernter, mit allem Anderen zusammenhängt, aber nur dasjenige zu allgemeiner und dauernder Wirkung gelangt, was den allgemeinen, in den Zuständen und Bedürfnissen ganzer Zeiten und Völker begründeten Bedingungen jener Entwicklung entspricht."

Hegel bereits hatte die Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges erkannt und ausgesprochen. Aber er behandelte die Entwicklung der Philosophie als eine rein logische und nahm an, es lasse sich eine jede Phase aus der vorhergehenden dialektisch construiren; ihm war diese Entwicklung ein Fortgang vom Abstracten zum Concreten. So kam er dazu, aus dem Ganzen der Philosophiegeschichte Alles zu verbannen, was außerhalb dieses Processes liegt. Die Folge davon war, daß er, und mehr noch einige seiner Schüler, die Entwicklung der Philosophie als einen isolirten

Proceß auffaßten, während wir Denjenigen Recht geben, die wie Zeller eine Wechselwirkung aller Culturerscheinungen auf einander voraussetzen. Die Philosophie ist ein Product der allgemeinen geistigen Bedingungen ihrer Zeit, und sie beeinflußt wieder die übrigen Culturelemente. Man kann sie nicht aus diesem Flusse herausheben und auf einen Isolirschemel setzen. „Die Persönlichkeit des Philosophen, die Einwirkung der früheren Systeme auf die späteren, der Einfluß der allgemeinen politischen und Culturzustände vereinigen sich, um ihren Verlauf zu bestimmen.“ In diesem Satze haben wir die harmonische Gesammtauffassung des Werdeganges der Philosophie, wie sie Zeller eigen ist, und die feste Grundlage seines wissenschaftlichen Wirkens.

Wir wollen uns nach dieser Darlegung nicht mehr in Einzelheiten verlieren, aber einige besonders charakteristische Momente in der Thätigkeit des Gelehrten seien wenigstens erwähnt. Sein umfassendes Wissen, insbesondere auf dem Gebiete der griechischen, der jüdischen und der christlichen Philosophie, wird auch da anerkannt, wo er auf gegnerische Meinungen stößt. Dabei stagnirt dieses Wissen nicht, sondern fortwährend werden ihm neue Elemente zugeführt, wie die jüngst erschienene vierte Ausgabe seines „Grundrisses der Geschichte der griechischen Philosophie“ zeigt. Immer ändert und bessert der Gelehrte da, wo er in Folge eigener oder fremder Forschungen weiter geschritten ist. Diese Aenderungen beziehen sich nicht nur auf den eigentlichen Inhalt, sie betreffen auch die Sprache und die Terminologie. Strauß sagt einmal: „Ich habe meinen lieben, vortrefflichen Freund Zeller zwar um mancher Eigenschaften willen stets bewundert, die mir abgehen; ganz besonders aber um der Meisterschaft willen, die er bei der Veranstaltung neuer Auflagen seiner Werke entwickelt, das schon ursprünglich gut Gewesene durch wiederholte Sorgfalt zum Bessern und Besten zu machen.“ So ist er das Musterbild eines Gelehrten, der nie auslernt und den die erstrittenen Erfolge nur anspornen, zum Vollkommenen vorzudringen.

Wenn wir den Satz anerkennen, daß die Philosophie in Wechselwirkung steht mit allen Culturmächten, dann werden wir auch zur richtigen Würdigung Zeller's gelangen. Dann werden wir einsehen, daß wir Alle seine Schüler sind, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar in Folge des Ineinandergreifens aller menschlichen Wissenszweige. Nicht für eine bestimmte Wissenschaft allein hat er gewirkt, nicht die der Gesammtheit unzugänglichen Schätze der Gelehrtenwelt allein hat er bereichert; so hoch wir das schätzen, was er in dieser Beziehung gethan, und so unvergessen es ihm sein wird, über Allem dem steht, was er geleistet hat im Dienste des allgemeinen Culturfortschrittes. Das wird Allen zu Gute kommen, vielleicht nicht heute und nicht morgen, aber gewiß in der Zukunft.

Dr. D. Saul.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der deutsche Reichstag hat seine durch die Weihnachtsferien unterbrochenen Arbeiten am 9. Januar wieder aufgenommen. Die Steuervorlagen, die im Wesentlichen dazu bestimmt sind, die Kosten zu decken, die aus der im Zusammenhange mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit beschlossenen Erhöhung des Effectivbestandes des Reichsheeres erwachsen, harren vor Allem der Erledigung. Nicht minder bedeutsam ist der mit Rußland abzuschließende Handelsvertrag, der, von der deutschen Industrie für ersprießlich gehalten, von den Vertretern der Landwirthschaft, noch ehe die Einzelheiten bekannt geworden sind, aufs Lebhafteste befehdet wurde. Um so bemerkenswerther war daher der am 6. Januar veröffentlichte Schriftwechsel zwischen dem Ausschusse des ostpreußischen conservativen Vereins und dem Reichskanzler Grafen von Caprivi. Ging doch aus der Zuschrift dieses Ausschusses sowohl als auch aus der beigefügten Resolution hervor, daß eine principiell ablehnende Haltung gegenüber einem deutsch-russischen Handelsvertrage vermieden werden soll. Wenn in der Zuschrift hervorgehoben wird, daß in den östlichen Districten Deutschlands die Aufhebung des Identitätsnachweises beim Getreideexport für die Nothlage der Landwirthschaft Abhülfe gewähren, zugleich aber auf den Handel und Verkehr fördernd und belebend einwirken werde, so erklärt der Reichskanzler in seiner Antwort sich damit einverstanden, daß diese Aufhebung des Identitätsnachweises in den Vordergrund gestellt und damit der Boden betreten werden möge, auf dem ein Ausgleich widerstrebender Interessen erreichbar sei. Weit zurückhaltender äußert sich der Reichskanzler hinsichtlich der von dem Ausschusse angeregten internationalen Regelung der Währungsfrage. Wie berechtigt dieser Skepticismus ist, braucht an dieser Stelle nicht besonders hervorgehoben zu werden, da gerade in der „Deutschen Rundschau" von sachkundigster Seite die Unmöglichkeit, an der bestehenden Goldwährung in erfolgreicher Weise zu rütteln, nachgewiesen worden ist. Wenn daher der Reichskanzler sich geneigt zeigt, im Anschlusse an die bereits im Gange befindliche amtliche Prüfung auch noch Sachverständige verschiedener Berufsklassen und Lehrmeinungen über die Frage zu hören, so kann es sich eben nur um theoretische Erörterungen handeln, deren negatives Ergebniß hinsichtlich des Bimetallismus auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegt.

Wie die deutsche Reichsregierung, geht auch das italienische Ministerium lebhaften parlamentarischen Kämpfen entgegen. Crispi sah sich, unmittelbar nachdem er die Leitung der Regierungsgeschäfte übernommen hatte, vor eine ganze Reihe der schwierigsten Aufgaben gestellt, deren Lösung im Staatsinteresse dringend geboten erscheint. Hängt die Mehrzahl dieser Aufgaben mit der Nothwendigkeit, das Gleichgewicht im Staatshaushalte wiederherzustellen, innig zusammen, so ist die Lage des italienischen Ministeriums durch die Ruhestörungen in Sicilien noch complicirt worden. Kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der neue Conseilpräsident

gerade unter den obwaltenden Verhältnissen Bedenken getragen haben würde, dem Könige Umberto die Verhängung des Belagerungszustandes über die Insel vorzuschlagen, falls nicht eben die Umstände eine so energische Maßnahme erheischt hätten. Andererseits bürgt die ganze politische Vergangenheit Crispi's dafür, daß der Belagerungszustand nur so lange in Geltung bleiben wird, wie in einzelnen Gemeinden die von gewissenlosen Volksverführern zur Auflehnung gegen die Gesetze verleitete Menge sich zu Ausschreitungen hinreißen läßt. Früher bereits ist in diesen Blättern auf das Treiben der Fasci de' Lavoratori in Sicilien hingewiesen worden. Unter Führung des Abgeordneten Giuseppe de Felice, eines früheren Beamten der Präfectur von Catania, haben sich diese Arbeiterverbindungen immer mehr zu Sammelplätzen aller unzufriedenen Elemente entwickelt.

So erfolgreich war die Agitation de Felice's und seiner Genossen, daß er nach der Entlassung aus dem Amte, von der Volksgunst gehoben, zum Mitgliede des Gemeinde- und Provinzialrathes und dann zum Deputirten gewählt wurde. Wären die Agrarverhältnisse auf Sicilien weniger traurig, herrschte nicht in den Schwefelgrubendistricten ein arger Nothstand, so würde de Felice allerdings kaum einen fruchtbaren Boden für seine Aufreizungen gegen die Regierung gefunden haben. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in seinem jüngst veröffentlichten Werke: „Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien" (Berlin, Gebrüder Paetel. 1893) Schilderungen veröffentlicht, in denen er neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten Trinacria's zur Anschauung bringt. Er hebt hervor, welch' ein Paradies Sicilien sein könnte, wenn man von den armseligen Menschen absehen dürfte, die es bewohnen. Nicht minder betont er, daß es unter einer erleuchteten und wohlgesinnten Regierung besser werden mag, daß aber noch viel fehle, um die Spuren zu tilgen, welche die Mißwirthschaft so langer Zeitläufte diesem schönen Lande und, bis auf die Physiognomien, seiner Bevölkerung eingeprägt hat.

Man würde bei der Annahme fehlgehen, daß es sich bei den Ruhestörungen in Sicilien um eine plötzliche aufständische Bewegung handle; vielmehr haben der Deputirte de Felice und dessen Genossen nur von der innerhalb der Bevölkerung herrschenden Gährung Nutzen ziehen zu können geglaubt. Einer der vortrefflichsten Kenner Siciliens, Giovanni Verga, der im Jahre 1840 zu Catania geborene Verfasser der sicilianischen Bauernnovelle „Cavalleria rusticana", hat in einer anderen seiner Dorfgeschichten „Libertà", gewissermaßen die jüngsten Ereignisse vorahnend, ein treues Abbild der ländlichen Verhältnisse seiner Heimathinsel entworfen. Dieses poetische Abbild, dem, wie allen Novellen des realistischen Dichters, thatsächliche Vorgänge zu Grunde liegen, gewährt uns einen tieferen Einblick in das Seelenleben der sicilianischen Bauern als die oftmals nach der einen oder der anderen Seite tendenziös gefärbten Berichte italienischer Zeitungen. Verga hat nun in seiner Dorfgeschichte „Libertà" gezeigt, auf welcher niedrigen Bildungsstufe ein Theil der Landbevölkerung seiner Heimathinsel steht, so daß es diesem als das letzte Ziel der Freiheit erscheint, zunächst alle Besitzenden aus dem Wege zu räumen und dann deren Vermögen zu theilen. Während die Sturmglocke in dem kleinen Orte der Insel, wo der Versuch gemacht werden soll, das Ideal zu verwirklichen, ertönt, richten die besitzlosen Einwohner des Ortes unter ihren „Bedrückern" ein furchtbares Blutbad an. Am nächsten Tage sind die „Revolutionäre" allerdings mit sich selbst keineswegs zufrieden; sind sie doch sonst an Sonntagen gewöhnt, die Anordnungen der Gutsherren für die neue Woche entgegenzunehmen. Am Montag trifft der commandirende General an der Spitze seiner Truppen ein und läßt strenges Kriegsgericht walten, und die Vertreter der Justiz machen den Schuldigen den Proceß. Als diese dann in der Stadt von dem Schwurgerichte zu schweren Strafen verurtheilt werden, fragt einer von ihnen, sobald ihm die Handschellen angelegt werden: „Wohin führt Ihr mich? — Auf die Galeere. — Und weshalb? Mir ist keine Spanne Land zu Theil geworden! Wenn man mir gesagt hätte, daß dies die Freiheit wäre! . . ."

Freilich richtete sich bei den jüngsten Ruhestörungen in Sicilien der Widerstand der ländlichen Bevölkerung gegen die drückenden Verzehrungssteuern; im Uebrigen stimmt jedoch das von dem Dichter entrollte düstere Gemälde vollständig mit der Wirklichkeit überein, sodaß selbst der „commandirende General" nicht fehlt. General Morra ist auf den Vorschlag des Conseilpräsidenten Crispi zum außerordentlichen Commissar mit unbeschränkten Vollmachten ernannt, zugleich sind die zur Disposition der Heeresverwaltung Beurlaubten der ersten Kategorien des Jahrganges 1869 einberufen und nach Sicilien zur Verstärkung der dort bereits befindlichen Truppen gesandt worden. Hiernach durfte es von Anfang an keinem Zweifel unterliegen, daß die ungesetzliche Bewegung in Sicilien bald erstickt sein wird. Sehr beklagenswerth ist jedoch, daß bei den Zusammenstößen mit dem Militär, das nach allen vorliegenden Berichten erst im äußersten Nothfalle von der Feuerwaffe Gebrauch machte, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Tödtungen und sehr viele Verwundungen erfolgten. Wie in der Dorfgeschichte Verga's hielten sich auch bei den jüngsten Ruhestörungen die wirklichen Anstifter fern vom Schusse. Crispi, der seine Sicilianer kennt, trug jedoch dafür Sorge, daß de Felice und andere verdächtige Leiter der Fasci de' Lavoratori verhaftet wurden. Erstrecken sich doch diese Verbindungen nicht bloß auf die Handwerks- und Industrie-Arbeiter, sondern auch auf die ländliche Bevölkerung. Crispi ist andererseits ein viel zu hervorragender Staatsmann, als daß er nicht Bedenken tragen sollte, lediglich die Symptome eines tiefer liegenden Nothstandes zu beseitigen. Vielmehr wird die von ihm in großem Stile geplante wirthschaftliche Reform, um durchgreifend zu sein, auch die Agrarverhältnisse und die berechtigten Klagen der Arbeiter in den Schwefelgrubenbezirken in Betracht ziehen müssen.

Wie sein Vorgänger in der Regierung, Giolitti, wird allem Anscheine nach Crispi daran festhalten, daß die bemittelten Klassen der italienischen Bevölkerung zu den Staatslasten stärker als bisher herangezogen werden, während es sich dringend empfiehlt, die nothleidende Bevölkerung nach Möglichkeit zu entlasten. Die progressive Einkommensteuer, die Giolitti in den Vordergrund seines öconomischen Programmes rückte, würde, falls sie von Crispi gleichfalls in seinen Reformplan aufgenommen werden sollte, immerhin auf eine Mehrheit zählen können, da die von dem früheren Conseilpräsidenten geführte parlamentarische Gruppe sich kaum ablehnend verhalten könnte. Allerdings wird von wohlunterrichteter Seite hervorgehoben, daß selbst die bereits bestehende Einkommensteuer einen viel reicheren Ertrag liefern müßte, falls sie gleichmäßig erhoben würde, während gegenwärtig gerade bei dieser nur die wohlhabenden Klassen treffenden Steuer zahlreiche Unregelmäßigkeiten vorkommen. Wie schwer lastet dagegen die Verzehrungssteuer auf der armen Bevölkerung, ohne daß diese in der Lage wäre, sich irgendwelche Erleichterung zu verschaffen! Hier muß daher die wirthschaftliche und sociale Reform Crispi's einsetzen, dem es unter dem durch die jüngsten Ruhestörungen in Sicilien wesentlich verstärkten Drucke der öffentlichen Meinung vielleicht um so eher gelingen wird, seine Pläne zu verwirklichen. Zugleich würde der Conseilpräsident den Führern der äußersten Linken auf diese Weise den Wind aus den Segeln nehmen, während die Cavalotti's und Imbriani's andernfalls nicht verfehlen würden, die Ereignisse in Sicilien zum Ausgangspunkte einer scharfen oppositionellen Action zu machen. Die Erklärung und Durchführung des Belagerungszustandes auf der Insel werden sich wohl durch die Ruhestörungen selbst rechtfertigen lassen; allein Crispi würde sicherlich nicht nur seine parlamentarische Stellung befestigen, sondern auch wiederum staatsmännischen Blick bekunden, wenn er zugleich den Nachweis erbrächte, daß ihm in Sicilien das Werk der Versöhnung vor Allem am Herzen lag. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß der Parteiführer der Rechten, der Marchese di Rudini, der gleichfalls Sicilianer ist, seinem Vertrauen auf die Reformpläne Crispi's Ausdruck verlieh. Trotzdem wird dieser mannigfache Schwierigkeiten überwinden müssen, ehe die parlamentarische Lage einigermaßen geklärt erscheint.

Wie zielbewußt der neue Conseilpräsident vorgeht, zeigte sich auch aus Anlaß des Verdicts, das das Schwurgericht in Angoulême hinsichtlich der wegen der Metzeleien von Aigues-Mortes angeklagten Franzosen gefällt hat. Die französische Regierung glaubte im Interesse der Unparteilichkeit zu handeln, als sie dem Schwurgerichtshofe des Gard-Départements, in dem Aigues-Mortes gelegen ist, die traurige Angelegenheit entzog, um sie dem Schwurgericht des Charente-Départements zu überweisen. Es mochte angenommen werden, daß die provençalischen Geschworenen wohl gar ihre Landsleute, die zum Theil ihre Schuld selbst eingestanden, wehrlose italienische Arbeiter überfallen und getödtet zu haben, freisprechen könnten. Daß aber eine fern von dem Schauplatze der Meucheleien von Aigues-Mortes, in Angoulême einberufene Jury trotz der Geständnisse einzelner Angeklagten das Nichtschuldig ausgesprochen hat, steht in einem so schroffen Gegensatze zu allen Principien der Gerechtigkeit, Humanität und Civilisation, daß die französische Regierung selbst diesen Ausgang für völlig ausgeschlossen erachten mußte. Das Schwurgericht des Charente-Départements hat für die Zukunft gewissermaßen einen Freibrief für Blutthaten und Barbareien nach der Art derjenigen von Aigues-Mortes ausgestellt, vorausgesetzt, daß die unglücklichen Opfer auch dann Italiener sind. An dieser Auffassung wird nichts durch die Thatsache geändert, daß unter den freigesprochenen Angeklagten sich ein Italiener befunden hat.

In Italien mußten das vom Schwurgerichte in Angoulême gefällte Verdict und die sich daraus ergebende Freisprechung der angeklagten Franzosen tiefe Entrüstung hervorrufen; auch stand zu befürchten, daß diese wiederum in öffentlichen Demonstrationen zum Ausdruck gelangen könnte, gerade wie nach den Metzeleien von Aigues-Mortes in verschiedenen Städten Italiens Kundgebungen gegen Frankreich stattgefunden hatten. Diese mußten damals um so mehr bedauerlich erscheinen, als dadurch die Position Italiens in dieser Angelegenheit einigermaßen verschlechtert ward, während sie bis dahin unanfechtbar war, so daß die gesammte öffentliche Meinung aller civilisirten Länder das Unrecht lediglich auf Seiten Frankreichs fand. Die in einzelnen Städten Italiens gegen das französische Wappenschild verübten Ausschreitungen nöthigten dagegen die Regierung, entschuldigende Erklärungen abzugeben, während die in Aigues-Mortes begangenen Verbrechen gerade dem französischen Gouvernement die Pflicht auferlegt hätten, eine ausreichende Genugthuung herbeizuführen. So lange allerdings nicht von einer Rechtsverweigerung die Rede sein konnte, war Italien nicht in der Lage, einen internationalen Conflict geltend zu machen; vielmehr mußte es sich, abgesehen von einer zu gewährenden Geldentschädigung für die Hinterbliebenen der unglücklichen Opfer, damit begnügen, daß die Angelegenheit den ordentlichen französischen Gerichten überwiesen werde. Selbst das freisprechende Urtheil des Schwurgerichtshofes von Angoulême giebt dem italienischen Ministerium kein Recht, irgend welche Beschwerde zu erheben; immerhin lag die Gefahr nahe, daß die heißblütige Bevölkerung jenseits der Alpen auf eigene Faust Kundgebungen inscenirte. In Genua wurde denn auch, wie es heißt, von zwei nicht zurechnungsfähigen Personen ein solcher Versuch gemacht, der aber von der Behörde sogleich im Keime erstickt wurde. Crispi, dessen staatsmännischer Blick sich auch hier bewährte, hatte von Anfang an entschiedene Maßnahmen angeordnet, um selbst den leisesten Schein zu vermeiden, daß die italienische Regierung ihre durchaus correcte Haltung aufgeben könnte. Allerdings konnte das Ministerium nicht verhindern, daß im Lande sich eine Bewegung in dem Sinne geltend machte, daß die Italiener selbst die den Hinterbliebenen der Opfer von Aigues-Mortes zu gewährenden Entschädigungen leisten möchten, wozu die französische Regierung sich im Principe bereit erklärt hatte. Gleichviel ob diese Bewegung zum Ziele führen sollte, beweist sie doch jedenfalls, in welcher Stimmung gegenüber Frankreich sich die weit überwiegende Mehrheit der italienischen Bevölkerung befindet.

Die ultraradicalen Mitglieder der italienischen Deputirtenkammer, die stets von Neuem die Tripelallianz befehden und den Anschluß Italiens an Frankreich fordern, werden allerdings auch durch die jüngsten Vorgänge nicht bekehrt werden, weil sie eben nicht belehrt sein wollen, vielmehr durchaus unter französischem Einflusse stehen. Fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß selbst die Ruhestörungen in Sicilien in einem gewissen Zusammenhange mit der socialistischen Bewegung in Frankreich stehen. Insbesondere sollen die bei dem Führer der Fasci de' Lavoratori, dem Deputirten de Felice, mit Beschlag belegten Papiere auf solche Verbindungen mit französischen Socialisten hinweisen. Wenn daher verschiedene Pariser Blätter nicht ohne eine gewisse Schadenfreude die Vorgänge in Sicilien in phantastisch übertriebener Weise mit den düstersten Farben schildern, so übersehen sie nur, daß der Anarchismus in Frankreich, wie das Bombenattentat Vaillant's deutlich gezeigt hat, allem Anschein nach weit tiefere Wurzeln gefaßt hat. Die zahlreichen Verhaftungen und Untersuchungen, die gerade in letzter Zeit von den französischen Behörden angeordnet wurden, lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel.

Für das durch den russischen Flottenbesuch in Toulon gesteigerte Selbstgefühl der Franzosen bezeichnend ist jedenfalls die Art, wie sie die Schäden am eigenen Staatskörper als bedeutungslos betrachten, während, von Rußland abgesehen, alle übrigen Länder in einer höchst ungünstigen Beleuchtung dargestellt werden. Daß dieses Selbstgefühl dann in den niederen Schichten der Bevölkerung, wie durch die Vorgänge von Aigues-Mortes erhärtet wurde, zu frevelhaftem Übermuthe ausartet sowie Rechtsverletzungen zeitigt wie das Verdict des Schwurgerichtes von Angoulême, kann nicht überraschen. So ist denn auch die Meldung von dem Zusammenstoß englischer und französischer Streitkräfte in West-Afrika von einem Theile der Pariser Presse unverzüglich in einer Weise erörtert worden, als ob nicht die Franzosen, sondern die Engländer sich einen Uebergriff gestattet hätten. Obgleich die Hinterlandsgrenzen zwischen dem französischen Sudan in West-Afrika und dem englischen Oberguinea durch früher abgeschlossene Uebereinkommen annähernd festgestellt worden sind, ist doch bisher keine vollständige Sicherheit hinsichtlich dieser Abgrenzung erzielt worden. Es kann nun aber nach den vorliegenden Berichten kaum einem Zweifel unterliegen, daß der blutige Zusammenstoß im Hinterlande von Sierra Leone, nahe dem Oberlaufe des Niger, mag er nun durch einen Irrthum des Führers der französischen Expedition oder absichtlich herbeigeführt worden sein, innerhalb der englischen Interessensphäre stattgefunden hat. Da inzwischen auch in Frankreich erkannt worden ist, daß die Schuld für den bedauernswerthen Zwischenfall in keiner Weise den Engländern zur Last gelegt werden kann, darf angenommen werden, daß von Seiten der französischen Regierung die erforderliche Genugthuung gewährt werden wird.

In den französischen Kammern wird sicherlich der Regierung Veranlassung geboten werden, auch über die jüngsten Vorgänge auf dem Gebiete der Kolonialpolitik Aufklärungen zu geben. Bemerkenswerth ist, daß die Expedition in Dahomeh noch nicht ihren endgültigen Abschluß gefunden hat, obgleich die französische Presse bereits vor Jahresfrist versicherte, daß König Behanzin, seiner Streitkräfte, einschließlich der Amazonen, beraubt, sich dem General Dodds auf Gnade oder Ungnade übergeben müßte. Als dann der Leiter der Expedition in Frankreich eintraf, wurde er mit dem lebhaftesten Enthusiasmus begrüßt; ja, verschiedene Organe feierten ihn bereits als den „Retter", der dereinst berufen sein könnte, sich in noch weit größerem Maßstabe zu bewähren. Allerdings entsprach die ganze Persönlichkeit des Generals nicht dem Bilde, das die Franzosen sich von einem solchen „sauveur" zu machen pflegen, und die Boulangisten mußten darauf verzichten, ihrem Heros einen Nachfolger zu geben. Als General Dodds nach Dahomeh zurückgekehrt war, trafen wiederum Meldungen ein, daß der König Behanzin flüchtig wäre, sich im Buschwerke verstecken müßte, und daß die benachbarten Stämme sich förmlich verpflichtet hätten, ihm den Rückzug abzuschneiden. Dies

verhinderte jedoch nicht, daß französische Streitkräfte in Dahomeh Kämpfe bestehen mußten, so daß eben von einer Beendigung der bereits ziemlich kostspieligen Expedition noch nicht die Rede sein kann.

Am 9. Januar, dem zweiten Dienstage des Jahres, der nach der französischen Verfassung den Beginn der ordentlichen parlamentarischen Session bezeichnet, haben die Kammern ihre Arbeiten wieder aufgenommen, so daß die Aufschlüsse über die jüngsten Vorgänge in Westafrika nicht ausbleiben werden. Der Alterspräsident der Deputirtenkammer, Blanc, der sonst durch seine allgemeinen Betrachtungen nicht selten Verwunderung erregt, beschränkte sich diesmal darauf, in seiner Ansprache, die Kammer zu ermahnen, sie möge auf die Wünsche des Landes Bedacht nehmen und zusammenstehen, damit das „große Werk der Gerechtigkeit und der Beruhigung" seiner Vollendung entgegengeführt werden könne. Die anarchistische Bewegung, die in Frankreich mit besonderer Heftigkeit zur Erscheinung gelangt ist und in dem blutigen Verbrechen des am 10. Januar zum Tode verurtheilten Anarchisten Vaillant in der Deputirtenkammer selbst ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, läßt jedoch nicht darauf schließen, daß die volltönenden Worte des Alterspräsidenten sehr bald ihre Verwirklichung finden werden.

Der französische Senat, der gleichfalls am 9. Januar eröffnet worden ist, weist nach den Erneuerungswahlen vom 7. d. M. — es fanden im Ganzen 94 Wahlen statt — insofern dasselbe Bild auf, als die republikanischen Candidaten wiederum zumeist das Feld behaupteten, so daß die Mehrheit der Linken noch eine Verstärkung erhalten hat. Im Einzelnen verdient hervorgehoben zu werden, daß der frühere Conseil- und spätere Kammerpräsident Floquet, der bei den allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer dem socialistischen Hutmachergesellen Faberot unterlag, im Seine-Département nunmehr zum Senator gewählt worden ist. Unter den erfolgreichen Candidaten befindet sich auch der bisherige Präsident des Senates, Challemel-Lacour, und der Minister des öffentlichen Unterrichtes, Spuller, der ehemalige Intimus Gambetta's, während der frühere Botschafter am englischen Hofe, Waddington, von einem dunklen Ehrenmanne aus dem Felde geschlagen wurde. Sind Herrn Waddington bereits zu der Zeit, als er die französische Republik in London vertrat, von Seiten der Presse seines Landes heftige Vorwürfe gemacht worden, daß er allzu große Rücksicht auf die englischen Interessen nehme, so wurden diese unberechtigten Anschuldigungen im Wahlkampfe von Neuem erhoben. Auch wird man nicht bei der Annahme fehlgehen, daß in einer Zeit, in der in der französischen Republik Alles auf die russische Saite gestimmt ist, Vorwürfe der erwähnten Art verhängnißvoll werden können. Wenige Tage nachdem Waddington den Undank der Republik erfahren hatte, ist er von einem jähen Tode hinweggerafft worden. Nur vereinzelte französische Blätter besaßen den moralischen Muth, die hervorragenden Charaktereigenschaften sowie die ausgezeichnete staatsmännische Begabung des Hingeschiedenen anzuerkennen. Zu den Besiegten im Wahlkampfe gehört auch der Socialist Thivrier, der als Mitglied der Deputirtenkammer sich bisher lediglich dadurch auszeichnete, daß er in seiner Arbeiterblouse an den Sitzungen theilnahm. Sein „politisches" Programm bei der Senatswahl bestand denn auch im Wesentlichen darin, daß er sich im Luxembourg-Palaste ebenfalls nicht von seiner Blouse trennen würde. Nach dem Mißerfolge des socialistischen Candidaten werden aber die „Genossen" zunächst auf die Propaganda im französischen Senate verzichten müssen.

Literarische Rundschau.

Lipsius' Dogmatik.

Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Von Richard Adelbert Lipsius. Dritte, bedeutend umgearbeitete Auflage. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1893.

Die „Deutsche Rundschau" hat Lipsius' letzten Vortrag gebracht, sie darf auch sein letztes, soeben aus dem Nachlaß durch Professor O. Baumgarten herausgegebenes Werk nicht unerwähnt lassen. Nicht nur ist die neue Auflage ein neues Buch, sie muß auch als der Abschluß einer gewaltigen Lebensarbeit, als der reifste Ausdruck der religiösen und religionsphilosophischen Entwicklung eines hervorragenden Denkers Jedem werthvoll sein, den die großen Gegensätze unserer Zeit innerlich berühren.

Lipsius stand recht eigentlich mitten in diesen Gegensätzen. Er galt zunächst als ein kritischer Gelehrter ersten Ranges; wer mochte ihn übertreffen an Solidität des Wissens, an Schärfe der Methode, an Klarheit der Begriffe; wer handhabte sicherer im Großen wie im Kleinen die hochentwickelte Technik der modernen Forschung? Ein solcher Mann sieht den Problemen klar ins Auge; er kann auch bei den letzten Fragen unserer geistigen Existenz nicht die bequemen Pfade der überkommenen Tradition weiterwandeln. Derselbe Mann aber hat zugleich aus der Tiefe eines bei aller äußeren Zurückhaltung mächtig bewegten Gemüthes ein inniges Verhältniß zur Religion; dies wissenschaftlich zu entwickeln und zu begründen, wird zur Seele seines Lebens. Müssen da nicht ungeheure Spannungen entstehen, werden nicht die Forderungen der Religion und die der neueren Wissenschaft aufs Härteste zusammenstoßen? Dort die Verknüpfung des menschlichen Daseins mit überweltlichen Mächten und das Verlangen einer aller Subjectivität überlegenen Thatsächlichkeit; hier die Bindung des Menschen an die Welt der Erfahrung mit ihrer strengen Causalverkettung und das Aufnehmen des Lebensprocesses vom Subject her, die Zerstörung aller naiven Hingebung an die Ueberlieferung und Umgebung. Ferner dort die Behauptung einer ewigen Wahrheit und einer sicheren Ueberlegenheit gegen wechselnde Lagen und Launen der Zeiten; hier dagegen die Idee der Entwicklung, das Bewußtsein von dem steten Fluß aller menschlichen Dinge und speciell von großen Wandlungen in der Neuzeit und Gegenwart. Stoßen diese Gegensätze in einem wahrhaftigen Menschen und energischen Denker aufeinander, und verbietet die Art eines solchen jede schwächliche Ausgleichung, jedes bequeme Halbdunkel, so muß eine gewaltige Bewegung entstehen und in ihrem Fortgang das nächste Bild der Wirklichkeit völlig umgestalten. Davon aber Kunde zu nehmen, verlohnt sich schon deshalb, weil es sich nicht um Probleme des bloßen Individuums, sondern um Probleme der Zeit handelt, um Probleme, deren glückliche Förderung für sie eine Lebensfrage bedeutet.

Wie nun Lipsius jene Aufgabe in seiner Weise angreift und löst, wie er die Begriffe umwandelt, und wie er die mannigfachen Fäden zu einem großen Gedankengewebe

verschlingt, das hier in kurzem Auszug vorzuführen, werden wir uns hüten; das möge der, den es interessirt, aus dem Buche selbst ersehen. Nur über die allgemeinste Richtung des Strebens sei Einiges bemerkt. — Unter den möglichen Wegen der Behandlung jener Probleme ergreift Lipsius, im Anschluß an Kant, den der präcisen Abgrenzung und deutlichen Auseinandersetzung der verschiedenen Größen. Aus Gegnern scheinen sie Freunde werden zu können, wenn sie sich nur auf ihre wahre Natur besinnen und auf den Punkt ihrer Stärke concentriren. Die eigenthümliche Aufgabe der Wissenschaft ist die causale Erkenntniß der Erfahrungswelt. Treibt uns der unwiderstehliche Drang unserer Vernunft über dieses Gebiet hinaus zur Frage nach dem Ganzen des Alls und nach den Gründen der Dinge, so wird sie mehr mit den Mitteln der Phantasie als des logischen Begriffs arbeiten und nie die Unzulänglichkeit unseres Denkens gegenüber jenen letzten Fragen überwinden können. Die Religion aber ist in erster Linie keineswegs ein Wissen, eine Lehre von Gott und Welt, sondern die Ergreifung und Entwicklung einer neuen Wirklichkeit, einer inneren Welt des persönlichen Geistes. Diese Welt ist dem Menschen so gewiß wie die Erhebung zu einem persönlichen und sittlichen Selbst. Freilich kann sich die neue Wirklichkeit nicht gestalten, ohne auch eine Weltanschauung zu erzeugen. Aber diese Weltanschauung mit ihrer religiös teleologischen Betrachtung ist ganz anderer Art als die der exacten Wissenschaft mit ihrer empirisch causalen Forschung. Wohl muß beides schließlich zu einander in Beziehung treten, da es doch nur Eine Welt und Eine Wahrheit geben kann. Aber die Vereinigung läßt sich erst nach genügender Entwicklung und unter Festhaltung der Selbständigkeit der einzelnen Seiten erstreben. In der That liegt bei Lipsius die Stärke der Untersuchung weniger in solcher Wiederverbindung als in der eigenthümlichen Entfaltung der beiden Gebiete.

Die nähere Ausführung dieses Unternehmens erfolgt unter dem Einfluß der Ueberzeugung, daß die Weltanschauung der Religion keineswegs den Schwierigkeiten enthoben ist, die auf dem menschlichen Erkennen überhaupt lasten. Auch jene behält, wissenschaftlich angesehen, immer ein gewisses Ungenügen, auch sie ist nicht in einem gegebenen Zeitpunkt fertig abzuschließen, sondern sie wird mit dem Stande der geistigen Entwicklung fortschreiten müssen. Da nun die Neuzeit tiefe und unverlierbare Wandlungen im Geistesleben vollzogen hat, so sind erhebliche Umbildungen der überkommenen dogmatischen Lehren unabweisbar. Aber solche Umbildungen scheinen Lipsius den Grundbestand von Religion und Christenthum, seine charakteristische religiöse Substanz, in keiner Weise anzutasten. Im Kern des religiösen Lebens weiß er sich auch heute noch eins mit den Anfängen und der ganzen Geschichte des Christenthums. Damit gestaltet sich auch die Aufgabe der Dogmatik eigenthümlich. Sie hat durch die ganze Verzweigung der Lehren zunächst den unverlierbaren religiösen Gehalt rein herauszuschälen, von ihm aus aber mit Hülfe aller Mittel des erreichten geistigen Entwicklungsstandes das Recht und den Werth der besonderen Vorstellungsformen zu prüfen. Wie weit dies im Anschluß an Schleiermacher mit großartiger Energie durchgeführte Verfahren die Schwierigkeiten löst, ob im Besonderen die weltgeschichtlichen Wandlungen nicht über die Vorstellungsform in die Substanz selbst zurückgreifen, das gehört nicht hieher; aber was nach der principiellen Seite eine offene Frage bleiben mag, das ist ohne Zweifel überaus fruchtbar in der Richtung auf die Geschichte. Jene Scheidung enthält den mächtigsten Antrieb zu einer zugleich positiven und kritischen Behandlung der gesammten Vergangenheit. Ihre Leistungen stehen hier nahe genug, um als eigene Angelegenheit zu bewegen, und zugleich fern genug, um sich präcis begreifen und kritisch würdigen zu lassen. So entwickelt sich ein Universalismus der historischen Behandlung mit einer gleichmäßigen Befriedigung aller verschiedenen Seiten der Aufgabe, den wir für den Höhepunkt des ganzen Werkes erachten müssen. Was sollen wir hier mehr schätzen und bewundern: die Weite und Genauheit des Wissens, die Prägnanz und Klarheit der Zeichnung, die Zurückführung großer Gedankenmassen auf ihren beherrschenden Mittelpunkt und ihre treibenden Motive, die Wiederbelebung der älteren Gestalten durch die enge Verbindung mit bleibenden Problemen, die volle Gerechtigkeit

gegen Freund und Feind? Jedenfalls ergibt eine derartige Untersuchung nicht nur eine gewinn- und genußreiche Orientirung über viele Probleme, die auch in die Gegenwart mächtig hineinwirken, sowie einen Durchblick durch das Ganze der Arbeit, sondern auch die eigene Beschäftigung mit jenen Problemen wird dadurch von der Enge einer bloßen Parteibehandlung zu einer sachlichen Betrachtung und Würdigung in den weltgeschichtlichen Zusammenhängen getrieben.

Dieser historische Universalismus erweist sich besonders auch gegenüber der philosophischen Arbeit unseres eigenen Jahrhunderts. Die ganze Fülle der Entwicklungen, welche aus der von Kant anhebenden Bewegung hervorgegangen sind, steht hier in fruchtbarer Gegenwart; der Autor befaßt sich mit ihnen nicht von außen her, sondern er erlebt sie innerlich mit; er ist augenscheinlich durch manches in seiner eigenen Entwicklung strebend und kämpfend hindurchgegangen und hat dabei auch aus dem Nutzen gezogen, wovon er sich später entfernt hat. So verhält er sich zu den Lehren des speculativen Idealismus vorwiegend kritisch, ja ablehnend; aber ohne ein Schöpfen aus ihrer dialektischen Kraft wäre seine großartige Behandlung der Geschichte undenkbar.

Wie Lipsius unermüdlich an sich selbst fortarbeitete, so ließ sich von der neuen Auflage manches Neue erwarten. Liegen doch zwischen ihr und der vorangehenden vierzehn Jahre angestrengter Forschung und reger Theilnahme an allen Bewegungen der Zeit. In Wahrheit finden wir nicht bloß eine klare Auseinandersetzung mit allen neuen Erscheinungen, nicht bloß eine weitere Präcisirung der früheren Lehren, sondern auch eine nicht unerhebliche Verschiebung in der Sache selbst. Das Thatsächliche, Geschichtliche, Persönliche, eigenthümlich Religiöse ist kräftiger entwickelt und wird bis in die Ausdrucksweise stärker betont; noch energischer wird der bloßen Subjectivität entgegengetreten, die freischwebende Speculation abgewiesen. So vollzieht sich in der That eine gewisse Veränderung im Gesammteindruck, und die leidige Parteibetrachtung wird nicht verfehlen, von einer Wendung des Verfassers nach rechts zu sprechen.

Dem gegenüber sei unser Urtheil dahin ausgesprochen, daß jene Verschiebungen nicht eine Wandlung der Grundüberzeugung, nicht ein Hinübertreten auf einen anderen Standort, sondern daß sie eine Weiterbildung innerhalb der eigenen Gedankenwelt des Verfassers bedeuten. Der Denker hat gewisse Seiten stärker entfaltet, nicht aber ist er von sich selbst abgewichen. Ebenso kräftig wie nur je verficht er auch hier die letzte Begründung der Religion auf das Selbsterlebte und der eigenen Ueberzeugung Erweisbare, ebenso scharf ist die Unterscheidung zwischen Bleibendem und Vergänglichem in ihr, ebenso klar die Einsicht in die großen Unterschiede der Zeiten, ebenso energisch die Verfechtung des Rechtes der Gegenwart, ihre Ueberzeugungen gemäß ihrer eigenen Art auszubilden. Die Abweisung alles Mythologischen und Mirakelhaften, alles geistigen Druckes und alles knechtenden Bekenntnißzwanges kann nicht nachdrücklicher geschehen, als sie hier erfolgt. Gerade daß in der frischen Luft freier Forschung eine Fortbildung nach der angegebenen Richtung möglich ist und wirklich wird, gerade dies ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, das macht das Werk zu einem Zeugniß innerer Weiterentwicklung, das gibt auch der neuen Auflage einen eigenthümlichen Charakter und einen selbständigen Werth. So wird Lipsius' Dogmatik einen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Literatur behaupten und noch viel zu erörtern und verhandeln geben.

Wir können nicht schließen, ohne der treuen, mühevollen, aufopfernden Arbeit des Herausgebers, Professor O. Baumgarten, dankbare Erwähnung zu thun. Je weniger seine Leistung nach außen hervortritt, desto mehr wird sie Jeder zu schätzen wissen, der von solchen Dingen Erfahrung hat.

Rudolf Eucken.

β. **Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft.** Glaubensbekenntniß eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes von Ernst Haeckel (Jena). Bonn, Emil Strauß. 1893.

Zwei Seelen haben immer in Haeckel's Brust gewohnt: der heißblütige, rücksichtslose Kämpfer — und der glückliche, harmonische Geist, der seiner Zeit und dieser Welt von Herzen so froh ist, wie kaum ein zweiter, und der seine innere große Versöhnung unablässig hinaus verkünden möchte als das köstlichste Resultat aller seiner vielgestaltigen und früchtereichen Lebensarbeit. Wenn der Kampf am stürmischsten tobte, wenn die bösen Bücher des Vielgehaßten auf allen geistigen Scheiterhaufen brannten, dann zog er selbst, ein lachender Wanderer, unbekümmert durch irgend einen schönen Winkel der Natur, hauste unter den Wilden Ceylons oder bei den frommen Klosterbrüdern der dalmatischen Küste, die nichts von dem Schlachtruf „Haeckel" wußten, und sammelte neben allerhand Schätzen der Wissenschaft auch noch jene köstlichen Reiseeindrücke, die so oft in diesen Blättern gerade den Leser erfreuen durften. Recht der Schatten dieser Doppelnatur ist es, der durch das vorliegende „Glaubensbekenntniß" geht. Stärker als in irgend einem früheren Werke ringt sich in Haeckel hier der Versöhnungsgeist durch; aber ein paar Blitze setzt es doch, — und in den Anmerkungen flammt sogar einer, der wohl zu den stärksten gehört, die je nach bestimmter Richtung entsandt worden sind. Uns fesselt mehr die friedliche, die positive Seite. Schon in der Einleitung wird betont, daß der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion, „diesen beiden Gebieten der höchsten menschlichen Geistesthätigkeit", heute ganz „unnöthiger Weise" aufrecht erhalten werde. Der Vortrag selbst setzt dann ein mit einer kurzen geschichtlichen Begründung des Begriffs „Naturerkenntniß", in dem, sobald das Wort Natur wirklich in allumfassendem Sinne gebraucht wird, beide Begriffe, Religion wie Wissenschaft, nicht nur wurzeln, sondern, wie Haeckel meint, auch sich schließlich aufs Engste wieder zusammenfinden müssen. Nach zahllosen, in der nur langsamen Emporentwicklung der Menschheit begründeten Irrwegen ergiebt sich auf der einen Seite als Resultat alles religiösen Ringens um die Welterkenntniß, „daß jeder große Fortschritt der tieferen Erkenntniß eine Ablösung vom überlieferten Dualismus (oder Pluralismus) bedeutet, eine Annäherung an den Monismus". Gott wird immer weniger als „äußerliches Wesen der materiellen Welt gegenübergestellt", immer mehr als „göttliche Kraft oder bewegender Geist ins Innere des Kosmos selbst hineingelegt". Sobald aber die Erkenntnißlehre der Religion endgültig diesen Standpunkt erreicht hat, spricht sie nur in ihrer Weise dasselbe aus, was die höchst fortgeschrittene Wissenschaft „exakt" zu begründen anfängt. Das Letztere wird eingehend dargelegt, zuerst mit einem Streiflicht auf die neueren atomistischen und Aether-Theorieen, wo freilich Alles noch im Nebel schwankt, aber doch ein Hinstreben auf das Einheitliche im Spiel aller Stoffe und Kräfte unverkennbar ist; dann insbesondere mit Rücksicht auf den bereits klar erkennbaren Faden der Entwickelungsgeschichte, bei dem das „Organische" historisch wenigstens ganz unzweideutig sich in die Gesammtnatur eingliedert. „Das neurologische Problem des Bewußtseins ist nur ein besonderer Fall von dem allumfassenden kosmologischen Problem." Immer den Blick auf das Gemeinsame zwischen hochstehender Religion und unbefangener Wissenschaft gerichtet, schweift die Untersuchung von hier über zur Frage der „Unsterblichkeit" und zur Definition des Wortes „Gott". Unumgänglich ist hier eine Stellungnahme zum Christenthum, von dessen lauterer und hochstehender Sittenlehre, der „die heutige menschliche Cultur einen großen Theil ihrer Vollkommenheit verdankt", streng die „Offenbarung" und die darauf gegründete Orthodoxie und Hierarchie gesondert werden. Wenn Haeckel außer der christlichen noch andere wichtige historische Quellen der Ethik anerkennt und eine monistische Ethik erwartet, die alle jene günstigen Samen zu entwickeln und in sich zu vereinigen weiß, so ist er doch der Ansicht, daß diese vernünftige Sittenlehre „mit dem guten und wirklich werthvollen Theile der christlichen Ethik in keinem Widerspruch stehe und mit ihr vereinigt auch fernerhin dem wahren Fortschritt der Menschheit dienen werde".

γ. **König Ludwig II. von Bayern.** Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Karl von Heigel. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 1893.

Karl von Heigel stand in nahen Beziehungen zu dem unglücklichen Bayernkönig, der am 13. Juni 1886 ein so tragisches Ende in den Fluthen des lieblichen Starnberger Sees gefunden hat. Er wurde dem König 1876 durch seinen Roman „Benedictus" bekannt und erhielt den Auftrag, die Arbeiten für das Haustheater des Königs zu besorgen, d. h. dramatische Gedichte und Entwürfe über Stoffe zu schaffen, welche den König interessierten und welche er wohl dargestellt zu sehen wünschte. Dieser Aufgabe kam Heigel so nach, daß er S. 283 die Ueberzeugung ausspricht, seine Kunst habe dem bedauernswerthen Fürsten manche leichte Stunde bereitet und sei ihm tröstlich, niemals aber — was Heigel zum Vorwurf gemacht worden ist — verderblich gewesen. Des zum Zeugniß theilt er das Wesentliche der Werke mit, die er im Laufe der Jahre 1876—85 für Ludwig II. gedichtet hat; er tritt damit den actenmäßigen Beweis an, daß der angebliche „Graus und Greuel der Königsstücke" nur in der Einbildung gewisser Schriftsteller existirt hat. Insofern Heigel sich selbst zu vertheidigen genöthigt war, hat diese Schrift einen persönlichen Ausgangspunkt; Heigel beschränkt sich aber nicht auf die Abwehr der gegen ihn selbst gerichteten Angriffe, sondern, da er sich einmal entschloß, die Feder zu ergreifen, hat er es unternommen, überhaupt das mitzutheilen, was er über die Persönlichkeit und den Entwicklungsgang des Königs zu sagen weiß. Dabei verfährt er insofern aphoristisch,

als er sich nicht eine alles Einzelne der Reihe nach vornehmende Darstellung zum Ziele setzt; es ist manchmal etwas Sprunghaftes in der Darstellung; aber alle wirklich bedeutsamen Abschnitte und Züge dieser düsteren Lebenstragödie kommen zur Geltung, und zwar in einer so reiz- und geistvollen Sprache und Betrachtungsweise, daß wir das Buch als einen in hohem Grade interessanten und werthvollen Beitrag zur Erkenntniß des Wesens Ludwig's II. ansehen zu dürfen glauben. In das tiefste Geheimniß solchen Unglücks einzudringen, wird uns wohl nie, durch keine Beleuchtung, möglich werden; aber daß die Vorwürfe, wie sie dem König bei seinen Lebzeiten gemacht wurden, eigentlich gegenstandslos sind, leuchtet ein, und daß viel Großes und Gutes in dem kranken Manne war, das tritt uns aus Heigel's Schilderungen klar entgegen.

od. **Bemerkungen über das Urheberrecht und den Gesetzentwurf der österreichischen Regierung.** Von Dr. Edmund Benedikt. Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1893.

Unter den verschiedenen Besprechungen, welche der von der österreichischen Regierung im Herrenhause eingebrachte Entwurf eines neuen Urheberrechtsgesetzes bereits erfahren hat, nimmt die vorliegende Schrift, welche als Separatabdruck aus den „Juristischen Blättern" vom Jahre 1893 erschienen ist, eine hervorragende Stellung ein. In voller Beherrschung des reichen Materials der verschiedenen Urheberrechtsgesetzgebungen hat der Verfasser es mit besonderem Scharfsinn verstanden, die Vorzüge und Mängel des vorgedachten Entwurfs in klarer, lichtvoller Darstellung vor Augen zu führen. Erfreulich ist es, daß auch der Verfasser der vorliegenden Schrift die Anlehnung des österreichischen Entwurfs an die bestehenden deutschen Urheberrechtsgesetze billigt, wobei man ihm allerdings zugeben muß, daß die Zusammenfassung des in den verschiedenen deutschen Gesetzen vom 11. Juni 1870 und vom 9. und 10. Januar 1876 enthaltenen Stoffes in ein einheitliches Gesetz als ein besonderer Vorzug des österreichischen Entwurfs bezeichnet werden kann. Auf die einzelnen Bemerkungen des Verfassers zu den verschiedenen Bestimmungen des Entwurfs näher einzugehen, verbietet sich an dieser Stelle von selbst. Es mag hier nur, was das literarische Urheberrecht anlangt, hervorgehoben werden, daß es mit Recht getadelt wird, wenn in dem Entwurf abweichend von den Vorschriften des deutschen Gesetzes vom 11. Juni 1870 selbst der Schutz belletristischer, wissenschaftlicher und fachlicher Artikel, die in Zeitungen oder Zeitschriften erscheinen, von einem Vorbehalt abhängig gemacht wird, und wenn außerdem die gänzliche Freiheit aller sonstigen einzelnen Artikel, Telegramme, Tagesneuigkeiten und dergl. in Aussicht genommen ist. In Betreff des Schutzes der Werke der bildenden Künste wendet sich der Verfasser u. A. mit aller Entschiedenheit gegen die in letzterer Zeit vielfach erhobene Forderung, auch die Baukunst des Schutzes des Urheberrechts theilhaftig werden zu lassen, erachtet es dagegen für eine Forderung der Billigkeit, die Staatsmuseen den öffentlichen Aufstellungsorten (§ 6 Nr. 3 des deutschen Gesetzes vom 9. Januar 1876) anzureihen und für die Freiheit der Copirung der dort befindlichen Werke, an denen noch ein Urheberrecht besteht, sich zu entscheiden, da durch die Erwerbung eines Kunstwerkes in das Eigenthum des Staates dasselbe geistiges Gemeingut geworden sei. Den fünfjährigen Schutz, welcher der Photographie im Entwurf gewährt wird, hält der Verfasser den um Vieles weitergehenden Ansprüchen der Photographen gegenüber für mehr als ausreichend. „Die Photographie," sagt er, „ist Alles, nur nicht Kunst, und die Aufnahme der Photographie unter die des Autorrechts theilhaftigen Erzeugnisse des Geistes darf nicht der Systematik halber dazu führen, der Photographie den Charakter einer Kunstschöpfung zu vindiciren." Entschiedener Gegner des ewigen Verlagsrechts wie des ewigen Autorrechts ist der Verfasser mit der im Entwurf als Regel normirten dreißigjährigen Schutzfrist für Werke der Literatur und Kunst vollkommen einverstanden, während er die Zurücksetzung des Aufführungsrechtes, bei dem die Frist auf zwanzig Jahre herabgemindert ist, wohl nicht mit Unrecht für unberechtigt erklärt. „Wenn ich mich im Allgemeinen," so schließt der Verfasser seine treffenden kritischen Bemerkungen, „besonders gegenüber den Fanatikern der Rechte der Autoren den Vorschlägen des Entwurfs anschließe, so war mir dabei der Ausspruch Voltaire's oft im Sinn, der so schön gesagt hat: „Bücher sind das Feuer, das man ausborgt und seinem Nachbar weiterleiht.""

o. **Meyer's Hand-Lexikon** des allgemeinen Wissens. In einem Band. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1893.

Mit dieser neuen Auflage ist „Meyer's Hand-Lexikon" zu seiner ursprünglichen Form und Gestalt zurückgekehrt, der es seinen ersten großen Erfolg verdankt hat. Nachdem es schon bei der zweiten Auflage (1878) sich in zwei „Hälften" gespalten und in der vierten (1888) gar zu zwei mächtigen „Bänden" in Hochoctav und mit deutscher Schrift herangewachsen war, ist es jetzt wieder das geworden, was sein Name sagt: ein „Hand-Lexikon" in einem starken Klein-Octavbande, mit der für den Zweck compressen Drucks ungleich vortheilhafteren lateinischen Schrift. Wir begrüßen diesen Rückschritt als den entschiedensten Fortschritt, den das mit Recht so sehr beliebte, bis zu einem gewissen Grade fast unentbehrlich und unersetzlich gewordene Handbuch hätte machen können. Allerdings war er nur auf Kosten einer größeren Vollständigkeit innerhalb der einzelnen Artikel zu erreichen; aber dafür hat man ja das vielbändige Conversations-Lexikon, während zur raschen Orientirung — und das ist Alles, was man von ihm verlangt — dieser eine Band durchaus genügt. Denn er ist ein Muster knapper Darstellung und in technischer Hinsicht so „handlich", als man es bei 1702 Doppelcolumnen nur irgend erwarten kann.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Birt. — Eine römische Literaturgeschichte in fünf Stunden, gesprochen von Th. Birt. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Bobertag. — Mit allen Waffen. Roman in drei Büchern von Bianca Bobertag (Victor Valentin). Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1893.

Bormann. — Leibziger Lerchen. Neie Boëfieen von ännen alden Leibzger Ze Babier gebracht von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1893.

Brasch. — Die Politik des Aristoteles Eine Neubearbeitung der Uebersetzung Garve's. Herausgegeben und mit einer Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1893.

Dohm. — Der Frauen Natur und Recht. Von Hedwig Dohm. Zweite Auflage. Berlin, Friedrich Stahn.

Dukmeyer. — Zur Freiheit aus Deutschland und Rußland. Von Friedrich Dukmeyer. Berlin, Eduard Rentzel. 1893.

Dürckheim. — Lilli's Bild, geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Zweite vermehrte Auflage von Dr. Albert Bielschowsky, München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1894.

Goupy. — Unserer Töchter Erziehung zur Schönheit. Von Hortense de Goupy. Berlin, Friedrich Stahn.

Hauptmann. — Hannele. Traumdichtung in zwei Theilen von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1894.

Hausrath. — Martin Luther's Romfahrt. Nach einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert von Adolf Hausrath. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Kobell. — Unter den vier ersten Königen Bayerns. Nach Briefen und eigenen Erinnerungen von Louise von Kobell. Zwei Bände. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1894.

Kralik. — Weltschönheit. Versuch einer allgemeinen Aesthetik von Richard Kralik. Wien, Carl Konegen. 1894.

Krumbhaar. — Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Fritz. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Krumbhaar. Magdeburg, Albert Rathke's Verlag. 1893.

Liszt. — Pereat tristitia! Neue feuchtfröhliche Lieder von Anton Joseph Liszt. Wien, Im Selbstverlage des Verfassers. 1891.

Liszt. — Franz Liszt's Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von La Mara. Dritter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Litzmann. — Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Zweiter Theil. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Lutherophilus. — Das sechste Gebot und Luther's Leben. Von Lutherophilus. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Meister Martin und seine Gesellen. Ein Reimspiel des Beatus Rhenanus in fünf Acten oder neun Handlungen. Marburg i. H., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1894.

Müller-Guttenbrunn. — Die gefesselte Phantasie. Gelegenheitsschrift zur Eröffnung des Raimund-Theaters von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Karl Konegen. 1893.

Philips. — Klein Emmely und andere Gedichte von Karl Philips. Bonn, A. Hanstein's Verlag. 1893.

Prager Dichterbuch. Herausgegeben von Heinrich Teweles Prag, Friedr. Ehrlich's Buchhandlung (Bernhard Knauer). 1894.

Renan. — Geschichte des Volkes Israel. Von Ernest Renan. Deutsche autorisirte Ausgabe übersetzt von E. Schaelsky. Band II. Berlin, Ernst Siegfried Cronbach. 1894.

Riegl. — Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie. Von Alois Riegl. Berlin, Georg Siemens. 1894.

Rubinstein. — Ein individualistischer Pessimist. Beitrag zur Würdigung Philipp Mainländer's. Von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Alexander Edelmann. 1894.

Sachs. — Gedichte. Von Otto Sachs. Prag, J. G. Calve'sche Hof- und Univ.-Buchhandlung (Ottomar Beyer). 1894.

Savi-Lopez. — Leggende del Mare. Del Maria Savi-Lopez. Con 60 illustrazioni di Carlo Cessa. Torino, Ermanno Loescher. 1894.

Schipfer. — Die Reichssteuerreform und das sociale Finanzsystem. Von August Schipfer. Berlin, Hermann Walther. 1893.

Schleiden. — Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Von Rudolph Schleiden. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1894.

Schlögl. — Friedrich Schlögl's Gesammelte Schriften. 1.—3. Band: Wienerisches. Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. Von Friedrich Schlögl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1893.

Schmidt. — Schiller's Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Dr. Karl Schmidt. II.IV. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1893.

Schwab. — Fata Morgana. Dichtungen von Frida Schwab, herausgegeben von Wilhelm Arent. München, M. Poeßl. 1894.

Sievers. — Amerika. In Gemeinschaft mit Dr. E. Deckert und Prof. Dr. W. Kükenthal herausgegeben von Prof. Dr Wilhelm Sievers. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1893.

Signale für die musikalische Welt. Herausgegeben von Barthold Senff. 51. Jahrgang. Leipzig, Barthold Senff. 1893

Spicer. — Blätter und Blüthen aus Kroatiens Gauen. Herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von Marco Spicer. Berlin, Siegfried Cronbach. 1890.

Stein. — Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von Dr. Ludwig Stein. Berlin, Georg Reimer. 1893.

Steinen. — Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingü-Expedition 1887—1888 von Karl von den Steinen. Mit 30 Tafeln, 11 Lichtdruckbildern, sowie 160 Textabbildungen etc. Berlin, Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen). 1894.

Steger. — Eine Episode. Roman von Gottl. Steger. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1894.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1893.

Stuhlmann. — Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert von Dr. Franz Stuhlmann. Im amtlichen Auftrage der Kolonial-Abtheilung des Auswärtigen Amtes herausgegeben. Mit zwei Karten, zwei Portraits, 32 Vollbildern und 270 Textillustrationen von W. Kuhnert u. a. Berlin, Geographischer Verlag von Dietrich Reimer (Hoefer & Vohsen). 1894.

Sturm. — Kinderlieder. Von Julius Sturm. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. 1893.

Sufe. — Neue Verse. Dithyramben und Phantasien von Theodor Sufe. Berlin, A. Asher & Co. 1893.

Suttner. — Im Berghause. Novelle von Bertha von Suttner. Leipzig, Albert Goldschmidt.

Tennyson. — Balladen und Lyrische Gedichte. Von Alfred Tennyson. Uebertragen von Sophie v. Harbou. Charlottenburg, Otto Brandner. 1894.

Tesdorpf. — Aus Urgroßmütterchens Tagebuch. Eine Erzählung aus dem Jahre 1806 von Oscar L. Tesdorpf. Hamburg, Hermann Seippel. 1893.

Tovote. — Das Ende vom Liede. Roman von Heinz Tovote. Berlin, L. Fontane & Co. 1894.

Triepel. — Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte von Gertrud Triepel. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Vandersee. — Für Dich. Ein Liederbuch von Leon Vandersee. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Vogüé. — Cœurs russes: Histoires d'hiver, le Temps du servage, le Manteau de Joseph Olénine, par M. le vicomte E. Melchior de Vogüé, de l'Académie française. Paris, Armand Colin & Cie. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Caritas.

Der Roman einer Familie

von

Emil Marriot.

XV.

Ein Maienmorgen im Prater. Duft über den Wiesen, zarte Nebelflöckchen in der Luft, die Sonne wie von einem Schleier verhüllt. Junge Knospen an den Zweigen der Bäume und Sträuche, Alles im Werden begriffen, Alles dem Sonnenlicht, der neuen Wärme voll Freude und Hoffnung zugewendet. Hanna, welche langsamen Schrittes dem Orte sich näherte, wo sie mit Cornelius zusammentreffen sollte, blieb oft in ihrer Wanderung stehen, um einen jungen Halm, eine Knospe anzustaunen. Jede Blüthe, jedes Sonnenstäubchen — ein Wunder. Und Der, welcher seine Welt so herrlich schön erschuf, sollte seiner Menschen vergessen haben? Sollte sie zagen und verzagen lassen in ihrer Noth und ihnen keinen Ausweg zeigen? Seit jener endlosen Nacht hatte Hanna die Ihren nicht gesehen. Drei Tage waren seitdem vergangen. Was mochten diese drei Tage gebracht haben? Es hatte ihr an Muth gefehlt, die Ihren aufzusuchen; sie hatte vor Allem Einem nicht begegnen wollen. Oft, oft hatte sie während der letzten drei Tage daran gedacht, ihm zu schreiben, daß sie am Sonntag nicht in den Prater kommen würde. Dann hatte sie wieder erwartet, er würde ihr ein Gleiches schreiben ... Ihr war, als ob jedes Band zwischen ihnen zerrissen wäre und sie einander nicht wiedersehen sollten; daß es besser wäre, sie sähen einander nimmer wieder. Der letzte Eindruck, den sie von ihm mit fortgenommen, stand unauslöschlich vor ihrer Seele. Sie vermochte nicht, sich ihn anders vorzustellen, als sie ihn zum letzten Mal gesehen: wie er abseits stand, sich plötzlich umwendete und, an ihr vorbei und ohne sie anzublicken, rasch aus dem Zimmer ging. Dieser Eindruck war ein peinvoller und warf einen Schatten auf alle Erinnerungen, die sich für sie mit Cornelius' Bild verknüpften; war er doch der letzte. Und dennoch — wäre es nicht besser gewesen, ein Ende zu machen und nicht zu kommen? ... Aber sie hatten einander nicht abgeschrieben, und da war sie nun und wartete auf ihn und hatte nicht das Herz umzukehren.

An dem stillen, mit Schilf bedeckten Wasser, das sie jetzt erreicht hatte, stand eine einsame Mannesgestalt, welche unverwandt auf das Wasser starrte. Der einsame Mann mochte die Tritte des näher kommenden Mädchens gehört haben. Er kehrte sich plötzlich um, blickte nach ihr hin und ging langsam auf sie zu. Sie war stehen geblieben. Mit gesenktem Haupte stand sie da — in ihrem abgetragenen schwarzen Kleide und einem dünnen, schwarzen Jäckchen, auf dem Kopfe einen abgenutzten Strohhut vom verflossenen Sommer und mit einem schwarzen Halbschleier vor dem blassen Gesichte. Im Gegensatz zum leuchtenden, prangenden, in junge Schönheit gekleideten Maienbilde um sie her, sah sie recht dürftig, recht unansehnlich aus. Wahrscheinlich wäre Jedermann achtlos an der anspruchslosen, uneleganten, fast ärmlichen Mädchengestalt vorbeigegangen. Dem Einen aber dünkte sie rührend in ihrer Anspruchslosigkeit und Aermlichkeit. Er achtete nicht darauf, was für einen Hut sie trug und ob ihre Kleidung der neuesten Mode entsprach oder nicht. Er sah nur das liebe, sanfte, vertraute Gesicht mit den dunklen, schwermüthigen Augen, die sie schüchtern zu ihm erhob und sogleich wieder zu Boden schlug.

„Warten Sie schon lange?“ lautete ihr erstes, leise und zaghaft gesprochenes Wort.

„Nein.“

„Wollen wir auf und ab gehen oder uns setzen?“

„Wie es Ihnen gefällig ist.“

„Dann ziehe ich vor, irgendwo Platz zu nehmen. Vielleicht dort, auf jenem Baumstrunk, im Wäldchen . . . Ich bin ein wenig ermüdet.“

Er verbeugte sich und ließ sie vorangehen, und sie setzte sich auf den Baumstrunk, verkreuzte leicht die kleinen Füße und blickte zu ihm auf.

„Wollen Sie stehen bleiben?“

„Ja. Ich bin nicht müde.“

Eine kurze Pause trat ein. Er blätterte in einem kleinen, schwarz eingebundenen Buche, das er aus der Brusttasche hervorgeholt hatte, und Hanna sah ihm dabei zu. Sie fühlte es wohl: etwas Fremdes war zwischen sie getreten und Alles anders geworden, und würde nimmer, nimmer so werden, wie es einstens gewesen.

„Was haben Sie mir zu sagen?“ fragte sie am Ende beklommen.

„Nichts — mehr, wie mir scheint,“ gab er still und kalt zur Antwort. „Sie sind so ganz von Ihrer Familie und deren Schicksal erfüllt, daß Sie für Dinge, welche außerhalb dieses Bereiches liegen, keine Theilnahme haben können.“

„Sie irren,“ versetzte sie hastig. „Und bitte, lassen Sie uns in dieser Stunde nicht von meinen Leuten sprechen. Ich frage nicht, wie es zu Hause steht. Ich will jetzt nichts davon hören.“

„Und doch denken Sie an nichts Anderes,“ warf er bitter ein.

„Nein! Nein! In diesem Augenblick denke ich nur an Sie. Sie müssen mir Alles sagen. Sie haben es mir versprochen. Ich werde Sie verstehen. Ganz gewiß werde ich Sie verstehen. Stecken Sie doch dieses Buch wieder

ein!" rief sie mit einiger Ungeduld. „Wenn Sie lesen wollen, bedürfen Sie doch meiner nicht. Sie hören ja gar nicht, was ich Ihnen sage."

„Ich höre jedes Wort," versetzte Cornelius mit leisem Lächeln und fuhr fort, in dem Buche zu blättern. „Ich suche nach einer Stelle, die ich Ihnen vorlesen möchte. Diese Stelle wird Ihnen deutlicher, als Worte auszudrücken im Stande wären, klar machen, warum ich so handeln mußte, wie ich gehandelt habe."

Er hatte die Stelle gefunden und begann sie vorzulesen:

„Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, aber die Liebe nicht hätte, so wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

„Und wenn ich die Gabe der Weissagung hätte, und wüßte alle Geheimnisse und besäße alle Wissenschaft; und wenn ich alle Glaubenskraft hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts."

„Und wenn ich alle meine Güter zur Speisung der Armen austheilte, und wenn ich meinen Leib zum Brennen hingäbe, hätte aber die Liebe nicht, so nützte es mir nichts."

Er hielt im Lesen inne und schloß das Buch. „So schreibt der Apostel Paulus an die Korinther," sagte er nach augenblicklichem Schweigen.

„Ich weiß es. Dieses Hohelied auf die Liebe ist mir nicht fremd. Aber was für einen Zusammenhang . . ."

„Der Zusammenhang zwischen mir und jenem Briefe ist sehr einfach. Auch ich habe die Liebe nicht. Und darum nützt mir Alles nichts. Und darum konnte ich nicht Priester werden."

Sprachlos schaute sie ihn an.

„Als Knabe und Jüngling war mir das noch unverständlich," fuhr er fort. „Ich hatte den Glauben, und wenn ich an mein künftiges Priesterthum dachte, sah ich mich als einen Diener Gottes, nicht aber als den Hirten, der eine Herde zu lieben und zu leiten hat. Später erkannte ich, daß mir die Liebe zu den Menschen fehle. Immer noch habe ich gehofft, daß die Liebe in mir erwachen würde, habe gerungen um die Liebe und sie meinem Herzen aufdrängen wollen. Aber sie ist nicht gekommen. Und deshalb bin ich zurückgetreten. Ohne die Liebe konnte ich nicht Priester werden."

Hanna schüttelte den Kopf. „Sind das nicht Wahnideen? Weil Sie das Schlechte, die Sünde im Menschen verabscheuungswürdig finden, hassen Sie darum doch den Menschen selber noch nicht! Und einer Wahnidee, einer krankhaften Einbildung wegen haben Sie Ihr ganzes Leben verdorben!"

„Es ist dies keine Wahnidee und keine krankhafte Einbildung. Ich habe mich jahrelang geprüft. Jahrelang."

„Hören Sie mich," sagte Hanna. „Wenn ich nur die rechten Worte fände!" Sie legte die Hände an die Stirne. „Hören Sie mich. Vielleicht fordern Sie zu viel von sich selbst. Ihre Natur ist edel, Ihr Herz treibt Sie an, der Schwäche beizustehen und jeder Ungerechtigkeit entgegenzutreten. Ich bin überzeugt, daß Sie kein Geschöpf — mag es nun ein Mensch sein oder ein Thier — leiden sehen können, ohne Erbarmen zu empfinden und helfen zu wollen. Ich bin überzeugt, daß jedes Unrecht Sie empört und jede nichts-

würdige That Ihnen verhaßt ist. Würden Sie so lebhaft empfinden, wenn Sie wirklich die Liebe nicht hätten?"

„Diese Schlußfolgerung ist falsch," versetzte er. „Daß ich Mitleid mit den Schuldlosen habe und die Schwachen und Wehrlosen gegen die Uebergriffe der Starken schützen möchte, entspringt einzig und allein meinem Gerechtigkeitsgefühl. Dazu ist noch keine Liebe nöthig. Ich weiß nun wohl, daß die meisten Menschen es sich bequemer machen und zu dem Unrecht, das an Anderen begangen wird, die Augen zudrücken, um es nicht sehen zu müssen; daß die überwiegende Mehrzahl für sich selbst und eine Handvoll ihr nahestehender Menschen sorgt und sich um den Rest nicht bekümmert. Zu dieser Sorte Menschen gehöre ich freilich nicht. Aber eben dieser mein stark entwickelter Gerechtigkeitssinn, der niemals zur Ruhe kommen kann und immer und überall, jeden Tag, jede Stunde beleidigt wird, hat die Liebe in meinem Herzen getödtet."

„Ich begreife Sie noch immer nicht ganz," sprach Hanna nach kurzer Ueberlegung. „Sie, für Ihre Person, sind weder empfindlich noch rachesüchtig. Sie lassen Vieles über sich ergehen und bleiben ruhig dabei. Ich erinnere Sie nur an den Schlag ins Gesicht, welchen Sie jüngst erhielten. Die gequälten Thiere wollten Sie schützen und wollten die züchtigen, welche sie quälten; und für den Peitschenhieb, der Sie selber ins Gesicht traf, forderten Sie keinerlei Genugthuung. Ist solche Selbstentäußerung nicht gleichbedeutend mit Nachsicht und Liebe? Warum haben Sie den rohen Menschen geschont?"

„Nicht aus Liebe," antwortete er rasch. „Dessen können Sie gewiß sein: aus Liebe geschah es nicht! Aber ich denke wenig an mich selbst. Es ist eine echt menschliche Auffassung, daß der Menschenhaß immer aus rein persönlichen Gründen hervorgehen müsse. Der Mensch ist so sehr und so ganz von seinem theuren, kostbaren Ich erfüllt, daß er über diese eng gezogenen Schranken selten hinauskommt. Wenn es *ihm* gut ergeht auf Erden und wenn *ihm* Niemand etwas zu Leide thut, dann findet er das Leben prächtig und die Menschheit äußerst liebenswürdig. Bricht hingegen das Unglück über ihn herein und zeigen ihm ein paar Menschen Gleichgültigkeit oder gar Haß und Feindschaft, dann ist das schöne Leben plötzlich häßlich und die so liebenswerthe menschliche Gesellschaft mit einem Male eine verabscheuungswürdige Rasse. *Diesen* erbärmlichen und selbstsüchtigen Standpunkt nehme ich nicht ein. Weil *mich* ein Mensch betrogen, ein Anderer bestohlen, ein Dritter verleumdet hat; oder weil ich mich zurückgesetzt fühle, und die Leute, mit welchen ich zu thun habe, mich nicht so behandeln, wie ich behandelt werden möchte: aus dergleichen Ursachen zum Menschenhasser zu werden, wäre ebenso ungerecht wie lächerlich. Was kann die ganze Menschheit dafür, daß die kleine Schar, welche just über meinen Weg lief, sich unschön gegen mich benahm! Darum kann die Menschheit im Großen und Ganzen noch immer liebenswürdig sein. Gegen mich mögen die Menschen sich betragen, wie es ihnen gefällt. Das wird meine Meinung über sie in nichts ändern. *Mir* persönlich können sie nicht einmal viel anhaben — weder im Guten noch im Schlimmen. Ich halte keine Gemeinschaft mit ihnen. Den Ehrgeiz kenne ich nicht, weil ich Niemandem gefallen

will; nach irdischen Gütern strebe ich nicht; ich bin bedürfnißlos. Und kränken kann mich Keiner, weil ich Keinen liebe, mir aus Keinem etwas mache."

Sie wandte bei diesen letzten Worten das Gesicht zur Seite, sagte aber nichts.

„Wie hätte ich Priester werden können?" hob Cornelius nach einer kurzen Stille wieder an. „Der Priester muß gerecht sein — doch auch voll Nachsicht und Milde und Güte, sogar gegen die Elendesten und Verkommensten. Das hätte ich nicht vermocht. Fassen Sie das Thun und Treiben der Menschen ins Auge: es stellt sich dar als wüster, unerbittlicher Kampf Aller gegen Alle. Jeder will reich, Jeder will glücklich sein. Die Schwäche wird nicht geschont, sondern mit Füßen getreten. Der Starke herrscht als harter und gewissenloser Gebieter über die Schwachen. Der rohe Trunkenbold quält sein schwächeres Weib, das Weib die noch schwächeren Kinder, und die Kinder das noch schwächere schutz- und rechtlose Thier. Man sagt: sie verstehen es nicht besser. Mag sein. Warum aber laufen sie davon, wenn man sie bei einer Rohheit ertappt? Warum leugnen sie ihre Abscheulichkeiten, wenn sie dafür zur Verantwortung gezogen werden? Und warum sind sie für sich selbst von einem so peinlichen Gerechtigkeitsgefühl durchdrungen und gerathen außer sich, sobald *ihnen* auch nur das geringste Unrecht widerfährt? Wer für sich selber gerecht zu sein versteht, muß dies auch Anderen gegenüber zu üben im Stande sein. Sie *wollen* das nur nicht verstehen. Es behagt ihnen besser, ungerecht zu sein. *Das* ist's!"

„Sind Sie zu Ende?" fragte Hanna, ohne ihn anzusehen.

„Noch nicht. Wer kehrt sich an das Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selber? Wer? Man schützt das todte Eigenthum. Wenn Etwas die unedle Natur des Menschen zu kennzeichnen vermag, so ist es das Strafgesetzbuch. Welch' ein breiter Raum ist dem Diebstahl, dem Betruge eingeräumt! Mit welch' strengen Strafen werden die Vergehen wider das geheiligte Eigenthum belegt! Und die Uebergriffe der Härte, der Rohheit und Grausamkeit und Feigheit wider die Frau, das Kind, das Thier — wie glimpflich kommen diese weg! Wer ein Thier — ein Geschöpf, das leidet und fühlt wie wir — zu Tode quält, geht ohne oder ohne rechte Strafe aus. Wer — vielleicht aus Noth — fremdes Gut entwendet, wird bestraft, und wie hart! Geld und Geldeswerth sind die Götzen, vor welchen die Menschen auf den Knien liegen — die Gier nach Geld gebiert die abscheulichsten Verbrechen, entzweit die Familien; um Geld hat Judas seinen Herrn verkauft. Das Geld ist heilig gesprochen, das Geld wird vom Gesetze gehätschelt und beschützt, und wer das Geld antastet, ist ein Verbrecher. Die Feigheit und Ungerechtigkeit, die Herzenshärte und Rohheit, die Bosheit und die Lüge spielen daneben keine Rolle. Ich bin zu Ende. Vielleicht verstehen Sie jetzt, weshalb ich mein Priesterthum aufgab, aufgeben mußte. Ich hätte nicht Priester werden können. Mir graut vor den Menschen. Ich wäre ein Priester geworden, der zwar verfluchen, nicht aber segnen kann — und solcher Priester bedarf die Religion der Liebe nicht. Gott hat uns geboten, den Nächsten zu lieben, und wenn dieses Gebot für Alle gilt, gilt es doch in erster Linie für Jene, welche das Evangelium ver-

künden. Und da ich dieses Gebot nicht erfüllen kann, bin ich zurückgetreten. Ein schlechter Priester wollte ich nicht werden."

„Und sollten Sie niemals, niemals einem guten und gerechten Menschen begegnet sein?" fragte Hanna nach einer langen Stille.

Er zuckte die Achseln. „Darum handelt es sich nicht. Es handelt sich darum, wie die Menschheit im Großen und Ganzen beschaffen ist. Vielleicht wird es einmal besser werden. Vielleicht," sprach er und richtete den träumerischen Blick in die Ferne, „wird ein neuer Prophet erstehen, der den Menschen sagen wird: Ihr seid nicht allein auf Erden, ihr habt Mitgeschöpfe, in welchen ihr den Schöpfer ehren müßt wie in Euresgleichen. Und was ihr dem geringsten dieser Geschöpfe Gutes thut, das habt ihr Gott selber gethan. Vielleicht wird diese neue Religion der Gerechtigkeit, welche das Thier nicht ausschließt, sondern mit einbezieht in ihr Evangelium, bessere Früchte tragen. Vielleicht wird der Mensch, wenn er einmal gelernt hat, gerecht zu sein gegen seine wehrlosen, schwachen, unschuldigen Mitgeschöpfe, auch gegen die eigene Gattung besser und gerechter werden. Vielleicht! Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich diese schöneren Zeiten nie erleben werde."

„Warum aber wollen Sie dieses Evangelium der Liebe für Alle nicht verkünden?" fragte Hanna und stand rasch auf. „Warum nicht sein Prophet und erster Priester sein? Das wäre ein Ausweg ... das würde Ihrem Leben Werth und Inhalt verleihen."

Er schüttelte das Haupt. „Ich bin kein Prophet. Wohl glaube ich, daß dieses Evangelium verkündigt werden sollte; ich glaube aber nicht, daß ich dazu berufen sei. Mir fehlt die Liebe zu Jenen, auf welche ich einwirken sollte. Und ohne Liebe bekehrt man die Menschen nicht. Nicht Einen."

„Und Sie wollen so weiter leben wie Sie es heute thun — bis an Ihr Ende so weiter leben?"

„Das will ich. Schon einmal sagte ich Ihnen, daß ich mich für hochmüthig halte, weil ich gerechter zu sein glaube als andere Menschen, und daß ich mich erniedrigt habe, um mich für meinen Hochmuth zu züchtigen. Wenn ein Unrecht mir begegnet, werde ich nach wie vor dagegen ankämpfen; werde die bedrängte Schwäche schützen, so weit mir das in meinen engen Grenzen möglich sein wird. Aber aus diesem engen Kreise werde ich nicht heraustreten. An eine Besserung der Menschen glaube ich nicht. Und wer daran nicht glaubt, kann auch nicht wirken. Die Hoffnungslosigkeit ist ohnmächtig. Ich will im Verborgenen leben und im Verborgenen sterben. Und nun — lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen."

„Gehen wir heimwärts," sagte Hanna traurig. „Ich bin jetzt nicht im Stande ... Weinen könnte ich um Sie, weinen Tag und Nacht. Was haben Sie aus sich gemacht!"

Sie schritt rasch voran, er folgte ihr; und stumm, mit gebeugten Köpfen und den Blick zur Erde gekehrt, schlugen sie den Weg nach Hause ein.

XVI.

Eine Zeitlang waren sie schweigend dahin gewandelt, als Cornelius plötzlich zu ihr sagte: „Sie begehren ohne Zweifel zu wissen, was in unserem Hause vorgeht. Denn so viel mir bekannt ist, sind Sie Ihrer Schwester seit jener denkwürdigen Nacht nicht begegnet."

Ihr Gesicht nahm den Ausdruck des Unwillens an.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich heute nichts davon hören mag," versetzte sie.

Er, ohne ihren Widerspruch zu beachten, fuhr unbeirrt fort: „Meine Mutter beharrt auf ihrem Entschlusse, die gerichtliche Anzeige zu erstatten. Wenn das bis heute unterblieb, liegt die Erklärung hierfür einzig und allein in meiner Drohung, sie, falls es geschähe, unverzüglich zu verlassen und mich für alle Zeit von ihr zu trennen. Sie hat mir die bittersten Vorwürfe gemacht und mich einen pflichtvergessenen und mißrathenen Sohn geheißen . . . da ihr jedoch vor dem Alleinsein graut, zögert sie einstweilen noch und hofft vielleicht, daß ich meine Drohung zurücknehmen werde. Indessen ist sie fest entschlossen, sich von Ihrer Schwester und Philipp loszusagen. Sie hat die Wohnung bereits aufgekündigt und sucht vorläufig nach einem anderen Quartier . . . das Geschäft hat sie seit jener Entdeckung mit den Papieren nicht wieder betreten. Sie versperrt bei Nacht die Zimmer, und das Dienstmädchen muß in ihrer Stube schlafen. Wenn ich Ihnen Alles sagen soll, kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß meine Mutter sich vor Ihrer Schwester fürchtet. Sie sagt — vielleicht nicht ganz ohne Grund — daß Jemand, der im Stande war, zuerst fremde Gelder zu unterschlagen und sie dann zu bestehlen, auch einen Schritt weiter gehen könnte."

„Und wie verhalten sich die Meinen zu alle dem?" fragte Hanna, schwer athmend.

„Die Sache interessirt Sie also doch?" entgegnete er. „Ich wußt' es ja. Mit Ihrer Schwester habe ich seitdem kein Wort gewechselt. Und den Bruder treffe ich bloß im Geschäft, und da haben wir beide zu thun und weder Zeit noch Gelegenheit, Privatgespräche zu pflegen. Indessen glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, daß Philipp heute ebenso verwirrt und hülflos ist wie er es immer war."

„Verachten Sie ihn darum nicht!" sprach Hanna in bittendem Tone. „Die Verhältnisse haben ihn so weit gebracht. Von Natur ist er ein guter Mensch."

„Wenn Schwäche und Güte Wechselbegriffe sind, dann ist er allerdings ein guter Mensch," erwiderte Cornelius voll Geringschätzung. „Was für Beweise seiner Güte haben Sie denn? Er bückt sich vor meiner Mutter, weil er von ihr abhängig ist, aber bei Leibe nicht aus Liebe zu ihr. Er zittert vor seiner Frau, weil er den Unfrieden fürchtet und nicht den Muth hat, einem heftigen und herzensrohen Weibe den Herrn zu zeigen. Er hängt an seinen Kindern. Zugegeben. Aber seine Vaterliebe hindert ihn nicht, die Kinder von der brutalen Mutter peinigen zu lassen. Die Verhältnisse gestalteten sich schwierig. Er erlag den Schwierigkeiten und griff, um ihnen zu

begegnen, zu unlauteren Mitteln. Und da diese Mittel sich als gefahrdrohend herausstellten, wollte er einfach desertiren. Oder ist sein geplanter oder versuchter Selbstmord etwas Anderes als die heimliche Flucht eines Soldaten, der seinen Posten verläßt, weil dieser gefährlich ist? Wenn Sie Alles das Güte nennen: ich nenne es Charakterlosigkeit."

Hanna senkte den Kopf und schwieg.

„Es ist mir ein Räthsel, wie Sie diese Menschen lieben können," sprach Cornelius unerbittlich weiter. „Wenn sie Ihnen nicht zufällig verwandt wären, würden Sie ihnen wahrscheinlich aus dem Wege gehen. Diese blinde und sinnlose Liebe zu Blutsverwandten ist mir immer unbegreiflich gewesen. Die einzige Erklärung, welche ich hierfür finden kann, ist wiederum die menschliche Selbstsucht und nichts als die Selbstsucht. Diese Menschen sind mir verwandt, sind Blut von meinem Blute, sind gewissermaßen ein Stück meines unvergleichlichen, theuren Ich. Folglich liebe ich sie — mir selbst zu Liebe."

„Sie sind hart und ungerecht," sagte Hanna. „Ja, auch ungerecht," wiederholte sie mit Nachdruck, da er sie von der Seite ansah, und ihre Wangen rötheten sich. „Warum hätte Gott die Familie geschaffen, wenn er nicht wollte, daß Mann und Frau, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester zusammenhalten und einander lieben? Jeder ist nicht so groß angelegt und auch nicht mächtig genug, um der Allgemeinheit nützen zu können. Und weil Gott das weiß, und weil er will, daß Jedes von uns liebe und in seinem kleinen Bereiche Nutzen stifte, ließ er zu, daß die Familie wurde. Wir haben nicht zu fragen: Sind diese Menschen unserer Liebe und Sorgfalt werth? Leben nicht Andere, Bessere, welche unsere Liebe in höherem Grade verdienten? Nein, das haben wir nicht zu fragen; sondern wir müssen sie so hinnehmen, wie sie sind, weil Gott sie uns zu Eltern, Kindern oder Geschwistern gab und weil er will, daß wir sie lieben. Und je weniger Liebe sie zu verdienen scheinen, um so mehr müssen wir jede Regung, die uns von ihnen entfernen will, bekämpfen als ein Unrecht und eine Vermessenheit, welche den Anordnungen Gottes entgegenstrebt. Nicht darum, weil sie ein Stück von uns und Blut von unserem Blute sind, lieben wir sie; sondern weil Gott uns diese Liebe zu unseren nächsten Verwandten ins Herz gelegt hat. Ein Brudermörder ist es gewesen, welcher zuerst das häßliche Wort aussprach: Bin ich der Hüter meines Bruders? Und Gott hat ihn um seines Bruderhasses und Brudermordes willen verflucht."

Sie hatte sich ganz warm geredet; ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen glühten. Sie war schön in diesem Augenblick.

Betroffen von ihren Worten und ihrer seelenvollen Schönheit senkte Cornelius den Blick, welchen er unverwandt auf ihrem Antlitz hatte ruhen lassen, zur Erde nieder.

„Es ist kein Verdienst, vollkommene oder doch feinfühlende, gute, charaktervolle Menschen zu lieben und ihnen anzuhangen," sprach Hanna, durch sein Schweigen ermuthigt, tapfer weiter. „Glauben Sie etwa, ich wäre blind gegen die Fehler meiner Schwester und litte nicht darunter? Ich sehe diese

Fehler ganz genau und bin unglücklich darüber, unglücklicher als Sie wohl ahnen. Aber darf ich die Schwester darum aufgeben? Muß ich nicht um so inniger zu ihr halten, je mehr meine Liebe und Treue ihr nothwendig sind? Ich bin ein gewöhnliches Geschöpf, von Gott keineswegs auserkoren, aus meinem engen Wirkungskreis zu treten. Aber den kleinen Platz, auf welchen er mich gestellt hat, will ich nach besten Kräften zu behaupten trachten. Die Menschen, mit welchen mich Bande des Blutes verknüpfen, will ich schützen und stützen, so viel und so lange ich es vermag. Ich meine ihm dadurch besser zu dienen, als wenn ich mich mit pharisäischem Hochmuthe von diesen armen Menschen abwendete und mir ein anderes, weiteres Feld suchte, um da meine Nächstenliebe zu bethätigen. Dächten Alle wie ich, und blieben Alle auf dem Platze, welchen Gott ihnen anwies, würde es besser um die Menschheit stehen. Wozu richten? Bin ich denn besser als die Meinen? Und wenn ich besser bin: ist es dann nicht um so mehr meine Pflicht, ihnen treu zu bleiben und Alles zu thun, um sie emporzuziehen? Wenn der Bessere dem Schwachen, Gefallenen scheu und stolz aus dem Wege geht und ihn hülflos liegen läßt, was soll mit dem Armen geschehen?"

„Ich sagte Ihnen schon, daß mir die Liebe fehlt," sprach Cornelius. „Ich kann Ihre hehre Auffassung der Nächstenliebe wohl anstaunen und mich vor ihr beugen — nicht aber mich aufschwingen zu ihr."

„Das Unrecht empört mich, wie es Sie empört," fuhr Hanna fort. „Aber ich kenne den Haß nicht. Wenn ich einen Menschen nicht mehr zu lieben und zu entschuldigen vermag, dann nehme ich meine Zuflucht zum Mitleid. Unrecht erdulden ist hart; fast noch härter ist es, Unrecht zu schauen. Aber ist es nicht am furchtbarsten, Unrecht zu *thun*? Ich möchte Jedem, den ich eine Ungerechtigkeit begehen sehe, zurufen: Du armer Mensch! Was machst Du aus Dir! Wie konntest Du Dich nur so weit von Deinem Schöpfer entfernen? Und der Gedanke, daß er sich von seinem Gott abgewendet hat und Gott sich von ihm, erfüllt mich mit einer solchen Angst und einem so grenzenlosen Erbarmen, daß die Entrüstung schweigt und nur noch das Mitleid übrig bleibt. Und dieses Mitleid, die christliche Caritas ist es ja auch, was mich immer wieder an die Meinen kettet. Sie mögen noch tiefer fallen als sie schon gefallen sind; sie mögen verachtet und verstoßen werden von aller Welt: *ich* werde sie niemals verlassen. Niemals."

„Und werden Ihr Leben diesen Menschen zum Opfer bringen," ergänzte Cornelius voll Bitterkeit. „Ich sehe es voraus."

Eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht.

„Ich weiß, worauf Sie anspielen," sagte sie und versuchte seinen anklägerischen Blick auszuhalten, vermochte es aber nicht. „Es ist der Wunsch und die Hoffnung meiner Schwester, mich diese Heirath schließen zu sehen. *Mein* Wunsch ist es nicht, weiß Gott! Und wenn dieser Kelch an mir vorübergeht, will ich Gott alle Tage auf den Knien dafür danken. Aber wenn uns kein anderer Ausweg übrig bleibt . . ."

„Gott im Himmel! Lassen Sie diese Menschen doch verderben!" unterbrach er sie mit schlecht zurückgedrängter Leidenschaftlichkeit. „Zuerst gerathen

sie durch eigene Schuld in einen Sumpf, und dann schlagen sie um sich und zetern und sind furchtbar empört, wenn nicht sogleich Jemand herbeieilt, der sie mit Gefahr des eigenen Lebens aus dem Sumpfe zieht; ja, sie würden den Retter untersinken lassen, wenn sein Leben der Preis *ihrer* Rettung wäre. Sie sind tausendmal kostbarer als diese Menschen. Merken Sie auf meine Worte. Ich werde vielleicht niemals wieder Gelegenheit haben, in dieser Weise mit Ihnen zu sprechen. Meine Mutter beabsichtigt, sich von den Ihren auf Nimmerwiederkehr zu trennen. Und ich gehe mit ihr. Ich werde Ihnen wohl nicht wieder begegnen und Ihnen kein zweites Mal sagen können, was ich Ihnen in dieser Stunde sage."

Das junge Mädchen war todtenblaß geworden.

„Sie gehen mit ihr!" murmelte sie mit klangloser Stimme. „Nun ja freilich . . . ich hätte es mir denken sollen. Es ist Ihre Mutter . . ."

Sie verstummte und zog den Schleier tiefer auf das Gesicht herab.

„Sie haben keinen Freund außer mir," fuhr er drängend fort, „keinen, der es ehrlich mit Ihnen meint. Die Ihren vergelten Ihnen Ihre Liebe schlecht. Sie werden nicht eher ruhen, als bis Sie ihnen noch dieses letzte und schwerste Opfer gebracht haben, und Ihnen dann kaum Dank dafür wissen: so sehr sind sie gewohnt, Sie zu mißbrauchen und sich opfern zu sehen. Aber *dieses* Opfer dürfen Sie nicht bringen. Das wäre ein Seelenmord; wäre schlimmer, als wenn Sie Ihren Leib vernichteten. Und wähnen Sie denn, daß dieses Opfer Ihnen möglich sein wird? Täuschen Sie sich nicht! Sie werden diese Lüge nicht aussprechen können. Und eine Lüge wäre es, wenn Sie am Altar, vor Gott, einem Manne Treue und Liebe gelobten, von welchem Ihr Herz so wenig weiß wie von dem ersten Besten auf der Straße."

„Aber zeigen Sie mir einen anderen Ausweg!" rief Hanna verzweiflungsvoll, und Thränen entstürzten ihren Augen.

„Wir wollen den Fußweg verlassen und in jenes Wäldchen abbiegen," sprach er hastig und faßte sie am Arm. „Sie geben den vorüberschlendernden Gaffern ein Schauspiel, und das vertrage ich nicht. Ueberall, überall diese Menschen mit ihren theilnahmslosen, neugierigen, rücksichtslos gaffenden Fratzen!" murmelte er. „Wenn man ihnen nur eine Stunde lang entrinnen könnte!"

Sie schritten quer über die Wiese, auf ein Gehölz zu. „Was sagten Sie vorhin, ehe wir unterbrochen wurden? Daß es einen anderen Ausweg nicht gäbe? Sagten Sie das?"

Sie nickte stumm. Das Gehölz war erreicht. Hanna lehnte sich mit dem Rücken an einen Baum und schloß die Augen. Sie fühlte sich so müde und so erschöpft, daß sie nur Eines ersehnte: der Tag möchte vorüber und die Nacht da sein — die schweigende, sanfte, schlafspendende Nacht, wo man ausruhen darf von des Tages Hitze und Plage und von nichts mehr weiß und das Leben vergißt . . .

„Sie hören mich nicht," bemerkte Cornelius nach einer kurzen Pause.

„O doch! Sprechen Sie nur."

„Sie verlangten von mir, Ihnen einen anderen Ausweg zu zeigen. Wenn Sie mir nun sagten: Ich will mich umbringen. Wissen Sie einen anderen

Ausweg? Sonst bringe ich mich um: so würde ich Ihnen antworten: Warten Sie. Zum Sterben ist immer noch Zeit. Und auch in Ihrem Falle sage ich: Warten Sie. Es wird immer noch früh genug sein, sich zu opfern."

„Wenn ich aber zu lange warte? Bis es zu spät geworden? . . ."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich bereits sagte. Ueberlassen Sie diese Menschen ihrem Schicksal. Sie sind schuldlos. Warum wollen Sie büßen für fremde Schuld? Greifen Sie Gott nicht vor, wenn er die Absicht hat, zu strafen. Will er, daß Jene zu Grunde gehen — dann stellen Sie sich ihm nicht in den Weg. Das wäre ebenso vermessen wie thöricht, denn wenn Gott den Arm erhebt, um ihn auf das Haupt eines Schuldigen fallen zu lassen, werden doch Sie, kleines, schwaches Menschenkind, nicht im Stande sein, seinen rächenden Arm aufzufangen!"

„Wenn aber Gott mich prüfen wollte? Wenn es seine verborgene Absicht wäre, mich auf die Probe zu stellen, ob ich Kraft und Selbstverleugnung genug besäße, mich ganz zu opfern? Was dann?"

Er schaute mit einem Blick voll Erbitterung auf sie. „Ja, dann . . . dann freilich thun Sie gut, sich zu opfern."

Sie blickte ihn schweigend an. O! hätte er gewußt, wie weh ihr seine Worte thaten — er würde innegehalten haben. Aber ihr Blick voll stummer Anklage reizte ihn nur noch mehr.

„Opfern Sie sich," fuhr er mit hart klingender Stimme fort. „Verkaufen Sie Ihren Leib und Ihre Seele, damit schuldbeladene Menschen frei ausgehen und von Ihrem Gelde bequem und sorgenlos leben können. Die Seelen dieser Menschen werden Sie dadurch nicht retten. Ja, sie werden, in falsche Sicherheit gewiegt, ihrer Schuld vergessen und nimmer daran denken, freiwillig Sühne zu thun für diese ungetilgte Schuld. Ihr Opfer wird Niemandem Segen bringen und kann es auch nicht, weil es sich auf einer Lüge aufbaut, und Gott, der wahrhaft und gerecht ist, an solchen Opfern keine Freude haben kann. Vielleicht werden Sie einmal an meine Worte denken. Für jetzt sei es genug. Wir haben einander nichts mehr zu sagen."

„Nichts mehr zu sagen," sprach sie tonlos nach. „Gehen wir nach Hause."

Er aber rührte sich nicht vom Flecke. Wartete er doch noch auf ein Wort von ihr? Sie schaute über ihn hinweg zum blauen, sonnenüberstrahlten Maienhimmel auf. Und so standen sie da — schweigend und es nicht fassend, daß sie so von einander scheiden sollten.

Von irgendwo, aus der Ferne, trug der Luftschall dumpfes, wüstes Geschrei herüber zu ihnen. Durch dieses Geschrei schnitt, scharf wie ein Mißton, ein pfeifender, sausender Laut . . . dann trat wieder Stille ein. Unwillkürlich hatte Cornelius auf diese unheimlichen Töne gehorcht und nach der Richtung hin gespäht, von welcher sie zu kommen schienen. Nun es wieder ruhig geworden, vergaß er daran und heftete die Augen auf das junge Mädchen.

„Wir wollen den Heimweg antreten," sagte diese, gleichsam erwachend.

„Ja, gehen wir," antwortete er gedankenlos. Sie schienen selber nicht zu wissen, was ihre Lippen sagten. Unbeweglich standen sie da — als ob ihre Füße an den Erdboden gekettet wären. Das sollte der Abschied von

einander sein! Der Abschied fürs ganze Leben vielleicht. War das möglich? Kann man so von einander gehen?

Aufs Neue jenes dumpfe Geschrei in der Ferne. Und wieder begleitet von einem zischenden Laute. Und der pfeifende Ton blieb dieses Mal nicht vereinzelt. In rascher Folge wiederholte er sich — einmal, zweimal, etwa zehnmal. Und wieder lauschte Cornelius, und wieder spähte er in die Richtung, von welcher her die häßlichen Töne herüber zu ihnen klangen. Und wieder wurde es nach einer Weile still.

„Was war das nur?" fragte Hanna beunruhigt. „Haben Sie gehört?..."

„O ja. Ich errathe auch, worum es sich handelt. Ein überladener Wagen ist stecken geblieben, und man treibt die Pferde mit Flüchen und Peitschenhieben zum Vorwärtsgehen an. Wollen wir hineilen und den Thieren beispringen?"

„Nein! Nein!" rief Hanna, von unbestimmter, quälender Angst erfaßt. „Lassen wir diese rohen Menschen sein. Nur heute nicht! Heute mögen Andere helfen. Meine Kraft ist zu Ende."

„Wie Sie wünschen," sagte er unüberzeugt. „Nun fängt es schon wieder an!" fügte er, aufs Neue horchend, hinzu. „Das ist unerträglich. Und daß Niemand sich findet, der einschreitet, Niemand, der seine Arme herleiht, um den Karren in Bewegung setzen zu helfen!"

„Gehen wir hin, wenn es Ihnen keine Ruhe läßt," sprach Hanna mit innerem Widerstreben.

„Sie zürnen mir darum nicht, nicht wahr, nein?" fragte er in bittendem Tone und schritt rasch voran. „Ich kann eben nicht anders . . ."

„Das weiß ich," versetzte sie traurig. „Gott helfe Ihnen! Sie werden an Ihrer Natur zu Grunde gehen."

Er beschleunigte seinen Schritt so sehr, daß sie beinahe Mühe hatte, an seiner Seite zu bleiben.

„Jetzt ist es wieder ruhig," sprach sie, rasch athmend, als sie eine Strecke zurückgelegt hatten und außerhalb des Praters angelangt waren.

„Vielleicht ist unser Einschreiten nicht mehr nöthig," sagte er wie erleichtert. „Wollen wir den Weg über die Sophienbrücke nehmen? Ich denke, daß dies hier für Sie der kürzeste Weg ist, um nach Hause zu kommen."

„So ist es. Ich will die Pferdebahn benutzen."

Tiefes Erschrecken malte sich in seinen Zügen. Die Brücke war schon in Sicht. Und wenn sie überschritten war, brauchte es nur noch weniger Minuten, um die Haltestelle der Wagen zu erreichen. Und dann würde Hanna einen der Wagen besteigen und davon fahren . . . und sie hatten einander heute vielleicht zum letzten Mal gesprochen, vielleicht zum letzten Mal gesehen . . .

Sein Schritt verlangsamte sich. Eine unaussprechliche Angst schnürte ihm das Herz zusammen. Es schlug so laut und so schwer, daß er meinte, es müsse zerspringen.

„Warten Sie! Warten Sie!" wollte er ausrufen. „Gehen wir nicht in dieser Weise von einander! Sagen Sie mir noch ein Wort des Trostes, ein letztes . . ."

Auf der Brücke, die sie nun betraten, herrschte lebhafter Verkehr. An das Geländer zur linken Hand standen Leute gelehnt und blickten hinaus zum Donaucanal, als ob es da etwas Besonderes zu sehen gäbe. Cornelius achtete nicht darauf. Er achtete auf nichts. Hanna hingegen bemerkte das Stehenbleiben und Schauen so Vieler und folgte unwillkürlich der Richtung ihrer Blicke.

Am Ufer des Canals stand — in der gelockerten Erde festgekeilt — ein mit Sand beladener Wagen. Die beiden davor gespannten mageren Pferde bewegten sich unruhig und zitterten am ganzen Leibe, der über und über mit Striemen bedeckt war. Neben den Thieren stand, mit erhobener Peitsche, der Fuhrmann, hielt eines der Pferde am Zügel und suchte die Pferde vorwärts zu zerren. Ein Trupp von Leuten — Männer und Kinder — umstand das Gefährte und schaute den fruchtlosen Bemühungen des Fuhrmanns und der Thiere müßig zu. Der Wagen rührte sich nicht von der Stelle.

Hanna warf einen schnellen Blick auf ihren Begleiter. Er hatte von alle dem nichts wahrgenommen; seine Augen waren zu Boden geschlagen.

„Gottlob!" dachte Hanna. „Es ist besser, wenn er sich da nicht einmengt . . ." und sie schritt rascher vorwärts.

Da aber hob das wüste Geschrei von Neuem an. Hanna sah, wie der Fuhrmann einem der Pferde mit dem Stiel der Peitsche in die Seite stieß, und wie das Thier, als ob eine Natter es gestochen hätte, sich hoch aufbäumte.

„Gehen wir schnell vorüber!" sagte Hanna unruhig, faßte Cornelius am Arm und wollte ihn mit sich fortziehen. „Sehen Sie nicht hin! Was hilft es denn? Auch sind genug Leute da . . . Ich beschwöre Sie, kommen Sie fort von hier!"

Er aber machte sich von ihr los.

„Genug Leute wären wohl da!" rief er zornig. „Aber rührt sich Einer? hilft Einer? Ich will Leben in diese Klötze bringen."

„Hören Sie mich! Gehen Sie nicht hin! Kommen Sie mit mir!" flehte sie noch einmal . . .

Er hörte nicht auf sie. Blitzschnell kehrte er um und eilte zurück.

Und nun begann sie zu träumen. Das, was jetzt erfolgte, war zu ungereimt, zu unnatürlich für das wirkliche Leben. Von dergleichen träumt man zwar, doch man erlebt es nicht.

Sie lief ihm nach. Er kletterte, als er die Brücke hinter sich liegen hatte, die Böschung hinab und hatte in wenigen Augenblicken die Stelle erreicht, wo das Gefährte stand. Sie lief ihm nach — war dicht hinter ihm.

Eines der Pferde war gestürzt und lag auf der Seite, hilflos in seiner Gebundenheit, mit weit heraushängender Zunge und erschreckt glotzenden Augen. Der Fuhrmann, schon wüthend darüber, daß der Wagen nicht von der Stelle kam, wurde durch diese neue Verzögerung noch wüthender gemacht. Er zerrte das Pferd am Schweif und an der Mähne, er trat es mit Füßen, er schlug mit der Faust auf seinen Kopf. Da Alles nicht helfen wollte und das Pferd wie leblos liegen blieb — Cornelius wollte dem Manne gerade in den Arm fallen — hob der Fuhrmann noch einmal die Peitsche, kehrte sie um und bohrte den Stiel in die Seite des Pferdes.

Und nun bemerkte Hanna, daß das Roß an dieser Stelle eine offene Wunde hatte. Das Thier stöhnte auf — fast klang es wie ein menschlicher Schrei — und der rasende Schmerz, den es empfinden mochte, erzielte die gewünschte Wirkung: es machte verzweifelte Anstrengungen, aufzustehen, und wirklich gelang es ihm, sich zu erheben. Aber noch ehe es so weit gekommen war, hatte Cornelius den Fuhrmann an der Brust gepackt, ihm die Peitsche entwunden und ihm einen so wuchtigen Hieb über den Kopf versetzt, daß die Mütze des Mannes in weitem Bogen zur Erde flog und er selber, wie betäubt, nach rückwärts taumelte. Dann sah Hanna — immer noch im Traume — einen Knäuel vor sich: zwei Menschen, die mit einander rangen; ein edles und ein rohes Gesicht, beide entfärbt und von Haß entstellt; zwei schlanke, weiße Hände und zwei derbe, rothe Fäuste; flatternde Haare, ineinander verschlungene Glieder; und Alles das bildete einen unentwirrbaren Knäuel. Sie sah auch andere Menschen herzueilen. Jemand rief laut nach der Polizei. Einer hielt die Pferde am Zügel. Alle schrien durcheinander. Plötzlich ertönte ein allgemeiner Aufschrei, und Alles wich zurück. Der Schmerz, die Angst mochten das mißhandelte Pferd rasend gemacht haben. Es bekam mit einem Male übernatürliche Kraft, zog an und riß den Kameraden und den Wagen mit sich fort. Und so unvorhergesehen war der Ruck, daß die Kämpfenden von der Deichsel einen Stoß erhielten und — einander noch immer umklammert haltend — zur Erde stürzten. Und die schweren Räder des Wagens gingen über die Brust des Einen hinweg.

Aber, Gott sei gedankt! All' das war ja nur ein Traum. Gott sei Dank! Solche Dinge kommen im wirklichen Leben nicht vor.

Und nun — mit einem Schlage — diese vielen Menschen. Als wenn sie aus den Brückenpfeilern, der Erde und dem Wasser hervorwüchsen. Ueberall, überall Menschen, groß und klein, sorgfältig und dürftig gekleidet; Alle mit dem gleichen Ausdruck im Gesicht: halb erschreckt, halb begierig, ein grauses Schauspiel in der Nähe zu betrachten; Alle einander schiebend und drängend und die Köpfe in die Höhe reckend, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Sie bilden einen dichten Knäuel, und die feine Dame, welche behauptet, kein Blut sehen zu können, ohne ohnmächtig zu werden, die zarten Kinder, welche schreien, wenn sie sich den Finger ritzen, die eleganten Herren, welche wiederholt versichern, daß sie jedem Gedränge grundsätzlich aus dem Wege gehen, und daß das Schauen und Gaffen Sache des Pöbels sei: sie Alle stehen festgekeilt mitten unter diesem Pöbel und wollen mit Hülfe der heftig arbeitenden Ellbogen weiter nach vorne kommen, um nichts zu versäumen, um Alles so gut und so genau zu sehen wie der schau- und sensationslustige Pöbel.

Und jetzt blinken Uniformen mit blank gescheuerten Knöpfen, glitzern Helme im Licht der Sonne. Ein berittener Schutzmann sprengt herbei und sucht die sich stauende Menge auseinander zu treiben. Ein Polizeicommissär ist ebenfalls da und wendet sich an den Fuhrmann, der, von der Deichsel erfaßt, zur Seite geschleudert worden ist und sich nun mühselig vom Boden erhebt. Andere Wachleute sind den Pferden in die Zügel gefallen und haben die erschreckten Thiere zum Stehen gebracht.

„Wissen Sie nicht, daß wunde Pferde zum Ziehen nicht verwendet werden dürfen?“ schreit der Commissär den Fuhrmann an, der stolpernd nach seiner Mütze sucht und in sich hineinflucht. „Sie haben auch eine vorschriftswidrige Peitsche. Keine Peitsche darf mit Knoten versehen sein. Spannen Sie die Pferde aus. Sie haben Schaden genommen und sind überhaupt elende, halb verhungerte Thiere. Und was ist's mit dieser Wunde? Sie haben das Pferd doch nicht absichtlich auf die Wunde geschlagen?“

„Zweimal hat er mit dem Stiel der Peitsche in die Wunde gebohrt,“ läßt Jemand aus der Menge sich vernehmen. „Sie Alle haben es gesehen.“

„Sie Unmensch!“ ruft der Commissär entrüstet. „Marsch, fort mit mir auf das Polizeiamt! Und zerren Sie nicht so an den Strängen. Die Thiere sind ohnehin ganz außer sich vor Schreck.“

„Und Platz da! Platz gemacht!“ ruft der Schutzmann zu Pferde. „Wir können ja nicht zu dem Verwundeten gelangen. Und was sehen Sie denn auch an einem überfahrenen Menschen?“

Vor den Hufen des sich aufbäumenden Pferdes stiebt der Menschenknäuel auseinander. Mehrere Schutzleute sind zur Hand, beugen sich zu dem auf der Erde ausgestreckten Mann herab und heben ihn behutsam vom Boden auf.

„Platz da! Geben Sie Raum! Lassen Sie uns durch mit ihm!“

Schritt vor Schritt dringen sie vorwärts mit ihrer Last; der zu Pferde bildet den Nachtrab und ruft der Menge zu, nicht nachzudrängen. Und vor ihnen und hinter ihnen und rechts und links von ihnen wälzt die Menschenmasse sich dem Zuge nach.

Ein Traum. Natürlich nichts Anderes als ein Traum. Wenn er nur nicht gar so lange währte, dieser Traum!

Sie tragen ihn in das nächste Haus hinein und schließen das Thor hinter sich ab. *Sie* ist mit hineingeschlüpft, und Niemand kümmert sich um sie. Aus der Hausbesorgerwohnung schleppt man eine Matratze herbei und legt den Verwundeten darauf. Und nun sinkt sie neben ihn auf die Knie und schaut ihn an.

Ist er todt? Ist dieses veränderte Antlitz das seine? O nein! Das kann nicht sein. Sie tröstet sich damit, daß es einfach nicht sein *könne*. Sogar im Traum ist es fürchterlich, Jemanden, den man lieb hat, sterben zu sehen . . . Aber so weit kommt es ja nicht. In diesem schrecklichen Augenblick wacht man auf. Warum träumte sie denn noch immer fort?

„Eine Tragbahre muß herbeigeschafft werden,“ hört sie einen der Wachleute sagen. „Wir müssen ihn ins allgemeine Krankenhaus befördern lassen. Geh' hinaus,“ wendete er sich an einen Kameraden, „lauf' nach einer Tragbahre und einem Arzt. Und sieh' zu, daß die Menge sich bei Zeiten zerstreut.“

Auch andere Leute sind da: Bewohner des Hauses, welche ihre Dienste antragen: „Sollen wir Leinwand und Wasser bringen, um seine Wunde zu verbinden und auszuwaschen? Bis ein Arzt kommt, kann er sich verblutet haben.“

Darauf der Wachmann: „Was ist da zu machen? Sie sehen doch, daß seine Brust zerquetscht ist. Der lebt nicht mehr lange . . . wenn er überhaupt

noch lebt. Aber bringen Sie auf alle Fälle alles Nothwendige herbei; auch ein Kissen, um sein Haupt zu stützen und ihm das Athmen zu erleichtern."

Nun fällt der Blick des Mannes auf *sie*, und er fragt sie, was sie hier wolle und ob sie den Verletzten kenne.

Sie stiert drein und antwortet nicht.

„Wenn Sie hier nichts zu suchen haben, dann gehen Sie Ihrer Wege," sagt der Wachmann und faßt sie an der Schulter.

Sie schüttelt seine Hand ab und rührt sich nicht von der Stelle.

„Lassen Sie das Mädchen," sagt eine Frau. „Sie kennt ihn gewiß. Nicht wahr, der junge Mann ist Ihnen bekannt?" spricht sie mit sanfter Stimme und legt die Hand auf Hanna's Arm.

„Ja, ja, er ist mir bekannt," murmeln die Lippen des jungen Mädchens, und sie starrt die mitleidig auf sie herabschauende Frau wie entgeistert an.

Wenn es nun doch — *kein* Traum wäre? . . .

Auch das Leben kennt solche Tücken. Sie erinnert sich, wie oft sie in den Zeitungen von Unglücksfällen gelesen hat. Jemand springt von einem fahrenden Wagen ab, fällt, geräth unter die Räder und wird zermalmt; ein Anderer stürzt von einer Höhe herab und bricht das Genick; Kinder spielen mit Streichhölzern, setzen ihre Kleider in Brand und verbrennen elendiglich; ein Kessel siedenden Wassers wird umgestoßen, und die heiße Fluth ergießt sich über das Kind, welches just am Herde steht, und die zurückkehrende Mutter, die ihr Kind vor wenigen Minuten frisch und gesund verlassen hat, findet es verbrüht auf der Erde liegen. Dieses und Aehnliches liest man in den Zeitungen und denkt so wenig darüber nach, was Jene empfanden und wie sie es trugen, da man ihnen den Gatten, das Kind, den theuren Freund, den Vater, die Hausfrau, die Schwester, die Mutter, welche heil und munter von ihnen gegangen, als entstellte, verstümmelte Leichen nach Hause brachte. Was alle diese Unglücklichen traf — kann es nicht auch Dich ereilen? Sag' nicht: Es kommt so selten vor; muß der Streich gerade auf *mein* Haupt fallen? Entsetzliche Dinge geschehen überall und jeden Tag. Warum solltest *Du* gefeiter dagegen sein als andere Menschen?

Und dennoch — nein! Es konnte nicht sein. Es durfte nicht sein. Sie konnt' es nicht fassen. Leise beugte sie sich über ihn und blickte in sein Antlitz. Es war furchtbar verändert — aber weniger von Schmerz entstellt als von unsagbarem Ekel verzerrt. War es möglich, war es denkbar, daß er mit *diesem* Eindruck von hinnen gegangen? Daß das Letzte, was er auf Erden gesehen, eine Unthat, ein Faustschlag ins Gesicht der Menschlichkeit gewesen? Daß er auf der Straße gestorben, inmitten jener Menge, die sich zu Allem drängt, was grausig ist, die herzu strömt, wenn ein Selbstmörder nach geschehener That zusammenbricht, die Häuser belagert, in welchen ein Mord verübt worden, und die es für ein begehrenswerthes Schauspiel hält, einen Gerichteten zum Galgen schreiten zu sehen; jener Menge, welche *ihm*, ihm mehr als allen Anderen so unsäglich verhaßt, so grenzenlos widerwärtig war, daß er, voll Scheu und Abscheu, die Flucht ergriffen hatte, wenn er eine Ansammlung von Menschen auf der Straße sah? Und ihm sollte ein *solches*

Ende bestimmt gewesen sein? Sein brechendes Auge sollte nichts gesehen haben als die Gaffer um ihn her? Sein letzter Gedanke kein besserer, erhebenderer gewesen sein als die Erkenntniß: Nun kannst Du ihnen nicht entfliehen; nun mußt Du ihrer unersättlichen Sucht nach Grauenhaftem ein Schauspiel geben? Er sollte den letzten Seufzer ausgestoßen haben ohne einen Aufblick zu Gott, ohne im Herzen ein sanftes, versöhnendes Empfinden erweckt zu haben für Diejenigen, welche seine Brüder und Schwestern und, gleich ihm, Kinder Eines Vaters waren? Nein, nein. Das war nicht möglich. So grausam konnte Gott nicht sein.

Ihr irrer Blick traf ein kleines, schwarzes Kreuz, das er an einer Schnur um den Hals hängen hatte. Er mochte das Kreuzlein an der Brust verborgen getragen haben. Die Räder hatten das Kreuz verschont. Es war bei Seite geschleudert worden und hing nun über seine Schulter hinab. Ihre Hand haschte nach dem Kreuze und brachte es an seine Lippen. Seine Augen waren geschlossen — vielleicht aber fühlte er das Kreuz an seinem Munde. Vielleicht erinnerte es ihn an Denjenigen, der mehr litt als Alle und der Reinste und Makelloseste war von Allen; vielleicht rührte der Gedanke an Ihn sein armes, irrendes Menschenherz und lehrte ihn in der letzten Stunde jene Liebe, die Alles vergibt, weil die Liebe langmüthig ist und überreich an Erbarmen und nicht zürnen kann. Sie hoffte und betete, seine Augen möchten sich öffnen, und das Kreuz, dieses Sinnbild der Alles verzeihenden Liebe, anblicken; seine Lippen möchten es küssen; er möchte, wenn er so bald schon sterben mußte, als Letztes auf Erden, das Kreuz seines Herrn angeschaut haben; er möchte mit dieser letzten, verklärenden, versöhnenden Erdenerinnerung zum Vater gehen.

Aber seine Augen öffneten sich nicht, seine Lippen blieben starr und regungslos. Sie neigte sich tiefer auf ihn herab und horchte mit angehaltenem Athem auf den Schlag seines Herzens. Sein Herz war so still wie sein Mund.

Still, ganz still. Sie fühlte sich mit sanfter Hand bei Seite geschoben. „Lassen Sie mich zu ihm," flüsterte eine fremde, mitleidig klingende Stimme in ihr Ohr. Es war der Arzt, der zu ihr sprach. Er kniete bei dem stillen Manne nieder und erfaßte seine noch immer krampfhaft geballte Rechte.

„Es ist nichts mehr zu thun," sagte der Arzt nach einer kurzen Weile und stand wieder auf. „Er muß seinen Verletzungen nach Ablauf weniger Minuten erlegen sein. Sie sind absolut tödtlich. Wir wollen ihn nach der Todtenkammer bringen lassen."

Vier Männer hoben ihn auf und legten ihn auf eine Tragbahre. Das junge Mädchen kniete noch immer auf dem Boden und schaute zu, wie sie ihn aufhoben und auf die Bahre legten . . .

„Sind Sie ihm verwandt?" fragte der Arzt, leise ihre Schulter berührend. „Können Sie uns seinen Namen und seinen Wohnort angeben?"

Sie ertheilte die verlangte Auskunft. Der Arzt schrieb Namen und Adresse auf ein Blatt Papier.

„Wollen Sie seine Familie von dem Unglücksfall in Kenntniß setzen?" fragte sie der Polizeicommissär.

Sie schüttelte den Kopf. Erzählen, was sie geschaut . . . wie konnte man das von ihr erwarten!

„Gehen Sie nach Hause, mein Kind," sagte der Arzt, ein alter Mann, in gütigem Tone zu ihr. „Sie sehen furchtbar angegriffen aus. Oder ziehen Sie vor, zu fahren? Soll ich Ihnen einen Wagen besorgen?"

Sie blickte ihn an. Jetzt einen Wagen, Pferde, eine Peitsche sehen . . . wie seltsam der fremde Mann doch fragte!

„Ich brauche nichts," sagte sie und stand mühselig auf. „Also nach der Todtenkammer werden Sie ihn bringen? Dort also finde ich ihn wieder . . ."

Sie warf keinen Blick mehr auf die Bahre und glitt, so rasch sie es vermochte, zum Thore hinaus.

Die Menge hatte sich fast vollständig zerstreut; Pferde, Fuhrmann und Polizei waren nicht mehr da; dort, wo das Gefährte gestanden hatte, war der Erdboden dunkel gefärbt. Von menschlichem Blut. Um die Lache herum hatte sich ein kleiner Kreis von Leuten gebildet, und Einer aus dem Kreise deutete auf die Lache und sprach voll Eifer, während die Anderen bald auf das Blut sahen, bald dem Erzähler aufmerksam ins Gesicht schauten.

Sie überschritt die Brücke und dachte an den Abschied von ihm, und daß sie voll Bitterkeit und ohne ein erlösendes, vom Herzen kommendes, zum Herzen dringendes Wort von einander gegangen; daß er todt war und sie ihm nicht einmal gesagt und nimmermehr würde sagen können, daß sie ihn geliebt . . .

XVII

Den Rest des Tages blieb sie zu Hause. Ihr Vater, der ihr wohl anmerkte, daß ihr etwas geschehen, jedoch vorzog, zu thun, als ob er nichts davon sähe, damit sie ihm nicht etwa gar etwas Trauriges berichte, ging bald nach Tisch fort und begab sich in ein Kaffeehaus, wo er mit Freunden bis in die Nacht hinein Karten spielte. Sie saß allein zu Hause und starrte vor sich hin. Stunden lang.

Am Nachmittag wurde ihr ein Brief gebracht. Mechanisch erbrach sie das Schreiben und schaute mechanisch nach der Unterschrift. Der Brief war von Arthur's Mutter. Sie hielt im Namen des Sohnes um Hanna's Hand an.

„Ich kann mir wohl vorstellen," hieß es unter Anderem in dem Schreiben, „daß mein Brief Sie fast erschrecken wird, liebes Kind. Auf ein so großes Glück haben Sie wahrscheinlich kaum gehofft. Aber Ihnen gönne ich dieses große Glück von Herzen! Sie sind sanft und gut und werden meinem Sohne eine liebevolle, geduldige Frau und uns alten Leuten eine ehrerbietige, zärtliche Tochter sein. Ich konnte es nicht länger mit ansehen, wie Arthur Sie quält, indem er das entscheidende Wort nicht ausspricht . . . und darum komme ich und sage Ihnen, daß wir uns keine bessere Tochter wünschen können als Sie. Antworten Sie mir bald, antworten Sie mir noch heute! Obwohl ich natürlich im Voraus sagen kann, wie Ihre Antwort ausfallen wird, möchte ich Ihr Jawort doch gern Schwarz auf Weiß haben."

„So wäre denn Charlottens sehnlichster Wunsch erfüllt und wir Alle versorgt!“ dachte Hanna mit seltsamem Lächeln und ließ den Brief in den Schoß sinken. „Heute noch will sie Antwort haben, die gute Frau? Weiß sie denn nicht? . . . Aber jetzt ist ja Alles gleich . . . Was liegt jetzt noch daran, ob mein Leben so oder so zu Ende geht! Mag sie ihren Willen haben.“

Doch als sie sich eben zum Schreiben anschickte, wurde heftig an der Glocke gezogen. Die Feder entglitt ihrer Hand. Nun werden sie kommen und es ihr sagen. Wie sonderbar! Sie wußte es doch, wußte Alles, war dabei gewesen: und dennoch erfüllte sie der Gedanke, daß sie nun davon hören würde, mit solchem Entsetzen, daß sie wie gelähmt auf ihrem Sessel saß. Wenn ein Wunder geschehen wäre, wenn man käme und ihr sagte: Aber Alles das war ja nur ein Traum! Er lebt ja noch! Wenn er selber . . .

Gott! Mein Gott! Warum ist die Hoffnung so zähe! Nur darum, daß Einem das Herz tausendmal bricht, anstatt bloß einmal? Es war kein Wunder geschehen. Philipp schwankte, todtenblaß und verstört, in das Gemach herein und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl und erzählte ihr stotternd, was geschehen war. Sie saß unbeweglich da, ließ ihn bis zu Ende reden, stierte ihn an . . . Sie hätte ihm sagen können, daß sie von Allem wisse, daß sie dabei gewesen. Aber sie vermochte es nicht. Ihre Seele war erstarrt. Sie fragte ihn nicht: Wann habt ihr es erfahren? Wie trägt es seine Mutter? Sie ließ ihn reden und sprach kein Wort.

„Willst Du nicht gleich mit mir zu uns kommen?“ fragte Philipp am Ende.

Sie schüttelte das Haupt. „Vielleicht morgen Abend. Heute nicht.“

„Das Leichenbegängniß findet am Dienstag statt,“ sagte Philipp, Abschied nehmend. „Ich muß nach Hause, der Mutter beistehen. Sie kann es nicht fassen“ . . . Große Thränen flossen über seine Wangen. „Komm morgen gewiß zu uns, Hanna. Es ist so furchtbar im Hause nach einem solchen Unglück . . . Man hat das Bedürfniß, alle seine Lieben recht, recht nahe zu haben, gewiß zu sein, daß die Anderen noch leben, wenn auch Einer gegangen ist . . . Auch gibt es so viel zu thun, an so Vieles zu denken, und wir sind wie zerschmettert.“

Sie etwa nicht? Von ihr erwartete man, daß sie Fassung genug haben würde, alle Gänge zu besorgen, alle Anordnungen zum Begräbniß zu treffen, ihnen alle die Arbeit, welche ein plötzlicher Todesfall nothwendig mit sich bringt, abzunehmen? Je nun! Vielleicht würde sie auch dazu im Stande sein. Sie war ja ganz gefaßt. Es war zu plötzlich gekommen. Der Schlag hatte sie betäubt. Sie war noch nicht fähig, zu ermessen, bis zu welchem Grade er sie verletzt hatte.

Am nächsten Morgen begab sie sich ins Geschäft. Sie kam pünktlich auf die Minute, bot den Collegen einen guten Morgen wie jeden anderen Tag, war bei der Arbeit nicht zerstreut, nicht lässig, sondern erfüllte ihre Pflichten so genau und gewissenhaft wie sonst. Die Arbeit interessirte sie sogar . . . Sie empfand es als eine Wohlthat, körperlich und geistig beschäftigt zu sein. Plötzlich aber konnte sie nicht mehr. Plötzlich kam es über sie mit erneuter

Heftigkeit, und sie ließ die Feder sinken und starrte hülflos um sich. Mit furchtbarer Deutlichkeit stand das Ungeheure vor ihr; sie lebte Alles noch einmal durch; sie meinte den Druck der schweren Räder zu fühlen, welche zermalmend über seine junge Brust hinweggingen. Und sie schrie auf. Man sprang ihr bei, man brachte ihr Wasser, labte sie, führte sie an ein offenes Fenster, stellte tausend Fragen an sie. Sie war unfähig, ein Wort zu sprechen. Als sie sich ein wenig erholt hatte, erbat sie sich von ihrem Chef die Erlaubniß, nach Hause gehen zu dürfen. Ihre Bitte wurde ihr gewährt, und sie schlich nach Hause.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit lag sie wie todt auf ihrem Bette. Ihr Vater, der sie nicht daheim vermuthete, hielt sich im Nebenzimmer auf und entfernte sich bald. Niemand beachtete, Niemand störte sie. Unbeweglich lag sie da, fast ohne zu denken, und wunderte sich nur manchmal, daß sie nicht weinen konnte. Einmal fragte sie sich auch: „Wie werd' ich jetzt leben?" Und da sie keine Antwort fand auf diese Frage, grübelte sie nicht länger darüber nach und schloß aufs Neue die Augen. Erst als es ganz dunkel geworden war, fuhr sie in die Höhe. Das Gefühl der Pflicht war so lebendig in ihr wie früher. Sie hatte Philipp versprochen, am Abend zu kommen. Sie wollte kommen.

War Niemand auf der Straße, der sich umwendete nach ihrem blassen Gesichte und ihr nachschaute und sie fragte: „Was hat dies arme Kind betroffen?" Ihr war, als blickte mehr als einer der Vorübergehenden sie mit Besorgniß und Mitleid an. Und scheu glitt sie an den Menschen vorüber, damit nur keiner still stehe und sie frage, was ist geschehen? Was halfen ihr Theilnahme und Güte, da es keinen Trost für sie gab! Die Todten erwachen nimmer wieder, und alle Güte und alle Theilnahme der ganzen Menschheit waren nicht im Stande, ihr die Erinnerung an den Abschied von ihm zu nehmen. Dieser kalte, unschöne, *unwahre* Abschied! Könnte sie nur *den* aus dem Gehirne löschen!

Sie hatte ihr Ziel erreicht und läutete leise an. Das Dienstmädchen öffnete ihr, und wie sie die Schwelle überschritt, vernahm sie, ganz in ihrer Nähe, die Stimme der alten Frau Randow.

Diese stand im Vorgemach und hielt einen Kranz in den Händen.

„Habe ich der Blumenhändlerin nicht gesagt, daß ich die Nelken nicht mag?" sagte die alte Frau in weinerlichem, gereiztem Tone zu der Magd und blickte unmuthvoll auf den Kranz. „Und nun diese vielen Nelken! Er konnte die Nelken nicht leiden, ihres lauten Geruches wegen. Nehmen Sie den Kranz und tragen ihn zurück. Die Nelken müssen alle fort. Ich will Maiglöckchen dafür haben und Veilchen. Und daß mir die Frau keine halbwelken Blumen hineinflicht! Frisch müssen sie sein, als wären sie eben erst gepflückt worden."

Die Magd ergriff den Kranz und ging mit demselben fort.

Jetzt erst fielen die Augen der alten Frau auf das unbeweglich stehende junge Mädchen.

„Ah! *Sie* sind da!" sagte sie, und ihr Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an. „Sie kommen wohl, sich über mein Leid zu freuen? Freuen

Sie sich nicht zu früh! Sie und Ihre ganze Sippschaft werden nichts gewinnen durch seinen Tod."

„Mein Gott!" murmelte Hanna bloß. Sie sollte gekommen sein, um sich zu freuen darüber, daß er todt! Sie hätte lachen mögen.

Frau Randow blickte sie haßerfüllt an, wendete ihr den Rücken zu und begab sich hinein in ihre Gemächer. Kaum, als die Thüre ins Schloß gefallen war, hörte Hanna, wie die alte Frau drinnen laut aufweinte . . . Erschüttert eilte sie weiter und betrat das Zimmer, wo ihre Leute sich aufhielten.

Philipp saß in einer Zimmerecke und weinte leise. Die Kinder liefen ihr entgegen: „Weißt Du schon, Tante, daß Onkel Cornelius todt ist?"

„Ja, liebe Kinder, ich weiß es."

„Nein! Dieses Unglück!" empfing Charlotte die Schwester. „Als ob geschrieben stände, daß wir nicht zu Athem kommen sollen. Ich begreife immer noch nicht ganz, wie die Sache sich zugetragen hat. Die Abendblätter berichten schon von dem Vorfall."

„So?" sagte Hanna mechanisch und griff nach einer Zeitung, welche auf dem Tische lag. Sie suchte und fand unter den Tagesneuigkeiten eine unklar abgefaßte Notiz, welche von einer — aus bis jetzt unbekannten Ursachen entstandenen — Rauferei erzählte. Die Pferde, hieß es darin, hätten sich gescheut, und einer der Raufenden, ein junger Mann Namens Cornelius Randow, wäre umgestoßen und überfahren worden. Den Fuhrmann hätte man wegen Straßenexcesses und Thierquälerei verhaftet.

„Daß er sich in Alles mengen mußte!" rief Charlotte eher ungehalten als bekümmert. „Was ging der fremde Kutscher ihn an? Was willst Du denn?" unterbrach sie sich, da Philipp eine Bewegung gemacht hatte.

„Ist der Kranz bestellt worden?" fragte ihr Mann mit erstickter Stimme.

„Ja, ja. Morgen in der Frühe wird er uns ins Haus geschickt. Ihr habt nichts als Eure Kränze im Kopfe . . . als wenn es dem Todten nicht ganz gleichgültig wäre, ob ihr ihm Blumen auf den Sarg legt oder nicht. Die Alte ist mit ihrem Kranze noch immer nicht zufrieden. Weiß Gott, ich bin keine sentimentale Mutter. Aber wenn eines meiner Kinder auf der Bahre läge, würde ich an Anderes denken als an die Blumen."

„Du mißverstehst die alte Frau," sagte Hanna. „Ist es nicht vielmehr rührend, wie sie sich sorgt um den Kranz für den todten Sohn und wie sie an nichts denken kann, als daß dieser Kranz so fein müsse, daß der Sohn seine Freude daran haben könnte, wenn er noch lebte? Dieser Kranz ist die letzte Gabe, der letzte Gruß . . . Ich finde es sogar natürlich, daß einer Mutter der Kranz für ihr todtes Kind nimmer schön genug sein könne."

„Aber die Todten wissen nichts davon," warf Charlotte ein. „Uebrigens . . . thut, was Ihr wollt. Ich halte auf alle diese Sachen nichts."

Hanna setzte sich still in einen Winkel und verbarg das Gesicht in den Händen. Die kleine Else näherte sich ihr und schaute sie beklommen an.

„Darf ich auf Deinem Schoß sitzen, Tante?" fragte sie schüchtern.

Hanna zog das Kind auf ihre Knie und schlang die Arme um den kleinen, schmächtigen Körper. Und so wie sie das Kind, dem auch er gut gewesen, in

den Armen hielt, fühlte sie neues Leben durch ihre erstarrten Adern rinnen. Dieses Kind bedurfte ihrer und ihrer Liebe — diesem Kinde wollte sie ihre Tage weihen. Fest, fest drückte sie die Kleine an sich.

Sonst wurde wenig gesprochen. Charlotte hatte vollauf zu thun mit den Trauerkleidern, welche bis morgen zum Begräbnisse fertig sein mußten.

„Die Schwiegermutter will, daß wir Alle Trauer tragen," sagte sie zu Hanna. „Auch die Kinder. Wahrscheinlich der Leute wegen. Es ist dies ein gutes Zeichen. Sie scheint uns noch zur Familie gehörig zu betrachten."

Um neun Uhr wurde den Kindern aufgetragen, zur Großmutter hinüberzugehen.

„Sie will, daß die Kinder bei ihr schlafen," erklärte Charlotte der Schwester. „Sie verkehrt überhaupt nur durch Christel und Else mit uns und läßt uns durch die Kinder sagen, was sie von uns wünscht. Das ist wirklich lächerlich, wenn man unter einem Dache wohnt . . . aber was ist zu machen? Mit der Zeit wird ihr das wohl selber zu unbequem werden. Geht, Kinder, und seid artig."

Die Kleinen boten Allen einen Gutenachtgruß und gingen ihrer Wege.

„Ich will mich ebenfalls zur Ruhe begeben," sprach Philipp und stand mühsam auf.

„Wir aber wollen aufbleiben und nähen," versetzte Charlotte. „Sonst werden wir nicht fertig. Nicht wahr, Hanna, Du hilfst mir ein wenig?"

Sie arbeiteten bis spät in die Nacht hinein. Charlotte stärkte sich hin und wieder mit einer Tasse heißen Kaffees und forderte Hanna auf, ein Gleiches zu thun.

„Der Kaffee erhält wach," sagte sie. Und während sie unermüdlich nähten, erzählte Charlotte der Schwester: „Gestern um elf Uhr Vormittags kam Jemand von der Polizei. Mir wurde ganz übel. Ich glaubte, der Mann komme unsertwegen, um uns zu verhaften. Und als ich dann den wahren Sachverhalt erfuhr, empfand ich, Gott verzeih' es mir! fast etwas wie eine Erleichterung. Meinen Mann aber hat die Kunde fürchterlich angegriffen. Er weint Tag und Nacht."

Wirklich hörten sie auch in diesem Augenblick in Philipp's Kammer unterdrücktes Schluchzen.

„Die Alte war ebenfalls ganz außer sich," setzte Charlotte ihren Bericht fort, „und wollte es gar nicht glauben. Sie fuhr unverzüglich nach der Todtenkammer, und als sie wieder zurückkam, war sie ganz gebrochen. Gegen uns aber zeigt sie sich nach wie vor unversöhnlich. Ja, stelle Dir vor: sie behauptet, wir trügen die Schuld an ihres Sohnes Tod. Wir hätten ihm das Haus verleidet, und darum sei er so oft auf der Straße und so reizbar gewesen, habe darum mit fremden Leuten zu zanken angefangen und sei darum überfahren worden. Es ist zu toll! Mich wundert nur, daß sie nicht sagte, wir hätten ihn umgebracht."

Hanna ließ die Schwester reden und antwortete keine Silbe.

„Philipp und ich waren gestern ebenfalls in der Todtenkammer," sprach Charlotte. „Er sieht arg verändert aus — so alt und hart. Er hatte zwar auch im Leben ein hartes Gesicht — aber so alt und verbittert sah er doch nicht aus. Wirst Du ihn nicht auch anschauen gehen?"

Hanna schüttelte stumm das Haupt. Wozu ihn noch einmal anschauen? Sie würde das entstellte, von Ekel verzerrte Antlitz auf der Bahre ohnehin nimmermehr vergessen, und lebte sie hundert Jahre.

„Aber beim Begräbniß wirst Du doch zugegen sein?" fragte Charlotte wieder.

Und wieder machte Hanna eine verneinende Kopfbewegung.

„Warum denn nicht?"

„Weil ich nicht kann. Frage nicht mehr. Du weißt nicht . . ."

Sie verstummte. Charlotte streifte sie mit einem Blick.

„Sie hat ihn geliebt, die arme Närrin," dachte sie. „Mag sie um ihn trauern! Er ist und bleibt todt, sie kann ihn nimmer heirathen — und das war es, was ich befürchtete. Diese Gefahr ist endgültig abgewendet. Trauern mag sie um ihn so viel sie will . . . das bringt uns keinen Schaden."

Unter tiefem Schweigen arbeitete sie bis zum Morgengrauen weiter. Die Kleider waren fertig. Hanna stand auf, drückte die Stirn an die Fensterscheibe und sann und sann . . .

„Willst Du nicht ein wenig schlafen?" fragte Charlotte. „Du mußt um acht Uhr wieder an die Arbeit gehen."

„Ich . . . werde meine Stellung wahrscheinlich aufgeben," sprach Hanna in schleppendem Tone.

„Was fällt Dir ein! Warum denn? Hast Du etwas Besseres gefunden?"

„Nun . . . wie man es nimmt. Sag' mir . . . wie stellst Du Dir Eure Zukunft vor? Werdet Ihr Euch über Wasser halten können?"

„Ich fürchte . . . nein. Philipp wird das Geschäft verkaufen oder auflassen müssen. Es ernährt uns nicht. Er wird sich um einen Posten umthun . . . wenn anders die Alte uns nicht einsperren läßt. Unsere Verhältnisse sind trostlos . . . aber das weißt Du bereits. Wozu fragst Du erst?"

„Weil . . ." sie stockte. „Lies diesen Brief. Arthur's Mutter schrieb ihn mir," fügte sie hinzu.

Charlotte haschte gierig nach dem Papier und überflog es mit den Augen.

„Nun . . . und was wirst Du darauf antworten?" fragte sie in athemloser Spannung.

„Daß ich . . . Ja dazu sage. Danke mir nicht. Sprich auch nichts. Ich will Euch retten um diesen Preis. Sag' seiner Mutter, daß ich Eure Schuld langsam abtragen, daß ich sie einstweilen durch Vergütung der verlorenen Zinsen schadlos halten werde . . . sie möchte im Hause wohnen bleiben und Euch verzeihen. Und nun . . . gute Nacht. Ich will mich auf das Sopha legen und zu schlummern versuchen. Noch einmal: sprich jetzt nichts. Ich kann nicht mehr."

Als Charlotte am Morgen erwachte, war Hanna fort. Sie war nach Hause gegangen. Charlotte weckte ihren Mann und berichtete ihm von Hanna's Entschluß. Und dann rannte sie hinüber zur alten Frau und theilte ihr mit fliegendem Athem Alles mit: daß Hanna Braut wäre und einen sehr reichen Mann bekäme, und daß sie es auf sich nehme, die Schuld von Schwester und Schwager abzutragen.

Die alte Frau hörte diese Kunde mit gemischten Empfindungen. Die Aussicht, wieder zu ihrem Gelde zu kommen, war ihr zwar höchst erfreulich. Immerhin aber that es ihr wiederum leid, diese Leute sich aus der Abhängigkeit von ihr befreien zu sehen. Im Großen und Ganzen war sie jedoch froh, daß der peinliche Zwist im Hause beigelegt werden sollte. Das plötzliche Ende des jungen Sohnes hatte sie tief erschüttert. Sie fühlte sich alt und verlassen; an diese Menschen war sie gewöhnt. War es nicht am besten, sie blieb beisammen mit diesen Menschen und suchte so gut wie möglich mit ihnen auszukommen? Sie brach in Thränen aus und fiel dem armen Philipp, welcher seiner Frau nachgeschlichen war, um den Hals.

„Mein armer, armer Nell!“ schluchzte sie. „Wie hätte er sich über diese Wendung zum Guten gefreut!“

Auch über den Preis, der für diese Wendung zum Guten bezahlt werden mußte? Philipp und Charlotte tauschten einen Blick aus.

Wie gut, daß dieses Mutterauge so wenig scharfsehend war! Der Sohn war ihr fremd geblieben bis zum letzten Augenblick. Was er gedacht, gefühlt, gewünscht und beklagt, war ihr unbekannt. So auch sein Empfinden für das Mädchen, welches geopfert werden sollte, damit die Anderen vergnügt und sorglos leben könnten. O ja wohl, ja wohl. Wie sehr hätte er sich über diese Wendung zum Guten gefreut. Aber besser war es für ihn, daß er auf der Bahre lag und nichts mehr sah von alle dem, was er, hätte er noch gelebt, nach dem Wahn seiner Mutter mit so vieler Freude begrüßt haben würde.

XVIII.

Zum Begräbniß war sie nicht gekommen. Aber als die Leidtragenden sich längst entfernt hatten, traf sie auf dem Friedhof ein, mit einem Kranz aus weißen Blumen in den Händen, durchmaß mit hastigem Schritt das weite Leichenfeld und fand nach längerem Suchen und Fragen das frische Grab. Erde war auf den Sarg geschüttet worden; und auf der noch feuchten Erde lagen die zwei Kränze, die Mutter und Bruder ihm mitgegeben hatten auf die letzte Reise. Sonst hatte Niemand seiner gedacht. Er hatte keinen Freund gehabt auf Erden.

Sie legte den Kranz auf den Hügel. Weiß, ganz weiß hatte sie ihn haben wollen, den Kranz, wie es sich ziemte für Einen, der so rein und unberührt gewesen wie der, welcher da unten ruhte. Wie sie ihm die Ruhe gönnte! Und doch, und doch . . . wenn er noch lebte . . . es wäre doch schöner. Und wenn sie sich tausendmal vorhielt und vorsagte: Es ist so besser für ihn — sie konnt' es nicht fassen und konnt' es nicht glauben, daß er dort war und sie hier, und daß sie weiter leben sollte und doch wußte, daß er todt.

Sie war an dem Hügel niedergesunken und blickte starr herab auf das Grab. Und da kam ihr der Gedanke, wie leicht er noch leben könnte; welches geringfügigen Zufalles es bedurft hätte, und er wäre in diesem Augenblick so heil und gesund wie sie. Wären sie nur eine Stunde, nur eine halbe Stunde länger am Sumpfe verweilt — es würde nicht geschehen sein. Sie, sie hatte

zu ihm gesagt: Gehen wir nach Hause. Sie hatte der peinvollen Unterredung ein Ende machen wollen. Und hatte ihn auf den Todesweg gestoßen. Ohne sie, ohne ihren Vorschlag, nach dem Prater zu kommen, würde er jetzt noch leben. Wie seltsam es doch war, daß sie, gerade sie das Werkzeug sein mußte, dessen das Schicksal sich bediente, um ihn dem Tode in die Arme zu treiben.

Sie hatte niemals gehofft, die Seine zu werden, hatte nicht im Traum daran gedacht. Er war arm und sie war arm, und seine Mutter hätte sie nimmermehr zur Tochter haben wollen. Auch waren sie beide nicht geschaffen für das Glück. Er hätte ja gar nicht den Muth gehabt, nach etwas zu greifen, das glückverheißend schien. Er glaubte ja, eine so schwere Schuld auf sich geladen zu haben, daß er nicht daran denken dürfte, glücklich sein zu wollen. Aber auch sie hatte keinen Muth gehabt. Wie hätte sie sonst schweigen können? Sie hätte ihm ja sagen müssen, daß sie ihn liebe. Doch sie war feige gewesen. Sie sprach davon, daß sie einem Anderen, einem Ungeliebten, die Hand reichen würde; sagte ihm das in seiner letzten Stunde. Sie hatte gewähnt, es müsse so sein; es könne nicht anders kommen; sie müsse sich opfern. Und um nicht schwach, nicht schwankend zu werden, hatte sie jedes zärtliche Wort zurückgedrängt . . . Es war ja doch unmöglich, *ihm* anzugehören: Gott wollte nicht, daß sein ungetreuer Knecht glücklich werde. Sie wollte sich unterwerfen, wollte entsagen. Und dennoch — wie glücklich waren sie gewesen, wenn sie beisammen waren. Er war ihre und sie seine erste Liebe gewesen — und auch die letzte, mein Gott! auch die letzte. Sie waren so rein in ihrem Empfinden, diese erste Regung erwachender Zärtlichkeit ihnen etwas so Fremdes und Ungewohntes, daß es sie fast mit Scheu erfüllte, dem eigenen Herzen zu bekennen, was sie bewegte. Sie verstanden es selber kaum — sie fühlten nur, daß es etwas unsagbar Schönes und Holdes war und sie namenlos beglückte. O! niemals erwachen aus diesem wundersamen Traum — ihn weiter träumen bis ans Ende . . . mehr hatte sie nicht verlangt. So lange er lebte.

Heute war es anders. Es war furchtbar — aber heute, an seinem Grabe, dachte sie ganz anders. Hier, an seinem Grabe, dämmerte es schrecklich in ihr auf, daß sie *doch* hätte die Seine werden können. Aber sie war feige gewesen. Warum hatte sie geschwiegen, warum sich opfern wollen? sich und ihn! *Ihm* hatte ihre Seele angehört; *ihm* hätte sie folgen und alle Anderen verlassen sollen. Ihre Liebe hätte muthvoll ringen sollen mit dem finsteren Geiste, der seine gequälte Seele mit Schreckgespenstern erfüllte und den Wahn in ihm nährte, daß Gott ihm zürne und ihm verwehre, glücklich sein zu wollen wie andere junge Menschen.

Warum dachte sie erst *jetzt* daran? Was fruchtete es heute? Wäre sie doch wenigstens anders von ihm geschieden! Vielleicht wäre er dann leichter gestorben, da er nun einmal sterben mußte. Wenn er ihrer gedacht im letzten Augenblick, war es mit Bitterkeit geschehen. Er *mußte* wieder kommen. Sie mußte ihm sagen, daß sie ihn lieb gehabt; daß sie feige gewesen; daß sie ihre Feigheit bereue. Was hilft Alles, wenn ein Herz aufgehört hat, zu schlagen! Was nutzt es, an einem Grabe tausend liebevolle Worte zu stammeln, wenn Derjenige, dem sie gelten, sie nicht mehr hören kann! Ein einziges dieser

Worte hätte vielleicht genügt, um den Lebenden zu beglücken. Und dem Lebenden hat man dies eine Wort vorenthalten. Daß man niemals daran denkt, wie leicht und wie bald ein Mensch sterben kann! Daß man immer so redet und handelt, als ob man noch viel, viel Zeit vor sich hätte, um Alles noch tausendmal gut machen und nachholen zu können!

Sie dachte auch an sein Ende. Er war plötzlich, unvorhergesehen abberufen worden; hatte keine Zeit gehabt, sich auf das letzte Ziel vorzubereiten; war wohl voll Haß und Bitterkeit und Widerwillen von dannen gegangen — ohne bereut und ohne vergeben zu haben. O Gott im Himmel! Wie war es selbstsüchtig von ihr, um ein versäumtes, kurzes Erdenglück zu klagen, wo eine ganze dunkle, unbekannte Ewigkeit vor ihr gähnte! Wie wird er sich verantworten können vor Gott?

Er war gerecht gewesen; selbstlos, rein, mitleidig gegen Alles, was schwach war und wehrlos. War das genug? Er hatte gehaßt. Wird ihm der Haß gegen das Teuflische im Menschen, gegen die Rohheit und Feigheit und Grausamkeit, den Mißbrauch der Stärke gegenüber hülfloser Schwäche als Sünde angerechnet werden? Sie wußte nichts von Haß; aber sie vermochte ihm seines Hasses wegen nicht zu zürnen. Es that ihr nur furchtbar wehe, daß er unter diesem Hasse so viel gelitten, daß dieser Haß sein junges Leben vergiftet und geknickt hatte. Werden seine Leiden mit in die Wagschale geworfen werden? Wird Gott ihm unerbittlicher Richter oder erbarmender Vater sein? Sie wird es niemals erfahren. Beten kann sie für ihn und zittern und kann aufschreien zu Gott um Gnade für ihn — aber sagen wird ihr Keiner, wie Gottes Urtheilsspruch gelautet hat.

Wo war seine Seele? Und warum durfte sie nicht bei ihr sein? Was immer auf seine Seele warten mochte: ihr Platz war dort, wo seine Seele weilte. In Eins zerfließen mit dieser armen Seele, zittern und zagen mit ihr, mit ihr leiden und ihr tragen helfen, eingelassen werden mit ihr in das Reich der Liebe oder mit ihr verstoßen werden in die Hölle — gleichviel, was sie beide traf: aber nur nicht getrennt sein von seiner Seele; nur nicht in fürchterlicher Ungewißheit bangen und zweifeln müssen, ob er verworfen oder begnadigt worden. O sterben, sterben können! Ihm folgen, ihn da droben suchen und finden; Alles mit ihm theilen dürfen und ihm sagen: Da bin ich. Hast Du nicht gewußt, daß ich so bald nachkommen würde? Konntest Du glauben, ich würde Dich überleben? Auf Erden hab' ich Dich geopfert und meiner Liebe entsagt. Das Leben war kurz: eine bloße Reise, ein schwerer Traum, der vorüberging. Was uns auf Erden trennte, ist mit dem Leben begraben worden. Hier . . ."

Jemand berührte von hinten ihre Schulter. Erschreckt fuhr sie herum. Sie sah den Todtengräber vor sich stehen. In einer Hand hielt er einen Spaten.

„Sie müssen den Friedhof verlassen," redete er sie an. „Es ist dunkel geworden. Die Thore werden geschlossen."

Das Leben war noch da; sie hatte Erde, feste Erde unter den Füßen; über ihr wölbte sich — in unerreichbarer Ferne — der Himmel. Rings um

sie her standen Bäume, und weiße Leichensteine und Grabkreuze blinkten zwischen dem jungen Grün hervor. Ihre Seele war noch eingeengt in den Kerker, welchen wir Leben heißen; der schwere Erdentraum noch nicht ausgeträumt. Sie lebte noch und würde weiter leben — Gott allein wußte, wie lange noch oder — wie kurz.

Wohlan! Zurück denn ins alte Leben der Pflicht. Sie hatte Vieles und Schweres zu erfüllen, und sie würde und wollte es erfüllen. Alles. Ihr Herz war so reich an Liebe, das Gefühl der Pflicht so lebendig in ihr, daß sie auch den Mann, dem sie sich vermählen sollte, würde lieben können: als ihren armen Mitbruder, der ihrer nachsichtsvollen Liebe bedurfte. Und seine alten Eltern wollte sie in Ehren halten, sie pflegen und ihnen dienen, wenn sie einmal schwach und krank geworden und ihre Wartung brauchen sollten. Sie würde und wollte den Ihren eine treue Stütze bleiben, so lange ihr Herz schlug. Sie erwartete keinen Dank dafür; sie erwartete auch nicht, daß sie sich bessern würden. Sie würden auch in hellerer Zeit schwach, fehlerhaft und selbstsüchtig bleiben, wie sie es immer gewesen. Ihre Seelen würde ihr Opfer nicht erretten können — das hatte schon der junge Todte ihr prophezeit. Sie würde sich einsam fühlen unter allen diesen Menschen und viel leiden, sich über Vieles kränken: aber die erbarmende Liebe, welche ihr im Herzen wohnte, würde ihr dazu verhelfen, Alles zu ertragen und Alles zu verzeihen.

Und daß sie ihn geliebt wird sie Keinem sagen, außer Gott, zu dem sie beten wird für den, welcher nicht mehr war. Die Wunde in ihrem Herzen wird Niemand sehen. Man wird sie sich opfern lassen, und dann wird Jedes in erster Linie an sich denken und wenig Zeit übrig haben, sich mit ihr zu beschäftigen. Und ihn werden sie bald vergessen. Verstanden hat ihn keines. Niemand wird ihn vermissen. Ein Stein — ein Menschenschicksal — fällt ins Meer der Zeit. Die Wellen zertheilen sich auf einige Augenblicke und schließen sich dann wieder; der Stein versinkt, und Alles ist aufs Neue so, wie es war. Das Leben geht seinen alten Gang, die Menschen trösten sich und vergessen und freuen sich wieder. Und bald, bald, wird nur Eine noch am Ufer stehen und auf das Wasser starren und die Stelle suchen, wo der Stein hinabgeglitten — auf Nimmerwiederkehr.

Und was fürchtete sie für ihren lieben Todten? Verstößt ein guter Vater sein Kind, wenn es müde und mit wunden Füßen von weiter, beschwerlicher Reise nach Hause kommt? Und Gott ist der beste, der langmüthigste, der erbarmungsreichste Vater. Jetzt gehörte sie noch dem Leben und den Lebenden; gehörte der Pflicht. Aber das Leben geht vorüber, der Tod nimmt das schwere Kreuz von den wundgedrückten Schultern. Und dann ist Alles vorbei. Dann wird sie ihn wieder finden. Glücklich wieder finden. Sie hob die gerungenen Hände zum Himmel auf: Du wirst ihn nicht verwerfen! Du wirst ihn besser verstehen als die Menschen ihn verstanden haben, und wirst ihn darnach richten. Ich hoffe auf Dich, weil ich Dich liebe. Du wirst ihn nicht verwerfen! Hast Du doch durch den Mund Deines Sohnes zu uns gesprochen: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten; sie werden gesättigt werden."

Gottfried Keller in Heidelberg und Berlin.

Nach den Briefen
mitgetheilt
von
Jakob Baechtold.

14. An Hermann Hettner.

Berlin, den 4. März 1851.

Lieber Freund!

So sehr mich Ihre freundliche Antwort auf meinen jüngsten Brief erfreut und erquickt, war sie mir doch ein Donnerschlag, als ich daraus ersah, daß Ihnen mein Herr Verleger voreiliger Weise Aushängebogen meines Romans zugestellt hat, ohne wenigstens den Abschluß des ersten Bandes abzuwarten[1]). Dieser Umstand ist es vorzüglich, welcher mich antreibt, Sie schon wieder mit einer Epistel zu bestürmen, um dem mangelhaften und gewiß seltsamen Eindruck, welchen das Fragment auf Sie machen muß, vorläufig mit einigen Andeutungen nachzuhelfen, da das Unheil einmal geschehen ist. Doch davon weiter unten.

Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich mit sehnlicher Erwartung dem fertigen Theile Ihrer dramaturgischen Studien entgegensehe[2]), und das nicht sowohl, um Sie nachher eifrig mit meinem confusen und empirischen Urtheile bedienen zu können, als daran meine eigenen dramatischen Lebensgeister ein wenig zu wärmen und unterhalten, da sie durch andere Arbeitsrückstände und Confusion der Geschäfte immer noch schlummern und brach liegen müssen. Die

[1]) Hettner an Keller 25. Februar 1851: „Für Ihre freundliche Zusendung des ‚Grünen Heinrich' danke ich herzlichst. Bisher habe ich aber erst die ersten zwanzig Bogen, die aber gerade hinreichen, mich nach dem Genusse des Ganzen lechzen zu machen. Es ist mir innig wohlthuend gewesen, in dieser geräuschvollen Zeit wieder einmal ein stilles liebes Romanleben mit durchleben zu dürfen" u. s. w.

[2]) Hettner an Keller a. a. O.: „Diese Studien (die Aushängebogen der Schrift „Das moderne Drama") habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein theuerster Freund. Es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es wohl Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde."

treffliche Geschichte von dem übel berathenen Rocke, welche Sie mir zu Gemüthe führen, läßt mich der Ueberzeugung leben, daß auch Sie nicht bloß aus äußerlicher oder innerlicher Freundlichkeit ein so ehrendes Zutrauen in mein Raisonnement, sowie das vorläufige Lob des „Grünen Henri" aussprechen [1]). Doch schließt dies keineswegs aus, daß Sie dennoch meine Kräfte überschätzen könnten, und ich werde daher meine allfälligen Bemerkungen über Ihre Studien zugleich mit einer Selbstkritik begleiten, damit Sie gleich sehen, daß selbige nicht etwa apodiktisch sein sollen.

Ihre Zweifel an der inneren Berechtigung Ihrer Arbeit sind insofern ganz in der Ordnung, als sie beweisen, daß es Ihnen ernst mit der Sache ist, und daß Sie eine wahre Pietät für Ihren Gegenstand empfinden. Dies festgestellt, dürfen Sie dann aber auch um so überzeugter sein von der Berechtigung und dem Willkommensein des Buches; denn wo rechtes Streben und lebendiger Geist zusammenwirken, kann es keinen absoluten Irrthum geben. Ich, der ich mich einstweilen noch, bis auf weitere vielleicht eintreffende Enttäuschung, für einen Producenten und Experimentator halten möchte, muß Ihnen offen gestehen, daß ich bisher noch keine dramaturgische Arbeit, sei es von Rötscher oder von immer wem, gelesen habe, ohne etwas daraus gelernt zu haben, wenn ich auch über den concreten Fall nicht einig mit dem Philosophen war. Selbst in dem von Schiefheiten wimmelnden dicken Buche des Herrn Gervinus [2]) habe ich eine reichliche Ausbeute an Anregungen zum Weiterspinnen gemacht. Um wie viel mehr darf sich also die Classe der Lernbegierigen und Lebensfrohen, welche ich mit repräsentire, von Ihnen versprechen, der Sie ja unsern anerkannten Bedürfnissen und Grundsätzen sowie dem Leben der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft unendlich näher stehen, als alle jene Herren. Doch abgesehen von allen Eventualitäten, sage ich Ihnen mit aufrichtigem Ernste, daß Ihr Buch, nach dem, was ich von *Ihnen* weiß und von *Anderen* täglich lese, das Beste und Bedeutendste sein wird, was in neuerer Zeit geschrieben wurde, und daß ich mir eine äußerst wohlthuende Wirkung davon verspreche, in jedem Fall.

Bei aller inneren Wahrheit reichen für unser jetziges Bedürfniß, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten classischen Documente nicht mehr aus, und ich glaube keine crasse Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessingische Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Götze. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls classischen Erfahrungen und Beobachtungen von Goethe, Schiller und Tieck. Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den riesenschnellen Verfall der alten Welt.

Es verhält sich ja ebenso mit den Meisterdichtungen Goethe's und Schiller's. Es ist der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene classischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr

[1]) Hettner bat Keller um ein rücksichtsloses Urtheil über die Studien, damit er nicht wieder vor der Welt bloßgestellt würde, wie es ihm jüngst mit einem Rock gegangen, den er auf Anrathen eines Freundes gekauft habe.

[2]) Shakespeare.

nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Classiker lagen, und ebenso einige ausschließen, welche in demselben seiner Zeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße daher jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleich bleiben muß, ist das Streben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten, vorleuchten *Was* aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.

Was die künftige politische Comödie und ihr wahrscheinliches Hervorgehen aus der jetzigen Localposse betrifft, so glaube ich Ihnen schon im vergangenen Jahre etwas darüber gemeldet zu haben[1]). Ich weiß daher nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, wenn ich Ihnen meine Ansichten und Vermuthungen unmaßgeblich mittheile. Gerade dies ist ein Gegenstand, ein Gebiet, in welches die Classiker vor fünfzig Jahren noch keine Aussichten hatten, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form, als die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das Beste und Herrlichste ist: das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung *selbst geschaffen* nach ihrem Bedürfnisse; sie ist kein Product literarhistorischer Experimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes und Aehnliches. Gerade deswegen wird vielleicht ihre Bedeutung von den gelehrten Herren ignorirt, bis sie ihnen fertig und gewappnet, wie die junge Pallas, vor Augen steht.

In der gegenwärtigen Beschaffenheit der Possen ragen vorzüglich zwei wichtige Momente hervor. Das eine ist die freie Willkür in der Oekonomie und die Allegorisirung politischer und moralischer Begriffe, aber in durchaus unseren Zuständen homogener Weise und nicht wie es z. B. Platen in blinder Nachahmung gethan hat. Dadurch wird der für die politische Comödie durchaus nöthige göttliche Unsinn und unbeschränkte Muthwillen wieder hergestellt. Das andere Moment ist die Verbindung der Musik mit der Dichtung in den Couplets. Diese hat, wenigstens in ihrer jetzigen Bedeutung, das Wiener Volk mit seinen obscuren Possendichtern erfunden und der Bühne geschenkt, und es ist weiter nichts dazu zu thun, als reinere Poesie und ein tüchtiger Inhalt, welches übrigens für das Ganze ebenfalls gilt.

Die Weihe der Poesie wird von wahren Dichtern, welche den Willen und das Bedürfniß des Volkes darzustellen im Stande sein werden, gebracht werden und sicher nicht ausbleiben, wenn der tüchtige Inhalt durch die *Geschichte*

[1]) Die folgende Stelle hat Hettner in seinem „Modernen Drama", S. 177, ebenfalls fast wörtlich abgedruckt.

verschafft wird. Gegenwärtig reitet man immer auf dem Philister und seiner Misère herum, welches eben kein poetischer Stoff ist, und auf den Erbärmlichkeiten der jetzigen Politik, insofern die Polizei es erlaubt. Das ist schon lohnender; jedoch wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staatsmänner und andere Träger der Cultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Conflicte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben. Denn im Theater über einen Lumpenhund zu lachen, ist nichts Erbauliches; erst wenn wirklich große, aber einseitige Staatsmänner, großartige Dummheiten ganzer Völker, edle Philosophen, die sich in irgend ein Paradoxon hineingeritten haben, Gegenstand des dramatischen Spottes werden, wird auch die Posse eine edlere Natur annehmen können und müssen.

Inzwischen ist es immerhin schon ein bedeutendes Schauspiel, die Bevölkerung einer so pfiffigen Weltstadt, wie Berlin, vor der Bühne versammelt und dem muthwilligen Schauspieler, der ihr seine Anspielungen mit wehmüthiger Laune vorsingt, eifrigst lauschen und zujubeln zu sehen.

Bemerkenswerth ist auch, daß die Kunst der komischen Darstellung der Dichtung weit vorausgeschritten ist und bereits schon jetzt für eine classische Comödie beinahe fertig und reif wäre, während in der Tragödie die Darstellung fast ebenso weit hinter den Dichtungen, die wir besitzen, zurückgeblieben ist. Vorzüglich beim Vortrage der Couplets, welche die jeweilige Kritik der Tagesmisère des politischen und moralischen Unfuges enthalten, excelliren die Komiker. Sie machen wunderliche und höchst muthwillige Gesten und Sprünge dazu, meistens zwei zusammen; das Werfen der belebten Beine gibt der Satire noch Nachdruck, während das Orchester bei und nach den Refrains durch brummige Paukenschläge, durch einen schrillen Pfeifentriller oder einen lächerlichen Strich auf der Baßgeige den Eindruck noch erhöht und das Gelächter vermehrt. Ich habe lebhaft mitgefühlt, wie in solchen Momenten das arme Volk und der an sich selbst verzweifelnde Philister Genugthuung findet für angethane Unbill, ja wie solche leichte Lufthiebe tiefer dringen und nachhaltiger zu wirken vermögen, als manche Kammerrede. Ich führe die Einzelheiten der Darstellung, vorzüglich die Mimik und die Musik, nur deßwegen an, damit Sie sehen, wie auch hierin ein wichtiger Lebenskeim für die Zukunft liegt: denn sie bedingen ein inniges Zusammenwirken des Dichters mit den anderen Bühnenkünsten und ein Eingehen desselben in die lebendigen Gebräuche. Er wird sich vor unplastischen und unsingbaren Phantasieen hüten müssen, während diese lustigen Schnurren ihm neue Ideen und einen kräftigen Ton angeben werden.

Die Natur dieser Comödie bedingt es ferner, daß Vieles in Uebereinkunft mit dem ganzen Personal der Bühne und nach den momentanen Vorkommnissen und Stimmungen der Oeffentlichkeit eingerichtet werden muß, und daraus wird wieder etwas Lebendiges und Wahres entstehen. Denn es ist eine Lüge, was die literarischen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen poetischen bleibenden Werth hätten.

In Berlin ist es der Dichter Kalisch, welcher das für jetzt Bestmögliche leistet. Seine Sachen werden auf dem Königstädtischen Theater gegeben; allein, wie gesagt, der Inhalt ist halt noch nicht viel werth.

Nun noch einige Worte über den „Henri vert". Ich habe bei diesem Unglücklichen das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeschichte zum Inhalt des ersten Theiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen, und zwar so, wie es mir selbst auch hätte passiren können, wenn ich mich nicht zusammengenommen hätte. Es kommt nun Alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen sei, das Gewöhnliche und Jedem Naheliegende darzustellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu sein; und dies ist es, was ich mir vorgeworfen zu sehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjectivität diese Jugendgeschichte einzufügen, weil sie die meinige ist, sondern obgleich sie es ist, und stellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich selbst mir objectiv zu machen und ein Exempel zu statuiren. Deßnahen ließ ich auch Alles weg, was nicht charakteristisch für den Endzweck des Buches ist.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einestheils zu zeigen, wie wenig Garantieen auch ein aufgeklärter und freier Staat, wie der Zürcher'sche, für die sichere Erziehung des Einzelnen darbiete heut zu Tage noch, wenn diese Garantieen nicht schon in der Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden sind; und anderntheils den psychischen Proceß in einem reich angelegten Gemüthe nachzuweisen, welches mit der sentimental-rationellen Religiosität des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre nothwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zu Grunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Theiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Theil auf äußeres und inneres Erlebniß gegründet, noch weit bedenklicher als die Jugendgeschichte; und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das specifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eclat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden. Allein gerade bei dem ersten Theil ist es mir höchst unangenehm, daß Sie nur die Hälfte davon gelesen haben, indem derselbe zu seiner Ehrenrettung durchaus abgerundet sein muß. Haben Sie die Güte, mir nach Ihrer Ankunft in Jena bald Ihre Adresse zu schreiben, damit Sie dann das ganze Buch erhalten können!

Meine verehrte Gönnerin, die Frau Professor Hettner, bitte ich, bis dahin auch noch für den Heinrich wohlgesinnt zu bleiben; er wird sich bald genug schlecht aufführen und dann ihrer Gnade vielleicht verlustig werden.

Ihr immer gleicher

Gottfr. Keller.

15. An Wilhelm Baumgartner.

Berlin, den 27. März 1851.

Lieber Freund!

Ich danke Dir sehrest für Deinen freundlichen Brief, welcher mich in doppelter Weise überrascht hat. Erstens war er ein anmuthiger Vorbote eines Briefes von Alfred Escher und riß mich um einen Tag früher aus der Ungewißheit über die fünfhundert Landsmänner, welche mir unsere Patriarchen wieder votirten. Ich hatte Escher bloß angefragt, ob er meine, daß ich den Staat noch einmal anpumpen könne, und erwartete erst eine Antwort hierüber. Statt dessen stellte er aber sogleich den Antrag und realisirte die Sache. Es fängt aber doch an, mich zu geniren, da ich einen alten und seltsamen Stipendiaten vorstelle, und es bei unsern kleinen und knappen Verhältnissen noch nie vorkam, daß man einen im Alter schon vorgerückten Kunstmenschen reisen ließ.

Zweitens hat mich Dein Brief auch sonst aufgeheitert, und ich sehe nun ein, daß ich mit meinen misanthropischen Grillen im Unrechte war. Es war indessen nicht sowohl Deine Faulheit im Schreiben, welche ich an mir selbst genugsam kenne, als andere Zeichen, aus welchen ich eine Erkältung zu erkennen glaubte. So als z. B. der junge Boßhard vom Café litéraire nach Berlin kam, ich ihn angelegentlich nach allen Stammgästen und Freunden fragte, und er auch nicht von Einem einen Gruß an mich zu bestellen hatte. Ich setzte nämlich voraus, daß sowohl seine Reise als meine Anwesenheit in Berlin bekannt wären. Indessen habe ich wirklich einige bittere Erfahrungen gemacht, doch glücklicherweise nur an Leuten, bei denen es sich verschmerzen läßt. Dann habe ich auch den eigenthümlichen Unstern, daß man mir oft Vorwürfe über den Mangel an Nachrichten macht und mit einem kleinen, mageren Briefe einen großen und dicken von mir herauslockt, in welchem ich ganz gemüthlich krakehle wie ein Kind. Wenn man aber die Beute hat, so läßt man mich säuberlich wieder sitzen und gibt seinerseits kein Lebenszeichen mehr. Doch genug hievon. Du und Ruff[1]), welcher mir letzthin auch geschrieben hat, haben sich von aller Sünde gereinigt, und ich ermahne Euch nur zu fernerem Wohlverhalten, als zu welchem ich mich hiermit auch verpflichte, da ein vernünftiges Wort zwischen alten Freunden am Ende das Beste ist im Wechsel des Lebens, und ich leider noch einige Zeit fern bleiben muß. Dabei müßt Ihr bedenken, daß derjenige, welcher allein in der Welt herumfährt, weit schlimmer daran ist, als die, welche gemächlich zu Hause sitzen und die Köpfe zusammenstecken können.

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegentheil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist werthvoller und intensiver, der Tod

[1]) Talentvoller Züricher Kupferstecher und Aquarellist.

ernster, bedenklicher, und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wenn das einmal Bedürfniß ist, als für die Unsterblichkeit und so fort, und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen im Stande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und Jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen completen Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich thun, sobald sie über dem Rubikon sind. Es mag Manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studirt hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottsnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Todt ist todt! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntniß kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen. Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes, glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden, als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird um so reiner und consequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen.

Mein alter unsterblicher Roman, „Der grüne Heinrich", ist endlich so weit gediehen, daß der erste Band gedruckt ist. Ich weiß noch nicht bestimmt, ob ich aus dem Reste einen oder zwei Bände machen werde, ob also das Ganze zwei- oder dreibändig sein wird; dies wird sich jedoch nächstens während des Druckes entscheiden. Ich habe nur selten an dem Buche, welches indessen ein ganz anderes, als das ursprünglich angelegte, geworden ist, geschrieben, da ich auch in Rücksicht auf Staatsunterstützungen etwas lernen mußte und vorzüglich auch dramaturgischen Studien und Projecten nachhing. Der Verleger behauptet nun, die Versendung für diese Ostern sei nun wieder verspätet, und müsse man den Herbst abwarten. Indessen werde ich jedenfalls bald Exemplare nach Hause und an anderweitige Freunde befördern. Einen Band Gedichte, den er schon seit Neujahr in Händen hat und dessen erste sechs Bogen auch gedruckt sind, läßt er nun ebenfalls liegen; wahrscheinlich weil er beide Opera

zusammen verbreiten will. Dies ist ärgerlich; indessen hat er mir das Honorar bezahlt, und ist selbiges in diesem verdammten Sandhaufen Berlin schon spurlos versiegt. Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Producte, wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiß aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbach'schen „Muggen" deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast, es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, daß man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht hierüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen!

September 1851.

Endlich, nach halbjährigem Unterbruch, will ich doch an die Beendigung dieses Briefes gehen und das alte Blatt beibehalten, obgleich der Inhalt desselben nun theilweise überlebt ist. Ich glaubte dazumal, um diese Zeit selber wieder unter Euch zu wandeln und gelegentlich einen Schoppen mitzutrinken; allein meine Verbannung von der Heimath wird noch einige Monate andauern und zwar so, daß ich den Tag der Heimkehr noch gar nicht bestimmen kann. Denn ich möchte nicht nur einen etwelchen Erfolg als Resultat der gehabten Kosten mit nach Hause bringen; sondern ich muß auch trachten, mit demselben etwas klingende Bewaffnung zusammenzuraffen, um nicht während meines ersten Aufenthaltes in Zürich gleich wieder mich so miserabel und geldlos umherzutreiben. Dies Alles hoffe ich durch meine dramatischen Arbeiten zu bezwecken. Ich habe erst in den letzten Monaten einige gute Bekanntschaften gemacht, durch welche ich leicht an den jetzigen Intendanten der königl. Bühnen gelangen kann. Meine neuen Freunde wollen ihm ein Lustspiel [1]) von mir, das nächstens fertig sein wird, octroyiren, und wenn es einigermaßen stichhaltig ist, so wird die Aufführung im Schauspielhause nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, zumal das wunderliche Lesecomité des Professor Rötscher und Consorten, an welches ich früher zu gelangen dachte, nun umgangen wird; denn der neue Intendant hat den Constitutionalismus als ehemaliger Gardelieutenant abgeschafft. Ein zweites Lustspiel [2]) ist schon angelegt; dagegen ein Trauerspiel, das ich früher großentheils fertig hatte, zurückgestellt, da man mit Lustspielen für jetzt besser ankommt. Habe ich mich einmal durchgebissen, so werde ich schon meinen eigenen Weg gehen und meine ernsteren dramaturgischen Studien anwenden. Die Noth lehrt Einen leider klug sein! Doch bitte ich Dich, diese Projecte und Aussichten einstweilen noch zu verschweigen, da ich nicht immer Lärm schlagen mag, ehe die alten Schüsse einmal aus der Flinte sind. Roman und Gedichte, beide schwach und für euch schon überlebt, werden im October verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so nothwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur anderen verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel gehen! Ich schaue nur noch vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verstand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuschlagen, was

[1]) „Jedem das Seine".
[2]) „Die Rothen".

möglich ist, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke herauszusalviren.

Wenn ich in Berlin mit einem Stücke reussire, so bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meisten kleineren Theater maßgebend ist. Doch habe ich noch eine kritische Zeit bis dahin durchzuwaten; besonders da das Eingangs dieses Briefes empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht ist. Doch thut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, so werde ich mich freuen, eine gute Zeit an Wind und Wetter gestanden zu haben. Denn meine Maxime ist geworden: Wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten. An sonstigen leidenschaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies Alles hat mich vor dem geistigen Philisterthume bewahrt, welches Manchem näher sitzt, als er glaubt, und mich wenigstens schon ganz artig umsponnen hatte.

Richard Wagner habe ich schon in Heidelberg in seinen ersten Schriften kennen gelernt und seither Alles mit großem Interesse verfolgt, was ich von ihm erfuhr, z. B. den Aufsatz von Liszt über ihn. Sein Schriftchen über „Ein Theater in Zürich" habe ich mir kommen lassen und mit Freuden gelesen; und obgleich es leider zunächst nicht viel Folgen haben wird, so hat es doch meine schon früher gefaßte Hoffnung bestärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutschland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hause nicht ganz abgeschnitten sei, sondern ein Feld zur Wirksamkeit in vaterländischer Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Consequenzen von Wagner's Ideen über die Kunst der Zukunft. Es versteht sich allerdings, daß alle Künste, dereinst noch in größerer Harmonie, als jetzt, im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Masse, das Volk selbst, sich betheiligen und selbst verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfniß individueller Virtuosität im Einzelnen bestehen bleiben: das lyrische Gedicht, das Staffeleibild (mit Kupferstich u. s. w.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten und vorhandenen Gemüthslage und Fähigkeit. Ueberdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers sowie die ganze Gestalt etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet. Indessen die Historienmalerei ist immerhin preiszugeben, insofern sie nach bisherigem Usus nur arrangirte Scenen darstellt, die allerdings eher dem Theater anheimfallen.

Ich ersehe aus Deinem Briefe, den ich wieder hervorgesucht, daß Du behaglich und sicher gestellt bist und lebst. Um so eher wünsche ich, daß nun auch bald die Erfüllung Deiner höheren Interessen hinzutritt. Kann Dir denn Herr Wagner nicht zu deutschen Verlegern helfen? Ich habe in Berlin die Gelegenheit benutzt und habe viele Concerte besucht; allein mein musikalisches Urtheil ist noch ziemlich auf dem alten Punkte, da ich seither keinen Umgang

mit Musikern hatte. Hingegen bildende Künstler lernte ich sehr tüchtige kennen und erfreue mich ihres Umganges. Die Oper mußte ich leider vernachlässigen, da ich mein Geld auf den häufigen Besuch des Schauspieles verwenden muß; so habe ich weder den „Propheten" noch irgend ein andres Stück der Neuzeit gesehen und beschränkte mich darauf, die berühmtesten alten Sachen von Gluck und Mozart kennen zu lernen. Im Schauspiel aber habe ich, begünstigt durch die Marotten der hiesigen Herren, der Reihe nach alle Dichtungen von Shakespeare, Goethe, Schiller, und viel französisches Lustspiel aufführen gesehen, was meiner Erfahrung zu Gute kam, so wie ich ausgezeichnete Gäste sah, und mit der Rachel, die zweimal hier war, das französische Wesen und zugleich eine geniale Gestalt studiren konnte. Die Berliner Schauspieler sind ohne Genie und bewegen sich, mit seltenen Ausnahmen, in langweilig anständiger Mittelmäßigkeit. Doch sind sie in der Comödie noch ganz gut gebräuchlich. Es ist mir von der Intendanz erst jetzt ein Freibillet angeboten worden, als einem strebenden Jüngling; allein ich nahm es nicht mehr an, da ich doch öfters hingehen müßte und ich grade jetzt nicht mehr Zeit habe und mit meinen eigenen Producten zu sehr beschäftigt bin. Ich habe eine mäßige Reihe von Stoffen, sowohl komische wie tragische, die ich durchführen will. Doch sind diese Sachen nicht das, was ich für das Absolute, auch in Hinsicht meiner persönlichen Verhältnisse, halte; vielmehr betrachte ich sie für eine Uebergangsthätigkeit oder einen Anfang, da einerseits ich selbst noch nicht bei der höchsten Erfahrung, deren ich mich fähig glaube, angelangt bin, und man andererseits nicht wissen kann, welche Forderungen die kommenden Jahre durch ihre geschichtliche wie wissenschaftliche Entwicklung, beide nicht vorauszusehen, aufstellen werden. Inzwischen habe ich mir die größte Einfachheit und Klarheit zum Princip gemacht; keine Intrigue und Verwicklung, kein Zufall und so fort; sondern das reine Aufeinanderwirken menschlicher Leidenschaften und innerlich nothwendige Conflicte; dabei möglichst vollkommene Uebersicht und Voraussicht des Zuschauers alles dessen, was kommt und wie es kommt; denn nur hierin besteht ein wahrer und edler Genuß für ihn.

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn das Volk ist mir zuwider. Im Winter frequentirte ich einige Cirkel, z. B. den der Fanny Lewald, fand aber das Treiben und Gebahren der Leute so unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen gibt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräusch machen; sowie auch überhaupt hier Einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutschlands nicht hat. Ein reger geistiger Verkehr, mag er noch so verkehrt sein, regt den Einzelnen immer vortheilhaft an. Doch sehne ich mich recht herzlich einmal nach Hause und wünsche Berlin zum Teufel. Besonders die vielen Festtage des vergangenen Sommers im Vaterlande haben mir oft Heimweh gemacht. — — —

Ich lege einige Fetzen der Gedichte bei, die gerade bei der Hand sind. Doch wie gesagt, es sind alte Sachen, und ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Literat geworden als dort ersichtlich. Ich mußte die frühere Gedankenlosigkeit und Faulheit büßen, besonders die Zeit, die ich

in Zürich verlümmelt habe. Doch war auch meine Isolirung viel Schuld; denn es galt in Zürich nicht für guten Ton, literarische und poetische Bestrebungen gründlich und wohlwollend zu durchsprechen. — — —

Noch habe ich eine Bitte an Dich, insofern es angeht, was ich Deinem Urtheile anheimstelle. Man hat mir von Jena aus geschrieben[1]), daß Heinrich Simon, der Exreichsregent, das Bürgerrecht in unserem Kanton erwerben möchte, und daß derselbe es zu seinen Zwecken nützlich erachte, wenn entweder in der Presse oder bei der Regierung es gelegentlich gesagt würde, daß er in seiner Heimath als ein durchaus ehrenfester und unbescholtener Charakter geachtet sei. Ich wurde ersucht, meinerseits auch so viel möglich dahin zu wirken. Ich kann nun allerdings, so weit und viel ich hier höre, bestätigen, daß Simon in seinem bisherigen Vaterlande der größten Achtung genoß. Vielleicht kannst Du dem Freund Spyri[2]) es beibringen, daß er, im Fall Simon's Bewerbung zur Sprache kommen sollte, in seiner Zeitung irgend eine Bemerkung oder Phrase beifügt, was er vielleicht um so eher thäte, als er sich immer nobel in der Flüchtlingsfrage gezeigt hat. Er könnte nur sagen: „Wie wir hören, oder so viel bekannt, wäre Herr Simon ein durchaus ꝛc. ꝛc." So weit habe ich nun meiner Verpflichtung gegen die Jenenser Freunde genügt und damit basta! — — Wenn Du trotz meiner Felonie mir doch wieder schreiben willst, so thue es bald, da ich nicht weiß, wie lange ich noch in meiner jetzigen Wohnung oder überhaupt in Berlin bleibe!

Mit tausend Grüßen

Dein alter Gottfried Keller.

16. An Hermann Hettner.

Berlin, den 18. September 1851.

Lieber Hettner!

Vorerst wünsche ich Ihnen und Ihrer geehrten Frau Gemahlin herzlich Glück zu der abermaligen Bereicherung Ihres Hauses und um so mehr, da es ein glückverheißender Stammhalter ist[3]). Die altherkömmlichen und einfachen Namen, die Sie Ihren Nachkommen geben, erquicken Einen besonders in Berlin, wo in den Theecirkeln, wenn von den Kindern der Geheimräthe die Rede ist, die Luft von lauter Hulda's, Ottomar's und Tankreden geschwängert ist. Amalien und Emilien sind hier bereits dem untersten Proletariat angewiesen; Beatrix und Lothar halten sich noch mit Mühe im Mittelstande.

Den Aufsatz über Bachmayr habe ich nach Ihrer Anleitung Herrn von Rochau zugeschickt, und er ist gestern mit einigen ärgerlichen Druckfehlern er-

---

[1]) Hettner fragte bei G. Keller am 12. September 1851 an, ob er dem Reichsregenten Heinrich Simon, der im Canton Zürich lebe, das dortige Bürgerrecht vermitteln könne.

[2]) Bernhard Spyri, Gatte der bekannten Schriftstellerin Johanna, damals Redacteur der „Eidgenössischen Zeitung", später Stadtschreiber von Zürich.

[3]) Felix Hettner.

schienen[1]). Uebrigens ist es ein flüchtig gemachter Auszug der größeren früheren Arbeit, die ich in ihrem Umfange nicht der „Constitutionellen Zeitung" übergeben konnte.

Ich denke, Sie sind jetzt aus dem Walde zurück, und hoffe, daß Sie viel Heiteres und Gutes erlebt haben[2]). Hoffentlich werden Sie ungeachtet Herrn von Rochau's Entfernung von Berlin doch noch hieher kommen. Ich bin immer zu Ihrer Disposition, doch, da es Ihnen nichts verschlägt, in der ersten und zweiten Woche des October noch freier, als im September.

Mein Lustspiel betreffend, hat sich seither noch ein zweites hinzugefunden; Stoff und Plan sind aber ganz einfach und harmlos und besser zu mündlicher Mittheilung geeignet[3]).

Inzwischen mache ich einige historische Studien zu einem Trauerspiele; denn ich möchte mich so einrichten, daß es mit nächstem Neujahr rasch nach einander losgeht, da ich von der Zweckmäßigkeit frisch fortgesetzter Production in mehrfacher Hinsicht überzeugt bin. Deßnahen benutze ich die bisherige Bärenhäuterei noch zu mehrfacher Vorbereitung.

Ich freue mich sehr auf Ihr Buch und werde sogleich eine Anzeige schreiben. Was die Erwähnung meines geringen Namens betrifft, so ist dieselbe bedenklich[4]); doch vorausgesetzt, daß Sie die Haltbarkeit meiner brieflichen Expectorationen gewiß wohl erwogen und dieselben, wo es nöthig, purificirt haben, mag die Sache immerhin bleiben, da man, offen und ehrlich gesagt, nicht wissen kann, welchem einflußreichen Esel da oder dort dergleichen nützlich in die Nase sticht. Doch werden Sie sich auf einiges Nasenrümpfen gefaßt zu machen haben, wenn Sie, nebst Ihren durchgreifenden Untersuchungen und Urtheilen, mit so obscuren Leuten aufmarschirt kommen, wie Bachmayr und ich sind. Dieser Letztere dürfte übrigens bald etwas Neues hören lassen; denn er wird nicht wohl abwarten können, bis das alte Stück durchgedrungen. Die hiesigen Kerle haben ihm ja gesagt, er möchte ihnen bald was Anderes vorlegen. Warum nimmt er sie nicht beim Wort? Statt dessen kaut er immer noch am Mißgeschick seines „Tranks der Vergessenheit" herum und belauert den trügerischen Barometer der Zeitungsrecensionen.

Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen[5]) ausgeheckt, welche farbenreich und sinnlich, und reinlich und bedächtig geschrieben, in einem Bändchen vereinigt, den schlechten Eindruck verwischen sollen, den mein formloser und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird.

---

[1]) Dieser Aufsatz von G. Keller über Bachmayr's „Trank der Vergessenheit" erschien in der „Constitutionellen Zeitung" vom 19. September, und steht nun auch in den Nachgelassenen Schriften, S. 165 ff.

[2]) Hettner hatte im August Keller zu einem Ausflug in den Thüringer Wald eingeladen.

[3]) Hettner an Keller 29. August 1851: „Der Gedanke, daß Sie frisch und lustig produciren und nächsten Winter auf dem Berliner Theaterzettel prangen, tröstet mich. Sorgen Sie nun aber auch wirklich dafür, daß das Alles schnell von statten geht. Man muß das Eisen schmieden, so lang es noch warm ist. Aber warum sind Sie denn so karg und lassen mich nicht einmal Stoff und Titel Ihres neuen Lustspiels wissen?"

[4]) Beim Abdruck der Keller'schen Briefstellen in Hettner's „Modernen Drama".

[5]) Unausgeführter Plan.

Also auf Wiedersehen! Ich empfehle mich ergebenst grüßend Ihrer Frau Hettner, der lieben Elisabeth und dem Felix.

Ihr alter Gottfried Keller.

Berlin, den 28. December 1851.

Während eines Briefes an die Mutter, nachdem ich anderthalb Jahre nicht geschrieben:

Ich schmiede Verse, schreibe Bücher,
Ich schreibe Wochen, Monden lang,
Laß' Helden große Worte sprechen:
Stets gibt die Schelle ihren Klang.

Ich schreibe an gelehrte Freunde,
An zier- und geistbegabte Frau'n,
An lebensfrohe Witzgenossen;
Weiß Alle leichtlich zu erbau'n.

Nur wenn ich an die ungelehrte
Und arme Mutter schreiben will,
Steht meiner Thorheit fert'ge Feder
Auf dem Papiere zagend still.

Da gilt es erstlich, groß zu schreiben
Und deutlich für das Mutterauge,
Daß für das alternd thränenblöde
Des Söhnleins Schrift zum Lesen tauge.

Und dann — o welche schmerzenvolle
Und schwere Kunst! — das Wort zu wählen,
Das schlichte Wort, das Hoffnung spendet
Und wahr ist mitten im Verhehlen!

O wie gesteh' ich all' mein Fehlen
Und tödte ihren Glauben nicht?
Soll ich voll List den Trotz'gen spielen,
Zu locken ihre Zuversicht?

Brech' ich die alte, schlichte Weise
Und nehme heißes Schmeichelwort,
Das ich so gerne spräche? Aber
Scheucht das nicht ihr Vertrauen fort?

Schreib' ich in glänzenden Gedanken,
In reicher Hoffnung Lenzgefühl?
Wähl' ich der Demuth enge Schranken
O, immer bleibt's ein trüglich Spiel!

Wähl' ich Papier und Siegel köstlich?
Verletzt sie die Behaglichkeit?
Schrieb' ich an eine blasse Fürstin,
Wie klein wär' die Verlegenheit!

Laß ich sie trüglich Wohlstand ahnen,
Um ihrem Herzen wohl zu thun?
Thu' ich das Gegentheil, damit sie
Nicht *meinem* müsse Unrecht thun?

Mich hat die Welt so oft betrogen,
So oft trog ich mein Mütterlein;
Die Welt gebiert stets neue Formeln,
Mir aber fällt bald nichts mehr ein.

Hemmt euren Lauf, geschwätz'ge Reime,
Die ihr mich meiner Pflicht entzieht! —
Bald lern' ich nun gefühlvoll dichten:
In Thränen schrieb ich dieses Lied.

17. An Wilhelm Baumgartner.

Berlin, den 7. Mai 1852.

Lieber Baumgartner!

Obgleich Du meinen letzten Brief noch nicht vergolten hast, so veranlassen mich doch die Umstände, das stolze Gerechtigkeitsgefühl bei Seite zu setzen und Dich mit gegenwärtigen Zeilen zu belasten. Ich habe dieser Tage, durch die Noth gedrängt, um ein nochmaliges Halbjahrsviaticum an Alfred Escher geschrieben; da dieser Schritt aber nun in der That auffällig und sein Erfolg sehr zweifelhaft sein dürfte rücksichtlich meiner zögernden und obscuren Bahn seit einigen Jahren, auch rücksichtlich des schon Empfangenen und der Ausnahmsstellung, die ich inne habe, so möchte ich Dir, da Dein Freund Sulzer nun Selbstregent ist und, so viel ich mich zu entsinnen glaube, auch im Erziehungsrathe sitzt, zu seinen Handen einige rechtfertigende Andeutungen (so weit das möglich ist) mittheilen, welche je nach Deinem Befinden und der momentanen vertraulichen Stellung zu Sulzer ich Dich zu verwenden bitte. Ich ziehe das einem förmlichen Schreiben an Sulzer vor.

Zuerst muß ich versichern, daß die Aufführung eines Stückes, dem bald mehrere nun hinlänglich vorbereitete, folgen sollen, durchaus nicht ausbleiben wird. Ich habe mich nun ziemlich orientirt und habe in keiner Beziehung Grund zur Entmuthigung, wenigstens im Hinblick auf die Thaten anderer Lebendiger, die gegenwärtig als Dramatiker gelten. Aber diese Orientirung oder dies Reifwerden war weit umständlicher, als ich es noch vor einem Jahre geträumt hatte. Am meisten Mühe kostete das Losmachen von der Stubenpoesie und den lyrischen Illusionen, um nur zur Gewandtheit eines praktischen Anfangs- und Uebergangsstücks zu gelangen. Dies habe ich auch an Herrn Escher geschrieben, nicht aber (weil ich es nicht für schicklich hielt) auch die Andeutung beigefügt, daß fortwährende ökonomische Noth mich an einem rascheren Fortschreiten gehindert und mir viele Zeit geraubt hat. Denn es schien mir nicht am Platze und höchst unangenehm, der wohlwollenden und generösen Behörde zu gestehen, daß bei der mißlichen Lage, in welcher ich schon von Zürich abgereist war, die jeweilig erhaltenen Summen immer zum Theil vorausgegessen waren und ich daher nie reinen Tisch hatte, wie die theologischen Stipendienjünglinge, welche meistens aus einem nicht gerade unbehaglichen Familienleben heraustreten und ein und anderen Mutterpfennig hinzufügen können. Ich habe zwar einige hundert Thaler Honorar ein-

genommen, welche ich während zwei Halbjahren, wo ich kein Stipendium bezog, und zur übrigen Aushülfe gebrauchte; allein in dem theuren Berlin hatte auch dies keinen erklecklichen Segen. Ich könnte mir zwar durch neue literarische Verpflichtungen wieder Aussicht auf Honorar machen und werde es später auch thun; allein für die nächste Zukunft würde mich dies wieder gänzlich von dem vorgesteckten Ziele abführen, ohne welches erreicht zu haben ich nun und nimmer heimkomme, so sehr ich mich auch nach der Heimath und einem stillen und gesammelten Arbeiten in derselben sehne. Aergerlicher Weise habe ich auch fast drei Monate durch Krankheit verloren, seit letztem Neujahr, und hüte diesen Augenblick in Folge eines Rückfalles das Zimmer. — —

Die politischen Kämpfe zu Hause machen mir viel zu schaffen, und sie erregen ein sehr lehrreiches Interesse. — — — Schreibe mir, was Ihr treibt, und grüße von mir, wer gegrüßt sein mag! Mit Vergnügen habe ich verschiedene Zeichen Deiner musikalischen Thätigkeit in den Zeitungen entdeckt und denke, Du werdest bald einen ordentlich runden Musikmeister vorstellen. Du kannst auch machen, daß Du jetzt bald einmal heirathest, Hänfling!

Also verbleibe ich, trotz Richard Wagner, Dein zum einseitigen musiklosen Worte verdammter Gottfried Keller.

18. An Wilhelm Baumgartner.

Berlin, Juli 1852.

Lieber Freund! Ich empfehle Dir angelegentlich als einen tüchtigen und respectablen jungen Mann, Herrn Adolph Hirsch[1]), der Philosophie Beflissenen und Erzieher bei Madame Piaget, der Schwester von Gustav Sigmund und von Herwegh's Frau. Er macht Gesundheits halber eine Schweizerreise, und wenn Du ihm während seines Aufenthaltes in Zürich gesellschaftlich an die Hand gehen kannst, so thue es!

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, Deinen letzten Brief, welcher mir willkommen war, mit einigen kurzen Worten zu erwidern. Besonders danke ich Herrn Sulzer für seine freundliche Gesinnung und Verwendung[2]). Ich habe allerdings an Herrn Escher's Brief gemerkt, daß ich mit meinem Gesuch nicht den besten Eindruck gemacht habe. Doch hoffe ich, denselben wieder auszuwischen. Ich muß nun durchaus die Geschichte hier zu Ende führen. Ich weiß wohl, daß ich von Zürich aus auch anknüpfen könnte; allein, da ich so lange hier gehockt, so wäre es Thorheit, noch kurz vorher wegzulaufen. Meine Gedichte sind sehr dünn und pauvre und ein verunglücktes Ding, wie es überhaupt mit meiner ganzen Lyrik gegangen ist, was ich genug habe büßen müssen durch dadurch entstandenes lotteriges Wesen, bis ich mich selbst wieder

---

[1]) Der bekannte Director der Sternwarte in Neuenburg.

[2]) Baumgartner an Keller 4. Juni 1852: „Sulzer [damals Finanzdirector] grüßt Dich herzlich (Du hast an ihm einen tüchtigen Vertreter im hohen Rathe der Götter gefunden) und ladet Dich ein, Deinen Thyrsusstab nur tüchtig zu schwingen, nicht bezweifelnd, daß bald der Lorbeer in dichten Ranken Dein Haupt bekränzen werde."

zurecht gefunden [1]). Ich bin aber froh, daß ich in Allem auf eigene Erfahrung zurückgeführt werde und gemachten Zuständen und Zufällen nichts zu verdanken habe. Jedoch bin ich gerade mit dem fremden Tadel nicht ganz einverstanden. „Von Weibern" halte ich für ganz erträglich; es sollen gerade keine Schilderungen der Leidenschaft, sondern bloß weiblicher Marotten und Schicksale sein, und auch dies nicht ausdrücklich, sondern leichte, wunderliche Klänge, von denen ich selbst nicht recht weiß, wie sie entstanden. Was Herwegh betrifft, so dürfte er am wenigsten im Stande sein, wahre Leidenschaft zu bezeichnen, da er nie welche gefühlt hat. Die Unsterblichkeitsfrage ist, abgesehen von meinen Reimereien, so poetisch wie jede andere, sobald sie mit einem wahren Gefühlsverlaufe verbunden ist. Wagner's neue Schriften werde ich studiren, sobald ich Gelegenheit dazu finde; denn abgesehen von der Zeit, ist es in dem intelligenten Berlin weit schwieriger, neue Bücher zu bekommen, ohne sie zu kaufen, als in Bülach oder Winterthur. Indessen habe ich vor der Hand genug zu thun mit der Rhythmik des menschlichen Gemüthes und der Metrik der Charaktere.

Was die Berliner Studenten von mir schwatzen zu Hause, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich nichts thue, dessen ich mich zu schämen brauche; ich bin immer der Gleiche [2]). Ich habe manchmal mit einigen gemüthlich gekneipt, da meine älteren Berliner Bekannten nur Butterbrot mit Weißbier genießen, und habe dann rückhaltlos meine gewöhnlichen hergebrachten Dummheiten gemacht; was nun da zu klatschen ist, weiß ich nicht. Wenn ich einmal wieder in Zürich bin, so wird man sich vielleicht eher über Zurückgezogenheit zu beklagen haben als über das Entgegengesetzte. Sonst gehe ich nur, mit Ausnahme Heußer's [3]), der auch ziemlich isolirt steht, mit einigen anständigen älteren Leuten um, bei denen ich mich unserer schweizerischen Unbefangenheit und Schlichtheit und Grobheit wegen, die nun einmal den besten Berlinern spanische Dörfer sind, gewaltig in Respect gesetzt habe.

Ich habe mit Vergnügen von dem Basler Fest gelesen; nur finde ich, daß diese Gesangs- und Musikfeste der Schweiz nachgerade zur bloßen Folie werden für die Witze des Herrn Schnyder von Wartensee, wenigstens in der Presse. Wahrscheinlich versendet er seine geistreichen Reden selbst überall hin [4]).

---

[1]) a. a. O.: „Deine Gedichte haben uns zum Theil sehr hohen Genuß bereitet; Sulzer wie ich findet, daß einzelne namentlich von bedeutendem Fortschritt in formeller Beziehung zeugen. Die Unsterblichkeitsfrage ist unpoetisch. „Von Weibern" hat Herwegh scharf hergenommen, wie ich mit ihm darüber sprach; er findet zu wenig wahre Leidenschaft, wahres Leben darin .... Herwegh ist noch hier und sieht Richard Wagner mitunter, der nicht ohne Einfluß auf ihn blieb; er beschäftigt sich in letzterer Zeit namentlich mit Metrik und Rhythmik."

[2]) Baumgartner an Keller: „Sei etwas vorsichtiger mit Deinen schweizerischen Berliner Bekannten ... sie schwatzen mitunter Unsinn vor Leuten, die nicht wissen, was sie davon halten sollen und Dich nicht so kennen wie wir."

[3]) Der jetzt in Amerika lebende Dr. Christian Heußer, ein Züricher Freund Keller's, auf den das Abschiedslied in den Gesammelten Gedichten, S. 193 geht.

[4]) Schnyder von Wartensee (vgl. G. Keller's Nachgel. Schriften, S. 23 ff.) war bei jenem Feste Kampfrichter und hielt seine übliche Festrede, diesmal über das Thema „Vox populi, vox dei".

Mein Roman wird nun bestimmt im October versendet werden. Er ist in formeller Beziehung zur ersten Hälfte verfehlt, da diese so lange schon da liegt; jedoch glaube ich, wird das Buch sich doch halten. Mein Verleger ist ein ordentlicher Kerl; er hat mir schon angeboten, meine Dramen behufs der Versendung als Manuscript unentgeltlich zu drucken, was eine große Erleichterung ist, wenn es einmal losgeht. Doch sage ich vorher, daß ich keinerlei pompöse und auffällige Geschichten zu Tage bringen werde; vielmehr werde ich mit einigen ganz einfachen, durchsichtigen und anspruchslosen Sachen anfangen; und erst später, wenn ich einmal Ruhe und Luft habe, werde ich mich von Neuem orientiren und solche Arbeiten versuchen, mit denen man „etwas will". Meine Jugend ist nun einmal zum Teufel, und ich habe mich schon in die Reihe derjenigen Menschen gestellt, welche erst mit dem Schwabenalter ihre rechte Bestimmung erreichen.

Es freut mich, daß es Dir wohl geht; ich habe letzthin eine Recension gelesen über Deine kleinen Lieder oder wie sie heißen, die in Leipzig herausgekommen. Rücke nun mit den anderen Sachen bald nach! Es thut mir leid, daß der Text meines Helvetialiedes, das Deine Studenten wahrscheinlich singen, ein bischen einfältiglich und kindlich ist. — — —

Was macht denn Flugy?[1]). Seinen „Cardenio" habe ich erst in Berlin recht verstehen lernen bei den Geheimrathstöchtern. Auch begriff ich nun seine Sehnsucht nach Berlin. Dieses hat sich aber durch die letzten vier Jahre gewaltig geändert, und ist nun bloß noch gemein und commun, und

„Goldne Kette, Glanz und süße Bildung,
Hold duftigst allerheiterst edle Phantasei
Sind all' verschwunden! ha! es war ein Trug!
Ade, du holder Stern!" —

Und so auch adieu! Dein alter G. Keller.

Ich bitte ernstlich, nicht an mir zu verzweifeln ꝛc.

19. An Hermann Hettner.

Berlin, den 15. October 1853.

Lieber Freund! Ihre freundlich besorgte Nachfrage[2]), welche mich wohlthuend berührte, obschon ich als Unkraut in keinerlei Gefahr schwebe, veranlaßt mich, Ihnen endlich den schuldigen Brief zu entrichten.

Vor Allem wünsche ich, daß sich die Gesundheitszustände in Ihrer lieben Familie gebessert haben. Sie sind ja dies Jahr ein ordentlicher Märtyrer geworden![3]) Daß es Ihnen am Meere gut erging und gut gefiel, freut mich. Ich bin nur neugierig, ob ich auch noch den Tag erlebe, wo ich wieder in eine vernünftige Gegend komme und entweder Meer oder Gebirg sehe. Die märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im Ganzen ist sie

[1]) Alfons von Flugi, Schweizer Dichter und Gelehrter. Sein „Cardenio", dramatische Dichtung, erschien 1848.

[2]) Ob Keller etwa von der in Berlin herrschenden Cholera ergriffen worden.

[3]) Im September hatte Hettner ein Töchterchen verloren.

doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf nehmen muß, um in den Sand hinein zu waten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproductiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domicilirt haben, und sie stimmen Alle ein und schimpfen wo möglich noch mehr als ich. Aber keiner weicht vom Fleck; lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen. Wie sehr werde ich mich sputen, wenn ich einmal kann! Denn ich fühle wohl, daß ich hier auch eintrocknen würde. Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen ordentlichen, fruchtbaren Gefühlswechsel und Ausdruck möglich macht. So kommen die Leute aus dem Rechten heraus, ohne zu wissen, wie es eigentlich zugegangen. Doch muß ich gestehen, daß für die eigentliche Gelehrtenwelt die Sache sich anders verhält und hier eine gute Luft zu sein scheint oder wenigstens einmal war.

Ein vorübergehender Aufenthalt hier hingegen ist jedenfalls auch für künstlerische und andere Seiltänzernaturen gut.

Den Roman der Lewald[1]) habe ich noch nicht gelesen und werde es schwerlich bald thun. Wie es scheint, will sie sich mit Gewalt zur Alleinherrscherin beider Geschlechter dies- und jenseits des Rheines erheben und womöglich die einzige Romanschreiberin ihrer Zeit sein. Den Robinson[2]) will ich sobald möglich lesen. Können Sie mir eine gute Uebersetzung bezeichnen?

Ich habe nun mit großer Freude Ihre Reiseskizzen[3]) gelesen und kann Sie versichern, daß ich lang kein so zweckmäßig geschriebenes und schönes Buch dieser Gattung gelesen habe. Bei Ihrer Construirung der alten Denkmäler mußte ich mich freilich als Lernender verhalten ganz und gar; aber auf wie angenehme, plastische und genußvolle Weise lernte ich! Bei den landschaftlichen Schilderungen haben Sie kein Wort zu viel und keines zu wenig gesagt, so daß gerade die rechte Vorstellung, Anregung und Sehnsucht nach dem Lande entsteht, und dies Maß ist, wie ich glaube, etwas sehr Glückliches und Seltenes, was nicht Alle oder vielmehr nur Wenige treffen. Es war bisher noch am meisten bei den geistreichen, eleganten Schriftstellern früherer Perioden zu finden und dürfte ungefähr dem Sinne der Alten selbst angemessen sein. Ich habe zufällig zugleich den Sophokles gelesen, und beide Lectüren haben sich aufs Schönste verschmolzen. Ich kann nicht begreifen, wie die Ansicht hat aufkommen können, welche erst Humboldt widerlegt hat, daß die Alten keinen Sinn für das Landschaftliche gehabt hätten. Sie brauchten ja nur ihre Götter zu nennen, so sah man Meer, Himmel und Gebirge vor sich; und wenn der Dichter den Helios über dies oder jenes Vorgebirge hervorkommen ließ, so war die Vorstellung aller Griechen, die die Localität kannten, gewiß keine

[1]) „Wandlungen". 1853.

[2]) Hettner hielt erst in Jena, später, März 1854, in Berlin den bekannten schönen Vortrag über Robinson und die Robinsonaden (1854 bei W. Hertz gedruckt).

[3]) Griechische Reiseskizzen.

bittere! Was braucht es da noch einen Feuerwerker wie Jean Paul oder einen Düftler wie Adalbert Stifter!

Ihre Schilderung des Menschlichen im jetzigen Griechenland ist ebenfalls trefflich; daß Sie wegen der russischen Geschichten mißverstanden wurden, lag an der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer lesenden und schwatzenden Gesellschaft, welche bloß ein vermeintliches Kennzeichen aufzuschnappen braucht, um in ihrer Faulheit dann die Sache einzuschachteln. So hat man Sie gleich zu Bruno Bauer gestellt, welcher auf absolute und positive Weise jetzt das Russenthum verkündet.

Ich schicke morgen die letzten Correcturen des dritten Bandes des „Grünen Heinrich" fort. Die drei Bände werden nun sofort versandt. Es ist mir wünschbarer, daß der vierte allein kommt, da er eigentlich das Buch der ursprünglichen Intention ist. Ich muß mich nun allerdings an Sie halten behufs der Besprechung, da ich hier Niemanden kenne, der gefällig genug wäre, etwas für mich zu thun. Wenn Sie daher eine Anzeige machen wollten, so würden Sie sehr viel dazu beitragen, daß ich bald aus der Patsche käme, indem meine Landsleute darauf lauern. Die „Augsburger Zeitung" ist dort der Barometer der Berühmtheit. Ich glaube gelesen zu haben, daß Sie über Tieck dort etwas geschrieben[1]), und nahm deßnahen an, Sie hätten sich mit den Pascha's in Augsburg ausgesöhnt. Wenn dem so ist, so würden Sie mir fast einen sicheren Erfolg im Geldpunkte verursachen, wenn Sie etwas hin prakticiren könnten. Versteht sich von selbst: ganz sachgemäß und kritisch; denn dies hilft selbst in jenem Punkte mehr als gewaltsames Lob, abgesehen von Anstand und Ehrlichkeit, an die wir uns halten wollen.

Ich kann jetzt endlich sagen, daß ich in ein continuirliches und ergiebiges Arbeiten hineingekommen bin, und denke mich binnen einem Vierteljahr herauszufressen. Das Romanzerogedicht[2]) werde ich auf Weihnachten nun doch allein herausgeben, da es in dem Gedichtbändchen nicht mehr Platz hatte, „weil die vorräthigen gepreßten und vergoldeten Pappdeckel zu eng seien". Das kommt von unserer Buchbinderpoesie. Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln. Vieweg hat vor zwei Jahren die starke Zahl von 1500 gedruckt mit der Bedingung, daß er nach einiger Zeit den Rest, der nicht verkauft sei, als zweite Auflage mit Vermehrung, die ich unentgeldlich liefern muß, versende. Die Auflage der Geibel ꝛc. sind nur 500 stark.

Etwas Possirliches ist mir mit meinem Jeremias Gotthelf passirt, den ich, wie Sie wissen, mir zum Dramatisiren aufgespart. Die Berliner sind jetzt plötzlich darüber hergefallen, Einer hat eine Oper gemacht, und X. will ein Lustspiel machen, das nach der Verhunzung, die er mir mittheilte, ganz wässerig wird. Ich war ganz verblüfft und verwundert über diese Trüffelhunde, die fortwährend das gute Material aufwühlen und es dann verhunzen[3]). Ich theilte ihm absichtlich mein Vorhaben mit und werde nichtsdestoweniger meinen Gedanken ausführen; denn es reizt mich nun, gerade darauf loszugehen und

[1]) Ludwig Tieck als Kritiker, neu gedruckt in Hettner's Kleinen Schriften, S. 513 ff.

[2]) „Der Apotheker von Chamounix."

[3]) Vgl. auch Nachgelassene Schriften, S. 163.

alle das Volk abzutakeln. Ich werde auch expreß eine „Agnes Bernauerin" machen und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attakiren.

Ein Bändchen Novellen ist ganz spielend entstanden, und Vieweg wird es wahrscheinlich mit dem vierten Band des Romans zusammen herausschicken. Nur fürchte ich, daß nun zu viel nacheinander kommt und ich den Anschein eines anmaßlichen Schmierers gewinne, da die Leute nicht wissen, wie langsam und jämmerlich es bei mir herging.

Ich werde Ihnen nächstens wegen des Romanes noch einmal schreiben und schließe daher für heute. Mit tausend Grüßen

Ihr G. Keller.

20. An Hermann Hettner.

Berlin, den 11. Februar 1854.

Lieber Freund! Da ich von Vieweg endlich Exemplare bekommen habe und aus erhaltenen Briefen ersehe, daß er auch anderswo nach meiner Anweisung welche versandt hat, so ersuche ich Sie, mir zu berichten, ob es auch bei Ihnen geschehen sei? Im entgegengesetzten Falle will ich Ihnen sogleich eines durch die Post zustellen. Doch lassen Sie die Anzeige, falls Sie durch die Lectüre noch zu einer solchen aufgelegt blieben, nur, bis Sie den Schluß haben.

Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasco gemacht. Die Wälschen stemmten sich mit aller undisciplinirten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Cultur und ließen die katholischen Obscuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostracismus ausüben gegen einen der Ihrigen, welcher dafür gestimmt hatte, daß auf gemein eidgenössische Kosten „die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie" eingeführt und gefüttert würden!

Es ist nun ein Polytechnicum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Facultät für exacte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern, worin ich gefragt wurde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Literaturgeschichte, Kunst ꝛc. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projectirten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Frage anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantiren, wäre

mir unmöglich und dürfte mir schlecht bekommen, besonders gegenüber von jungen Technikern, Architekten u. s. f. Deutsche Literatur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen sammt den nöthigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesammtmaterial durchlesen habe, was zum ersten Mal in meinem Leben geschehen würde. Es ist mit dem Doziren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen; und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmälig nach meiner Individualität gestalte und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographieen, oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch productive Thätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserm patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Docenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen und bei denen die jungen Leute hören können.

Es ist mir aber vor Allem aus nöthig, zu wissen, und hierüber wünsche ich, bester Freund, Ihren aufrichtigen Rath: ob es mir überhaupt möglich sein würde, allfällig im nächsten Winter schon auch nur ein Collegium über Literaturgeschichte zu halten? Ob es nicht die ganze Zeit absorbiren würde, sich dazu vorzubereiten? Ob man etwa die Hälfte des Vorzutragenden noch während des Semesters selbst ausarbeiten kann und dabei doch noch etwas Anderes thun? Sie kennen meine ungefähre Auffassungskraft und das Niveau meines Urtheiles oder vielmehr die Beweglichkeit desselben, und bitte Sie hiernach, mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, daß ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz dabei wäre, noch etwas Ordentliches dabei gelernt hätte![1])

Was einen Professor par excellence für Archäologie und Kunstgeschichte betrifft, so würde ich mich einzig freuen, Sie in einer erträglichen Stellung in Zürich zu wissen; leider aber würden Ihnen die äußeren Verhältnisse in keiner Weise ersetzen, was Ihnen die Zukunft in Norddeutschland, vielleicht in Berlin, verspricht. Doch schreiben Sie mir jedenfalls hierüber Ihre Gesinnungen[2]). Ihr G. Keller.

Ich wohne jetzt Mohrenstraße Nr. 58, 2 Treppen.

---

[1]) Hettner an Keller 12. Februar 1854: „Ich rathe Ihnen zur festen Annahme und gratulire Ihnen zu dieser Stelle ganz aufrichtig . . . Wenn Sie Bedenken tragen, der Aufgabe gewachsen zu sein, so sind Sie in der That zu bescheiden. Ich glaube nicht nur, daß Sie vortreffliche Vorträge halten werden, sondern freue mich schon im Voraus auf die feinen Sachen, die sich bei diesen Professoralstudien Ihnen unter der Hand ergeben werden: ich weiß nur allzu sehr, wie gerade die feinsten Bemerkungen in meiner dramaturgischen Schrift Ihnen entstammen."

[2]) Hettner an Keller a. a. O.: „Ich würde einen solchen Ruf, wenn er mich nicht pecuniär schlecht stellt, mit Freuden annehmen, da die deutsche Reaction für die Zukunft mir wenig Chancen bietet . . . Es wäre schön, wenn wir Collegen würden. Wir könnten dann allerhand schöne Dinge spintisiren und ausführen."

Wenn Sie hieher kommen[1]), so können Sie gleich bei mir absteigen und da wohnen, da ich neben der Wohnstube eine geräumige Schlafstube habe.

21. An Mutter und Schwester.

Berlin, den 10. April 1854.

Liebe Mutter und Schwester! Den letzten Brief habe ich erhalten und muß leider denselben, statt mit meiner eigenen Person, nochmals mit einem Aufschub vergelten. Dadurch, daß die Herren in Zürich das versprochene Geld nicht schickten und mich fortwährend im Ungewissen ließen, haben sich meine Verhältnisse nicht verbessert, indem alle meine Berechnungen umgestoßen wurden und ich dazu noch um die Zeit kam, welche ich nicht in gehöriger Weise verwenden konnte. Erst vor vierzehn Tagen endlich erhielt ich eine Aufforderung, einen Empfangschein einzusenden, und bin nun in Erwartung der Summe von 1800 Franken, d. h. wenn es endlich gerathen will. Ich werde nun wohl erst Ende Mai nach Hause kommen.

Es thut mir leid, daß Du, liebe Mutter, Dich nicht behaglich fühlst in der Wohnung auf der Platte; doch brauchst Du die Hausleute nicht zu berücksichtigen und auch den Hausverkauf nicht zu bereuen. Wir hätten das alte Haus doch nicht mehr brauchen und es höchstens als Eigenthum behalten können, was nur unnütze Geschäfte gemacht hätte. In der jetzigen Wohnung werden wir wohl noch ein Jahr bleiben können; ich habe darin Platz genug; da Regula wenig zu Hause ist, so kann ich auch in der Wohnstube arbeiten; und auch wenn sie da ist, so ist es mir angenehm, nach so vielen Jahren, wo ich wie ein wildes Thier immer allein und fremd in meinem möblirten Zimmer hockte, wieder einmal in unserer Haushaltung zu sein. Ich habe am glücklichsten gearbeitet, als ich noch gänzlich unbekannt in unserer alten Stube und dem Kämmerli herumhockte. Ich werde also erst etwa ein halbes Jahr in der gegenwärtigen Wohnung fleißig arbeiten und dann erst sehen, was für eine Art von Wohnung den Umständen angemessen ist. Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle; zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es mich zu sehr von meinen literarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nöthig ist, so will ich lieber einen sonstigen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht gedacht[2]). Ich glaubte doch über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Ueberhaupt ist lange nicht Alles darin, was ich erlebt; sowie Vieles

[1]) Zum Vortrag in der Singakademie am 18. März. Vgl. Stern, S. 161.
[2]) S. „Deutsche Rundschau", voriges Heft, S. 205.

auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten. Viele Figuren, welche ganz gut zu brauchen wären für eine poetische Bearbeitung, wie z. B. der Jean Kündig und andere Gesellen, an welchen sich lehrreiche Beispiele gestalten ließen, habe ich auch weggelassen, sowie den Mathis Spinner, welchen man sehr wehmüthig komisch verwerthen könnte. Wenn ich in späteren Jahren einmal meine eigentlichen Erlebnisse schildere, so wird meine Schwester auch ihre gebührende Stelle finden. Uebrigens wird das wunderliche Buch überall günstig beurtheilt und hat mir sogar in Berlin, wo es Hunderte von Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und noblen Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft. Es wird indessen erst seine Wirkung thun, wenn der Schluß erschienen ist; und ich glaube, daß es mich um ein gutes Stück vorwärts bringen wird, obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein „Lehrplatz" in dieser Art. — —

Ich bin eingeladen worden auf meiner Heimreise, einige Wochen in Jena[1]) zuzubringen bei einer befreundeten Familie; wenn es thunlich ist, so werde ich hingehen, und dann dürfte es Mitte Juni werden, bis ich heim komme. Uebrigens wird die Zeit schnell vergehen, und es wird sich Alles zurechtfinden.

Indessen kannst Du mir wohl noch einmal schreiben; ich freue mich immer, etwas zu hören, was bei uns vorgeht. Ich habe schon einmal geschrieben, daß Du die Briefe nicht zu frankiren brauchst; es kommt leider nicht auf einige Groschen an bei mir, sondern um hunderte, welche mir stets fehlen. So viel ist indessen sicher, um Deine Sorgen ein wenig zu mäßigen, daß ich zu Hause mit dem, was ich hier brauche und bis jetzt immer aufgetrieben habe, mit Euch ordentlich werde leben können.

Ich habe meine alte Wohnung endlich aufgeben müssen und wohne nun Bauhof Nr. 2 bei Schmidt.

Tausendmal grüßend verbleibe ich bis auf Weiteres und Besseres

Euer Sohn und Bruder
Gottfried Keller.

22. An Hermann Hettner.

Berlin, den 6. Mai 1854.

Lieber Freund!

Ihre Recension, die ich gestern las, erinnert mich, daß ich Ihnen noch meinen Dank für Ihren „Defoe"[2]) schuldig bin und auch beiliegendes Lustspiel zustellen muß, das mir X nebst Grüßen für Sie übergeben hat. Es gefiel sehr gut bei wiederholten Aufführungen, erweist sich aber bei der Lectüre als etwas trivial nach meiner Ansicht. X hat überhaupt sehr mit der Gewöhnlichkeit zu kämpfen neben großer Productionsgewandtheit.

---

[1]) Bei Hettner, der jedoch im März 1855 nach Dresden übersiedelte, wo Keller auf der Heimreise im December 1855 denn auch einkehrte.

[2]) Robinson und die Robinsonaden, 1854.

Ihre Recension, für welche ich demüthigst danke, war sehr nothwendig, nach dem gemeinen Philisterquatsch, welchen Kühne in seiner „Europa" losließ[1]).

Die eidgenössische Schule in Zürich wird erst im Herbst 1855 ordentlich eröffnet, und besonders an die Berufungen für die humanistische Facultät[2]) noch nicht geschritten. Die philosophische Facultät der alten Universität wird eingehen, um die drei übrigen Facultäten glänzender auszustatten. Die eidgenössische Facultät dagegen soll dann ebenfalls großartig angelegt werden. Ich hoffe, unter diesen Umständen selbst noch zu rechter Zeit in der Schweiz zu sein, um in unserm Interesse einzuwirken.

Mir haben die Kerle noch nichts geschickt. Vor vierzehn Tagen mußte ich erst noch eine gerichtlich bestätigte Verschreibung für die zu erwartende Geldsumme einsenden[3]); auf diese Weise bin ich die ganze Zeit über so in Sorgen gewesen, daß ich nicht viel thun und nicht einmal das Verhältniß mit Vieweg herstellen konnte durch Absendung des vierten Bandes. Ich fürchte immer, er hat sich mit den Leuten in Zürich in Rapport gesetzt (da ich ihm behufs Uebersendung von Exemplaren die Adressen und gutmüthiger Weise auch den Grund mitgetheilt), und daß nun die beiden Parteien ein höchst weises Erziehungssystem zu befolgen vermeinen, indem sie mich zappeln lassen.

Ich komme jetzt öfter in die Kaffeekränzchen, die sich bei Varnhagen zusammenfinden. Von Literaten ist nicht viel Erhebliches da, X, Vehse u. s. f. sind die Hauptlichter; dagegen sind einige wohlgebildete Damen und allerlei vornehme Herren da, wie z. B. der General Pfuel[4]), wodurch man wenigstens Gelegenheit hat, sich etwas abzuschleifen und einen beweglicheren Ton zu erwerben zu verschiedenen nützlichen Zwecken. Die Nichte Ludmilla hat sich höllisch für mich erklärt und mich, da sie in Pastell malt, schon abconterfeit. Diese Ehre theile ich indes mit Herrn von Sternberg, mit Vehse[5]), mit X ꝛc., welche Alle an Ludmilla's Wand hängen; und die bessere Hälfte dieser gemalten Gesellschaft sind einige hübsche Mädchengesichter.

---

[1]) „Europa" Nr. 36 vom 27. April 1864. Hettner an Keller 3. April 1854: „Die Recension über Ihren Roman ist längst in den Händen der ‚Nationalzeitung'; der Abdruck wird nun wohl in den nächsten Tagen erfolgen. Es ist mir lieb, wenn Sie mir offen Ihre Meinung sagen. Ueber Varnhagen's Urtheil habe ich mich gefreut. Sie sollen sehen, daß Sie einen glänzenden Erfolg haben werden. Heut kündigt bereits das Prutz'sche ‚Museum' ein Lustspiel von Ihnen an. Kurz, Aller Augen richten sich auf Sie." Hettner war indeß mit seiner Besprechung des „Grünen Heinrich" (dieselbe fehlt in dem Verzeichniß sämmtlicher Schriften Hettner's) nachträglich höchst unzufrieden. Er schreibt an Keller am 6 Mai: „Ich habe da, wo das dichterische Nachempfinden walten soll, nur kurz verweilt, und dagegen da, wo der großsprecherische Verstand sein Wesen treibt, nur um so länger. So ist es mir begegnet, daß die Recension den Anschein gewinnt, als lege sie ein großes Gewicht auf die Mängel, die ich meiner Absicht nach doch nur sehr beiläufig berühren wollte. Kurz, die Recension ist tadelnder als Ihr schöner Roman verdient und als in der That meine Herzensmeinung ist. Ueber diese Ungeschicktheit bin ich wahrhaft untröstlich."

[2]) Die sogenannte siebente Abtheilung.

[3]) S. oben S. 369.

[4]) Der bekannte preußische Ministerpräsident, Freund Heinrich's v. Kleist, gest. 1866.

[5]) A. von Sternberg, der Novellist und Memoirenschreiber; K. E. Vehse (1802—1870), der Historiker, der einst vielgenannte Verfasser der „Geschichte der deutschen Höfe".

Obgleich sich Schicksal und Recensenten so renitent und zäh gegen mich verhalten, daß ich für die Dauer dieser Bußzeit ganz voll Rachegefühle bin, so hoffe ich doch bald wie ein wohlgeschwänzter Comet an einem glücklicheren Himmel aufzugehen, von wo ich Sie dann besser gelaunt begrüßen werde.

Ihr getreuer

G. Keller.

Ihrer Frau Gemahlin lasse ich mich höflichst empfehlen, sowie Ihren Kindern in Gedanken einen Pfefferkuchen überreichen, oder, falls sie es vorziehen, eine Düte Bonbons.

23. An Ferdinand Freiligrath.

Berlin, Ende 1854.

Lieber Freund!

Herr Major Stoeller aus Zürich, dato hier durchreisend, will so freundlich sein, Deinen Standort in London auszuspüren und einige Grüße von mir zu überbringen, welche wohlgesinnt zu empfangen ich Dich, Deine werthe Frau und sämmtliches junges Gewächs angelegentlich bitte. Du hast Dich so ohne Abmeldung aus Deutschland weggemacht, daß es mir unmöglich war, Euch von Zeit zu Zeit zu berichten, daß nichts Neues vor Sebastopol sei, d. h. daß ich immer noch in Berlin wohne. Dies Factum bitte ich zu nehmen, wie es ist, und ohne die fast unvermeidliche Ideenassociation einer damit nothwendig verbundenen Verschlechterung meiner Person. Ich möchte Dir gern meinen schrecklichen Roman in vier Bänden zukommen lassen, wenn ich wüßte, wie? Solltest Du etwa zu einem löblichen Lebenszeichen in Form eines kleinen Briefes schreiten, so thue dies mir kund, und ob mein Verleger oder ich das Packet füglicher absenden? Viel würdest Du indessen nicht daran vermissen, denn es ist ödes und ungeschicktes Machwerk. Für mich hat es die tragische Bedeutung, daß es die Ursache meines langen Hierseins ist. Ich hatte das Buch noch in der subjectiven und unwissenden Lümmelzeit angefangen und den Druck beginnen lassen, ohne zu bedenken, was ein Roman eigentlich ist. Ich blieb bald stecken, von anderen Dingen angeregt, und gab doch dem Verleger mein Wort, vor der Beendigung nichts Anderes zu beginnen. So kam ich in die seltsame Situation, alle Zwecke, Projecte und guten Dinge unterdrücken zu müssen, während es mir ganze Vierteljahre unmöglich war, den verfluchten Strickstrumpf auch nur anzurühren. Durch Alles dies gerieth ich in allerlei bedenkliche Zustände, welche nun endlich bald abgewickelt sind; und ich lebte hier wie in einer Büßerzeit und Verbannung, welche um so tiefer fressender war, als sie nicht etwa die Folge meiner Thaten, sondern vielmehr meiner Unthaten war. Es gibt aber auch keinen besseren Bußort und Correctionsanstalt als Berlin, und es hat mir vollkommen den Dienst eines pensylvanischen Zellengefängnisses geleistet, so daß ich in mich ging und mich während dieser ausgesucht hundsföttischen Jahre zu besseren Dingen würdig machte; denn wer dergleichen anstrebt oder sonst kein Esel ist, der befindet sich hier vollkommen ungestört und sich selbst überlassen.

Ich habe aber meinem Verleger doch einen Possen gespielt, und, ohne etwas zu schreiben, mir eine wohlgeordnete und -organisirte Productionsreihe ausgeheckt in den langen Tagen, und werde nun zu Hause mit wichtigem Gesicht mich an eine höchst raffinirte und ausgedüftelte Thätigkeit machen.

In Zürich wird eine schweizerische polytechnische und philosophische Schule errichtet, und man deutete mir an, daß ich nun wohl sollte im Stande sein, etwa die Rolle für deutsche Literaturgeschichte ꝛc. zu übernehmen, um auch etwas zu leisten und mein Brödchen zu verdienen. Wenn ich nun heimginge, so könnte ich der Schulmeisterei schwerlich entrinnen, da auch meine Mutter, Wilhelm Schulz und alle Leute angesteckt sind von dieser herrlichen Sache. Ich bleibe also wohlweislich so lange weg, bis man die Stelle anderweitig besetzt hat, und habe auch den Herren den Hettner empfohlen, der für so was besser taugt als ich.

Trotzdem sehne ich mich sehr nach Hause und nach frischer Luft, da nicht zu leugnen ist, wie sehr der Mensch von dergleichen abhängt; und wenn man schlechte Luft athmet, so kann man trotz aller Einsicht doch keine gute Figur machen. Aber dies zu fühlen und gründlich auszuhalten, nenne ich meine fruchtbringende Leidensschule und eine endliche Abreise den fröhlichen, glückhaften Schluß derselben, welcher aber wohl begründet und abgerundet sein muß; gleichwie Adolf Stahr und Fanny Lewald ihre noch immer behinderte Heirath den Abschluß des Kunstwerkes ihres Lebens und Liebens nennen. — —

Die Leute in Nordgermanien sind dermalen von schrecklich kurzem Gedärm, großer Confusion und Gedankenlosigkeit, und Jeder, Alte und Junge, ist Actionär in der allgemeinen Pfuscherei. Bruno Bauer scheint fast Recht zu haben, wenn er die stehenden Heere als die einzigen Regulatoren und kritischen Institute bezeichnet; wenigstens, wenn wir es mit diesen Paradoxen auch dahingestellt wollen sein lassen, müssen wir doch bekennen, daß sie die einzigen sind, die noch was Rechtes können und leisten und zeigen, daß noch nicht Alles verfault ist. Und selbst dieser Trost wird wieder problematisch, wenn wir betrachten, wie zur Zeit des römischen Verfalles gerade die Soldaten auch sehr tapfere Leute waren.

Ich wollte gern etwas über Dich selbst schreiben und Alles, was Dir anhängt, wenn ich nur etwas davon wüßte; und es ist mir, als ob ich an einen großen Unbekannten hinredete. Und doch möchte ich so gerne wissen, wie es Euch ergeht, und was Ihr macht Alle zusammen. Deine Anthologie habe ich erstanden und laure schon lange auf etwas Neues; machst Du denn gar keine Gedichte mehr? Ich glaube immer, Du solltest einmal etwas Prosa schreiben zu allgemeinem Nutz; denn es hat sich neuerzeitlich herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können und derselben auf den Strumpf zu helfen im Stande sind. Womit ich aber nicht etwa auf meine eigenen Unthaten anspielen möchte; denn wenn ich auch von jetzt an bestrebt sein werde, besonnen zu schreiben, so wird dies jedenfalls nicht von meinen schlechten Versen herkommen, oder dann nur aus der Negative.

Ich grüße Euch also tausendmal. Ich wollte, ich könnte Dich einmal sehen; ich wüßte allerlei Teufeleien zu erzählen, die allzu komisch sind, wie es

mir hier ergangen u. s. w. mit mancherlei Personen. Es ist ein zu närrisches Volk hier.

Ich werde für die nächsten zwei Monate noch wohnen Bauhof Nr. 2.

Euer alter G. Keller.

24. An Hermann Hettner.

Januar 1855.

Lieber Hettner! Ihre Anzeige hat mich angenehm und auch sehr unangenehm überrascht[1]). Ersteres in der Hoffnung, Sie werden sich in Dresden wohl befinden, und weil die Schweizer für ihr läppisches Benehmen bestraft werden. Ich hatte um Nachricht gebeten und keine erhalten, obgleich ich erfuhr, daß man auf Sie speculire und überhaupt für Aesthetik etwas Ordentliches thun wolle; so hat man auch eine Gipssammlung beschlossen, obschon eine ganz artige, kleine Sammlung da ist mit den Hauptfiguren (außer den großen Gruppen). Gegen mich benimmt man sich ebenfalls so sonderbar. Seit ich die Literaturgeschichte abgesagt, hat mir kein Mensch ein Wort geschrieben, und doch erwartet man immer noch, daß ich mich stelle. Kürzlich reiste ein Major durch nach England mit einem großen Schnauz[2]), der mir mündlich zu sagen beauftragt war, aber ganz lakonisch, ich sollte unverzüglich nach Hause kommen, da nunmehr die Dinge sich entscheiden. Ich werde mich aber wohl hüten zu gehen, obschon meine Mutter mich ebenfalls flehentlich antrieb, da der Professor und der fixe Gehalt ihr sehr in die Nase stechen und sie von meinen dortigen Freunden aufgestachelt wurde. Aber gerade die Art, wie ich mich erst zeigen soll, und der Umstand, daß man mich nicht schlechthin ohne Anmeldung und Verhör berufen kann, beweist mir, daß ich es nicht thun kann. Es würde jetzt unter allen Umständen ein bloßes gezwungenes Unterkommen sein. Wenn dergleichen wünschbar ist, so hoffe ich binnen zwei Jahren so weit zu sein, daß ich mich an der Anstalt als Privatdocent habilitiren kann, und alsdann einen so selbständigen und brauchbaren Kram vorzubringen, daß man mich honoris causa anstellt oder anstellen muß, und nicht aus Barmherzigkeit.

Nächste Woche wird wohl endlich der vierte Band meines Buches erscheinen. Bei Scheube[3]), der nun in Gotha residirt, wird auf Ostern ein Band Charakteristiken von mir erscheinen, novellistischer Natur, mit dem Titel

---

[1]) Hettner an Keller 10. Januar 1855: „Ich weiß nicht, wie die Sachen für mich in Zürich stehen. Nach einem Briefe Köchly's aber darf ich vermuthen, daß die Aussichten gut sind. Trotzdem habe ich gestern an den Erziehungsrath geschrieben, daß ich meine Bewerbung zurücknehme. Eben so schnell als unerwartet nämlich bin ich zum Director der Antikensammlung in Dresden ernannt worden und siedle nächste Ostern dahin über. So sehr es mich schmerzt, die reizende Aussicht, mit Ihnen wieder längere Zeit zusammenleben zu können, aufgeben zu müssen, so kann ich doch kaum in Zweifel sein, daß die Stellung in Dresden der Züricher Stellung den Rang abläuft."

[2]) S. oben S. 372.

[3]) Hugo Scheube, ein junger Verleger, mit dem Hettner und Keller vorübergehend in Beziehung getreten waren.

„Die Leute von Seldwyla". Die eigentlichen Novellen habe ich noch aufbehalten und will nun sehen, wie sich Herr Vieweg schließlich stellen wird.

Dieser Tage war Bogumil Goltz bei mir. Er ist ein alter Herr von vierundfünfzig Jahren, und, persönlich angesehen, ist sein Mysticismus zu begreifen und zu verzeihen, da er ein leidenschaftliches Original ist, der es im Grunde ganz menschlich und freisinnig meint. Es geht ihm schlimm, indem die Conservativen sagen, er sei kein Christ, die Demokraten, er sei reactionär. Er ist so ehrlich, daß er den Pfaffen, die ihm Glaubensbekenntnisse abzwingen wollen, herausjagt, er glaube gar nicht an ihren Gott u. s. w. Jedenfalls etwas durcheinander, wie mir scheint. Indessen ist es schändlich, daß die Kritik ihn so oberflächlich behandelt; es ist, als ob Alles, was man heutzutage mit guten Gründen und mit Fleiß schreibt, nur so Kohl wäre, von dem man selbst nicht wisse, wie man dazu komme; die Herren urtheilen immer nach sich selbst. Goltz hat auch immer Quängeleien mit der Unterbringung seiner Bücher und mußte bis jetzt jedesmal eine theure Reise machen, um sein Manuscript an Ort und Stelle zu verhandeln. Damit er ein wenig in die Concurrenz hineinkommt, so könnten Sie einmal (da Sie gewiß besser im Credit stehen als ich) bei Vieweg anfragen, ob er G.'s Schriften unter guten Bedingungen zu verlegen geneigt wäre. Ich glaube, Sie könnten ihn wohl darauf aufmerksam machen, wie Goltz gewiß noch ein sehr gelesener Autor werden wird. Der Grenzboten-Schmidt ist doch zuweilen nicht übel; jene letzte Nummer, wo er die Waldau und Gutzkow durchhechelt, ist sehr ergötzlich.

Da Sie nunmehr stricte auf den Geheimen Rath zugehen, so empfehle ich mich mit aller Ehrfurcht, besonders auch der Frau Gemahlin, welcher zu Ihrem jüngsten Kinde in meinem letzten Briefe schlechter Weise zu gratuliren vergessen.

Ich hoffe, Sie seien Alle recht gesund und wohl. Herr Widmann[1]) hat hier ein Drama „Nausikaa" eingereicht; der probirt auch Alles, ob es helfen möchte; wird aber nichts helfen.

Wenn Sie Zeit haben, so machen Sie doch sofort nach Empfang des vierten Bandes die Schlußrecension. Für die künftigen Sachen werde ich Sie nicht mehr plagen, da ich von mir aus alle künftigen Bücher sich selbst überlassen werde. Diesmal aber ist es noch nöthig wegen des Buchhandels; denn der Vertrieb muß durch den vierten Band gerettet werden.

Obschon ich sehr betrübt bin, daß Sie nicht nach der Schweiz kommen (besonders auch weil man nicht weiß, was für ein Esel jetzt hinkommt; Kinkel ist ganz unmöglich, des deutschen Bundes wegen), so hat die Sache doch die gute Seite, daß ich mich auf der Heimreise unter Ihrer Aegide unter der Dresdener Bande umsehen kann. Vor Mai werde ich nun nicht mehr fortkommen, indem ich doch hier noch das Lustspiel und das Trauerspiel machen will. Ich stehe jetzt täglich um fünf oder sechs Uhr auf und gehe um zwölf zu Bette und verbrenne wöchentlich für 22 Sgr. Oel.

Ihr alter G. Keller.

---

[1]) Adolf Widmann (1818—1876), der Romandichter und Dramatiker, der damals in Jena lebte.

25. An Ferdinand Freiligrath.

Berlin im October 1855.

Lieber Freiligrath!

Nebenanliegenden Brief habe ich vor bald einem Jahre geschrieben; ein Major, der damals vorgab, nach London zu gehen, wollte ihn mitnehmen, reiste aber gemüthlich wieder nach Zürich zurück, da ihm die Sache mit der englischen Fremdenlegion nicht lauter schien, und ließ mir den geschriebenen Brief allhier liegen.

Inzwischen hat Dir mein Verleger meinen Roman zugeschickt durch die Buchhandlung Williams & Norgate, 14 Henrietta Street, Coventgarden, was schon lange her ist, und ich habe immer versäumt dazu zu schreiben. Was sind denn das für Esel an dem deutschen „Athenaeum" in London, welche über das Buch sagten, es sei ein läppisches Geimeraths- und Treubundsbuch, weil sie nämlich glaubten, der Professor und Treubündler Keller habe es geschrieben. Es scheint wieder gerade eine so tiefsinnige und edle Couleur von Flüchtlingen da zu sein wie vor anno Tobak und an anderen Orten. Jetzt was zum Teufel treibst Du und wie geht es Euch? Ich bitte sehr, mich Deiner Frau zu empfehlen und die unbekannten gewachsenen Kinder zu grüßen. W. Schulz hat eine Militärpolitik geschrieben, Follen sein Vermögen durchgebracht und dichtet wieder; Gustav Siegmund war kürzlich ein halbes Jahr in London als Mediciner, hat Dich aber nicht aufgesucht, der Strolch. Ich habe auch bei Hasenclever's [1]) Tod sehr an Dich gedacht und an die paar Tage in Düsseldorf. Es ist doch Alles ein elendiglicher Traum!

Nächstens erscheint ein Band Erzählungen von mir; wenn Du sie etwa lesen magst, so schreibe es mir vorher. Dann mache ich zwei Bändchen Novellen [2]), welche hier bei Franz Dunker erscheinen, einem demokratischen Verleger, und nachher werde ich wohl nach Zürich gehen, um endlich dort die dramatischen Dinge anzufangen, welche ich der Noth des Lebens wegen bis jetzt immer vor mir schweben lassen mußte wie ein Fuchs die Trauben.

Neulich wollte ich hier auf die Sternwarte gehen mit einem Bekannten und gedachte plötzlich dabei jenes Sterngnckers in Düsseldorf, welcher auch in den Kneipen dabei war und seither immer so kleine Planeten ausspürt, der Narr, ich glaube Lutter hieß er; sonst hatte ich ihn gänzlich vergessen. Was ist denn aus jenem lustigen Literatur-Köster [3]) geworden in dem rothsammtnen Schlafrock?

Es sind seither allerlei Leiden und Leidenschaften über mich ergangen, habe mich aber so männlich aufrecht gehalten, daß ich doch vor einiger Zeit im Stande war, verschiedene Leute zu prügeln, wofür ich um fünf Thaler gebüßt wurde. Dies war in einer schönen Sommernacht. Einer davon war mir unbekannter Weise ein Schriftsteller, wie er sich nennt, welcher seine Schande selbst in die „gute" Gesellschaft trug und bekannt machte, was ich für ein Zeisig sei; seither halte ich mich wieder so still und steif in meinem

[1]) Des Malers (s. oben).

[2]) Die „Sinngedicht"-Novellen, welche unter dem Titel „Galatea" bei Franz Duncker erscheinen sollten.

[3]) Heinrich Köster (1807—1881), Lehrer in Düsseldorf, Freund Freiligrath's.

schwarzen Fräcklein, als ob nichts geschehen wäre, und die Leute sagen, ich müßte vermuthlich den Rappel gehabt haben. Jener Strolch aber geht immer hinter mir durch.

Ich weiß wahrhaftig gar nichts Vernünftiges zu schreiben, weil ich nicht die mindesten Anknüpfungspunkte habe und schreibe ganz mechanisch, nur um zu schreiben. Also schreibe mir bald, damit einiger Stoff sich ansetze, d. h. wenn Du mir noch wohl willst. Was macht denn Deine ganze Familie, und wo lebt und webt denn Eure Fräulein Mariechen, Deine Schwägerin? und wie geht es ihr? Ruge soll ein Drama gemacht haben, dessen Sujet Herwegh sei; das ist gewiß ein schöner Stiefel. Jener Emil Meklenburg-Rußdorf stiefelt in Berlin herum als medicinischer Schriftsteller und Arzt. Er thut sehr verächtlich über die literarischen und poetischen Dinge.

Bis Ende November wohne ich noch Bauhof 2 in Berlin und werde dann entweder verreisen oder eine andere Wohnung beziehen.

Ich grüße Euch Alle tausendmal und verbleibe Euer ergebenster

Gottfried Keller.

26. An die Mutter.

Berlin, den 11. November 1855.

Liebe Mutter!

Ich habe mich nun entschlossen, wo möglich diesen Monat noch nach Hause zu kommen; denn ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten. Mein Mißgeschick liegt eigentlich mehr in mir selbst. Ich könnte genug verdienen und thue es auch; wenn ich nur einmal ruhig und ohne Sorgen arbeiten könnte. Als ich den Roman fertig hatte, glaubte ich, diese Zeit sei herangekommen und war auf dem besten Wege. Da schlug mir der Teufel eine andere Geschichte dazwischen, offen gesagt, aber nicht zum Weitersagen, eine traurige Affaire mit jenem Frauenzimmer, welche diesen Sommer Dich besuchen wollte. Ich habe davon so viel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts thun konnte und wieder rückwärts kam; und es gibt in dieser Sache keinen anderen Ausweg, als daß ich von hier weggehe. Ich muß durchaus einmal meine Schulden auf Einen Schlag bezahlen und gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohl befinden; dann kann ich erst vorwärts kommen. Die Herren und Freunde in Zürich wollten mir zwar schon einmal hierzu behülflich sein; aber sie haben es so ungeschickt und unzulänglich gemacht, daß ich dadurch nur mehr hinein gerieth, anstatt hinaus. Denn ich mußte über dem Abwarten der Sache gerade soviel Schulden machen, als ich dann Geld erhielt. So bin ich nun darauf gewiesen, daß wir uns selbst helfen; aber mit einem Briefchen zu verkaufen, wie Du meinst, ist es nicht gethan.

Um von hier wegzukommen und Alles zu bezahlen, brauche ich geradezu 600 Thaler, welches ungefähr 1000 Gulden sind. Diese würde ich in einem halben Jahre leicht verdient haben mit den angefangenen und bereits veraccordirten Arbeiten; aber ich kann hier nichts mehr thun, sondern ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleiben muß. Was ich also jetzt nach reiflicher Erwägung von Euch verlange, ist nicht ein Opfer oder ein Verlust, sondern eine Ver-

besserung unserer Lage, und da ich es einmal thue, so müßt Ihr ohne Grübeln und Bedenken es sogleich thun. Ihr müßt nämlich sogleich von Eueren Briefgeschichten, die Ihr da habt, tausend Gulden aufbrechen und mir die schicken, damit ich sicher diesen Monat noch von hier fort kann. Wenn Du nicht ganz gut weißt, wie das zu machen ist, so lege ich einige Zeilen an den Regierungsrath und Finanzdirector Sulzer bei; gehe damit zu diesem und gieb ihm den Brief, und er wird so gut sein und Dir seinen Rath geben oder die Sache ganz besorgen. Er wird vielleicht auch so gut sein, einen Wechsel zu besorgen mit dem Gelde; an Gold würde ich verlieren müssen, da die Napoleond'ors hier einige Batzen weniger gelten. Dagegen verspreche ich, daß ich von Stund an nach meiner Heimkehr unsern Haushalt übernehmen, den Miethzins bezahlen und Alles durch den Bach „schleiken" will, wie man zu sagen pflegt. Mit dem, was ich in Berlin täglich baar ausgeben muß, kann ich dies ganz gut. Da ich von dem Buchhändler noch einzuziehen habe, so werde ich einige hundert Franken mit zurückbringen; bis zum März künftigen Jahres sind mir wieder 200 Thaler fällig, die ich dann in die Tasche stecken kann; und so kann ich, wenn ich erst einmal in meinem Stübchen sitze, von einem Vierteljahr zum andern bequemlich für neue Einkünfte sorgen. In längstens zwei Jahren werde ich das Kapital wieder ersetzen können und zu diesem Ende hin, wenn es nöthig ist, damit wir den Verdienst auf die Seite legen können, eine Stelle suchen.

Aber jetzt muß ich darauf rechnen, daß die Sache unfehlbar vor sich geht. Ich muß durchaus fort, und je eher, je lieber! Nur dadurch wird es sich auch entscheiden, was an jener Geschichte Gutes oder Böses ist; und zu diesem Ende hin darf kein Schuldenmakel auf mir haften, wenn ich von hier weg bin.

Also, damit Ihr ganz klar seid über diese Sache, so ist sie kurz gefaßt die: es fallen für einige Zeit 40 oder 50 Gulden Zinsen aus; dafür werdet Ihr einen Mann im Hause haben, der einen hübschen Verdienst hat, und daß ich dies sein kann, dazu sind alle Bedingungen vorhanden, und es hat mir dazu nur die feste Heimath und Ruhe gefehlt; denn man muß sich zu Hause fühlen. Das Leben bei fremden Leuten und in den Wirthshäusern ist mir zum Sterben verleidet.

Gehe jedenfalls sogleich zu Herrn Sulzer mit den nöthigen Papieren! Er wohnt auf der Staatskanzlei und wird vielleicht gegen den Schuldbrief oder die Briefe, die Du dazu verwendest, das Geld gleich aus einer öffentlichen Kasse hergeben, so daß weitere Umtriebe und etwaige Verluste wegfallen würden.

Je früher ich Antwort erhalte, desto besser. Ich werde sogleich aufbrechen. Ich habe meine Wohnung schon gekündigt, denn ich habe keine ruhige Stunde mehr in Berlin. Dem Herrn Chronik[1]) müßtest Du auf den ersten dann auch kündigen.

Wenn Du den Regierungsrath Sulzer nicht sogleich sprechen kannst, so laß ihm mein Billet einstweilen zustellen. Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

[1]) Miethsherr der Mutter.

Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.

Von

P. D. Fischer.

II. [1])

Deutschland ist noch heutigen Tages bis zu einem vollen Viertel seiner Gesammtbodenfläche mit Wald bedeckt. Mit Ausnahme des Nordwestens, der von der Ems bis nach Schleswig-Holstein hin nur vereinzelte und im Ganzen geringe Ueberreste seines alten Waldbestandes sich erhalten hat, vertheilt sich der Waldreichthum über alle deutschen Länder, zwar nicht gleichmäßig, aber doch so, daß jedes einen beträchtlichen Antheil an diesem köstlichen Erbe aufzuweisen vermag. Preußen, das in dem Gesammtverhältniß von 23,3 Procent Waldfläche hinter dem Durchschnitt von ganz Deutschland (25,7 Procent) etwas zurücktritt, übersteigt diesen Durchschnitt in großen dicht bewaldeten Bezirken, wie Arnsberg mit 42, Wiesbaden 41,7, Coblenz 41, Kassel 39,2, Liegnitz 36, Frankfurt 35,4 Procent, Trier mit 34 Procent Waldfläche sehr beträchtlich und erreicht in einzelnen Kreisen des Regierungsbezirkes Arnsberg, so in den Kreisen Arnsberg und Altena mit je 54,2, Olpe 65,1 und Siegen mit gar 71,9 Procent Waldbedeckung eine Dichtigkeit, die selbst diejenige der waldreichsten deutschen Kleinstaaten, wie Meiningen mit 41,7 und Schwarzburg-Rudolstadt mit 45,4 Procent Waldfläche noch bedeutend übertrifft. Weit über das deutsche Durchschnittsmaß erhebt sich der Waldbesitz in ganz Süddeutschland, da er in Baden 37,5, in Bayern 33, Hessen 31,3, Württemberg 30,8 und in Elsaß-Lothringen 30,6 Procent der Bodenfläche erreicht.

Betrachtet man die Karte näher, welche in dem vom kaiserlichen statistischen Amte herausgegebenen Atlas der landwirthschaftlichen Bodenbenutzung (1881) den deutschen Waldbestand nach Aufnahmen vom Jahre 1878 mittels einer neunfachen Abstufung von hellgrün zu dunkelgrün übersichtlich veranschaulicht, so bestätigt sich die Wahrnehmung, die sich jedem Reisenden aufdrängt, durch-

[1]) Man vergl. Januarheft, S. 30 ff.

aus, daß unser Waldreichthum in erster Linie in den immergrünen Forsten der deutschen Berge beruht. In dunkeln Massen erheben sich auf jener trefflichen Karte wie in der Wirklichkeit die Gebirgszüge der Vogesen und des Schwarzwaldes, des Karwendelgebirges und des bayrischen Waldes, der Donnersberg und der Hunsrück, Odenwald und Spessart, der Taunus, Westerwald und das weite Waldgebiet des Sauerlandes. Ebenso treten das Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, das Erzgebirge, welchem das gewerbfleißige Sachsen seinen verhältnißmäßig hohen Waldbesitz von 27,7 Procent des Areals verdankt, die Lausitzer und die schlesischen Bergzüge hervor. Der Harz und die hessischen Waldgebirge zeichnen sich wie Inseln gegen ihre weniger waldreichen Umgebungen ab.

Indeß der deutsche Wald ist glücklicher Weise nicht auf die Höhen beschränkt. Er findet sich auch im Hügellande und in der Tiefebene in ausgedehntem Umfange. In Oberschlesien erstreckt sich, im unmittelbaren Anschluß an das Gebiet der gewaltigen Kohlen- und Eisenindustrie, an der russischen Grenze ein Waldcomplex, der nahezu die Hälfte des gesammten Areals der Kreise Tarnowitz, Lublinitz und Rosenberg einnimmt. Der Waldreichthum des Regierungsbezirkes Frankfurt a. O. stützt sich gleichmäßig auf die starke Bewaldung des Hügellandes der Niederlausitz wie auf die zusammenhängenden Forsten, welche den Thallauf der Oder, der Warthe und der Netze durch die Neumark begleiten. Ihnen schließen sich die dichten Waldungen der Kreise Meseritz, Czarnikau und Birnbaum in Posen, Deutsch-Krone, Tuchel und Schwetz in Westpreußen an. Auch in Ostpreußen haben sich sowohl an einzelnen Stellen der Küste, wie im Kreise Labiau, als auch an der Seekette parallel der russischen Grenze umfangreiche Waldgebiete erhalten, wenngleich die Wildniß der masurischen und altpreußischen Wälder heute nur noch an vereinzelten Orten so dicht ist, wie sie uns in Ernst Wichert's lebensvollen Schilderungen aus der Zeit des Großen Kurfürsten entgegentritt. Auch in den Elbniederungen zeigt sich ansehnlicher Waldbestand bis weit hinab. Er reicht im Grunewald, im Köpenicker und Spandauer Forst, in der Jungfern- und der Tegeler Haide bis in die unmittelbare Umgebung der Reichshauptstadt, von deren Rathhausthurm bei einigermaßen klarem Wetter die Waldhöhen der Müggelberge und des Havelberges deutlich zu erkennen sind. Für die wanderlustigen Berliner sind diese leicht erreichbaren Waldpartien, denen sich für weitere Ausflüge der Brieselang, der Bernauer und der Oranienburger Stadtwald, der Blumenthal, die Umgebungen von Freienwalde und Eberswalde, der herrliche Choriner Forst anschließen, ein ebenso unschätzbares Capital an Erholung und Erfrischung, wie der Sachsenwald und die schönen Wälder um Ludwigslust für die Hamburger. Selbst in dem Tieflande links der unteren Elbe, in der Lüneburger Haide, in der Weserniederung gibt es doch immer hier und da einen kleinen Waldstrich, zerstreute Baumgruppen und weithin ausgebreitete duftige Haiden, welche über die wirklich vorhandene Waldarmuth angenehm täuschen. Mit Ausnahme des beinahe ganz kahlen Landrückens zwischen der Ost- und Westküste von Schleswig, den man neuerdings mit großer Mühe neu aufzuforsten unternimmt, wird der Reisende in Deutschland

nicht leicht eine irgendwie ausgedehnte Strecke durchfahren, ohne sich gelegentlich an dem willkommenen Ausblick auf umgrenzenden Waldhorizont zu erfreuen.

So ist es wohl nicht zu viel gesagt, daß Wald für Jedermann in Deutschland entweder nahe gelegen oder doch unschwer zu erreichen ist. Der Vorschlag des alten Ernst Moritz Arndt, nicht nur alle Berge, gleichsam geheiligt wie die alten Götterhaine, zu bewalden, sondern auch das deutsche Flachland in Abständen von höchstens 1½ Meilen mit Waldstrichen von mindestens 1500 Fuß Breite zu durchziehen, die niemals kahl getrieben werden dürften, schoß in seinem Feuereifer für die Erhaltung der deutschen Wälderpracht weit über das Ziel hinaus. Der Wunsch des Forstästhetikers Heinrich von Salisch[1]), daß man von jedem Orte wenigstens einen Wald, und wäre es auch nur am Horizont, erblicken könne, und Waldausflüge von jedem Orte in einem Tage hin und zurück zu Fuß möglich seien, ist in Deutschland wegen der ungemein ausgedehnten Verbreitung des Waldbesitzes leichter als in vielen anderen Ländern zu erfüllen.

Was dieser Waldbesitz für die deutsche Volkswirthschaft, für die Erhaltung der Fruchtbarkeit unseres Bodens, für die Gesundheitspflege und für die Sitten unseres Volkes bedeutet, das ist in trefflichen Schriften unserer nationalökonomischen, naturwissenschaftlichen und ethnographischen Literatur — ich erinnere nur an Wilhelm Roscher, v. Berg, Roßmäßler, Schleiden, Masius und W. H. Riehl — sowie insbesondere von einsichtigen Forstschriftstellern wie Burckhardt, Leonhardt, König und Anderen oft ausführlich klargestellt worden. Eine Wiederholung oder auch nur kurze Zusammenfassung der wichtigen Waldfragen, welche sie erörtern, liegt außerhalb der Ziele dieser Betrachtungen. Aber wenn es sich für sie jetzt darum handelt, kurz zu zeigen, worauf der Reiz des Reisens in Deutschland beruht und was man in Deutschland sehen kann, dann stehen sie nicht an, den deutschen Wald in erster Stelle zu nennen und seiner Vorzüge in dankbarer Erinnerung zu gedenken.

Was den Griechen des Alterthums und den Engländern der Gegenwart das Meer, das ist uns Deutschen der Wald: er ist das Element, in welchem unsere Seele sich ausweitet, über den Staub und den Druck des Alltages sich zu frischem Aus- und Aufblick erhebt, und das uns im Zusammenhange mit den ewig unerschöpflichen Quellen der Natur selbst natürlich und jung erhält. Und wie das Geheimniß der ewigen Jugend Homer's nicht zum wenigsten darauf beruht, daß seine Gesänge vom Hauche des Meeres durchweht und von seinen Wellen umspült werden; wie die britische Poesie vom Beowulf bis auf Enoch Arden durch einen kraftvollen Salzgehalt sich auszeichnet: so durchdringt ein Strom von Waldluft und Waldfreude wie ein unversieglicher Jungbrunnen die deutsche Dichtung von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag. Wer immer das Waltharilied zuerst gesungen und wer es in die rauhen Hexameter der uns allein erhalten gebliebenen lateinischen Uebersetzung eingekleidet haben mag: dem Sänger und dem Uebersetzer hat des Wasgenwaldes Herrlichkeit

[1]) Forstästhetik, S. 89. Berlin 1885.

klar vor Augen gestanden und sichtlich das Herz bewegt. Im Nibelungenliede, wo der Himmel sonst ziemlich schwer auf der Erde lastet, ist's bei der Beschreibung der Jagd im Odenwald, als ob die Wolken sich auseinander schöben und lichte Sonne in das Waldesgrün hinein schiene. Unsere lyrischen Dichter werden seit Walther von der Vogelweide nicht müde, den deutschen Wald zu preisen; unsere Volkslieder stimmen den vollsten Ton an, wenn sie von ihm singen und sagen; im deutschen Märchen redet selbst der Wolf dem Rothkäppchen zu, es möge doch um sich schauen, wie lustig es sei „haußen im Wald". Und noch heute ist allen richtigen Deutschen aus der Seele gesprochen, was Scheffel in der „Aventiure" den wackern Thüringer ausrufen läßt:

Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder gerathen,
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochlandspfaden:
Aus schwarzem Buch erlernst Du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!

Während die Römer ein Schaudern[1]) überfiel, wenn sie an Germaniens Wälder dachten, suchen wir sie auf, uns an ihrem Frieden, ihrem Schatten, ihrem Duft zu erquicken, unser Auge an ihrer Farbenpracht zu erfreuen, unsere überreizten Nerven in ihrer Ruhe wieder herzustellen.

Wie manchen Lieblingsplatz weiß dieser und jener meiner geneigten Leser in deutschen Wäldern, dessen Kenntniß, wie in Schiller's „Geheimniß" (beiläufig einem Waldliede, dessen Ernst und Lieblichkeit in Eichendorff's Gedichten einen starken Widerhall gefunden hat), vor Unberufenen sorgsam verborgen wird!

Sie können nur die Freude stören,
Weil Freude nie sie selbst beglückt.

Ohne Alles auszuplaudern, was mir unterwegs kund geworden, kann ich doch der Versuchung nicht widerstehen, auf einen oder den anderen Waldpfad hinzuweisen, den ich mit Freude betreten habe.

Vor Allem ist der Vogesen zu gedenken, deren prachtvolle Tannenwälder und sonnige rebenumblühte Thäler, deren lichte Höhen und weite Matten viel häufiger, als es schon jetzt geschieht, von deutschen Wanderlustigen aufgesucht zu werden verdienen. Wie es überhaupt die höchste Zeit zur Wiedergewinnung des Elsasses war, und noch viel Zeit und Geduld erforderlich ist, um unseren lieben Landsleuten im Reichslande zum vollen Bewußtsein ihres echt deutschen Wesens zu verhelfen: so war's nach dem Zeugniß deutscher Forstwirthe auch für die Wasgauwälder hohe Zeit, in sachkundige deutsche Waldpflege genommen zu werden, und es wird auch bei ihnen mancher Schonung und mancher Neupflanzung bedürfen, um die Spur der Fremdherrschaft zu verwischen. Aber eigentliche Waldverwüstung ist auch in französischer Zeit nicht getrieben worden, und mancher herrliche Bestand an Edeltannen und Rothtannen ist von den

[1]) Tacitus Germ. c. 5 terra . . silvis horrida.

deutschen Förstern mit Vergnügen übernommen worden. Das Vorwiegen der Tannen prägt den Wäldern der Vogesen ebenso wie denen des Schwarzwaldes ihren unterscheidenden Zug auf. Aber hüben wie drüben sind in das Schwarzgrün lichte Wipfel von Laubbäumen reichlich eingesprengt, sowohl in ganzen Schlägen wie Buchen und Eichen, als in häufigen Einzelexemplaren wie Bergahorn, Edelkastanie, Esche und wilde Obstbäume. Unter und neben ihnen sprießt ein Unterholz der verschiedensten Waldsträucher empor, die namentlich an Bergabhängen in den Tagen, „wo selbst die Dornen Blüthen tragen", im Verein mit der lieblichsten Waldblumenflora zu einer entzückenden Mannigfaltigkeit an Farben und Düften gedeihen. Der Waldweg, der mich an einem schönen Junimorgen an der Wegtheilung zwischen Pfalzburg und Zabern von der Heerstraße links ab an blüthenprangenden Hängen vorbei und unter dem weithin schattenden Geäst mächtiger Buchenstämme nach Oberhof und von diesem auch zu längerem Aufenthalt durchaus geeigneten Rastpunkte das Kraufthal hinauf nach Lützelsteins halb vergessener Veste führte, hätte wohl auch das verwöhnteste Auge befriedigt. Nicht minder reich an Abwechslung war der Weg, auf welchem wir demnächst von Lützelstein über manches Querthal und manchen Höhenriegel nordwärts an der Vogesenkette entlang über Götzenbrück und Lemberg bis nach Bitsch uns durchfühlten. In dankbarster Erinnerung ist mir ferner die erfrischende Fahrt geblieben, die mich an einem kalten, klaren Januarnachmittag von Oberehnheim (die Franzosen nannten's Obernay) das Klingenthal hinauf durch die schwer bereiften Tannenwälder des Forstorts Grendelborn zum Odilienberg hinaufführte. Namen wie dieser legen, beiläufig bemerkt, mit ihrem Anklang an älteste deutsche Heldensage, ein vollgültiges Zeugniß vom Deutschthum des Elsasses ab. Auch wer nur kurze Zeit im Elsaß verweilt, sollte sich die Freude nicht versagen, das gastliche Kloster der heiligen Odilie aufzusuchen, und von der Felsenbastion, die es trägt, den Ausblick auf das blühende Land zu seinen Füßen bis weit hin an den Rheinbogen zu genießen. Oder er sollte an einem so schönen Morgen, wie er mir zu Theil geworden ist, von Zabern auf heiteren Wiesen- und Waldpfaden zu den Trümmern des Lustschlosses hinaufsteigen, das sich einst der Bischof von Straßburg als Sommersitz erbaute.

Wer tiefer ins Gebirge dringen kann, wer aus dem Breuschthal zur Kuppe des Donon, oder wer aus dem Münsterthal zum Belchen hinaufsteigt, um über Wildenstein nach Wesserling im St. Amarinthal hinabzugehen, der wird auf diesen und anderen minder begangenen Pfaden überall den Spuren des Vogesenclubs begegnen, der sich die Aufschließung des Wasgenwaldes für Reiseverkehr und Sommeraufenthalt zu einem der Ziele seiner patriotischen Thätigkeit erwählt hat. Von deutschen Beamten errichtet, zählt dieser über das ganze Reichsland verbreitete Verein auch zahlreiche Alt-Elsässer zu seinen Mitgliedern, und er bietet den alten wie den neuen Bewohnern des schönen Landes ein erwünschtes Feld zu gemeinsamer nützlicher Thätigkeit.

Der Schwarzwald, an der großen Heerstraße nach der Schweiz gelegen und durch die an kühnen Viaducten, Kehrtunnels, Felsendurchbrüchen reichen Bahnstrecken von Offenburg nach Singen und von Immendingen nach Waldshut

(Wutachbahn) von Schienenwegen durchquert, zieht schon deswegen, dann aber auch durch den Weltruf des herrlichsten deutschen Bades, durch seine Heilstätten und Luftkurorte, endlich durch zahlreiche und vorzüglich beschaffene Sommerfrischen alljährlich Tausende von Besuchern aus allen Theilen Deutschlands in seine Tannenwälder und auf seine mühelos ersteigbaren aussichtreichen Gipfel. Der fröhlichen Jugend, welche in Heidelberg, Freiburg, Basel, Tübingen, Straßburg, ja rheinabwärts bis Bonn sich „Studirens halber aufhält", ist der Schwarzwald seit allen Zeiten ein willkommener Tummelplatz ihrer Wanderlust und ein beliebtes Stelldichein für studentische Zusammenkünfte gewesen und geblieben. Obwohl die Verhältnisse und auch die Preise sich geändert haben gegen 1857, wo in Allerheiligen der alte Förster Mittenmaier Kost und Logis gab und den ganzen Studentenschwarm, der sich um die Pfingstzeit von allen rheinischen Universitäten bei ihm zusammengefunden hatte, zur Nachtruhe auf den Heuboden commandirte, kann man im Schwarzwald, wenn man's vernünftig anfängt, auch noch heute billig reisen. Waldbilder aber, wie man sie vom Merkuriusberg oder vom Ebersteinschloß bei Baden-Baden, oder am Westabhange der Hornisgrinde zwischen Wolfsbrunnen und Breitenbronn, oder auf dem Wege zwischen Todtnau, dem obersten Rastorte in Hebel's grünem Wiesethal, um das Herzogshorn herum nach St. Blasien und das Albthal hinab nach Albbruck sieht, wird man nicht leicht anderwärts finden. Namentlich sieht man kaum irgendwo die Edeltanne zu solcher Vollendung gedeihen. Ihr schlanker, silberglänzender Stamm, um den die schwarzgrünen Wedel ihrer Aeste ein weit hinabreichendes, harzduftendes Kleid weben, schießt zu Höhen auf, an denen man staunend auf- und niederblickt. Solche Holländerbäume, wie die stärksten Tannen in Erinnerung an die alte Holzflößerei nach den Niederlanden noch heute heißen, erreichen Stammhöhen von vierzig Metern, ohne Spuren des Alters erkennen zu lassen.

Die Vogesen wie der Schwarzwald sehen auf ein reiches Land mit hochentwickeltem Gewerbefleiß hinab, von dessen Industrie beide keineswegs unberührt bleiben. Weit hinein in alle Vogesenthäler ziehen sich die Fabrikgebäude und leider auch die Schornsteine der elsässischen Webereien und Spinnereien, deren mächtiger Betrieb von Mülhausen aus nicht nur das obere Elsaß mit umfangreichen Niederlassungen in Thann, Gebweiler, Münster, Markirch u. A. erfüllt, sondern auch auf der andern Rheinseite das ganze Wiesethal von Lörrach bis Todtnau hinaufsteigt. Ebenso dringt im Unterelsaß die Eisenindustrie in den Hüttenwerken der Familie von Dietrich zu Niederbronn und die Glasmacherei in den bedeutenden Werken in Götzenbrück bis tief in die Berge hinein. Im Schwarzwald ist, mit Ausnahme des Wiesethals und vereinzelter Fabrikanlagen, mehr die Hausindustrie heimisch geblieben, die selbst in den Hauptsitzen ihres größten Betriebes, der altberühmten Uhrmacherei, in Lenzkirch, Furtwangen, Neustadt keine besonders großen Baulichkeiten erfordert und sich dem Blicke des Reisenden wenig aufdrängt.

Beiden aber, den Vogesen wie dem Schwarzwald, ist gemeinsam die hocherfreuliche Nachbarschaft des Weinbaues, dessen Rebhügel links wie rechts des Rheins die Ketten der Ufergebirge mit einem Kranze wohlklingender Namen

und wohlschmeckender Getränke umgeben. Kommt dem Markgräfler — ein Name, unter welchem der Fremde nicht bloß die Weine des alten Markgräfler Landes im südlichen Baden, sondern jegliches Erzeugniß badischer Reben zusammenzufassen pflegt — sein alter Ruf, seine Milde und seine Bekömmlichkeit zu statten, so stehen dem Elsaß durch die Menge, den Gehalt und das Feuer seiner Gewächse nicht unverächtliche Waffen in dem Wettkampf um den deutschen Markt zur Seite. Weine wie der Rangen von Thann, mit welchem der schlanke Thurm der St. Theobaldskirche in die Höhe geführt worden sein soll, als der mit Wasser angerührte Mörtel nicht haften wollte, oder der Güterle von Gebweiler, die trefflichen Roth- und Weißweine von Reichenweier und der fröhlichen Pfeifenstadt Rappoltsweiler verdienen mit Verstand getrunken zu werden und werden sich bei deutschen Männern, die einen guten Tropfen zu würdigen wissen, sicherlich mit der Zeit ebenso Eingang verschaffen, wie die besten Markgräfler, etwa der rothe Feuerbacher, der Auggener oder die lieblichen Getränke, die am Oberlauf des Rheins vom Grenzacher Hörnli bis aufwärts zum Rheinfall gezeitigt werden. Und auch wer die Bekanntschaft mit diesen Edlen, deren Verzeichniß von jedem Kundigen leicht zu vervollständigen ist, bisher verabsäumt hat, wird des billigen, unverfälschten und gedeihlichen Weins, den man in den Vogesen wie im Schwarzwald fast ausnahmslos überall vorgesetzt erhält und gerne trinkt, dankbar eingedenk sein.

Nicht Rebberge und Forellenbäche, nicht sagenumsponnene Burgtrümmer auf den Höhen und Ausblicke auf Münsterthürme im Thal sind es, denen die Wälder der norddeutschen Tiefebene ihre Anziehungskraft verdanken. Statt felsenumklammernder Tannen reihen sich die rothen Stämme der Kiefer in unabsehlicher Wiederholung an- und hintereinander, oft genug auf dürrem Boden, den statt fröhlichen Unterholzes nur die blaugrünen Blätter der Heidelbeere und an den Grabenrändern die bescheidenen Blüthen des Haidekrauts schmücken. Aber der Weg durch märkische, pommersche oder preußische Kiefernwälder entbehrt doch nicht des eigenartigen Reizes. Unvermuthet blitzen rechts oder links Wasserflächen auf; weite Seespiegel öffnen sich, von waldigen Hügeln umgeben und im Hintergrunde im bläulichen Duft verschwindend. Aus dem dichten Röhricht der Ufer flattert die Wildente auf, Abends treten Rehfamilien, und wenn man Glück hat, auch wohl der stolze Edelhirsch aus dem Waldesdunkel zur Tränke hinaus. Wild wird in den Wäldern der Ebene leichter sichtbar als im Gebirge. Nicht bloß in den großen Jagdrevieren des Letzlinger Forstes und der Göhrde, der Rominter Haide in Ostpreußen oder den Waldfürstenthümern schlesischer Magnaten, wo man selbst vom Wagen aus Rudel von Roth- und Rehwild nicht selten zu Gesicht bekommt; auch in mecklenburgischen und pommerschen Wäldern begegnet man Hirschen, deren mächtige Geweihe jedem Sammler das Herz lachen machen. Im Thurm seines Jagdschlosses in der Granitz hat der Fürst von Putbus eine an Zahl und Stärke hervorragende Sammlung vereinigt, deren Trophäen fast nur von Hirschen herrühren, die in rügischen Wäldern erlegt worden sind.

Spärlicher sind in den großen Walddistricten des Ostens die menschlichen Wohnsitze vertheilt, und nicht überall kann man in Dorfkrügen und Haide-

schenken auf so gute Unterkunft rechnen, wie in häufig besuchten Gebirgswäldern. Aber an traulichen Einkehrstätten ist auch der Osten nicht arm, und in seinen Forsthäusern ist eine Gastlichkeit heimisch, die zu Herzen spricht und die Zunge löst. Die Männer der grünen Farbe, auf lange, einsame Stunden im Walde angewiesen, lieben Abends ein geselliges Wort und versagen sich weder den Austausch ihrer Erfahrungen noch die Mittheilung von Jagderlebnissen, die im Scherz und Ernst wohl gelegentlich an das bekannte Jägerlatein streifen, aber lange nicht so oft, wie unsere Witzblätter vorgeben. Wer den Wald und seine Bewohner liebt, wird mir sicher darin beistimmen, daß prächtige Charakterköpfe, wetterfeste, unter rauher Oberfläche warmherzig gebliebene Menschen unter Förstern und Waldhütern Gott sei Dank keine Seltenheit sind. Waldmenschen, wie sie Gustav Freytag in seinem „Soll und Haben" in dem knorrigen Blockhausbewohner des polnischen Gutsforstes oder der Dichter der „Katholischen Mühle" in seinem langen Peter geschildert haben, und wie sie Ludwig Knaus in dem reizenden Bilde des ruhenden Försters uns vor die Augen führt, wird Jeder, der in deutschen Wäldern Bescheid weiß, als lebenswahr anerkennen. Auch in den ebenso anspruchslosen wie abgerundeten Schilderungen, durch welche die Schrift des Oberförsters R. Schütte in Woziwoda über die Tuchler Haide dies früher übel beleumundete westpreußische Waldrevier zu Ehren gebracht hat, ist ein wahres Prachtstück von einem altpreußischen Förster in kernigstem Humor verewigt worden.

Ist die Kiefer im Osten, die Tanne im Südwesten der vorherrschende deutsche Waldbaum, so bleibt doch nicht nur in ihrem Gebiet, sondern auch außerhalb desselben Raum für die verschiedenartigsten und mannigfaltigsten Laub- und Nadelhölzer. Ihrer Abwechselung verdankt der deutsche Wald sowohl in den Bergen als auch in der Ebene einen guten Theil seines Reizes. Auf ihr beruht die Reichhaltigkeit seiner Färbung, in der sich vom ersten Erwachen des Frühlings bis tief in den Winter hinein die verschiedensten Töne zu einer wohlthuenden Gesammtwirkung verbinden. Da schießen, das stumpfe Grün der Fichtennadeln unterbrechend, im April die jungen Buchenblätter in ihren spitzen, braunen Hüllen freudig zum Licht empor und entfalten ihr zartes hellglänzendes Laub, dessen Fächer im Sommer den reichsten Schatten spenden und dessen gelbe, rothe und dunkelbraune Tinten das Sinken des Jahres im Herbst bezeichnen. In den Buchenwaldungen des Spessart, der Rhön und des Sauerlandes drängen die dichten Baumkronen sich so eng aneinander, daß sie das Licht nicht eindringen lassen und andere Pflanzen nicht aufkommen können; wie graue Säulen streben die mächtigen Schäfte empor, an der Wetterseite mit dunkelgrünem Moos reich bewachsen. Neben der Buche behauptet, nicht an Zahl, aber an charaktervoller Ausbildung ihrer Einzelexemplare die Eiche eine hervorragende Stelle unter den deutschen Waldbäumen. Langsam wie ihr Wuchs ist auch ihr Erwachen aus dem Winterschlaf; sie ist die letzte, die, wenn rings schon Alles im frischen Laube steht, ihre starken Aeste mit zartem Blattansatz und goldgelben Blüthenträubchen schmückt. Aber ihre derben Blätter halten aus, wenn andere Bäume ihr Laub längst abfallen ließen, und überdauern die Winterstürme nicht selten bis in den Frühling

hinein. Narbenvoll, doch unerschüttert steigt ihr mächtiger Stamm auf; er verzweigt sich zu einer Krone, deren Höhe von anderen Bäumen übertroffen, deren majestätische Wirkung aber von keinem erreicht wird. Wahrhaft königliche Eichen sah ich neulich in großer Zahl an dem Damm, der auf der Straße von Goschütz nach Militsch hinter Brustawe eine lange Strecke zwischen ausgedehnten Teichen dahinführt, und ebenso im Walde von Nesigode zwischen Militsch und Trachenberg, gleichfalls unmittelbar am Seeufer. Das reizvolle Spiegelbild hoher Baumgestalten im Wasser kann man an der Ostseeküste vom preußischen Samland durch Pommern und Mecklenburg bis Schleswig-Holstein antreffen, wo Buchen, die ihre weiten Aeste bis hart an den Strand ausbreiten, keine Seltenheit sind. Die buchenumkränzten Landseen Holsteins, wie der Uklei-See bei Eutin, der Preetzer See sind das Wanderziel vieler Waldfreunde.

Nicht bloß die Menschen und Thiere des Waldes, sondern auch seine Bäume sind deutschen Malern stets ein willkommener Gegenstand ihrer Darstellungen gewesen. In den Jagdbildern von Chr. Kröner, in den Waldlandschaften eines Max Schmidt prägen sich tiefe Kenntniß des deutschen Waldes und leidenschaftliche Liebe für ihn aus. Wenn die Heldengestalten unserer Eichen in den Landschaftsbildern des Epikers unter unseren Malern, Karl Friedr. Lessing, vorherrschen, so gibt Heinrich Flickel das feierliche Halbdunkel unter den Kronen hoher Buchen sowie das Spiel des einfallenden Sonnenlichts um ihre Stämme mit vollendeter Meisterschaft wieder. Die trotzigen Wettertannen unserer Bergwälder haben an dem Schweizer Calame, die schwermüthige Poesie der Kiefernwaldungen an dem Brandenburger Karl Blechen und dem Deutschrussen Julius v. Kloeber treue und liebevolle Interpreten gefunden.

Der Standort unserer Waldbäume wird in erster Linie durch ihre Anpassung an den Boden und an das Klima bedingt; der Waldpflege liegt es ob, jedem Boden diejenigen Baumarten zuzuweisen und zu erhalten, die nach ihren natürlichen Lebensbedingungen auf ihm am besten fortkommen. Das erfordert ein sehr erhebliches Maß menschlicher Einwirkung, sowohl in der Auswahl und Ausführung der Durch- und Abhiebe, wie in Anlegung und Ueberwachung der Neupflanzungen. Bei beiden haben neben den Regeln der Forstwissenschaft bekanntlich auch andere Factoren, z. B. die Geldverhältnisse des Besitzers und fiscalische Rücksichten, ferner aber auch Liebhaberei, gelegentlich wohl auch die Landschaftsgärtnerei ein Wort mitzusprechen. Der Kiefer ist in unseren östlichen Wäldern hier und da mehr Platz eingeräumt worden, als ihr gebührt, weil die Finanzpolitik des vorigen Jahrhunderts sich von dem Anbau dieses Baumes eine schnellere Wiederkehr des Abhiebs und damit größere Erträge als von Laubhölzern versprach, eine Einseitigkeit, die sich an vielen Stellen durch Verarmung des Bodens gerächt hat. Auch der Waldboden verlangt, wenngleich natürlich in langsamerer Folge als der Acker, einen Wechsel in der Bebauung, und die Akklimatisation von Waldbäumen bildet, wie die Einführung passender Getreide- und Grasarten für den Landwirth, für den Forstwirth eine schwierige, aber lohnende Aufgabe. Den Ver-

suchen, ausländische Laub- und Nadelhölzer, namentlich den schwarzen Wallnußbaum, die Weymouthskiefer, die Douglasfichte, japanische Nutzbäume in unseren Wäldern zu naturalisiren[1]), wird von vielen Seiten ein lebhaftes Interesse zugewendet, andererseits freilich ein schwer zu überwindendes Mißtrauen entgegengestellt. Wer Gelegenheit findet, den von einem eifrigen Vorkämpfer dieser Bestrebungen, Herrn John Booth, in der Colonie Grunewald bei Berlin eingerichteten Versuchsforst zu sehen, kann sich davon überzeugen, daß die vorbezeichneten und andere ausländische Bäume bei uns nicht nur, wie allgemein zugegeben wird, in Park- und Gartenanlagen, sondern auch, was manche Forstwirthe bestreiten, bei forstmäßiger Anpflanzung gut fortkommen. Die in diesem Arboretum vorhandene Sammlung von Stammdurchschnitten und Stammenden gewährt ein anschauliches Bild von dem raschen Wachsthum, der Festigkeit und den sonstigen Vorzügen dieser edlen Holzarten.

Auf der Holzerzeugung beruht der weitaus hauptsächlichste, aber lange nicht der einzige Nutzertrag des Waldes. Auch seine Nebenproducte sind, wie die Waldstreu für die Landwirthschaft, Eichenrinde, Weidenruthen, Baumharz, Theer und Pottasche für die verschiedensten Industrien, von nicht geringer wirthschaftlicher Bedeutung. Das Beeren- und Pilzsammeln bietet willkommene Gelegenheit zum Nebenerwerb für Kinder und Frauen der an- und umwohnenden Bevölkerung. Auch hierdurch werden nicht unbeträchtliche Ernten eingeheimst. Vom Bahnhof in Celle sind im Jahre 1892 nicht weniger als 32850 Kilogramm Heidelbeeren und 84657 Kilogramm Kronsbeeren als Bahngut versandt worden. Dabei waren die Kronsbeeren (im Osten heißen sie Preißelbeeren) nicht gut gerathen, denn im Vorjahre hatte ihr Versandt sich auf 112230 Kilogramm belaufen. Was die Pilze anbetrifft, so kann ich mich seit lange der Meinung nicht erwehren, daß ihnen in Deutschland nicht die Beachtung geschenkt wird, die ihnen nach ihrem Nährwerthe und ihrem Geldwerthe gebührt. In Frankreich zählt die Pilzzucht zu den natürlichen Reichthümern des Landes, sie wird an geeigneten Stellen, Waldrändern, auf sandigen Haiden ꝛc. kunstgerecht betrieben; Trüffeln und Champignons stellen Ausfuhrartikel dar, die mit Millionen zu Buch schlagen. Bei uns habe ich oft wahrnehmen müssen, daß die Beerensammler an Pilzen achtlos vorübergehen, die anderwärts hochgeschätzt werden. In der Ansicht, daß die Pilzzucht in Deutschland der Verbesserung bedarf und fähig ist, werde ich durchaus bestärkt durch die Bemerkungen in dem Bericht des preußischen Ministers für Landwirthschaft, Domainen und Forsten für die Jahre 1884—1887[2]), worin hervorgehoben ist, daß den eßbaren Pilzen bei uns in vielen Gegenden nicht die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet, und worin überdies zu meiner besonderen Freude der Bemühungen gedacht wird, dem edelsten und werthvollsten Pilze, der Trüffel, die, wie ihr Vorkommen in mehreren Forsten Thüringens, Hessens und der Provinz Hannover beweist, auch in Deutschland gedeiht, in

[1]) John Booth, Die Naturalisation ausländischer Waldbäume in Deutschland. Berlin 1882.

[2]) Preußens landwirthschaftliche Verwaltung in den Jahren 1884—1887. Berlin 1888. Bd. II, S. 198 f.

größerem Umfange Eingang zu verschaffen. Hoffentlich finden sich auch bei uns Waldbesitzer, die, wie dies in Frankreich Sitte ist, die Cultur von Edelpilzen als Liebhaberei, ja gewissermaßen als Sport betreiben und uns dadurch von einer nicht unbeträchtlichen Steuer an das Ausland befreien. Indessen ist es hohe Zeit, daß diese Betrachtungen sich dem Walde entreißen und sich draußen in und auf dem Lande umsehen.

Ein norwegischer Schriftsteller, der in Deutschland lebt, hat neulich in einer deutschen Zeitung darüber geklagt, er hätte bei uns noch keine Bauern gesehen, und verlangt, man möge ihm doch deutsche Landestheile nennen, wo es welche gäbe. Entweder versteht der Herr unter einem Bauern etwas Anderes, als man in Deutschland sonst darunter versteht, oder er kennt Deutschland nur wenig. Jedenfalls muß er in den Ländern, die zum alten Niedersachsen gehören, nie gewesen sein. Gewiß hat sich in den Sitten, der Kleidung, den Bräuchen und der Wirthschaft der westfälischen Bauern manches verändert, seit Immermann das classische Bild seines Hofschulzen entworfen hat. Aber die Hauptsache ist unverändert geblieben: frei und auf sich selbst gestellt, wirthet der Hofbesitzer des Münsterlandes, der Soester Börde, der Grafschaft Mark und des ehemaligen Bisthums Minden auf seinem Hofe. Noch heute kann man, wenn man von Tecklenburg nach Ibbenbühren fährt, oder von Arnsberg nach Soest, oder von Paderborn ins Land Delbrück oder auf Niedermarsberg zu, das, was Tacitus[1]) in der „Germania" von den Hofstätten deutscher Bauern erzählt, in Wirklichkeit vor Augen sehen: Ihre Höfe haben sie ein Jeder für sich und weit von einander, wie Jedem eine Quelle, ein Kamp, eine Baumgruppe zugesagt hat; Jeder sorgt, daß um sein Haus reichlich Raum ist. Die Grundlagen der altgermanischen Gemeindeverfassung und Wehrordnung glaubt man noch zu erkennen, wenn man die Höfe der Vollbauern von den geringen Hütten der Hofpflichtigen, die im Schutze der Freien lebten, umgeben sieht, wenn die Oberhöfe durch ihre Lage und ihren Umfang, sowie durch Alter und Größe der sie umgebenden Eichen hervortreten, und wenn man sich vergegenwärtigt, wie, wenn der Heerruf erscholl, aus diesen einzelnen Höfen die freien Wehrmänner mit ihren Knechten und Hintersassen zum Gemeindevorstand geeilt und auf den Sammelplätzen des Gaues zusammengeströmt sind.

Gleiche Wahrnehmungen sind auch innerhalb des ehemaligen Bisthums Osnabrück, in manchen Theilen Hannovers, im Braunschweigischen, in der preußischen Altmark, in den Elbherzogthümern, auf Rügen, in den pommerschen Hägerdörfern, der Weichsel- und Memelniederung leicht zu machen. An der friesischen „Wasserkant" haust auf den durch künstliche Aufwürfe über den Marschboden leicht erhöhten Höfen ein kerniges Bauerngeschlecht, das sich Jahrhunderte hindurch auf seinen „Plätzen" (daher der Ausdruck: ein Mann auf dem Platz) gegen alle Unbilden der Elemente und der Menschen zu behaupten gewußt hat und sich noch heute als Nachkommenschaft der von Goethe besungenen freien Friesen fühlt. Im „Alten Lande" links der Niederelbe, wie

[1]) Germ. c. 16 colunt diversi ac discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placuit . . . suam quisque domum spatio circumdat.

in den Kögen der holsteinischen Westküste trifft man Bauern, welche den Schilderungen im Marschenbuche des Bauern H. Allmers oder den trotzigen Gestalten von Theodor Storm im „Schimmelreiter" und anderen Erzählungen als Urbilder gedient haben können.

Auch im Schwabenlande, im Markgräflerlande, im Elsaß und am Niederrhein muß der norwegische Herr sich nicht umgesehen haben, und ebenso wenig in den Isarauen und an den Bergabhängen, die aus der oberbayerischen Hochebene zu den Gipfeln der Kalkalpen aufsteigen. Ich weiß da überall manchen Ort, wo wahre Bauern sitzen, und wenige, wo es keine mehr gibt. Auch kann ich mir nicht denken, daß die kraftstrotzenden Bauerngestalten, die uns Melchior Meyr in seinen Erzählungen „aus dem Ries" so lebendig vorgeführt hat, inzwischen das Feld geräumt haben sollten.

In Ostdeutschland haben die freien Bauernschaften einen schlimmeren Stand gehabt, als im Nordwesten und im Süden; in weitem Umfange sind sie der Hörigkeit, in einzelnen vormals polnischen Gebieten der Leibeigenschaft unterlegen, und diese Unfreiheit hat, obwohl sie gesetzlich längst aufgehoben ist, doch wirthschaftlich wie social manche Spuren zurückgelassen. Aber auch im Osten ist der Wohlstand und das Selbstgefühl der Bauern im Fortschreiten begriffen. Die Ansiedler, die Friedrich der Große ins Oderbruch und auf die durch seinen rastlosen Eifer neu errichteten Bauerhöfe der Warthe-, Netze- und Weichselniederung berief, haben in der Mark, Posen und Westpreußen einen neuen freien Bauernstand geschaffen, an den sich nach Aufhebung der Gutsunterthänigkeit weite Kreise frei gewordener Bauern angeschlossen haben. Auch in Ostpreußen ist bei den Nachkommen jener vlämischen und niedersächsischen Colonisten, welche von den deutschen Ordensrittern ins Land gerufen wurden, der alte Hang zur Unabhängigkeit nie ganz auszurotten gewesen, und hat in den Salzburgern, denen Friedrich Wilhelm I. in Littauen und Masuren ein Asyl gegen die Unduldsamkeit ihres geistlichen Landesherrn gewährte, neue Nahrung und Ausbreitung gefunden. Dem polnischen Bauer sind die Wohlthaten der preußischen Landesculturgesetzgebung und der für Jedermann gleiche Rechtsschutz der preußischen Gerichte gleichfalls vortrefflich bekommen.

So viel ist sicher, daß der Unterschied der ländlichen Zustände im Osten und Westen heute lange nicht mehr so groß ist, als er vor hundert Jahren war. Heute gibt es überall in Deutschland freie Bauern, und neben vielen anderen Dingen trägt die allgemeine Wehrpflicht, in welcher der Osten dem Westen um zwei Generationen vorangegangen ist, mächtig dazu bei, die Nachkommen der früher Hörigen in ihrer Haltung und Selbstachtung wieder aufzurichten. Auch in Verbesserung der Wohnungen, der Nahrung, der ganzen Lebenshaltung hat der Osten, der freilich viel nachzuholen hatte, vielleicht noch größere Fortschritte gemacht als der Westen.

Trifft dies bei dem Bauer zu, den auch im Osten sein Besitz schon früher vor allzutiefer Niederdrückung seiner Stellung wenigstens einigermaßen schützte, so ist es noch viel mehr bei der ländlichen Arbeiterbevölkerung der Fall, die früher fast ausschließlich auf Dienste bei der Gutsherrschaft angewiesen war, heute aber in der Ausdehnung zahlreicher ländlicher Gewerbe, wie namentlich

der Zuckerindustrie, ein weit ergiebigeres Feld für die Verwerthung ihrer Arbeitskraft findet. Die gesetzlich gewährleistete und durch die vierte Wagenklasse der Eisenbahnen thatsächlich ermöglichte Freizügigkeit hat für Niemanden größere wirthschaftliche Vortheile zur Folge als für den Landarbeiter, der als Sachsengänger während der Bestellzeit oder zur Rübenernte in die Zuckergegenden wandert und durch den reichlichen Lohn in den Stand gesetzt wird, sein kleines Besitzthum daheim in Oberschlesien oder Ost- und Westpreußen schuldenfrei zu bekommen oder gar zu vergrößern.

Freilich hat diese Sachsengängerei für die Großgrundbesitzer des Ostens schwere Uebelstände im Gefolge; ihnen fehlen die kräftigen Arme ihrer Hintersassen gerade, wenn's am meisten noth thut, und der Mann, der „draußen im Reich" seine Arbeitskraft zu verwerthen gelernt hat, ist auch zu Hause geneigt, einen höheren Lohn zu beanspruchen als früher und als nach der wirthschaftlichen Lage überhaupt gewährt werden kann. Für den Großgrundbesitzer macht sich der gewaltige Umschwung, den unser ganzes Wirthschaftssystem durch die modernen Verkehrsmittel erfahren hat und noch täglich neu erfährt, am unbequemsten fühlbar. Mit der früher für zulässig erachteten Art, Landwirthschaft zu treiben, ist heute, wo der Preis des Getreides sich nach dem Angebot des Weltmarktes bestimmt, wo die vaterländische Wolle gegen die Einfuhren aus Südafrika und Australien mühsam ankämpft, nicht mehr auszukommen. Ueberall tritt intensiver, auf vollste Verwerthung der Ertragsfähigkeit des Bodens und der Arbeitskraft von Mensch und Vieh gerichteter Betrieb an die Stelle minder sorgsamer Ausnutzung; in immer weiterem Umfang kommt auch in der Landwirthschaft die Maschine in Gebrauch; die landwirthschaftlichen Gewerbe, Brennereien, Milchwirthschaften mit Butter- und Käsefabrikation, Hefe- und Stärkefabriken haben eine früher nicht geahnte Verbreitung und Leistungsfähigkeit erreicht.

Auch für Laienaugen ist diese Aenderung des landwirthschaftlichen Betriebes in gar manchen Stücken deutlich erkennbar. Kaum auf einem Gutshofe, ja in wenigen größeren Bauerwirthschaften fehlt heute die rothe oder blaue Artillerie des vielgestaltigen Maschinenzeuges, das bei der Ackerbestellung, bei der Ernte und beim Dreschen so mannigfaltige Arbeit verrichtet. Mitten auf den Feldern sieht man die Essen der Lokomobilen, welche die stärksten und fördersamsten dieser Eisengeräthe in Bewegung setzen. Nicht selten begegnet man auf der Landstraße Maschinen, die ihren Rundgang bei verschiedenen Besitzern machen; an manchen Orten haben sich eigene Genossenschaften gebildet, um Dampfpflüge oder Dreschmaschinen zu gemeinsamer Benutzung anzuschaffen. — Ebenso ist die durchgreifende Aenderung wahrnehmbar, welche die Feldbestellung durch die Anwendung künstlicher Düngemittel erfahren hat. Düngerfabriken, Transporte auf den Bahnen und von den Bahnhöfen aufs Land, welche den Abraum der Bergwerke und der Hüttenindustrie als neueste Dungstoffe, wie Kainit, Phosphorschlacken u. dgl. m., den Feldern zuführen, machen sich weithin bemerklich; statt ehrlichen Mistes sieht man selbst in weitab gelegenen Wirthschaften Mineralien ausstreuen, welche nach den segens-

reichen Entdeckungen der Agriculturchemie dem Boden die zur Erhaltung und zur Verbesserung seiner Fruchtbarkeit nöthigen Salze bescheren sollen.

In rascher Folge breitet sich ferner eine Betriebsform der Milchwirthschaft aus, die früher nur in einzelnen Landstrichen angetroffen wurde: Molkereigenossenschaften kleinerer und größerer Landwirthe errichten gemeinsame Anstalten zu besserer Verwerthung der Milch, sei es, daß sie durch Verbesserung der Gefäße, der Aufbewahrungsstellen und der Transportmittel den Absatz der Milch selbst zu heben suchen, oder die altväterische Handhabung des Butterfasses und der Käsebereitung durch Centrifugalbuttermaschinen und rationelle Käsefabrikation ersetzen. Weit und breit sieht man jetzt auf der Landstraße und an den Bahnlinien die blinkenden Gefäße stehen, in denen diese Genossenschaften die Milch von der Weide oder aus den Ställen abholen und in zweckmäßig construirten Fuhrwerken entweder zum Bahnhof für den weiteren Transport zur Großstadt oder in das Molkereigebäude befördern lassen, hinter dessen hellen weiten Fenstern blitzende Maschinentheile sichtbar werden. In manchen Gegenden trifft man diese äußerlich wie innerlich einladend sauberen Gebäude in nicht allzu weiten Entfernungen von einander an; kaum wird jetzt ein Kreis, in welchem irgend namhafte Viehwirthschaft getrieben wird, ohne diese äußerst nützliche Einrichtung geblieben sein.

Am stärksten aber prägt sich von allen landwirthschaftlichen Betrieben derjenige dem Auge ein, in welchem sich der Uebergang der Landwirthschaft zur Großindustrie am weitesten und unzweideutigsten vollzogen hat, die Zuckerfabrikation. Noch ehe der Schornstein der Fabrik sichtbar wird, thut sich ihre Nähe in weitem Umkreise durch mächtige Schläge kund, auf denen im Frühjahr und Sommer lange Reihen von Arbeitern und Arbeiterinnen mit dem Behäufeln und Ausziehen der jungen Rübenpflanzen beschäftigt sind, während sich im Spätsommer bis in den beginnenden Winter hinein die hoch aufgeschossenen Wedel der kraftstrotzenden Wurzel an einander drängen und Meister Lampe und seiner zahlreichen Nachkommenschaft eine freilich nicht ungestörte Weide bieten. Leichte Schienengeleise werden neben der Landstraße sichtbar, auf denen man zur Erntezeit die gewonnenen Rüben entweder direct zur Fabrik oder zum nächsten Bahnhof transportirt; an den Bahnhöfen bezeichnen Inschriften die Stelle, wo diese Transporte abgenommen und die Rüben gewogen werden. Die tief aufgefahrenen Wege legen Zeugniß davon ab, in welchem Umfange zu diesen Transporten während der Zuckercampagne auch Wagen und Pferde herangezogen werden. Die Fabrikanlagen selbst sind so umfangreich, die zu den verschiedenen Stadien der Zuckererzeugung erforderlichen Maschinen so kostbar und der ganze Betrieb ist technisch wie kaufmännisch so gestaltet, daß er kaum irgendwo noch als Nebengewerbe einer einzelnen Gutswirthschaft gehandhabt werden kann, sondern durch Gesammtunternehmungen, am häufigsten in der Form von Actiengesellschaften ausgeübt wird.

Zu einem Welthandelsartikel geworden, ist der Zucker in seinem Preise und seinen Absatzbedingungen naturgemäß Wechselfällen von tiefgreifender Bedeutung unterworfen. Die günstigen Ergebnisse, die seit der fortschreitenden Ausnutzung des Zuckergehaltes der Rübe den älteren Zuckerfabriken in Mittel-

deutschland, namentlich im Magdeburgischen, Braunschweigischen und in Niederschlesien, zu Theil wurde, haben zu einer Vervielfältigung der Fabrikenzahl und zu einer Ausdehnung der Zuckerindustrie über ganz Nord- und Ostdeutschland geführt, die nicht ohne nachtheilige Wirkungen geblieben ist, namentlich seitdem dem deutschen Zucker der ausländische Absatz durch Mitbewerb anderer Länder, Zollschranken und sonstige hier nicht zu erörternde Hindernisse erschwert wird. Manche Hoffnung ist unerfüllt geblieben oder hat sich zu bitteren Verlusten umgewandelt; manchen Schornstein sieht man auch während der Campagne feiern; hier und da hat der Betrieb dauernd eingestellt werden müssen. Aber der Nutzen, den die deutsche Landwirthschaft aus der Ausbreitung der Zuckerindustrie gezogen hat und trotz der augenblicklich minder günstigen Chancen noch fortwährend zieht, beschränkt sich keineswegs auf den unmittelbaren Gewinn, der ihr aus diesem Gewerbebetriebe zufließt. Vielmehr hat der Rübenbau durch die tiefgehenden Pflüge, die er verlangt, eine Aufschließung des Bodens und eine Energie der Landbestellung zur Folge gehabt, welche die Ertragsfähigkeit des Ackers erhöht und auch außerhalb der Rübenbezirke lebhafte Nachahmung hervorruft.

Darf man sich nach alledem auf Reisen häufig über die Wahrnehmung freuen, daß der Betrieb unserer Landwirthschaft nach den verschiedensten Richtungen in einer ihren Ertrag steigernden Vertiefung begriffen ist, so bietet sich unterwegs mancherlei Gelegenheit, auch die Fortschritte ihrer räumlichen Ausdehnung zu beobachten. Durch umsichtig erkannte und beharrlich ausgeführte Meliorationen wird in vielen Niederungen Unland, welches durch Unwegsamkeit und schlechte Ausdünstungen lediglich ein Hinderniß, ja eine Gefahr für die Umgegend war, entwässert, befestigt, in Wiesenland umgewandelt oder unter den Pflug gebracht. Durch die Dammcultur nach Rimpau's Methode sind Tausende von Hektaren sumpfiger Moorniederungen ausgetrocknet und in lohnende Stätten menschlichen Fleißes umgeschaffen worden. Das wilde Moor, das sich neben der Chaussee von Heidekrug nach Ruß meilenweit hinzog und als Schlupfwinkel für allerlei Gesindel im übelsten Rufe stand, hat sich durch die in den siebziger Jahren in Angriff genommene und in ständiger Arbeit durchgeführte Melioration zu einer Colonie umgestaltet, deren Gedeihen, als ich sie im Herbst 1888 besichtigte, von den verschiedensten Seiten als gesichert bezeichnet wurde. Ebenso macht die Cultivirung der ostfriesischen Hochmoore, deren Moorbrände bis vor wenig Jahren die weithin empfundene Plage des Heerrauchs verbreiteten, durch die von der Moor-Versuchsstation zu Bremen eingeleiteten Versuche, die eine gründliche Bearbeitung der oberen Moorschicht mit energischer Kalkzufuhr und reichlicher Düngung mit Stickstoff, Kali und Phosphorsäure verbinden, neuerdings viel versprechende Fortschritte. Es sind auf diese Weise gleich im ersten Jahr auf ganz rohem Moor ausgiebige Ernten an Roggen, Kartoffeln und Hülsenfrüchten erzielt worden, und man hofft, daß es durch die Nachahmung, welche diese Versuche bei den für Neuerungen sonst wenig zugänglichen Moorbauern gefunden haben, und durch die von der Centralmoorcommission angeregte Mitwirkung der hannoverschen Provinzialverwaltung gelingen wird, die Colonisation der ausgedehnten Hochmoorstrecken

rechts und links der Ems zu beschleunigen und auf diesen jetzt fast culturlosen öden Flächen gedeihliche wirthschaftliche Zustände zu schaffen.

Handelt es sich bei derartigen Meliorationen darum, Oedländereien in Culturboden umzuwandeln, so wird durch die methodische Beförderung und Erhaltung der Anlandungen, welche die Nordsee im Spiel der Ebbe und Fluth an der ost- und westfriesischen Küste ansetzt, dem Meere gradezu neues Land abgewonnen. Vor den mächtigen Deichen, welche die dahinter liegenden Marschen vor verderblichen Flutheinbrüchen schützen, dehnt sich an der Emsmündung und an der westholsteinischen Küste ein Vorland aus, welches vom Meere in den Fluthzeiten meist bis an den Fuß des Deiches bedeckt, während der Ebbe hingegen weithinaus freigelassen und durch den Niederschlag der von den zurückweichenden Wellen zurückgelassenen Schlicktheile allmälig erhöht wird. Seit länger als einem Jahrhundert haben die Marschleute sich daran gemacht, diese Anlandungen durch Ziehung von Gräben, Aufwerfung von Beeten, zu befördern und ihren Wiederabbruch durch anfangs leichte Wehren, später aber, wenn der Boden durch Pflanzenwuchs sich mehr befestigt hat, durch Eindeichung zu verhindern. Wer von Emden aus die Polder besucht, innerhalb deren der Landzuwachs sich allmälig verschiebt, oder wer in Westholstein von Husum, Marne oder Wilster aus sich in die Kööge begibt, in deren Nacheinanderfolge sich dort die Siegesstationen dieser friedlichen Eroberung darstellen, der hat in Wirklichkeit vor Augen, was Goethe im zweiten Theil des „Faust" als der Weisheit letzten Schluß und als letztes Ziel von Faust's Thatendrang schildert:

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neuen Erde . . .
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da draußen rase Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen:
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen . . .

Auf den Köögen, durch deren Eindeichung im vorigen Jahrhundert diese Wiedergewinnung festen Marschbodens in Ditmarschen eingeleitet wurde, sitzen als reiche Gutsbesitzer hier und da noch die Abkömmlinge der ersten Colonen, die sich auf diesem Neuland anzusiedeln den Muth hatten. Jetzt ist der Hauptdeich bereits weit über ihre Fettweiden, „wo des Marsen Rind sich streckt", und ihre Weizenfelder hinaus vorgeschoben; neue Eindeichungen haben sich vorgelegt und wiederholen denselben Werdegang. Vor den am weitesten vorgerückten Außendeichen dehnt sich der Queller aus, die in der Landbildung begriffene Fläche, auf deren feuchtem Schlick eben der erste leichte Pflanzenwuchs, der Krückfuß, ergrünt. Gräben ziehen sich seewärts, in deren Sohle der durch die Fluth neu zugeführte Sinkstoff sich ansammelt; dann werden sie ausgehoben, die zwischenliegenden Beete erhöhen sich. Nun kommen stärkere Pflanzen, die der noch weichen Unterlage nach und nach festeren Halt geben; es zeigt sich das wehrhafte Queller- oder Hellergras, nach dem die ganze zwischen Land und Wasser noch immer streitige Fläche benannt wird, und nach dessen Auftreten das Land den Proceß halb gewonnen hat. Denn bald macht der

Krabbenfänger, der bisher nach der Fluth in den Quellergräben seine leichte Beute eingesammelt und durch Kochen an Ort und Stelle transportfähig gemacht hat, dem Hirten Platz, und mit der Aufwerfung von Schutzwehren, welche die Fluth von dem neuen Weideplatz abwehrt, ist die künftige Eindeichung und dauernde Verlandung des neuen Kooges eingeleitet. So wird der Nordsee, welche den Friesen durch die furchtbaren Einbrüche am Dollart und an der Jahde vor Jahrhunderten in wilden Sturmnächten weite Strecken fruchtbaren Landes entrissen hat, und welche die dem Festlande vorliegenden Ketten der ost- und westfriesischen Inseln und Halligen noch jetzt durch unablässiges Abbröckeln bedroht, in langsamer, aber erfolgreicher Arbeit ein Theil des Raubes wieder abgewonnen.

Mehr Land ist in Deutschland heut unter dem Pfluge als vor fünfzig Jahren, und tiefer sind die Furchen, welche der Pflug schneidet, fruchtbarer die Schollen, die er aufwirft. Ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, welche die Veränderung der Verkehrsverhältnisse für den deutschen Landwirth mit sich bringt, wäre es doch im Widerspruch mit Allem, was man wahrnehmen kann, wenn man behaupten wollte, unsere Landwirthschaft trüge Spuren der Vernachlässigung, der Verarmung, des Verfalles an sich, oder sei gar davon bedroht, von der Großindustrie und dem mobilen Capital aufgesogen zu werden.

Wohl haben wir in Deutschland Districte, in denen die Industrieanlagen sich dicht aneinander reihen, wo Stadt und Land von ihnen erfüllt und beherrscht sind. Kohlen und Eisen haben im Nordwesten des Regierungsbezirkes Arnsberg auf einem Areal, das kaum ein Viertel seiner Bodenfläche einnimmt, nahezu drei Viertel seiner Bevölkerung zusammengedrängt. Zechen, Hütten, flammende Hochöfen und lärmende Schmieden ringsum; wohin der Blick fällt, überall treten ihm vielgestaltige Essen entgegen, denen Nachts reichlicher Rauch mit unheimlich roth- oder weißloderndem Feueransatz entströmt. Vulcanus ardens urit officinas. Auch aus den Schlackenhalden, die rings um die Werke sich zu langhingestreckten Anhöhen aufthürmen, und an deren Rande gegen den Abendhimmel sich die Silhouette der Menschen mit der Kippkarre schwarz abhebt, kräuselt heißer Dampf empor; hier und da verräth ein noch glühender Klumpen, wieviel Hitze in ihnen begraben wird. Um die Hauptmittelpunkte dieser mächtigen Industrie, um Dortmund, Bochum, Hamm, Hagen drängen sich die Werke, die Fabriken, die Bahnhöfe mit ihren endlosen Kohlen- und Erzzügen so aneinander, daß die Grenze von Stadt und Land verschwindet; der freie Raum zwischen den einzelnen Gruppen wird immer enger. Dortmund und Hörde, Bochum und Herne, Gelsenkirchen und Schalke sind zusammenhängende Massen geworden, an welche kleinere Nachbarorte in wunderbar raschem Wachsthum anschießen. Dortmund, das seinen alten reichsstädtischen Glanz in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, in der Noth der Franzosenzeit völlig eingebüßt hatte und Anfangs dieses Jahrhunderts nur noch 4000 Einwohner zählte, hat jetzt nahezu hunderttausend. Als ich Bochum im Jahre 1857 zuerst besuchte, war es eine Landstadt, deren provinzielle Benennung „Kaubokum" nicht mit Unrecht idyllisch-bukolische Anklänge wachrief; ihre

Hauptsehenswürdigkeit war eine kleine Weinstube in der Nähe des Marktes, über deren niedrigem Kamin das bekannte Hasenclever'sche Bild den Besuchern vor Augen führte, daß der Verfasser der „Jobsiade", Karl Arnold Kortüm, hier beim Abendschoppen sich von den Mühsalen seiner ärztlichen Praxis zu erholen gewohnt war. Jetzt ist Bochum eine Großstadt, der Sitz eines der größten deutschen Industrieunternehmen, dessen Firma und dessen Leiter im Kampfe der politischen, socialen und gewerblichen Interessen oft auf der Bresche grimmig entbrannten Streites gestanden haben. Von woher und auf welchem Wege man auch nach Bochum kommt oder wie immer man es verläßt: überall eine Industrieanlage neben und hinter der andern! Gelsenkirchen war noch vor fünfundzwanzig Jahren ein unbekanntes Dorf; jetzt bildet die mächtig aufblühende Stadt, in deren Hauptstraßen Abends um die elektrisch beleuchteten Läden und Wirthschaften ein Treiben wie auf der Leipziger oder Friedrichstraße in Berlin pulsirt, mit dem hart anstoßenden, gleichfalls riesig schnell anwachsenden Schalke, mit Braubauerschaft, Bulmke, Ueckendorf, ja Wattenscheid einen Complex von Straßen und Werken, dessen Ende nicht abzusehen ist.

Nicht minder gewaltig ist die Entwicklung, welche im unmittelbaren Anschluß an die reichen Steinkohlenlager des Ruhrbeckens die Stahl- und Eisenindustrie des angrenzenden Rheinlandes genommen hat. Man braucht die Namen Oberhausen, Ruhrort, Duisburg nur zu nennen, um bei Jedem, der diese Städte auch nur flüchtig berührt hat, bestimmte, scharf umrissene Bilder der regsten und großartigsten Gewerbethätigkeit hervorzurufen. Essen's Ruf ist durch die in der Nähe dieses altgeistlichen Sitzes — die Fürstäbtissin des Stiftes Essen hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation — sich ausdehnenden Werke des Kanonenkönigs Krupp weit über Europa hinaus in alle Welttheile gedrungen. Finden sich doch in dem stillen alterthümlichen Meppen Officiere aus allen Ländern der Welt, Japaner und Chinesen, Südamerikaner und Aegypter zusammen, um den Schießproben der Gußstahlungeheuer auf dem dort gelegenen Krupp'schen Schießplatze oft Monate lang beizuwohnen.

Niemand, der sich ein Bild von deutscher Industrie machen will, sollte verabsäumen, den Regierungsbezirk Düsseldorf einmal etwas eingehender zu besuchen. Auf engem Gebiet haben sich dort dicht nebeneinander und doch in scharf abgegrenzten Gruppen die verschiedenartigsten Zweige der Großindustrie, die man sonst in räumlich weit von einander geschiedenen Gebieten aufsuchen muß, in ihrer vollen Eigenart entfaltet. Wie verschieden von den ragenden Schloten der Stahl- und Eisengruppe, welche ich soeben erwähnte, ist die Anfertigung des Kleineisenzeugs, die sich in den Thälern und auf den Höhen des bergischen Landes zu hoher Vollkommenheit ausgebildet hat. In und um Solingen, Remscheid, Radevormwald tritt kaum eine Großanlage hervor; durch Hausindustrie wird der größte Theil der Solinger Klingen, der Remscheider Beschläge, Klinken u. s. w. hergestellt; die dazu erforderlichen Stampfwerke und sonstigen Maschinen werden vielfach durch Wasserkraft getrieben. „Wir sind," sagte mir vor Jahren ein Großindustrieller von der hohen Scheid, „Ver-

leger, die für den Absatz nicht von uns verfaßter Werke zu sorgen haben." Mit welcher Energie dies Verlagsgeschäft betrieben wird, davon konnte ich mich an demselben Abend überzeugen Denn als aus der Unterhaltung eine ungewöhnlich umfassende Bekanntschaft der Tischgesellschaft mit den entlegensten Ländern hervortrat, und ich diejenigen Herren, die schon die Reise um die Welt gemacht hätten, die Hand zu erheben bat, thaten dies Alle außer den anwesenden Beamten. Und einer der Herren bemerkte, es sei für den Absatz der Remscheider Waaren nothwendig, daß die Chefs der Handlungshäuser sich über die Geschmacksrichtung ihrer Abnehmer in Südamerika, Afrika, China und Oceanien von Zeit zu Zeit an Ort und Stelle persönlich unterrichteten.

Unmittelbar an diese Gruppe schließen sich die Webereien und Färbereien an, welche das Wupperthal mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Fabrikanlagen ausfüllen. Von Schwelm an strecken sich in Rittershausen, in der Zwillingsgroßstadt Barmen-Elberfeld, in Wipplinghausen, Sonnborn bis nach Vohwinkel unabsehliche Straßenzüge lang aneinander, durch nahe herantretende Waldhügel oft bis hart an den Fluß zusammengezwängt. Was in diesem Häuserstrom gezwirnt und gesponnen, gewebt und geschoren, gefärbt, gebleicht und bedruckt wird, spottet jeder Beschreibung: ich kenne keine Stelle, an der Gewerbefleiß, Unternehmungslust und kluger, kaufmännischer Sinn so eng beisammen säße wie hier. Die Ausstrahlungen dieser riesigen Textilindustrie ziehen sich südwestwärts durch die hohe Scheid und nordwärts bis an die Ruhr durch das ganze bergische Land; sie treten in Neviges, in Langenberg, in Kettwig und Werden, in Wermelskirchen und Hückeswagen zu Tage, ja sie berühren mit beträchtlichen Anlagen die alte Landeshauptstadt, die unter Preußens Krone kraftvoll wieder erblühte Kurfürstenresidenz Düsseldorf, ohne jedoch den unverwüstlichen rheinischen Frohsinn und ohne den Künstlerglanz zu beeinträchtigen, der seit den Tagen Peters von Cornelius diese liebenswürdige und anmuthige Stadt umgibt.

Und wieder hiervon völlig abgesondert, als vierte Gruppe auf dem linken Rheinufer die Sammet- und Seidenindustrie, welche in Crefeld, Viersen, Rheydt, München-Gladbach das Scepter schwingt und ihre Vorposten über Dülken, Kempen und Lobberich bis Kaldenkirchen nahe der holländischen Grenze vorschiebt. Eine Organisation des Betriebes, wie sie zwischen den verschiedenen Plätzen vom Bezuge und der ersten Bearbeitung der Rohseide durch die Stadien der Spinnerei, Weberei, Musterstickerei, das Scheren und Pressen des Sammets, die Anfertigung der Muster für jede Art seidener Gewänder, Bänder, Litzen, Borten, Schnüre, Kordeln, bis zum Absatz dieser kostbaren Erzeugnisse sich ausgebildet hat, und wie sie durch die regste Fernsprechverbindung zwischen allen Fabriken, Lagerstätten und Comptoirs auf das Wirksamste befördert wird, ist in der Welt nicht leicht wieder zu finden. In dem stattlichen Bau der vor einigen Jahren errichteten Webschule in Crefeld ist eine Sammlung von Geweben vereinigt, welche von den orientalischen Mustern ältester Kirchengewänder durch die Handstickereien des Mittelalters bis auf die neusten Producte der modernsten Webmaschinen die Entwicklung der Seidenweberei in zahlreichen

Originalstoffen und Nachahmung von Paramenten, Altartüchern, Wandteppichen und dergleichen auf das Lehrreichste veranschaulicht.

Was dem niederrheinischen Lande im wohlthuenden Gegensatz zu anderen Industriebezirken seinen unterscheidenden Charakterzug aufprägt, ist die erfreuliche Wahrnehmung, daß sich neben der allermodernsten, höchst entwickelten Fabriktechnik eine Fülle der ältesten geschichtlichen Erinnerungen und der bedeutendsten Baudenkmäler erhalten hat. Das Münster in Essen, eine der ältesten Kirchen in Deutschland, enthält in den dreifach übereinander gestellten Doppelrundbogen des Chors eine Nachahmung der von Karl dem Großen in den Aachener Dom verpflanzten Architektur von San Vitale in Ravenna; mitten aus dem Treiben der Großindustrie sieht der Besucher sich in die stille Stadt am Rande der Pineta versetzt, wo die Monumente der römisch-byzantinischen Kaiserzeit mit dem Grabdenkmal Dietrichs von Bern so viele Jahrhunderte überdauert haben. Gleichfalls bis in die Karolingerzeit hinauf reichen die Anfänge der Stiftskirche zu Werden, bis zum Jahr 1803 gleich Essen der Sitz einer reichsfreien Abtei, heute durch schwunghafte Tuchfabriken und die Nachbarschaft beträchtlicher Kohlenzechen ein lebhaft aufblühender Ort. Nahe beim Bahnhof der Nachbarstadt Kettwig wird ein epheumsponnener Thurm als Rest der Burg gezeigt, auf welcher die Kaiserin Theophano, die griechische Gemahlin Otto's II., residirt hat, und wo Kaiser Otto III., die tragische Jünglingsgestalt unter den kraftvollen Herrschern des sächsischen Hauses, geboren sein soll. Drüben auf der andern Rheinseite erhebt sich in Neuß, an dessen festen Mauern und festem Bürgermuth zu rütteln Karl der Kühne von Burgund vergeblich versucht hat, der ehrwürdige Bau des heiligen Quirinus als eins der stattlichen Beispiele der rheinisch-romanischen Architektur. Gleich dieser Kirche ist das Münster zu München-Gladbach, das mit seinen nahezu fünfzigtausend Bewohnern zu den industriereichsten Städten des Rheinlandes zählt, durch eine treffliche Wiederherstellung zu altem Glanze erneuert worden. Geht man gar rheinabwärts weiter bis nach Xanten, so kann man in dem Hauptsitz der römischen Militärherrschaft (Castra vetera) den Spuren des kühnen Bataverhäuptlings Claudius Civilis, nachforschen, der eigentlich, wie ein gelehrtes Werk über die zahlreichen Römerfunde von Xanten mittheilt, Claas de Borger geheißen hat; man kann sich im Königsitz der Nibelungen in Erinnerungen der deutschen Heldensage versenken; ja man mag eingedenk sein, daß die Franken, die einst hier am Niederrhein gesessen haben, nach alten Volksüberlieferungen ihren Ursprung von den Trojanern herleiten und daß

Den Ort sie nannten Xanten
Nach dem Bach in ihren Landen.

Nicht in gleichem Maße erinnerungsreich, aber keineswegs ohne landschaftlichen Reiz sind die zahlreichen Industriestätten Sachsens, die sich in langhingestreckten, manchmal tief eingeschnittenen Flußthälern bis an den Kamm des Erzgebirges und bis auf die Höhen der sächsischen Schweiz und der Lausitzer Berge hinaufziehen. Hier wie in dem benachbarten Thüringen haben sich durch das Gesetz der Arbeitstheilung an manchen Orten einzelne Fabrikzweige derartig ausgebildet, daß sie mit dem ihnen eigenen Artikel geradezu den Welt-

markt beherrschen. Wer in Neapel oder Sorrent, als Geschenk für die Daheimgebliebenen, seidene Handschuhe einkauft, kann ziemlich sicher darauf rechnen, daß diese zierlichen Hüllen auf sächsischen Webstühlen oder Strickmaschinen in Annaberg oder Frankenberg das Licht der Welt erblickt haben. In allen Welttheilen wird auf Holz- und Blechinstrumenten geflötet, gepfiffen und geblasen, die in Markneukirchen, hoch oben im Erzgebirge, verfertigt sind; ebenda werden auch die echt römischen Saiten für Violinen, Violoncellos, Baßgeigen, Guitarren und Harfen von sächsischen Schleimmädeln gereinigt und von sächsischen Darmmädeln gerissen. In Sachsen werden die Lederpantoffeln verfertigt, die der fromme Mohammedaner an der Thürschwelle der Moschee abstreift, und ebenso die rothen Fez mit oder ohne Seidenquaste, mit denen Orientalen und Liebhaber des Orients ihr Haupt schmücken. Für alle Kinder sollte der Name der Stadt Sonneberg im Thüringer Wald einen erfreulichen Klang haben, denn dort werden die Puppen erzeugt, bekleidet und erzogen, die in Europa, Amerika, Asien, Afrika und Australien die Geburtstags- und Weihnachtstische verschönern. Die beweglichen Augen der kostbareren und gebildeteren unter diesen Puppen erhalten ihren feuchten Glanz in dem thüringischen Gebirgsort Lauscha, wo jede Sorte von Glasaugen, vom künstlichen Ersatz für ein verlorenes Menschenauge an bis zu den Augen ausgestopfter Vögel, auf das Vollendetste und Dauerhafteste hergestellt werden. Zu Hunderten, ja zu Tausenden, häufen sich an den Schaltern der Postämter zu Apolda, Greiz, Gera, Zwickau, Chemnitz, Zittau die Packete, in denen wollene „Phantasie-Artikel", Diagonaltuche und andere Erzeugnisse der thüringischen und sächsischen Textilindustrie ihre Reise nach oft sehr entfernten Absatzgebieten antreten.

In Oberschlesien hat die Ausbeutung der reichen Steinkohlenflötze, und der sie begleitenden Erzgänge, die schon in ihren Anfängen Goethe's Bewunderung erregte, Dimensionen angenommen und eine Großindustrie von Hüttenwerken aller Art hervorgerufen, welche die kühnsten Hoffnungen ihrer Begründer, des Ministers von Heinitz und des Oberberghauptmanns von Reden, weitaus überflügelt haben. Orte wie Königshütte, Laurahütte, Borsigwerk, die schon durch ihre Namen ihren ganz modernen Ursprung verrathen, zählen Tausende und Zehntausende von Einwohnern. In Gleiwitz, Kattowitz, Beuthen, Tarnowitz, Zabrze vollzieht sich das Wachsthum der Städte und der Anschluß benachbarter Industrieanlagen mit einer Schnelligkeit, die es selbst dem, der diese Gegenden öfters bereist, nicht leicht macht, sich über den jeweiligen Zustand der Dinge unterrichtet zu halten. Es ist keine kleine Aufgabe, für die rasch zusammenströmende Berg- und Hüttenarbeiterbevölkerung, die nach ihrer überwiegend slawischen Abstammung dazu neigt, von der Hand in den Mund zu leben, geordnete Gemeindeverbände mit menschenwürdigen Wohnungen, gesundem Wasser, ausreichenden Märkten zu schaffen und neben den materiellen Bedürfnissen auch für ihre Gesittung und Bildung in Schulen und Kirchen Fürsorge zu treffen. Gegensätze, wie sie in Oberschlesien durch die Verschiedenheit der Sprache, der Confession, der wirthschaftlichen Interessen an sich in reichlichem Maße vorhanden sind und die durch politische, kirchliche und natio-

nale Bestrebungen aller Art noch verschärft werden, sind nicht dazu angethan, diese Aufgabe zu erleichtern. Wer hier ein Staats- oder Gemeindeamt, die Leitung eines Industriebetriebs, eine Stellung im Dienste des Verkehrswesens, der Gesundheits- oder der Rechtspflege übernimmt, der tritt auf einen Posten, der an die Leistungsfähigkeit und an den Charakter, an Hingebung und Pflichttreue nicht geringe Anforderungen stellt.

Neben diesen gewaltigen Schöpfungen der modernen Großindustrie, deren Beispiele leicht zu vermehren sind, haben sich in den verschiedensten Theilen Deutschlands Betriebe erhalten, die nach altem, zum Theil ältestem Herkommen in kleinen Werkstätten, meist als Hausindustrie ausgeübt werden. Die Handweberei in den Thälern des Riesengebirges und des Glatzer Bergkessels nimmt in einzelnen Producten noch immer den ungleichen Kampf mit dem Maschinenleinen auf, wenngleich die Tage vorbei sind, wo die Kaufherren von Landeshut und Hirschberg u. s. w., die den Absatz der schlesischen Leinwand nach Spanien und Südamerika vermittelten, eigene Zweigcomptoire in Cadix unterhielten. Die Uhrenfabrikation im Schwarzwalde hat sich unter Benutzung aller Fortschritte der modernen Technik ihr Absatzgebiet trotz scharfer Mitbewerbung der schweizer und der französischen Concurrenten zu erhalten gewußt. In dem sogenannten Kannebäckerländchen am rechten Rheinufer, von Vallendar aufwärts in dem Seitenthal nach Grenzhausen und Höhr, werden Steinzeugkrüge, Kannen und sonstige Thongeräthe nach vortrefflichen alten Mustern und unter Verwendung einfacher Farbenwirkungen gebrannt, die der wachsenden Liebhaberei für die Verzierung der Wohnungen mit alterthümlichem Hausrath willkommene Objecte, aber auch dem Biertrinker ganz annehmbare Gefäße für den wirklichen Gebrauch zuführen. Die Achatschleifereien in Oberstein und Idar haben sich, nachdem der Vorrath an Halbedelsteinen in den benachbarten Bergen erschöpft war, durch Aufsuchung geeigneten Materials in Brasilien und in Kleinasien neuen Stoff für ihre vielbegehrten kleinen Kunstwerke zu verschaffen und die Freunde und Abnehmer derselben zu mehren verstanden. In Hanau und in Pforzheim beruht die ausgedehnte Gold- und Silberwaarenfabrikation vorwiegend auf kleinen Werkstätten, die sich, um mit ausländischen Großbetrieben wetteifern zu können, durch Theilung der Arbeit und durch geschickte Anwendung aller modernen Hülfsmittel betriebsfähig erhalten. —

Schon im fünfzehnten Jahrhundert haben Deutschlands Städte durch ihre Zahl, ihren Wohlstand und ihr Bürgerthum die Aufmerksamkeit und die Bewunderung der Fremden erregt, welche die Kirchenversammlungen von Costnitz und Basel über die Alpen geführt hatten. Es ging ihnen wie im Jahre 1870 den kriegsgefangenen Franzosen, die sich von ihrem Erstaunen über die vielen deutschen „petits Paris“ gar nicht erholen konnten. Auf der Fülle von selbständig durchgebildeten Individualitäten, ich möchte sagen von Charaktergestalten des deutschen Städtewesens beruht ein nicht geringer Reiz des Reisens in Deutschland. Der Sondergeist, der in unserer Staatsentwicklung von jeher so kräftig hervorgetreten ist, hat nicht nur verhindert, daß eine Stadt in Deutschland ein ähnliches Uebergewicht ausübt, wie Paris in Frankreich oder

London in England, sondern er hat auch, im Verein mit anderen Triebkräften, zu Wege gebracht, daß das nun politisch geeinte Deutschland in seinen Städten eine außerordentlich große Sammlung der verschiedenartigsten Gemeinwesen besitzt. Ohne dies Thema irgendwie zu erschöpfen, mögen einige Beobachtungen genügen.

Wenn nach Deutschlands ältester Stadt gefragt wird, so müßte wohl Trier genannt werden, weniger wegen der Inschrift am Rothen Hause, welche von Trier behauptet, daß es dreizehnhundert Jahre länger als Rom bestehe[1]), als wegen der in Deutschland unerreichten Zahl und Bedeutung seiner Römerbauten. Die Porta nigra, die Basilika Constantin's, die Reste des Amphitheaters — das man früher in Trier den Faßkeller nannte — bezeugen vor Jedermanns Blicken, daß Augusta Trevirorum Jahrhunderte hindurch ein Hauptsitz römischer Herrschaft, ja lange Zeit Residenz römischer Kaiser gewesen ist. Und unter der Erde werden, sobald man den Spaten ansetzt, die mannigfaltigsten Ueberbleibsel römischer Kunst und römischen Wohlbehagens in Säulentrümmern, Statuen, Geräthen und anderem Villenschmuck angetroffen. Die wohlerhaltenen Mosaikfußböden, die in der Umgegend von Trier und auch in der Stadt selbst noch vor wenig Jahren aufgedeckt worden sind, reihen sich dem Besten an, was an Werken dieser Art aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Wenn man sie betrachtet, fühlt man ordentlich, wie heimisch es den Welteroberern vom Tiberstrand in diesem reizenden Mosellande zu Muthe gewesen ist. Mit dem Adlerblick, den man an ihren Stadtgründungen allerwärts bewundert, hatten sie sich in der lieblichen Weitung des Moselthals, nahe dem Einfluß der Saar und der Kyll, die Stelle ausgewählt, wo die aus Gallien nach Germanien führende Heerstraße sich diesen verschiedenen Flußläufen folgend dreifach verzweigt. Da, wo dies Straßennetz strategisch beherrscht wird, hatten sie das Standlager ihrer Legionen errichtet, das sich unter dem Einfluß wachsender Gesittung, begünstigt durch die in Deutschland schwerlich übertroffene Milde des Himmels und gewiß auch durch den bis dicht an die Mauern heran wachsenden guten Wein, dessen Anpflanzung in Deutschland einem römischen Kaiser zu verdanken sein soll, zu einer mächtig aufblühenden Stadt, ja zur Roma Secunda erweiterte. Auch nach dem Verfall des Römerreichs hat Trier im heiligen Römischen Reich als Metropole eines der drei geistlichen Kurfürsten Jahrhunderte hindurch eine hochansehnliche Stellung behauptet. In dem an Alterthümern aller Art reichen Stadtmuseum befindet sich eine Sammlung von Münzen aller Herrscher, die in und über Trier regiert haben, römische Golddenare, deutsche Kaisergulden und Schaustücke aller Kurfürsten. Ihre Reihenfolge wird durch ein Blatt unterbrochen, auf welchem etliche Assignaten der République Française, der zeitweiligen Nachfolgerin der geistlichen Herren, befestigt sind. Hoffentlich reiht sich nun an die preußischen Friedrichsd'or wieder eine lange Folge von Goldkronen mit den Bildnissen deutscher Kaiser an.

[1]) Ante Romam Treveris stetit annis mille trecentis;
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen.

Als eine der jüngsten deutschen Städte wird Mannheim gelten müssen. Denn wenn sein Name als Dorf auch schon in alten Zeiten erwähnt wird, so ist ihm Stadtrecht doch erst im 17. Jahrhundert verliehen worden, und das beispiellos regelmäßige Straßenschachbrett bezeugt, wie von Grund auf neu die Stadt nach ihrer Einäscherung durch den Pfalzverwüster Mélac wiedererbaut worden ist. Aber in diesen über alle Gebühr langweiligen Häuserquadraten entwickelt sich, dank dem Unternehmungsgeist und der Thatkraft ihrer Bewohner, ein Handelsverkehr und ein Gewerbfleiß, welche die etwas zopfige Kurfürstenresidenz, durch ihr Theater unter Dalberg's Aegide einer ehrenvollen Erwähnung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens sicher, zu einem Hauptträger des modernen Wirthschaftslebens in Deutschland umgestaltet haben. Mannheim ist der größte Binnenhafen von Europa; es hat sich vermöge der energischen Ausnutzung der herrlichen Wasserstraßen und der vortrefflichen Einrichtungen zum Löschen und Lagern der auf den Rheinschiffen eingebrachten Güter zum Hauptstapelplatz des Getreide- und des Petroleumhandels aufgeschwungen und versorgt aus seinen Lagerstätten Süddeutschland, die Schweiz und einen großen Theil von Frankreich mit Nahrung und mit Licht, gar nicht zu sprechen von dem Schatz edelster Pfälzer Weine, der in den Kellern der reichen Handelsstadt geführt und bei gastlichen Gelegenheiten mit echt pfälzerischer Freigebigkeit gespendet wird.

Zwischen Triers Alter und Mannheims Jugend entwickelt sich auf deutschem Boden in allen Abstufungen der Erhaltung, der Wiederherstellung, des Gedeihens und auch des Rückganges die denkbar größte Mannigfaltigkeit der städtischen Entwicklung.

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen,
Die Stadt der Ehren voll,

hat Max von Schenckendorf, der Ostpreuße, mit vollem Recht gesungen. Aelter noch als der Gesammteindruck von Nürnberg ist der, welchen Goslar mit seinen bis in die sächsische Kaiserzeit zurückreichenden Baudenkmälern, oder Hildesheim mit dem unvergleichlichen mittelalterlichen Straßenbild hinterläßt, das sich um seine herrlichen Kirchenbauten zusammendrängt. Das älteste deutsche Privathaus, ein Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist vor einigen Jahren in Gelnhausen in einem uralten Mauertrumm entdeckt und auf das Wohnlichste wieder eingerichtet worden. Dicht davor steht das bescheidene Denkmal, das dem in Gelnhausen geborenen Erfinder des Telephons, Philipp Reis, errichtet worden ist, und die in der Nähe der Stadt belegene elektrotechnische Fabrik bezeugt, daß man in Gelnhausen nicht nur Aeltestes bewahrt mit Treue, sondern auch das Neueste rüstig zu erfassen versteht.

Am meisten von allen deutschen Städten hat Rothenburg ob der Tauber das Bild vergangner Tage bis auf die Gegenwart hinübergebracht. Noch zu dieser Stunde ist das gesammte Mauerwerk mit Vorthürmen und Thorthürmen, Fallgattern, Wehrgängen, Pechnasen u. s. w. vorhanden, welches in früheren Jahrhunderten die freie Reichsstadt gegen die Zudringlichkeit geistlicher und

weltlicher Nachbarfürsten, sowie der freien Reichsritterschaft in Schwaben und Franken schirmend umgab. Aus ihrer schlimmsten Noth freilich hat die Rothenburger nicht die Festigkeit ihrer Mauern, sondern die Opferfreudigkeit ihres Bürgermeisters gerettet, der Tilly's Zorn dadurch beschwichtigte, daß er auf dessen Geheiß den dem Sieger dargebotenen Humpen voll Tauberwein trotz seiner schier unergründlichen Tiefe in einem Zuge leerte. Diese patriotische That wird als „Meistertrunk von Rothenburg" jetzt alljährlich durch ein Festspiel gefeiert, bei welchem die Stadtkinder beiderlei Geschlechts vergnüglich mitwirken. Es war ein reizender Anblick, als ich zu Pfingsten 1881 bei meinem ersten Besuch der alten Reichsstadt aus dem herrlichen Rathhause, das ihren Markt schmückt, den Festzug der Rothenburger in der kleidsamen Tracht des 17. Jahrhunderts hinaustreten und die Straßen mit einer ihrem Architekturbilde entsprechenden jubelnden Menge erfüllen sah.

Ich höre, daß man nach dem Vorbilde der Tauberstadt jetzt auch anderwärts an Wiederbelebung ähnlicher Episoden aus der Vergangenheit deutscher Städte denkt. Ich wüßte manchen Ort, der sich hierzu eignet. Etwa Bamberg mit seinem Kaiserdom, oder Würzburg mit dem fürstlich prangenden Bischofsschlosse; Lüneburg, das wohl von allen deutschen Städten das besterhaltene Rathhaus (und darin bis vor Kurzem das besterhaltene Rathssilber) besitzt; oder Wismar mit seinen Kirchen, die von Riesen für Riesen gebaut zu sein scheinen. Oder Danzig, dessen Langgasse zwischen den beiden schönen Bauwerken des Hohen und des Grünen Thores mit dem keck aufstrebenden Rathhausthurm, der weiten Halle des Artushofes und den reich verzierten Façaden ihrer Giebelhäuser eines der abgerundetsten und stimmungsvollsten Stadtbilder bietet, das weit und breit zu sehen ist.

Aber wollte ich von dem, was in deutschen Städten sehenswerth ist, hier auch nur das Wesentlichste zusammenstellen, so müßte ich statt eines Aufsatzes ein Buch schreiben. Während des dreißigjährigen Krieges hat der Baseler Matthäus Merian sich an eine umfassende, mit Abbildungen in Kupferstich versehene Beschreibung der deutschen Städte gemacht, ein Riesenunternehmen, dessen zahlreiche Folianten eine Fundgrube für die Kenntniß des deutschen Städtewesens und der deutschen Culturforschung genannt zu werden verdienen. Heute, wo Deutschland in seiner Gesittung und in seinem Wohlstande die verheerenden und verarmenden Wirkungen jenes furchtbaren Krieges endlich überwunden hat, wäre es kein übler Gedanke, wenn ein neuer Merian mit der Sorgfalt, der Ausdauer und dem Kunstsinne des alten an die Herstellung einer neuen Topographie von Deutschland heranginge.

Die Börsenreform im Deutschen Reich.

Von
Gustav Cohn.

X.

An den Verkehrsformen, die sich der Handel schafft, wiederholt sich im Einzelnen, was uns die Geschichte im Ganzen lehrt. Das dem naiven Anblick neu Erscheinende erweist sich demjenigen, der in die Jahrhunderte zurückgeht, als ein Erzeugniß langer Vergangenheit. Und dieses hat einen tieferen Sinn als den einer Curiosität oder der blasirten Nutzanwendung, daß „Alles schon dagewesen ist." Es bedeutet, daß Einrichtungen des gegenwärtigen Zeitalters, deren Wurzeln so weit zurückreichen, nicht aus der Willkür des Augenblicks entstanden und durch eben solche Willkür zu beseitigen sind, sondern erst in ihrem historischen Zusammenhange und am Maßstabe einer durch lange Zeiträume bewährten Zweckmäßigkeit verstanden werden können.

Mannigfaltige Verfeinerungen des großen Geschäftsverkehrs, deren sich die fortgeschrittensten Volkswirthschaften der Gegenwart bedienen, haben trotz ihres modernen Aussehens ein Alter, dessen Höhe sich durch das Dunkel verhüllt, das die Anfänge aller Cultur umgibt. Ein Beispiel ist das Geldzahlungs- und Abrechnungswesen, durch dessen Entwicklung Großbritannien in so bezeichnender Weise dem Festlande, zumal Deutschland, vorausgeeilt ist und Merkmale seines volkswirthschaftlichen Reifegrades darbietet. Nicht nur, daß die Römer des Alterthums etwas Aehnliches hatten, sie sind auch, wie in so vielen anderen Dingen, den Völkern des Orients dafür verpflichtet, oder diese haben es doch um ein oder mehrere Jahrtausende vor ihnen gehabt.

Eine Betrachtung dieser Art verlangt auch die Verkehrsform des Terminhandels.

Es fehlen uns noch gründlichere Untersuchungen über seine Anfänge, über die Stufen seiner Entwicklung, über die Gründe seines Zurücktretens und Wiederauftauchens; selbst das Bild des heute vor sich gehenden Terminhandels an den verschiedenen Handelsplätzen der Erde ist noch ein recht unvollkommenes, und unsre neueste Reichs-Enquête-Commission mußte nach ihrer Weise weit

davon entfernt sein, in dieser Richtung zu arbeiten. Indessen das wissen wir, daß seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf dem größten Welthandelsplatze jener Zeit, in Amsterdam, Termingeschäfte und Differenzgeschäfte in den Antheilen der holländisch-ostindischen und -westindischen Handelscompagnien abgeschlossen wurden. Denn bereits am 27. Februar 1610 und abermals am 15. Juli 1621 ist durch die Generalstaaten ein Gesetz erlassen, welches zum Schutze des Credits jener großen Handelscompagnien sich dagegen wendet, daß „viele Leute große Partien jener Actien verkauft haben, ohne eine einzige Actie zu besitzen, lediglich in der Absicht, ihren Preis zu drücken durch unwürdige Mittel, und auf diese Weise einen Gewinn zu machen beim Rückkauf zum Lieferungstermine, zum großen Schaden der Compagnien, des Staatswohls, der Wittwen und Waisen und sonstigen Antheilsbesitzer der genannten Compagnien." Diese Gesetze sind dann im Laufe der nächsten Jahrzehnte und Menschenalter zu öfteren Malen wiederholt worden; es hat sich auch damals bereits eine Literatur entwickelt, welche dieselben Fragen erörtert, die sich heutigen Tages an diese Dinge zu knüpfen pflegen, und dieselben Vorschläge macht, die heute gemacht werden, dadurch aber wiederum dieselben Controversen hervorruft, die uns aus den heutigen Debatten bekannt sind[1]). So will eine holländische Schrift, die 1657 erschien, statt der in jenen Gesetzen ausgesprochenen Unklagbarkeit der Differenzgeschäfte, die sich als unwirksam erwiesen habe, die Besteuerung derselben (neben der Steuerfreiheit der reellen Käufe, bei denen durch Deposition der Actien der Besitz derselben nachgewiesen sei). Dieser Vorschlag rief zwei heftige Gegenschriften hervor, die den Untergang des Actienhandels, des letzten blühenden Handelszweiges von Holland, als Folge der Besteuerung prophezeihen. Das Differenz- und Prämiengeschäft sei nur eine Versicherung der Actien, um, wie es bei jedem andren Geschäft auch vorkomme, den Verlust in gewisse Grenzen zu bannen. Die Kenntniß von politischen Begebenheiten werde in anderen Geschäften gerade so gut gebraucht oder gemißbraucht; die Differenzgeschäfte allein könne man nicht besteuern, die Steuer könne umgangen werden, und es würden am Ende nur die reellen Käufe besteuert u. s. w.

Auch beschränkte sich schon damals der Terminhandel nicht auf Werthpapiere. Eine epochemachende Erscheinung war der Tulpenhandel in derselben Zeit, der nicht nur sich dieser Geschäftsform, gleich dem Actienhandel, bediente, sondern auch eine wilde Speculation zeitweilig (1636—37) vermittelst derselben entfesselte. Für die Zeit um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert und den Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts liegt ein ausgiebiges Material in den holländischen Werken über den Handel Amsterdams vor, welches für die Blüthe des Waarenterminhandels (in allen möglichen Colonialwaaren), besonders in Kaffee, dann in Getreide, Zeugniß ablegt. Dieses Material harrt noch des kundigen Forschers, um die Wirkungen und den Verlauf dieses

---

[1]) Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur zur Zeit der Republik. Von Etienne Laspeyres. Gekrönte Preisschrift der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig. 1863. S. 270 ff.

Handels klar zu legen, um die Gründe aufzudecken, wegen deren sich bei dem Emporsteigen des Londoner Weltmarktes gleichartige Erscheinungen nicht entwickelt oder sich doch auf einzelne Theile des Handels (den Werthpapierhandel) beschränkt haben; wie ferner auf anderen großen Märkten — so seit dem letzten Menschenalter in den Vereinigten Staaten von Amerika — sich diese Geschäftsform herausgebildet; wie hier und dort die Gesetzgebung des Landes eingewirkt habe; wie sich alles das mit denjenigen Erscheinungen in Zusammenhang bringen läßt, die uns am nächsten liegen und Gegenstand unserer Reformthätigkeit sind.

Eine derartige historische und vergleichende Betrachtung wird dazu dienen, die merkwürdige Verkehrsform in ihrer technischen Feinheit zu würdigen, die vielfältigen und oft wiederholten Versuche der Gesetzgebung, dieselbe auf einen berechtigten Spielraum einzuschränken oder zu zerstören, kennen zu lernen und daraus die Lehren für die neuesten Versuche zu ziehen.

Jedoch nach allen Fortschritten dieser Erkenntniß wird die Schwierigkeit übrig bleiben, die den ältesten und den neuesten Erscheinungen des Terminhandels gemeinsam ist: die eng in einander verschlungenen Fasern einer verfeinerten Verkehrstechnik und unverkennbarer Mißbräuche derselben mit sicherer Hand auseinander zu lösen.

Die Schwierigkeit wäre gelöst, wenn der glückliche Wahn heutzutage noch mächtig wäre wie vor dreißig Jahren — der Wahn, den unsre Apostel des freien Wettbewerbes verbreiteten, indem sie den Individualismus der alten Doctrin durch die neuesten Lehren Darwin's ergänzten. Der Wahn ist heute zerrissen. Wir glauben es nicht mehr (und die Vertreter der Deutschen Wissenschaft haben es schon damals nicht geglaubt), daß über solche Mißbräuche, von so großem und so wachsendem Aergerniß, ein naturwissenschaftlicher Grundsatz hinweghülfe, der uns sagt, diese Uebel seien der naturnothwendige Preis des Guten, das der Gesellschaft daraus entspringt. Die grundsätzliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit socialer Reformen auf allen Gebieten der Gesellschaft ist in die Lücke getreten, die jener Wahn gelassen hat. Die Schwierigkeiten der Reform sind allenthalben vorhanden, und so auch bei unsrem Gegenstande. Sie dürfen nicht davon zurückhalten, es mit immer neuen Versuchen zu wagen, und der Erfolg der Versuche wird am Ende groß genug sein, um vernünftigen Ansprüchen zu genügen.

XI.

Welches sind nun die Mißstände, die sich an den Terminhandel knüpfen und in der Gegenwart Anlaß zu Reformversuchen geben?

Sie sind mannigfaltige und berühren sehr verschiedene Interessen. Sie fallen unter so verschiedene Gesichtspunkte, daß mehrere derselben, weil der Fragebogen sie nicht umfaßte und weil die ordnungsmäßige Erledigung des Fragebogens den Leitstern wie die Schranke für die Führung der Enquête bildete, den Verhandlungen der Commission so gut wie gänzlich fern geblieben sind. Gesichtspunkte der letzteren Art sind diejenigen, welche den Erwägungen des socialpolitischen Ebenmaßes entspringen, die nicht an diesem Ende allein, aber

doch vorzugsweise hier hervorspringen, indem nämlich die Frage entsteht, welche eigenthümliche Stellung in den Erwerbsweisen des großen Handels das Termin- und Differenzgeschäft einnimmt, welche Erleichterungen die besondre Technik derselben für die Steigerung des aleatorischen Charakters der heutigen Einkommens- und Vermögensvertheilung herbeiführt, wie sie die Gegensätze von Gewinn und Verlust, von Erfolg und Mißerfolg, von Reichthum und Armuth verschärft? oder die andere Frage, welchen Einfluß die schon vorhandene Ueberlegenheit der großen Capitalkraft, der großen Unternehmung im Bank- und Börsenwesen auf die Sicherheit des wachsenden Gewinnes im Gegensatz zu den kleineren mitwerbenden Kräften ausübt, wieweit auf diesem Gebiete die allgemeine Beobachtung oder Behauptung zutreffend sei, daß die großen immer größer, die kleinen immer kleiner werden, welche Constanz des Erfolges, welch' Auf- und Niederschwanken zwischen Sieg und Niederlage an der Börse festzustellen sei?

An diese Fragen würden sich dann weiterhin Erörterungen über Reformmaßregeln geknüpft haben, die auf der socialpolitischen Höhe des ganzen Gegenstandes gestanden hätten; erst von hier aus wäre ein angemessener Standpunkt zu dem Problem der „Börsensteuer" zu finden gewesen — wie nun auch immer die Entscheidung für bestimmte Reformvorschläge gelautet haben möchte.

Thatsächlich hat in dem Gedankenaustausche mit den betheiligten Persönlichkeiten selbst an solchen Stellen, die (trotz der Enge des Fragebogens) Gelegenheit zu ähnlichen Erörterungen geboten hätten, theils die Besorgniß für die geschäftsmäßige Promptheit, theils die Scheu vor tieferen, daher unliebsamen[1]) Fragen die wirkliche Discussion auf vorwiegend technische Gegenstände einzuschränken gewußt.

Neben diesen Problemen des Terminhandels, die man hätte behandeln sollen, aber nicht behandelt hat, gibt es andre, die unter anderen Umständen und in anderen Zeiten Bedeutung gehabt haben, heutzutage und jedenfalls in dem vorliegenden Falle als bedeutungslos in den Hintergrund getreten sind. Jene alten Gesetze der niederländischen Generalstaaten, die wir vorhin erwähnt haben, richten sich gegen den Terminhandel in Actien der ostindischen und westindischen Compagnien aus einem Grunde, der für uns heute, wenigstens sofern es sich um Werthpapiere handelt, so ziemlich alle Kraft verloren hat.

---

[1]) „Der gewöhnliche Kopf" — sagt Georg Christoph Lichtenberg — „ist immer der herrschenden Meinung und der herrschenden Mode conform; er hält den Zustand, in dem sich Alles jetzt befindet, für den einzig möglichen, und verhält sich leidend bei Allem. Ihm fällt nicht ein, daß Alles, von der Form der Möbeln bis zur feinsten Hypothese hinauf, in dem großen Rathe der Menschen beschlossen worden, dessen Mitglied er ist. Er trägt dünne Sohlen an seinen Schuhen, wenn ihm gleich die spitzen Steine die Füße wund drücken; er läßt die Schuhschnallen sich durch die Mode bis an die Zehen rücken, wenn ihm gleich der Schuh öfters stecken bleibt; er denkt nicht daran, daß die Form des Schuhes so gut von ihm abhängt als von dem Narren, der sie auf elendem Pflaster zuerst dünne trug. — Dem denkenden Kopfe fällt überall ein: könnte dieses nicht auch falsch sein? Er gibt seine Stimme nie ohne Ueberlegung . . . er denkt: so hat man ohne mich beschlossen, daß es sein soll; vielleicht hätte man anders beschlossen, wenn ich dabei gewesen wäre . . . Dank sei es diesen Männern, daß sie zuweilen wenigstens einmal schütteln, wenn es sich setzen will. Chinesen dürfen wir noch nicht werden."

Sie verfolgen nicht den Terminhandel oder Differenzhandel als solchen; sie nehmen nur gegen die Baissespeculationen (gegen den Verkauf in blanco) das Interesse der Antheilsbesitzer, der Compagnien, des Staatscredits in Schutz.

Diese Intention (auch abgesehen von den ihr anhaftenden Irrthümern) tritt selbst in den populären, sachunkundigen Agitationen für eine Börsenreform, wie wir sie heute gewohnt sind, um dessentwillen zurück, weil die Höhe unsres Staats- und Reichscredits keinen zulänglichen Tummelplatz für die Terminspeculationen in den hauptsächlichen Staats- und Reichspapieren gewährt, die thatsächlich denselben bietenden „Spielpapiere" aber eine ähnliche Empfindung der Schutzbedürftigkeit weder in den Kreisen des Publicums noch bei den Staatsbehörden wachrufen.

Nach diesen und manchen andren Fragen, die nicht erörtert worden sind oder nicht erörtert zu werden brauchten, bleiben einige andre übrig, an denen die Commission unmöglich vorbeigehen konnte, weil sie im Wege lagen. Es ist die Theilnahme der außerhalb der Börse stehenden Kreise der Bevölkerung an den Börsenspeculationen, eine Theilnahme, die durch die Technik des Terminhandels in verführerischer Weise erleichtert wird. Es ist zweitens der Einfluß des Terminhandels auf die Preisgestaltung, nicht sowohl im Gebiete der Werthpapiere, als vielmehr im Gebiete des Waarenhandels und hier wiederum vorzugsweise im Hinblick auf die Erzeugnisse der Landwirthschaft.

Der zweite Punkt in seiner Complication mit dem ersten hat in Wahrheit das centrale Interesse der Enquête-Commission in Anspruch genommen, soweit sie sich mit dem Wesen des Terminhandels, seinen Vortheilen und Nachtheilen, beschäftigte. Das lag freilich nicht allein in der Sache selbst begründet, die eigenthümlich erregte Stimmung trug dazu bei, welche seit einiger Zeit (und wie es scheint, jetzt von Tage zu Tage mehr) Alles in ihren Wellenschlag hineinzieht, was mit den Interessen der Landwirthschaft sich berührt.

Zweierlei Momente sind es, die in dem Terminhandel sich kreuzen, um die Schwierigkeit hervorzubringen, mit denen manche Bemühungen der Gesetzgebung und neuerdings die Arbeiten der Reichs-Enquête-Commission gerungen haben.

Das eine ist der Dienst einer verfeinerten Geschäftsform für die Zwecke des Großhandels und die damit unauflöslich verbundene Speculation. Das andere ist die gerade durch diese Verfeinerung veranlaßte Betheiligung an den Börsenspeculationen für solche Kreise der Gesellschaft, die niemals daran theilnehmen sollten.

Hier entsteht die Aufgabe einer Grenzziehung durch öffentliche Ordnungen, deren Lösung nur mit vorsichtiger Hand unternommen werden kann. Denn wenn die Ausartung der „Börsenspeculation" zum „Börsenspiel" wesentlich darin begründet ist, daß die betheiligten Persönlichkeiten über die Schranken des berufsmäßigen Geschäftsbetriebes hinausgehen, so zeigt sich die Schwierigkeit, den Punkt zu bestimmen, an dem jene Schranken thatsächlich überschritten werden. Dieses zumal auf dem Gebiete der Werthpapiere, deren Besitz und Umsatz sich weit über die Kreise der berufsmäßigen Geschäftsleute hinaus erstrecken und mit wachsendem Wohlstande, mit den typischen Fortschritten der heutigen Wirthschaftsstufe immer mehr sich darüber hinaus erstrecken müssen.

XII.

Die Verhandlungen der Reichs-Enquête-Commission mit den Vertretern der verschiedenen Interessentenkreise, sowie in ihrem eigenen Schoße haben einen großen Theil der Zeit und Mühe auf diesen Gegenstand gewendet.

Es zeigten sich erhebliche Verschiedenheiten in dem Wesen und den Mißständen des Terminhandels je nach den Gegenständen, auf die er sich erstreckt. Aber gewisse gemeinsame Charakterzüge kennzeichnen den Terminhandel als solchen. Der börsenmäßige Terminhandel hat sich aus dem Lieferungshandel als eine eigenthümliche Geschäftsform entwickelt. Bei dem gewöhnlichen Lieferungshandel, auch wenn er auf eine festbestimmte Lieferungszeit gerichtet ist, bleibt der Inhalt des Vertrags der Festsetzung in dem einzelnen Falle überlassen. Bei dem börsenmäßigen Terminhandel dagegen werden an einer Börse bestimmte Lieferungsfristen, feste Mengeneinheiten, gemeinsame Bestimmungen über Qualität u. s. w. vorweg festgestellt, so daß die einzelnen Geschäfte einen typischen Vertragsinhalt haben, mit einziger Ausnahme des wechselnden Preises, und an der betreffenden Börse fortdauernd für diese Geschäfte Terminpreise durch öffentliche Organe bekannt gemacht werden. Zufolge dieser Fürsorge für die Gleichartigkeit der Geschäfte und für das Bestehen eines offenkundigen Marktpreises erleichtert der Terminhandel den Betheiligten die Gelegenheit, sich durch neue Geschäftsabschlüsse für bereits schwebende Verträge zu decken. Auch bringt die geschilderte typische Gleichartigkeit es mit sich, daß die Erfüllung des Terminvertrages (die versprochene Lieferung oder der Empfang der Waare) in vielen Fällen durch einen Dritten auf Anweisung des Gegencontrahenten geleistet wird.

Die hierdurch gewonnene Leichtigkeit der Geschäftsabschlüsse dient der Entfaltung der Speculation, welche aus vergangenen und gegenwärtigen Thatsachen auf die Werthentwicklung der Zukunft Schlüsse zieht. Die Speculation bewegt, weit über das Gebiet der modernen Börse und ihrer Geschäftsformen hinaus, die wirthschaftliche Thätigkeit; aber in diesen Geschäftsformen hat sie ihr zweckmäßigstes, ihr bereitestes Werkzeug gefunden. Durch die Masse der Geschäftsabschlüsse und den großen Kreis der Theilnehmer wird der Markt erweitert, werden die Werthschwankungen vermindert, wird die Größe der Schwankungen durch die Häufigkeit kleinerer Schwankungen ersetzt, wird eine zutreffendere Bewerthung erzeugt. Der Beweis dafür liegt am nächsten in dem Vergleiche der verschiedenen Werthpapiere, den schroffen Coursschwankungen der nicht im Terminhandel befindlichen und den meist leisen Schwankungen der anderen Papiere.

Insbesondere aber dient der Terminhandel (und zwar unter allseitigerer Anerkennung als in der eben betonten Richtung) der Erleichterung internationaler Zahlungsverbindlichkeiten durch das Mittel solcher Werthpapiere, welche im Inlande und Auslande gemeinsam einen Terminmarkt haben. Er dient ferner dem internationalen Verkehr mit Ländern, welche eine unterwerthige und darum schwankende Valuta haben, dadurch, daß der Industrielle, der Kaufmann den Preis der nach dem Auslande verkauften oder vom Auslande bezogenen Waaren gegen die Valutaschwankungen sicherstellen kann, vermöge eines

Termingeschäfts in der fremden Valuta, das er gleichzeitig mit dem Waarenkauf oder -Verkauf abschließt. Er dient auf diese Art geradezu der größeren Solidität der Geschäfte in der Weise einer Versicherung gegen unwillkommenes Risico.

Die Bedenken gegen die geschilderte nützliche Wirkung des Terminhandels entspringen der Beobachtung, daß die Zahl der Personen, die sich an den Terminspeculationen ohne irgend welche Sachkenntniß oder Urtheilsfähigkeit betheiligen, eine unerlaubt große ist. Dadurch wird das Element der Intelligenz, welches den geistigen Inhalt jeder speculativen Thätigkeit bilden soll, in das Unbestimmte verflüchtigt, und an die Stelle einer denkenden Beherrschung des blinden Zufalls in den Bewegungen des Marktes tritt der Zufall selber und das Spielen mit dem Zufall. Aus der Speculation wird das Spiel, aus der wirthschaftlichen Unternehmung ein Versuch mit dem Ungefähr des Glückes.

Dieselben Bedenken treten aber mit verstärkter Macht hervor, im Hinblick auf die Mißbräuche des Waarenterminhandels. Nicht nur, daß die Betheiligung weiter Kreise der außerhalb der Börse stehenden Bevölkerung in neuester Zeit theils durch die Aussagen der sachkundigen Zeugen, theils durch die Acten vieler gerichtlicher Processe festgestellt ist, nicht nur, daß auf diesem Gebiete die Lücke einer sachlichen Legitimation zum Terminhandel handgreiflicher aufgedeckt ist als bei dem Werthpapierhandel, während die zeitliche Ausdehnung der Speculationsfristen den Waarenterminhandel um so viel verführerischer macht als die Werthpapierspeculationen — was die Bedenken wachrief, ist namentlich die Verbindung dieser Kategorie von Erscheinungen mit den verbreiteten agrarischen Beschwerden über den schädlichen Einfluß, den die Speculation in den Erzeugnissen der Landwirthschaft auf die Preise derselben angeblich ausübt. Unbeschadet der unverkennbaren Vortheile, welche der Terminhandel in Waaren analog dem Terminhandel in Werthpapieren mit sich führt, Vortheile, die besonders deutlich in der Richtung der Versicherung gegen Preisschwankungen liegen (wenn beispielshalber der Mehlfabrikant ein Weltgeschäft in großem Umfange ohne wesentliches Risico nur dadurch machen kann, daß er die zu vermahlenden Getreidemassen sich bei Abschluß der Mehlverkaufsgeschäfte im Terminhandel einkauft, oder wenn der Spiritusraffineur gleichzeitig mit dem Verkauf des Feinsprits sich den Rohspiritus auf Terminlieferung einkauft und dadurch seinen sicheren Fabrikationsgewinn im Voraus gegen die Schwankungen des Markts feststellt) — unbeschadet solcher Vortheile treten hier Zweifel auf, welche die Commission in hohem Maße beschäftigen mußten.

Indem nun dieselbe zu der Ueberzeugung gelangte, daß der börsenmäßige Terminhandel in Werthpapieren wie in Waaren erhebliche Vortheile bietet, und als eine berechtigte Verkehrsform anzuerkennen ist, erkannte sie es als ihre Aufgabe, den damit verknüpften Ausartungen, zumal im Hinblick auf die Betheiligung des außenstehenden Publicums, und dieses abermals vorzugsweise an dem Waarenterminhandel, durch Reformvorschläge entgegenzutreten. Als kleinere Mittel sind hier zu nennen die Beschlüsse der Commission, welche

die Zulassung von Werthpapieren und Waaren zum Terminhandel und zur amtlichen Notirung der Termincourse von gewissen einheitlichen Vorschriften oder von der Genehmigung des Bundesrathes für das ganze Deutsche Reich abhängig machen wollen. So soll künftig die Zulassung von Werthpapieren zum Terminhandel an allen deutschen Börsen von einem Mindestcapital von zwanzig Millionen des zuzulassenden Werthpapiers bedingt sein, damit die Gefahr von Speculationsringen vermindert werde. So sollen Waaren zum Terminhandel erst dann zugelassen werden, wenn eine vom Reichskanzler für den einzelnen Fall zu berufende Commission von Vertretern der betheiligten Gewerbezweige und der allgemeinen Interessen gutachtlich gehört worden ist. Ein größeres Mittel der Abhülfe sucht die Commission in der Einrichtung eines öffentlichen Personal-Registers für Waarentermingeschäfte als rechtlicher Bedingung für die Gültigkeit der Waarentermingeschäfte.

XIII.

Indem hier der Versuch gemacht wird mit einer Einrichtung, die bisher nirgendwo erprobt worden, die aus dem Kreise der Commission, ihrer Persönlichkeiten, ihrer Sachverständigen, ihrer Verhandlungen hervorgegangen ist, deren Nutzen für die beabsichtigte Reform in keiner Weise verbürgt ist, bleibt Eins als sicher bestehen. Die Maßregel faßt den unzweifelhaften, von keiner Seite bestrittenen schweren Mißstand ins Auge, daß zahlreiche unberufene Existenzen in die Speculationen des Terminhandels hineintreten oder sich hinein verwickeln lassen. Daneben bleibt es eine für diese Absicht unerhebliche Erörterung, ob die Anklagen begründet sind, die von agrarischer Seite erhoben werden, und die dahin gehen, daß die Terminspeculationen überhaupt eine schädliche Wirkung auf die Preisbildung der Waaren ausüben. Die Unerheblichkeit dieser Erörterung für den vorliegenden Gegenstand ist um so erwünschter, weil die Anklagen in dem heut zu Tage sattsam bekannten Zusammenhange von Verstimmungen auftreten, die eine nüchterne Auseinandersetzung erschweren, die zuletzt jede Beweisführung unmöglich machen. Mit einem Dilettantismus, welchem die ordentliche Schule volkswirthschaftlicher Logik und wissenschaftlichen Beweisverfahrens fehlt, welchem ein Bewußtsein dieser Lücke niemals beizubringen ist, weil an deren Stelle ein Ueberfluß von Entrüstung Platz genommen hat, — mit einem solchen Dilettantismus ist nicht zu discutiren. Ich habe in dem früheren Aufsatze („Zur Börsenreform", Jahrgang 1891, Bd. LXIX, S. 211 ff.) in dieser Zeitschrift einige Worte gesagt, die auf dieses Ziel gerichtet sind, die den Standpunkt darlegen, welchen die heutige Wissenschaft — mit gleichmäßiger Kühle gegen jedes praktische Interesse links oder rechts — einnimmt, gestützt auf ihre Theorie der Werthbildung, gestützt auf die empirischen Beweise. Wenn dem gegenüber die sachverständigen Müller und Landwirthe oder ihre Verbandsanwälte unzugänglich sind, so hat das ungefähr gerade so viel zu bedeuten, wie der hartnäckige Glaube an die Bauernregeln für die Erkenntnisse der physikalischen Wissenschaft. Ich bin übrigens weit entfernt davon, diesen Mangel gegen jene Seite ausschließlich hervorzuheben. Im Vorausgehenden habe ich verständlich genug

mich nach anderen Seiten hin über die gleiche Lücke geäußert. Es gibt in der That außer Müllern und Landwirthen noch ganz andere Kreise im preußischen Staate, denen eine ernsthafte staatswissenschaftliche Schulung aufrichtig zu wünschen ist.

Doch zum Waarenterminregister.

Wenn die (in einem der früheren Abschnitte dieser Abhandlung erörterte) Entwicklung der Börsendisciplin bei ernsthafter Handhabung eine segensreiche Wirkung zu üben berufen ist, insbesondere gegenüber den Mißbräuchen, die sich an die Betheiligung des außerhalb der Börse stehenden Publicums knüpfen, so kann diese Disciplin doch nur solche Fälle in ihren Bereich ziehen, welche die kaufmännische Ehre verletzen, also gröbere Ausschreitungen des Reclamewesens, der Verleitung u. s. w. darstellen. Vollends sind die (weiter unten ins Auge zu fassenden) Maßregeln strafrechtlicher Art gegen Ausbeutung des Leichtsinnes und der Unerfahrenheit gegen die äußersten Ausläufer jener Mißstände gerichtet. Die große Masse derselben wird durch beide Kategorien nicht erfaßt. Um dieses zu leisten, hat man zunächst daran gedacht, die Eintragung in das Handelsregister behufs Rechtsgültigkeit der Termingeschäfte zu fordern, um dadurch, vermittelst der daran sich knüpfenden Oeffentlichkeit, alle diejenigen Persönlichkeiten auszuschließen, welche einen Grund haben, diese Oeffentlichkeit zu scheuen — von der Erwartung geleitet, daß die Rechtsungültigkeit der Verträge die Theilnahme der außerhalb des Registers stehenden Personen unterdrücken werde. Der Vorschlag des Handelsregisters wurde dann aber wieder preisgegeben, angesichts der Erwägung, daß im Handelsregister viele Leute, zumal kleinere Kaufleute, Kramhändler u. dgl., eingetragen stehen, denen man nach den Erfahrungen der neuesten Zeit den Schutz des neuen Gesetzes gerade so sehr zuzuwenden Anlaß habe, wie irgend welchen nicht im Handelsregister eingetragenen Personen.

Hierdurch gelangte man zu dem Vorschlage eines besonderen Registers, in welches eingetragen zu sein erst die rechtliche Fähigkeit zum Abschluß von Börsenterminegeschäften geben solle. Zur Unterstützung dieses Vorschlages führt der Bericht der Commission namentlich Folgendes an.

Wenn schon jetzt von zahlreichen Personen der Einwand des Spiels und der Wette, d. h. der Rechtsungültigkeit ihrer Termingeschäfte gegen die daraus entstandenen Forderungen vor den deutschen Gerichten erhoben werde, so ist die Wirkungslosigkeit der neuen Maßregel um dessentwillen, weil Niemand gehindert werden könne, ein rechtsungültiges Geschäft zu erfüllen, nicht zuzugestehen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Börsengeschäftsleute, welche gegenwärtig das Privatpublicum zu Börsengeschäften veranlassen, fürderhin Bedenken tragen werden, solche Geschäfte mit ihnen abzuschließen, wenn sie gemäß einem völlig klaren Rechtszustande (verschieden von dem bisherigen schwankenden Rechtszustande zufolge der Unsicherheit der Judicatur über den Einwand von Spiel und Wette) allein auf den guten Willen der Contrahenten für die Erfüllung des Vertrages angewiesen sind. Andererseits würden durch die Kundmachung der in das Börsenregister eingetragenen Namen viele Personen, ja ganze sociale Kategorien aus mannigfachen Rücksichten (auf Beruf, Stellung,

öffentliche Meinung, Stand, Sitte, Verwandtschaft, Geschäftscredit) von der Eintragung sich abhalten lassen. Und eben diese, welche sich scheuen, sich öffentlich zum Betriebe der Börsenspeculationen zu bekennen, sind gerade dieselben, welche man von jenen ausschließen will, weil sie keinen Beruf dafür haben.

Diese Regelung greift in das freie Vertragsrecht nicht ein, weil Jedem, der solche Geschäfte abschließen will, die dazu gehörigen rechtlichen Qualificationen zu erwerben freisteht. Sie entspricht andererseits den berechtigten Interessen der Kaufmannschaft dadurch, daß die bisherige Unsicherheit des Rechtszustandes aufgehoben wird, indem für die in das Börsenregister eingetragenen Personen der Einwand von Spiel und Wette gesetzlich ausgeschlossen wird; während gerade in den letzten Jahren die deutschen Gerichte unter dem Eindruck der großen Schädigungen, welche für viele Familien durch die Börsenspeculationen herbeigeführt wurden, häufiger geneigt waren, den Einwand von Spiel und Wette zuzulassen.

Jedoch wünschte die Commission, diese neue Einrichtung auf die Waarentermingeschäfte zu beschränken. Sie lehnte es ab, die gleichen Bestimmungen für Werthpapiere zu treffen, obwohl sie die Möglichkeit nicht verkannte, daß in Folge dieser verschiedenen gesetzlichen Behandlung von Waaren und von Werthpapieren die Speculationen des Privatpublicums sich noch mehr als bisher dem Werthpapiermarkt zuwenden könnten. Ihre Erwägungen waren diese. Erstens seien die öffentlichen Interessen, welche gegenüber der mißbräuchlichen Börsenspeculation in Schutz zu nehmen sind, bei Werthpapieren nicht so groß wie bei Waaren, weil der schädliche Einfluß auf die Preisschwankungen der Waaren größer ist als der analoge Einfluß auf die Course der Werthpapiere. Zweitens sei der Kreis der berufsmäßigen, an Waarentermingeschäften betheiligten Leute ein viel engerer als jener weite Kreis der größeren und kleineren Capitalisten, welche Anlagen und Umsätze in Werthpapieren machen und berechtigtermaßen in die Lage kommen, auch Termingeschäfte abzuschließen. Der Zwang zur Eintragung in das Börsenregister auf die Werthpapiere erstreckt, könnte leicht die Folge haben, daß statt einer Verschärfung die Unwirksamkeit der neuen Maßregel einträte, weil die Ausdehnung auf so weite Kreise gleichsam die Schärfe der Scheidelinie abstumpfen müßte. — Uebrigens darf nicht verschwiegen werden (wie es die gleichfalls der Oeffentlichkeit überantworteten Sitzungsprotokolle ausweisen), daß die Commission mit nur geringer Mehrheit die Einschränkung des Börsenregisters auf die Waarentermingeschäfte empfohlen hat, daß auch innerhalb dieser Mehrheit hie und da die Meinung vorhanden war, es solle nach etwaigem Gelingen dieses ersten Versuches vielleicht nachträglich eine Ausdehnung des Börsenregisters auf die Werthpapiertermingeschäfte beliebt werden

Um einen Ueberblick über die in das Börsenregister eingetragenen Personen zu gewähren, sollen am Anfange jedes Jahres sämmtliche Handelsgerichte des Deutschen Reiches die Liste der bei ihnen Eingetragenen an das Berliner Handelsgericht einsenden, und auf Grund derselben soll eine Gesammtliste aufgestellt werden, die durch den Deutschen Reichsanzeiger bekannt zu machen ist.

Für die Eintragung in das Register soll eine erstmalige „Gebühr" von fünfhundert Mark, dann während der Dauer der Eintragung eine jährliche „Gebühr" von hundert Mark entrichtet werden. Sie ist in Wahrheit zum größeren Theile eine Steuer, von welcher indessen anzunehmen ist, daß sie ebenso wenig das legitime Waarentermingeschäft schädigen wird, wie das Register eine Ehrenkränkung für die demselben unterworfenen Geschäftsleute sein kann — wiewohl solche Besorgnisse bei der Lebhaftigkeit, mit der heutzutage die Interessengruppen sich zu äußern pflegen, alsbald an die Oeffentlichkeit getreten sind. Das Waarenterminregister ist ein Experiment — von guter Absicht eingegeben, aber von unsicherem Erfolge. Die Unsicherheit scheint mir weit mehr in der Richtung der Unwirksamkeit als der Beeinträchtigung des legitimen Geschäftsbetriebes zu liegen. Um so weniger soll die Kritik ihm zum Vorwurf machen, daß es einen Zweck nicht erreichen wird, den es gar nicht kann erreichen wollen. So kann es offenbar nichts leisten zur Beseitigung der Ausartungen der berufsmäßigen Börsenspeculation. Hierfür begnügt es sich neutral zu bleiben.

XIV.

Mit diesem neuen Versuche ist das, was die Commission zur Abhülfe der Ausartungen des Terminhandels vorzuschlagen hat, nicht erschöpft. Sie faßt außerdem disciplinarische und strafrechtliche Vorschriften ins Auge, deren Zweckmäßigkeit sich ihr aufgedrängt hat in dem Grade, als sie sich mit den eingerissenen Mißbräuchen bekannt machte. Eine verheerende Wirkung, sagt der Bericht der Commission, ist der von manchen Börsenhändlern geübten Praxis zuzuschreiben, daß sie Kunden für Termingeschäfte durch Agenten zu gewinnen suchen, die sie theils in bestimmten Bezirken umherreisen lassen, theils in vielen Städten, auch solchen von untergeordneter Bedeutung, ständig unterhalten. Im Effectenhandel wird diese Praxis, soweit bekannt geworden, nur von Häusern geringeren Ranges geübt; im Productenhandel haben auch bedeutendere Häuser Unterhändler zu diesem Zweck. So sind thatsächlich kleine Händler in den Provinzen dem Terminhandel zugeführt worden durch hervorragende Commissionshäuser und sind dadurch zu Grunde gegangen, während sie nach Art und Umfang ihres Geschäftsbetriebes gar keinen Anlaß hatten, Waare auf Termin zu kaufen, oder doch den Terminspeculationen hätten fern bleiben müssen. — Die Vertheidigung dieser Praxis durch die Bedürfnisse des legitimen Handels, daß es an allen Orten im Lande Producenten, gewerbsmäßige Verarbeiter und Großhändler gebe, die zu Terminspeculationen berechtigten Anlaß haben, die daher durch ständige Agenten mit den großen Mittelpunkten des Handels in Verbindung gehalten werden müssen, daß eine Unterscheidung anderer Terminspeculanten von diesen dem örtlich entrückten Commissionshause nicht zugemuthet werden könne — diese Vertheidigung der Praxis wird von dem Bericht der Commission durch die Erklärung zurückgewiesen, die Gewährung der Gelegenheit zu Terminhandel sei kein Geschäftszweig, für den man sich Kunden durch Zureden solle erobern dürfen; die Verwendung von Agenten für diesen Zweck sei durchaus verwerflich. Es sei

schon sehr übel, wenn an vielen Orten solche Agenten nur die Verbindung mit den vorhandenen Kunden zu unterhalten haben; denn diese Schranke werde erfahrungsgemäß nicht eingehalten. In der That ergeben sich aus Proceßacten die äußerst abfälligen Urtheile der amtlichen Handelsvorstände über diese Hereinziehung von kleineren Geschäftsleuten in die Netze der Speculation — Leuten, bei denen für jeden verständigen ortskundigen Kaufmann kein Zweifel über den Widerspruch ihrer wirthschaftlichen Umstände zu diesen Termingeschäften aufkommen konnte.

Nun hat, wie wir bereits vorhin bemerkten, der Eindruck dieser Mißbräuche in den letzten Jahren die deutsche Rechtsprechung, insbesondere diejenige des Reichsgerichts, beeinflußt. Es ging hier, wie es auch sonst zu gehen pflegt: das Bedürfniß einer Reaction gegen die unverkennbaren Ausartungen der Börsenspeculation und deren Opfer führte dazu, daß man mit den verfügbaren Mitteln Abhülfe zu bringen suchte. Aber eben, daß diese und keine anderen Mittel verfügbar waren, das war eine Lücke der Gesetzgebung. Denn die jetzt entstandene oder wenigstens mehr in den Vordergrund getretene Unsicherheit der Rechtsprechung war dasjenige, was Niemand zufriedenstellen konnte. Dieses nachzuweisen macht sich der Bericht unserer Commission zur Aufgabe.

Nach den in Deutschland geltenden Gesetzen ist das Spiel unklagbar und dem Spiel wird das sogenannte „reine Differenzgeschäft" gleichgestellt. Aber was ist ein „reines Differenzgeschäft"? Nach der herrschenden Rechtsansicht, und zumal der den obersten deutschen Gerichtshof beherrschenden Ansicht, ist es *nicht* ein reines Differenzgeschäft, wenn bei einem Kaufgeschäft über börsengängige Waaren oder Werthpapiere der *Zweck* einer oder beider Parteien auf unmittelbare Erlangung der Differenz des Preises gerichtet ist. Vielmehr wird zur Annahme des reinen Differenzgeschäfts gefordert, daß die Differenz der unmittelbare Gegenstand des Vertrages ist, daß der Inhalt des Vertrages nichts Anderes ist, als das Versprechen der Differenzzahlung. Dagegen genügt zur Annahme des reinen Differenzgeschäfts nicht, daß die Absicht besteht, es zur Lieferung oder Abnahme der Waare nicht kommen zu lassen. Das Reichsgericht hat auch in neuester Zeit, obwohl es nicht unempfindlich geblieben für die Ausartungen der Börsenspeculation, insbesondere für die Hereinziehung des Privatpublicums, diesen Rechtsstandpunkt aufrecht erhalten. Im Gegensatze zu dem Urtheil eines Oberlandesgerichts hat es noch kürzlich entschieden, daß die Absicht eines der beiden Vertragschließenden, nicht effectiv zu erfüllen, sondern am Stichtage statt der effectiven Erfüllung die Differenzausgleichung eintreten zu lassen, auch dann, wenn diese Absicht von vornherein vorhanden und dem Gegencontrahenten bei Eingehung des Geschäftes bekannt gewesen, nicht gleichbedeutend sei mit dem für das reine Differenzgeschäft erforderlichen Willen, daß keinem der Vertragschließenden ein Anspruch auf effective Erfüllung zustehen solle. Die Rechtsprechung hat es niemals als reines Differenzgeschäft anerkannt, wenn die Absicht sich in der That auf Erfüllung richtet, obschon im Wege der Uebertragung an einen Dritten. Der Umstand, daß in solchem Falle sich Käufer und Verkäufer, weil der von dem Dritten oder an den

Dritten gezahlte Preis ein anderer als ihr Vertragspreis ist, durch eine Differenzauszahlung ausgleichen müssen, kann die Annahme eines reinen Differenzgeschäftes nicht begründen. Waare geht hier aus der einen Hand in die andere, und wenn diese auch nicht die Hände der Contrahenten sind, so ist es doch ihr Rechtsgeschäft, welches diese Bewegung hervorbringt.

Hieraus folgt, daß die um des Differenzgewinnes willen geschlossenen Geschäfte der an der Börse verkehrenden Speculanten, auch wenn diese keine Effectivhändler sind, unter den Rechtsbegriff des reinen Differenzgeschäfts nicht fallen. Ebenso wenig die gleichartigen Geschäfte von Personen, die außerhalb der Börse stehen, wenn diese zur Zeit der Auftragsertheilung sich in guten Vermögensverhältnissen befinden. Die an der Börse verkehrenden Speculanten haben hinreichende Verbindungen, um Personen zu finden, die mit ihnen Geschäfte schließen, welche der Uebertragung der Lieferung oder Abnahme der Waare dienen. Von den außerhalb der Börse stehenden wohlhabenden Speculanten darf der Commissionär annehmen, daß sie eintretenden Falls in der Lage sein werden, sei es selbst, sei es durch Andere, die Waare zu liefern oder abzunehmen.

In diesen Rechtszustand haben die Entscheidungen des Reichsgerichts während der letztverflossenen Jahre insofern ein neues Moment eingeführt, als sie die Thatsache eines reinen Differenzgeschäfts in solchen Fällen angenommen haben, in denen der eine der beiden Vertragschließenden gewußt hat, daß die zu beziehenden oder zu liefernden Waaren (Werthpapiere) das Vermögen des anderen Vertragschließenden übersteigen. Ist hiermit schon die Reihe derjenigen Fälle ausgeschlossen, da diese unzureichende Vermögenslage dem Gegencontrahenten unbekannt geblieben war, so kommt auch bei dieser Einschränkung die Schwierigkeit in Frage, daß nicht nur das Vermögen, sondern daneben der Credit der betreffenden Persönlichkeit in Rechnung zu stellen ist, wodurch den Entscheidungen der Gerichtshöfe große Schwierigkeiten entstehen. Auf der anderen Seite, selbst wenn es ihnen gelänge, dies zu überwinden, würde die Praxis zeigen, daß man mit solchen Mitteln civilrechtlichen Scharfsinnes auf den eigentlichen Sitz des Uebels nicht losgeht. Man will im Ernst nicht nur diese Kategorie von Leuten in Schutz nehmen, sondern ebenso gut jene, die in günstigeren Vermögensverhältnissen sich befinden und vor der Zerrüttung derselben durch die Börsenspeculation bewahrt werden sollen. Und wiederum gibt es Fälle, wo kleine Leute, die durchaus schutzbedürftig sind, trotz der Dürftigkeit ihrer Vermögensverhältnisse in die Lage kommen, zur effectiven Erfüllung sich bereit zu erklären, und hiermit die Anwendbarkeit des civilrechtlichen Schutzes unmöglich zu machen.

Ja mehr als dieses! Die Rechtsprechung des Reichsgerichtes ist in den verschiedenen Senaten selber eine verschiedene. Es haben die Entscheidungen eines der wichtigsten deutschen Oberlandesgerichte, desjenigen von Hamburg, jenes Moment beständig als für ihre Erwägungen unerheblich zurückgewiesen, und derjenige Senat des Reichsgerichts, welcher zur Zeit über die Ansprüche gegen Nichtkaufleute aus dem Bezirke des Oberlandesgerichts zu Hamburg entscheidet, läßt die Auffassung des letzteren unangefochten, entweder weil er

sie theilt, oder weil er seinem Rechte der Nachprüfung in der Revisionsinstanz engere Grenzen zieht als der andere Senat, der wegen ähnlicher Erwägungen die Urtheile von Oberlandesgerichten aufgehoben hat.

Die Unsicherheit in der Judicatur des höchsten deutschen Gerichtshofes spiegelt sich aber in dem schwankenden und höchst unbefriedigenden Zustande der Rechtsprechung der Landgerichte und Oberlandesgerichte. Es ist, wie mit herbem Spott neuerdings richtig bemerkt worden, die Geltendmachung des Spieleinwandes vor deutschen Gerichtshöfen selber ein Spiel.

Ueber diese Schwierigkeiten der Rechtsprechung hinaus brach sich aber in der Commission die Ueberzeugung Bahn, die sonst schon hier und da — zumal in wissenschaftlichen Erörterungen — sich geltend gemacht hat, daß das Wesen des „Börsenspiels" mit dem Begriffe des Differenzgeschäfts nicht richtig gefaßt werden könne. Einerseits gibt es durchaus legitime Functionen des reinen Differenzgeschäfts, um derentwillen von einer Identität des letzteren mit dem „Spiel" nicht die Rede sein dürfe. Wenn z. B. ein Königsberger Mehlfabrikant an der Berliner Börse Getreide auf Termin kauft, um sich für die auf Termin abgeschlossenen Mehlverkäufe zu decken, so kann er nicht die Absicht haben, das Getreide in Berlin seiner Zeit abzunehmen. Aber er hat gerade dadurch die Absicht eines sehr vorsichtigen und soliden Geschäftsmannes; denn er will sich gegen die Preisschwankungen des Marktes sicherstellen und nichts Anderes erreichen, als einen von den Marktschwankungen unabhängigen Fabrikationsgewinn für sein Mühlenunternehmen.

Andererseits sind sehr wilde, spielermäßige Speculationen möglich ohne die Form des Differenzgeschäftes, theils durch das Mittel eigener Baarcapitalien, theils durch die Anspannung eines weitgehenden Credits. Obschon nicht zu leugnen ist, daß die Form der Differenzgeschäfte eine große Erleichterung für denselben Zweck gewährt.

Es gibt daher keine feste Scheidelinie, vermöge deren das Börsenspiel im Wege eines rechtsungültigen Geschäftes durch die Judicatur ausgeschieden werden könnte. Auf die persönlichen Eigenschaften der Vertragschließenden, ihre Lebensstellung, auf das Maß ihrer Einsicht in die Preisbewegung, auf die Bethätigung dieser Einsicht im Gegensatze zu einem bloßen Wagen auf den Zufall, auf den Grad ihrer Capitalkraft im Verhältniß zu der übernommenen Verlustgefahr kommt es an, um zu entscheiden, ob berechtigte Speculation oder Spiel im gegebenen Falle vorliegt.

XV.

Wenn hiernach der civilrechtliche Schutz versagt, so fragt es sich, in welchen anderen Mitteln der Schutz zu suchen ist. Man gelangte zu der Ueberzeugung, daß in der Verführung der mittleren Schichten der Gesellschaft zu Börsenspeculationen und in ihrer Ausbeutung durch die überlegene Geschäftskenntniß das Hauptübel läge — daß für diese Verführung und Ausbeutung wohl die Form der Termin- und Differenzgeschäfte die hauptsächliche, aber keineswegs die ausschließliche sei. Jenes Hauptübel zu bekämpfen, und zwar durch eine Ergänzung des Strafgesetzbuches, ist die Aufgabe. Die Schief-

heit des bisherigen Rechtszustandes besteht darin, daß man mit unzureichenden Distinctionen des Privatrechts einen Ersatz hat schaffen wollen für die Lücken des Strafrechts.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß die große Mehrzahl der gehörten Vertreter des Börsen- und Handelsstandes ein Strafgesetz gegen die Verleitung zu Börsenspeculationen befürwortet hat, mit dem natürlichen Vorbehalte, daß ein solches Gesetz vorsichtig gefaßt sei, um nicht den legitimen Geschäftsverkehr einzuschränken. Es ist allerdings auch geltend gemacht worden, daß folgerichtiger Weise eine Strafvorschrift gegen Verleitung zu gefährlichen Speculationen nicht auf die Börsengeschäfte beschränkt werden dürfe. Indessen ist mit Recht erwidert worden, daß eine Strafvorschrift allein gegen das größere Uebel und gegen die dringendere Gefahr wohl gerechtfertigt sei, während die Verleitung zu Speculationen, etwa in großstädtischen Baustellen, zwar an sich denkbar, aber thatsächlich einen gleichen Anlaß zum Einschreiten nicht gegeben hat, weil der Charakter der Börsengeschäfte in viel höherem Maße geeignet sei, eine solche Verleitung zu unterstützen.

Nach der empfohlenen Strafbestimmung soll im Sinne unserer Commission bestraft werden Derjenige, welcher um eigenen Vortheils willen sich bewußt der Unerfahrenheit oder des Leichtsinnes eines Anderen bedient, um denselben zu Börsengeschäften in einem ihn mit Ruin bedrohenden Umfange zu veranlassen. Es muß sich also um eine Beeinflussung handeln, bei welcher bewußt auf den Mangel der Einsicht oder des Charakters gerechnet wird. Der Rath zum Abschlusse von Geschäften, welcher einer Persönlichkeit ertheilt wird, die bei vorhandenem Ueberblick über die Bedeutung der Börsenspeculationsgeschäfte zu deren Abschluß und zu deren Uebertreibung über die vorhandenen Vermögenskräfte hinaus entschlossen ist, soll nicht unter die neue Strafvorschrift fallen. Der Begriff der Verleitung gehört im Uebrigen zu denjenigen, deren Handhabung man der richterlichen Einsicht mit Ruhe überlassen kann. Das zur Kenntniß der Commission gelangte Proceßmaterial enthält zahlreiche Fälle, in denen die Verleitung klar auf der Hand liegt, ohne daß von feinen Unterscheidungen die Rede zu sein braucht[1]).

Man erwartet von der neuen Vorschrift, daß sie auf der einen Seite dem soliden Börsenhandel keine wesentlichen Hindernisse bereiten werde, daß sie

[1]) Die empfohlene Strafbestimmung lautet:

„Wer in gewinnsüchtiger Absicht unter Benutzung des Leichtsinnes oder der Unerfahrenheit eines Anderen denselben in Bezug auf Börsenpapiere zum Abschluß von Geschäften, welche nicht zum Gewerbebetriebe desselben gehören, verleitet, obwohl er weiß oder nach den Umständen annehmen muß, daß der Umfang der Geschäfte die wirthschaftliche Existenz des Verleiteten gefährdet, wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten und zugleich mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark bestraft.

„Die gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher in gewinnsüchtiger Absicht unter Benutzung der Unerfahrenheit eines Anderen solche Geschäfte für sich oder für Dritte abschließt, obwohl er weiß, oder nach den Umständen annehmen muß, daß der Umfang der Geschäfte die wirthschaftliche Existenz des Gegencontrahenten gefährdet.

„Wird die Verleitung gewohnheitsmäßig betrieben, so tritt Gefängniß nicht unter einem Monat und Geldstrafe bis zu zwanzigtausend Mark ein. Auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden."

aber auf der anderen Seite nicht wirkungslos bleiben werde. Schon von der Thatsache, daß eine solche Strafvorschrift besteht, darf man sich eine Wirkung versprechen, und zwar die, daß viele Börsengeschäftsleute aus Vorsicht im Verkehr mit dem Privatpublicum, um mit dem Gesetz nicht in Conflict zu kommen, eher zu viel als zu wenig thun werden. Es handelt sich hier nicht, wie beim Wucher (der durch das Reichsgesetz vom Jahre 1880 einer ähnlichen Strafvorschrift und zwar mit Erfolg unterworfen worden ist) um lichtscheue Elemente, sondern um einen öffentlichen Geschäftsbetrieb von einer gewissen äußeren Ansehnlichkeit. Solchen Personen ist die Erhaltung ihres Rufes gegenüber der Gefahr eines Strafprocesses nicht gleichgültig. Sie werden auch ein Interesse haben, die Thätigkeit der für sie wirkenden Agenten einzuschränken.

Auf die Werthpapiere allein ist die Strafbestimmung und nicht auch auf die Waaren erstreckt. Denn man ging davon aus, daß von Leichtsinn oder Unerfahrenheit nicht mehr die Rede sein könne, wenn Jemand sich öffentlich durch Eintragung in das Register als zu Termingeschäften fähig bekennt. Verbindet man mit der Einführung des neuen Börsenregisters für Waarentermingeschäfte die Erwartung einer ernsthaften Wirksamkeit desselben, so folgt auch diese Voraussetzung von selber. Allerdings ist bei dem experimentellen Charakter dieser neuen Maßregel nicht unmöglich, daß der erwartete Erfolg derselben nicht eintritt; es ist denkbar etwa, daß die abschreckende Wirkung der öffentlichen Eintragung für die von den Börsenspeculationen auszuschließenden Kreise nicht zur Wahrheit wird, daß vielmehr Angesichts der guten Gesellschaft Derjenigen, welche sich in das Börsenregister berufenermaßen eintragen lassen und eintragen lassen sollen, auch die übrigen keinen Anstand nehmen, solchem Beispiele zu folgen. Jedoch diese denkbare Wirkung ist nicht diejenige, welche für die Einführung der neuen Maßregel spricht, sondern man würde auf die letztere verzichtet haben, wenn man diese bloß denkbare Wirkung für die wahrscheinliche oder nothwendige gehalten hätte. Weil man das Gegentheil dieser Wirkung hofft, empfiehlt man das Börsenregister.

Sollte sich aber späterhin durch die Erfahrung zeigen, daß die Hoffnung der Commission getäuscht worden, dann wäre die Zeit gekommen, den neuen Paragraphen des Strafgesetzbuches auch auf die Waarentermingeschäfte auszudehnen. Während auf der anderen Seite kaum die Möglichkeit ins Auge zu fassen wäre, daß ein starker Erfolg des Börsenregisters und dessen daherige Ausdehnung auf die Effectentermingeschäfte zur Aufhebung des neuen Strafrechtsparagraphen führen könnte, weil im Gebiete der Effectenspeculationen die Sphäre der Verleitung und Ausbeutung des Leichtsinnes und der Unerfahrenheit sich keineswegs auf die Geschäftsform der Termingeschäfte beschränkt, sondern gerade in der Form des Cassaverkehrs große und verbreitete Mißbräuche vorkommen, die durch das Börsenregister nicht erfaßt werden können, da eine Eintragung aller Werthpapiere besitzenden Persönlichkeiten in das Register nicht nur eine maßlose Belästigung, sondern (noch weit schlimmer) die völlige Wirkungslosigkeit des Registers zur Folge haben müßte.

Uebrigens darf nicht verschwiegen werden (die Einzelheiten gehören gleich den übrigen Materialien der Enquête der Oeffentlichkeit an, nachdem der

Reichskanzler auf Antrag der Commission auch für die Protokolle der Abstimmungen diese Entscheidung getroffen hat), daß eine Minderheit für die Ausdehnung des neuen Strafrechtsparagraphen auf die Waarentermingeschäfte gestimmt hat, und zwar derart, daß extrem entgegengesetzte Standpunkte sich dabei vereinigten, indem aus dem Interesse der Werthpapierbörse heraus dieser Antrag gestellt wurde, mehrere agrarische Mitglieder der Commission aber zum Zwecke möglichst wirksamer Maßregeln dem beistimmten.

Die Worte „in Bezug auf Börsenpapiere" in dem vorgeschlagenen Paragraphen sind nach eingehender Ueberlegung so allgemein gehalten, damit bei der Handhabung des Gesetzes Unterscheidungen vermieden werden, welche eine Reihe von strafbaren Fällen außerhalb des Bereiches der Strafe setzen können. Gerade die scandalösen Ereignisse, welche vorzugsweise dazu beigetragen haben, daß die Börsenreform durch die Niedersetzung der Enquête-Commission von der Reichsregierung in die Hand genommen wurde, gerade jene Ereignisse haben ein Beispiel von der Größe und Menge der Mißbräuche gegeben, die sich in dem Werthpapierhandel mit den weiteren Kreisen des Publicums eingenistet haben, ohne im mindesten die Form der Termingeschäfte, der Differenzgeschäfte, der im engeren Sinne sogenannten Speculationsgeschäfte, anzunehmen. Dieses aber würde in weit größerem Umfange so sein, wenn das Gesetz es versuchte, eine scharfe Scheidelinie zu ziehen, und durch diese Scheidelinie den leicht beweglichen Börsenhandel reizte, Surrogatformen einzuführen, für welche die Muster im Auslande bereits erfunden sind (Newyork) und die bloße Nachahmung genügen würde.

XVI.

Schon von anderen Enden unserer bisherigen Betrachtungen und der erwähnten Commissionsvorschläge ergibt sich ein Standpunkt der empfohlenen Reformmaßregeln, der sich darauf stützt, daß bei den Schwierigkeiten der Materie, bei der Neuheit und daher Unsicherheit der einzelnen Abhülfsmittel, bei dem Zweifel an dem bereitwilligen Entgegenkommen der für das Gelingen in erster Reihe wichtigen Kreise, man von verschiedenen Seiten her auf das Uebel losgehen, daß man für jede einzelne Maßregel eine Stütze in daneben laufenden anderen Maßregeln suchen müsse. So auch hier.

Die Ergänzung des Strafgesetzbuches soll gleichsam die äußersten Entartungen der bestehenden Zustände fassen; das Börsenregister für Waarentermingeschäfte versucht es mit einem Mechanismus, welcher prophylaktisch etwas Aehnliches erreichen will, wie das Strafgesetz auf repressivem Wege. Neben diesen beiden Maßregeln der öffentlichen Rechtspflege soll die gelindere Gewalt der Börsendisciplin eine Wirksamkeit entfalten, um nach ihrem Theile auf gleiche oder verwandte Ziele hinzuarbeiten.

Neben dem Gebiete der Verleitung und der Ausbeutung auf der einen Seite, neben dem Leichtsinn und der Unerfahrenheit auf der andern Seite, liegt dasjenige, was die Commission als „Anreizung" zu Börsenspeculationen bezeichnet. Es wird dabei vorwiegend an das gesammte Gebiet der heutigen Reclame gedacht, sofern dasselbe der Anlockung zum Börsenspiel dienstbar gemacht wird — Briefe, Circulare, Offerten, Zeitungsannoncen, Aushänge in

den Schaufenstern und Aehnliches mehr, dessen Ueberhandnehmen zu den unerfreulichsten und unanständigsten Erscheinungen des neuesten Börsenwesens gehört.

Für Denjenigen, der im Stande ist, sich über die Lebens- und Verkehrsformen der nächsten zeitlichen und räumlichen Umgebung hinweg zu einer freieren Ansicht von der Nothwendigkeit und dem Werthe derselben zu erheben, muß das ganze Reclamewesen als ein höchst problematisches Stück der modernen Volkswirthschaft erscheinen. Schon rein ökonomisch betrachtet, erscheint es als eine wunderliche Sache, daß der Wettbewerb der Geschäftsleute, und zwar nicht nur in den großen Mittelpunkten und den großen Verhältnissen des Handels, sondern ebenso allmälig in jeder kleinen Stadt, ein Kirchthurmrennen erzeugt, dessen Erfolge vermeintlich von dem großen Aufwande für Reclame abhängen, dessen Erfolge in Wirklichkeit vor Allem Demjenigen zu gute kommen, welcher den Preis für die seitengroßen Anzeigen in seine Tasche steckt. Es gibt keine größere Carricatur auf die neuesten Klagen des ladenhaltenden „Mittelstandes" als der Unsinn dieser tagtäglichen Reclamen, für den unendlich viel schwerere Opfer gebracht werden als für alle alten und neuen Steuern zusammengenommen.

Dabei aber hat die Sache keineswegs ihr Bewenden. Ein gewisser Erfolg im Sinne der gebrachten Opfer mag theilweise eintreten. Zwar nicht dadurch, daß mit seitengroßen Anzeigen gekämpft wird statt mit dem hundertsten Theile dieses Aufwandes. Aber die Constanz und die Ausbreitung dieses Kostenaufwands läßt darauf schließen, daß die Opfer wenigstens in einer Anzahl von Fällen ihr Ziel erreichen. Dann aber entsteht die Aufgabe, den Gegenstand noch von einer anderen Seite anzusehen, von derjenigen, welche im sittlichen Sinne die ernsthaftere ist.

Wir pflegen, wenn wir die Entwicklungen der heutigen Volkswirthschaft unter dem Einflusse der wirthschaftlichen Freiheit betrachten, auf das Beispiel Englands zu blicken. In der That ist durch eigene Anschauung und durch mancherlei Anekdoten das Reclamewesen Englands mit seinen ungeheuerlichen Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten bekannt geworden. Indessen auch an diesem Ende scheint die wirthschaftliche Freiheit jenes Landes ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben und eine Reaction hervorzurufen, welche mit den dort gewohnten Mitteln gegen die eingerissenen Mißbräuche anzukämpfen sucht. Es hat sich eine in den besten Kreisen des englischen Volkes wurzelnde gemeinnützige Gesellschaft gebildet, deren Ziel es ist, das Reclamewesen zu unterdrücken und zwar mit der in den englischen Rechtszuständen wurzelnden Formulirung, den gemeinrechtlichen Begriff der nuisance auf die Reclamen auszudehnen. Die neue Gesellschaft gibt eine eigene Zeitschrift heraus, die man für einen Jahresbeitrag von drittehalb Schillingen oder für einen einmaligen Beitrag von einer Guinee erhält, mit dem Titel „A beautiful world" (d. h. eine schöne Welt, diejenige, in der es keine Reclame mehr gibt[1]).

Bekanntlich ist aber auch schon inmitten der heutigen Mißbräuche eine deutlich erkennbare Reaction der sittlichen Empfindung zu bemerken, indem die anständigeren Geschäftsleute entweder nur mit Widerstreben dem Zuge

[1]) The Saturday Review, December 2, 1893. p. 614.

dieser Unsitte nachgeben, oder ganz und gar davon abstehen. Geleitet durch das natürliche Anstandsgefühl, das die Anpreisung eigener Leistungen verbietet. Dabei wiederum Abstufungen des Zartgefühls im Einzelnen bis hinauf zu den liberalen Berufsarten, deren Angehörige es für unfein halten, auch nur durch große Lettern auf ihre Wohnung aufmerksam zu machen.

Jene Unsitten in ihrer Anwendung auf die Börsenspeculation haben eine besondere Tragweite, die uns im Zusammenhange der voraufgegangenen Erörterungen hinreichend verständlich ist. Es kennzeichnet die Londoner Stocksbörse, daß ihr Vorstand den Mitgliedern verbietet, durch irgend welche Anzeigen ihre Dienste dem Publicum anzubieten, und dieses in periodischer Wiederkehr amtlich bekannt macht. Das ist nicht das Privilegium der Wohlhabenden, sondern das Privilegium des Anstandes, um welches die Berliner Börse die Londoner Börse zu beneiden hat. Hier liegt die Aufgabe vor, durch die neue Einrichtung der Börsendisciplin etwas Aehnliches zu erreichen. Hier aber ist ein hervorragendes Beispiel für jene Erscheinung, daß eingerissene Mißbräuche eines Interessenkreises den dazu Gehörigen, und selbst den Besseren unter ihnen, leicht als etwas nicht zu Aenderndes erscheinen, daß unbefangenere Elemente hinzugezogen werden müssen, staatliche Organe.

Ich bin hierbei weit entfernt, diesen Gedankengang einseitig gegen die Börse und den Handelsstand zu kehren. Jeder blicke in die Mißbräuche des eigenen Standes. Und da darf keineswegs mit dem Bekenntniß zurückgehalten werden, daß auf die Interessenkreise der deutschen Universitäten der gleiche Gesichtspunkt Anwendung findet; daß beispielshalber von den Gewohnheiten des Doctorhandels immer noch an einzelnen Facultäten des Deutschen Reiches Reste fortbestehen, die — mangels des entsprechenden Anstandsgefühls der betreffenden Facultäten — einer Remedur der Staatsgewalt harren. Wie hier die Staatsgewalt die Aufgabe hat, dem zur Selbstzucht unfähigen Berufsinteresse einen heilsamen Zwang zur Beseitigung alter Unsitten aufzuerlegen, so auch dort.

Neben dem Gebiete der Reclame soll der Börsendisciplin ein anderes Stück allseitig anerkannter Mißbräuche unterworfen werden, wodurch die Börsenspeculation herkömmlich in Kreise getragen ist, die zwar räumlich meist der Börse nahe stehen, aber nach ihrer Berufsstellung durchaus davon entfernt gehalten werden sollten. Es ist die Theilnahme der Handelsangestellten an den Börsengeschäften.

Es verbinden sich hier mehrere Beweggründe, um auf diese Mißbräuche die Aufmerksamkeit der neuen Disciplinarbehörde zu lenken. Am nächsten liegt das, was dem eignen Interesse der Börsengeschäftsleute am meisten einleuchtet — die Verlockung zu Veruntreuungen, welche die Folge von unglücklichen Speculationen sind und durch immer wiederkehrende Vorfälle sich erneuern. Dann die frühzeitige Corruption unreifer, junger Menschen, die in ihrer ganzen Lebensauffassung, in ihrem Pflichtgefühl, ihrer Arbeitsfreudigkeit, ihrem Maßstabe für Erwerb und Genuß, verdorben werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bisweilen damit die Saat zu großen Erfolgen gelegt wird, hie und da sind Magnaten der Börse daraus erwachsen. Der Mehrzahl nach werden daraus unglückliche Existenzen, die innerhalb oder außerhalb der Börse bald zu Grunde gehen.

Es gibt ferner eine Reihe von Persönlichkeiten, die durch ihre Stellung der Börse ferngerückt sind, ja die es gilt, um ihrer Stellung willen von der Börse fern zu halten, damit die Nähe derselben nicht zu Conflicten mit ihrer Berufspflicht führe. Dieses sind namentlich die Kassenbeamten öffentlicher Behörden. Auch bei diesen erschien eine disciplinarische Ahndung des Abschlusses von Speculationsgeschäften gegenüber den Mitgliedern der Börse angemessen. Und zwar nicht mehr als eine disciplinarische Ahndung. Zu einer strafrechtlichen Behandlung eignet sich diese Kategorie von Fällen deshalb nicht, weil die Präcision eines Strafparagraphen dafür schwer zu finden ist. Einmal ist der Begriff der Börsenspeculationsgeschäfte ein zu weiter; dann fallen unter den Begriff der Handelsangestellten auch die Procuristen, Directoren, Generaldirectoren großer Unternehmungen, Banken u. s. w., Männer von großer Reife des Urtheils, umfassendem Vermögensbesitz und hohem Ansehen. Jeder Handelsangestellte aber, wenigstens der von einem gewissen Alter und einer gewissen Stellung, kann den gerechtesten Anlaß zum Abschluß eines Geschäftes über ein Werthpapier haben. Die neben diesen berechtigten Erscheinungen für das kundige Auge sehr wohl zu scheidenden Mißbräuche zu ahnden, muß daher der Börsendisciplin überlassen bleiben.

XVII.

Derjenige Theil der Commissionsvorschläge, welcher sich mit dem Terminhandel und dem Börsenspiel beschäftigt, findet seinen Abschluß in dem Paragraphen, der die einfache Folgerung aus der neuen Behandlung des Gegenstandes zieht.

Wir überzeugten uns davon, daß die neuere Rechtsprechung der Deutschen Gerichtshöfe gleichsam in einem Nothstande gehandelt hat, indem sie, mangels besserer Handhaben der Gesetzgebung, den Einwand von Spiel und Wette zugelassen hat, in Fällen, da offenbare Mißbräuche des Börsenspiels vorzuliegen schienen, um ihn als Schutzwehr gegen dieselben zu brauchen. Das Unbefriedigende und Widerspruchsvolle dieses Rechtszustandes haben wir kennen gelernt. Wir wissen auch, mit welchen neuen Mitteln die Commission einen besseren Rechtszustand schaffen will. Für Waarenterminegeschäfte als Bedingung der Rechtsgültigkeit die Eintragung der Contrahenten in das neue Register, für Werthpapiergeschäfte, und nicht nur diejenigen in Form des Terminhandels, die neue Strafrechtsbestimmung. Diese beiden neuen Einrichtungen haben die Aufgabe, die materiellen Schäden zu treffen, gegen welche bisher in unsicherer, ungeschickter, unwirksamer Weise die Rechtsprechung zu reagiren suchte durch spitzfindige Anwendungen des Begriffes von Spiel und Wette. Es folgt also aus der Annahme der neuen Verbesserungen des Rechtszustandes die Beseitigung dieses ungeeigneten Aushülfsmittels. Die Beschlüsse der Commission haben dies folgendermaßen formulirt:

„Gegen Differenzansprüche aus Zeitgeschäften über Börsenpapiere sowie aus börsenmäßigen Termingeschäften über Waaren kann ein Einwand nicht darauf gegründet werden, daß die durch Lieferung der Papiere oder Waaren zu leistende Erfüllung von den Contrahenten ausgeschlossen worden ist."

Dem gegenüber hat man auf das Bedürfniß hingewiesen, an dem Einwande von Spiel und Wette festzuhalten, um den Forderungen des „Volksgefühls" zu genügen. Man hat damit im Angesichte der Segnungen unsers allgemeinen gleichen Reichswahlrechts ja eine sehr beachtenswerthe Instanz angerufen. Indessen unter Umständen, in denen es darauf abgesehen ist, die unklaren Instincte des Volksgefühls vermöge der Gedankenarbeit sachkundiger Männer über ihren eigentlichen Inhalt aufzuklären und die sicheren Linien der Logik an die Stelle dunkler Wünsche zu setzen, geräth jener Standpunkt in Gefahr, die Vernunft der Dinge auf den Kopf zu stellen. Gerade im Gebiete der Börsenreform erlebt man es jeden Tag, wie keineswegs bloß in den breiten Schichten der Volksmehrheit, sondern auch in den Kreisen der höher Gebildeten ein Maß von Unwissenheit herrschend ist, eine Neigung zur sittlichen Entrüstung im Allgemeinen, verbunden mit grundsätzlicher Abneigung zur Sachkenntniß im Besonderen, daß hier so sehr wie irgendwo das Wort des alten Göttingers gilt „Neun Zehntheile des menschlichen Geschlechts glauben, daß die Erde stille steht, und es ist doch nicht wahr". Nur daß im vorliegenden Falle auch der Glaube von neunundneunzig hundertstel des menschlichen Geschlechts nichts beweist.

Die an früherer Stelle gegebenen Auseinandersetzungen haben das Nöthige bereits gesagt. Die vorsichtige Formulirung des von der Commission vorgeschlagenen Paragraphen will nichts Anderes, als innerhalb der neuerdings aufgerichteten Schranken Rechtssicherheit, erzwingbare Treue zum gegebenen Wort wiederherstellen. Das Durcheinanderwerfen des Spielbegriffs mit den Erscheinungen der Speculation in der heutigen (und nicht bloß der heutigen) Volkswirthschaft erzeugt eine Dunkelheit wirthschaftlicher, sittlicher, juristischer Vorstellungen, in die nur die höchste Anstrengung fachmäßig geschulter Logik Licht zu bringen vermag. Das Volksgefühl, die öffentliche Meinung u. s. w., sie sind von sittlichen Vorstellungen bewegt; sie sind hülflos, sobald sie sagen sollen, wie diese sittlichen Vorstellungen mit der Volkswirthschaft und dem Recht in Einklang zu bringen seien. Die sittlichen Vorstellungen selber sind stark in der Negative, schwach in der positiven Gestaltung. Welches ist das Volksgefühl gegenüber dem Spiel? Neulich hat man sich auf die Zeugnisse des Tacitus über den Spieltrieb der Germanen berufen, um die Staatslotterien zu vertheidigen. Das deutsche Volksgefühl ist ihnen in der That immer noch recht günstig. Es ist verständlich, obwohl für ein ernsteres sittliches Urtheil bedenklich, daß die Nachsicht für das eigene Spiel sich in Entrüstung verwandelt gegen das Börsenspiel. Indem aber die Sphäre des Börsenspiels berührt wird, entstehen Fragen, denen dieses an sich schon unsichere moralische Empfinden gar nicht gewachsen ist, Fragen nach dem Verhältniß unserer ganzen durch Gewinn gespornten Volkswirthschaft zu der Macht des Zufalls. Das Problem der Scheidung zwischen Speculation und Spiel geht so tief in die Principienfragen unserer wirthschaftenden Gesellschaft hinab, daß eine positivrechtliche Antwort darauf ebenso wenig zu geben ist, wie eine gemeinverständliche sittliche Scheidelinie sich ziehen läßt. Das Einzige, was man versuchen kann, ist die Errichtung von Rechtsschranken für die berufsmäßige Speculation, und dies ist geschehen.

XVIII.

In die Zweifel über das angemessene Verhältniß der Börse zu den außerhalb derselben stehenden Kreisen der Bevölkerung und zu der gesammten Volkswirthschaft gehört die Frage der Preis- und Coursfeststellung und des enge damit verknüpften Maklerwesens hinein.

Die Bedeutung der Frage erhellt aus der Erwägung, daß die täglichen Umsätze von Werthpapieren und Waaren, die auf den großen Börsen vor sich gehen, wie hoch man immer das Interesse des engeren Kreises der Börsenspeculanten dabei veranschlagen mag, doch zum erheblichen Theile commissionsweise, für Rechnung der außerhalb stehenden Auftraggeber, abgeschlossen werden, daher der amtliche Ausweis über den Preis, zu dem diese Aufträge ausgeführt worden, ein über den Kreis der Börsenmitglieder weit hinausgehendes Interesse hat, daher auch die Fürsorge für die amtliche Preisfeststellung nicht einfach den Börsenkreisen überlassen werden kann in dem Vertrauen, daß sie allein ein Interesse daran haben und für dasselbe einzutreten wissen werden. Es kommt hier namentlich ein Interesse des Productenhandels hinzu, der die Gewöhnung angenommen hat, die Preisnotizen der großen Börsen für seine Abschlüsse zu Grunde zu legen. So bildet beim Getreide die Preisnotiz der Berliner Börse die Grundlage für die in den Provinzen zwischen Landwirthen und Kaufleuten abgeschlossenen Verträge. So ist die Berliner Notiz für Spiritus die Grundlage für den größten Theil der von den Brennereien über ihre Spirituslieferungen abgeschlossenen Verträge; ähnlich die Stettiner, Breslauer, Danziger Notiz für die Abschlüsse in ihrem Marktgebiet.

Die Bedenken, die hier entstehen, richten sich theils gegen die technischen, theils gegen die moralischen Schwierigkeiten einer befriedigenden Preisfeststellung. In technischer Hinsicht kommt es darauf an, in dem täglich festgestellten Preise von Waaren oder Werthpapieren amtlich zu verkündigen, welches der gemeine Werth der bestimmten Waare, des bestimmten Papiers an diesem Tage ist. Wer an diesem Tage börsenmäßige Waaren oder Werthpapiere kauft oder verkauft, wer nach der Norm dieser Börse Getreide, Spiritus u. s. w. kauft oder verkauft, will einen sicheren Anzeiger haben, der ihm sagt, daß aus der Entwicklung von Angebot und Nachfrage, aus ihrem Umfange und ihrer Intensität sich heute als Ausdruck der Marktlage eine bestimmte Werthhöhe ergeben habe. Diese Anforderung wird nicht erfüllt, wenn eine Reihe verschiedener, im Laufe zweier Börsenstunden gezahlter Preise notirt wird, deren Bedeutung für die Feststellung des gemeinen Werthes daran scheitert, daß erstens die Quantitäten nicht bekannt gemacht werden, auf welche sich diese Preise beziehen, daß zweitens die qualitative Seite der zu diesen Preisen abgeschlossenen Geschäfte (Beschaffenheit der Waare, Creditwürdigkeit der im Terminhandel mit einander Contrahirenden) eine schwankende und einheitlich gar nicht zu bezeichnende ist.

Am besten wird die Anforderung (nach Ausweis der vor der Commission gemachten Mittheilungen) erfüllt bei dem sogenannten Einheitscours der Berliner Werthpapierbörse in deren Einrichtungen für die Cassageschäfte. Hier gelten die Geschäfte als zu demjenigen Course abgeschlossen, zu welchem auf Grund der vorliegenden Kauf- und Verkaufsaufträge und mit Berücksichtigung der an

diese geknüpften Courslimiten die Mehrzahl der Geschäfte zu Stande kommen kann; während diejenigen Geschäfte nicht zu Stande kommen, deren Limite außerhalb des Einheitscourses liegt. Hieran hat man wirklich den Ausdruck von dem Werthe des Gegenstandes an diesem Tage als den Ausdruck der Ansichten der meisten Käufer und Verkäufer. Schwieriger ist es bei dem Waarenhandel und bei Terminhandel in Werthpapieren. Hier spielen jene oben bezeichneten qualitativen Momente hinein und stören die Darstellung des Einheitscourses.

Dann die moralischen Schwierigkeiten — die Frage, wie eine objective Pflichterfüllung in der wahrheitsgemäßen Feststellung der wirklich gezahlten Preise sich erreichen läßt inmitten der privaten Interessen, die darauf Einfluß üben. Die öffentliche Bedeutung der Frage und die Nothwendigkeit, amtliche Bürgschaften für deren befriedigende Lösung zu suchen, erkennen die bestehenden Einrichtungen der großen Börsen an, wenn beispielshalber für die Berliner Börse, sowohl für deren Werthpapierhandel wie für deren Waarenhandel, aus der Mitte der Börsenbehörden Commissare zu dem besonderen Zwecke ernannt sind, die tägliche Cours- und Preisfeststellung zu überwachen.

Indessen einmal ist diese Aufgabe eine so mühselige, so anspannende und so verantwortliche, daß sie überhaupt eine starke Zumuthung für die ehrenamtliche Pflichterfüllung eines im Uebrigen durch eigene Geschäfte in Anspruch genommenen Mannes einschließt. Dann aber ist bei aller Anstrengung des Commissars seine Wirksamkeit zum großen Theile nur die einer Berufungsinstanz im Falle von Streitigkeiten; für die große Masse der Geschäfte ist er auf die Angaben der Geschäftsvermittler (der Makler) angewiesen; für Vieles, so namentlich für die Werthpapiere, ist wegen der Weitschichtigkeit der Aufgabe die Arbeit einer selbständigen Coursfeststellung durch den Commissar, wegen der großen Zahl der täglich umgesetzten Papiere, außer Frage — ist selbst dann außer Frage, wenn die ehrenamtlichen Kräfte für diesen Zweck vermehrt werden.

Das Element der öffentlichen Pflichterfüllung verschiebt sich daher von diesen Spitzen abwärts in die Sphäre der Makler selber. Wenn die Einrichtung von vereideten Maklern, von Männern, die in öffentliche Pflicht genommen sind behufs Vermittlung und Bezeugung der Geschäftsabschlüsse, nicht längst vorhanden gewesen wäre, so müßte sie in jenem Zusammenhang immer wieder neu erfunden werden. Und wirklich hat in den Verhandlungen der Commission die Erörterung jenes Punktes eine hervorragende Rolle gespielt.

Hier ist nun zunächst der heutige Rechtszustand sehr lehrreich. Das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch erklärt in seinem siebenten Titel (von den Handelsmäklern oder Sensalen): „die Handelsmäkler sind amtlich bestellte Vermittler für Handelsgeschäfte; sie leisten vor Antritt ihres Amtes den Eid, daß sie die ihnen obliegenden Pflichten getreu erfüllen wollen" — und nennt als die erste ihrer Pflichten, „sie dürfen für eigene Rechnung keine Handelsgeschäfte machen, weder unmittelbar noch mittelbar."

Diese Verpflichtung, an sich die einfache Consequenz aus dem Wesen eines amtlich bestellten Vermittlers, ist mit dem Zustande des Börsenverkehrs der

Gegenwart in Widerspruch getreten. Der heutige Makler behauptet, er könne ein wirksamer Vermittler für die Börsengeschäfte nur dadurch sein, daß er bereit sei, selber als Käufer und Verkäufer einzuspringen. Ohne eine rechtliche Schranke ist diese Praxis die herrschende geworden in der Hand der nicht amtlich bestellten, nicht vereideten, freien Geschäftsvermittler. Um den Conflict zu beseitigen, hat man in Hamburg thatsächlich das Institut der vereideten Makler aufgehoben. An anderen Börsen, und namentlich an der Berliner Börse, hat man äußerlich daran festgehalten, während fast allseitig bezeugt wird, daß die gewissenhafte Erfüllung jener Pflicht sich nicht vereinigen lasse mit den heutigen Anforderungen des Geschäftslebens. Sowie aber die Verpflichtung zur Nichtbetheiligung an Kauf und Verkauf fortfällt, sei es ausgesprochenermaßen wie in Hamburg, oder thatsächlich wie in Berlin, so entsteht der Zweifel, ob ein solcher Makler noch dasjenige Maß von Objectivität besitze, um ihn und Seinesgleichen als zuverlässiges Organ für die Preisfeststellung brauchen zu können?

Die Commission ist dahin gelangt, durch diese Gegensätze hindurch einen Standpunkt zu gewinnen, der möglichst die Widersprüche versöhnt.

Vor Allem hält sie an der Nothwendigkeit einer Controle der Preis- und Coursfeststellung durch die Börsencommissare fest und will dieselbe weiter ausgebildet haben. Theils soll die übergroße Last, die denselben bisher zugemuthet worden, erleichtert werden, so im Werthpapierhandel, in welchem es sehr wohl möglich ist, die Zahl der täglich zur Notirung gelangenden Papiere zu vermindern. Theils soll die Zahl der Börsencommissare vermehrt werden, so beim Waarenhandel, um der Aufgabe in höherem Maße als bisher gewachsen zu sein.

Dann soll das nach dem Wortlaut des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches äußerlich noch fortbestehende Institut der vereideten Makler umgestaltet werden. Und zwar soll an Stelle der Vorschrift, welche den Maklern eigene Geschäfte schlechthin verbietet, eine mildere Schranke treten, durch die ihnen eigene Geschäfte in so weit gestattet werden, als sie zur Ausführung der ihnen ertheilten Aufträge nöthig sind. Indem hiermit dem legitimen Bedürfniß des heutigen Maklers Genüge geschieht, will man auf der anderen Seite eine ernsthaftere Controle als die bisherige über ihre Pflichterfüllung einführen. Zu diesem Zweck wird empfohlen, statt der Anstellung auf Lebenszeit, die sich als ein Uebelstand erwiesen hat, eine Anstellung auf kürzere Fristen zu gewähren. Dadurch wird es leichter, Persönlichkeiten, die sich für das Amt nicht eignen oder sich Verstöße zu Schulden kommen lassen, bei Ablauf der Frist durch geeignetere zu ersetzen. Eine fernere Bürgschaft für die Tüchtigkeit der gewählten Makler sucht man darin, daß man der Börsenbehörde nur das Vorschlagsrecht, der Staatsbehörde das Ernennungsrecht gibt. Die Vereidigung der Makler hat sich in so üblen Ruf gebracht, daß man geneigt war, sie aufzuheben; gleichwohl fand sich eine Mehrheit, die daran festhalten wollte.

Eine Ergänzung dessen aber, was die amtlich bestellten Makler („Coursmakler" — wie man sie jetzt nennen will) leisten, muß Angesichts der Ent-

wicklung, welche das Vermittlerwesen an der heutigen Börse, zumal an der Berliner, genommen hat, in der Hinzuziehung der sonstigen Makler zur Coursfeststellung gesucht werden. Nur wird, im Gegensatz zu dem bisherigen Brauch, jetzt verlangt, es sollen diejenigen Börsenmitglieder, welche die Berücksichtigung ihrer Geschäfte bei der Coursfeststellung wünschen, dies sogleich bei dem Abschluß der Geschäfte kund thun, indem sie die Eintragung derselben in ein an der Börse zu führendes Buch bewirken.

Indem die Reformvorschläge der Commission auf diese Weise eine milde Vermittlung im Anschlusse an das Bestehende anzubahnen gesucht haben, bietet sich abermals ein Gebiet dar, auf welchem eine strenge Börsendisciplin am besten den eingenisteten Mißbräuchen abzuhelfen geeignet ist.

XIX.

Bei dem berufsmäßigen Betriebe von Handelsgeschäften entsteht durch die räumliche Entfernung von dem Orte des Einkaufs oder Verkaufs für den Kaufmann Veranlassung, sich eines auf dem anderen Handelsplatze thätigen Kaufmanns zu bedienen, der in seinem Auftrage gegen Provision Handelsgeschäfte abschließt. Was für den Handel im Allgemeinen geschieht, das geschieht auch für den börsenmäßigen Handel in Werthpapieren oder Waaren. Es würde kaum ein besonderer Grund vorliegen, die Reform der bestehenden Verhältnisse in dieser Richtung zu erörtern, wenn es sich nur um diese Geschäftsbeziehungen zwischen Kaufleuten und Kaufleuten derselben Branche handelte. Die eigenthümliche Aufgabe entsteht dadurch, daß in zahlreichen Fällen das Verhältniß zwischen Auftraggeber und Auftragempfänger ein anderes ist. Es sind diejenigen Fälle, in denen Personen, die nicht die Eigenschaft von berufsmäßigen Händlern haben, den Auftrag ertheilen, in denen daher nicht der Geschäftsmann dem Geschäftsmann, der Fachmann dem Fachmann gegenübersteht, sondern der Urtheilsunfähige, der Urtheilsschwache dem Sachkundigen. Das Mißverhältniß, welches hierdurch entsteht, die Gefahr der Ausbeutung der Unerfahrenheit durch überlegene Klugheit und Gewissenlosigkeit, die Ungeschicklichkeit gleich in der Auswahl des für Aufträge ausersehenen Geschäftsmannes, dem Geschäftsmänner mit kundigem Auge auszuweichen wissen — das ist der Grund, woraus mannigfaltige Mißstände und dringende Anlässe zur Reform entstehen.

Wir wissen, daß es Aufsehen erregende Erscheinungen gerade auf diesem Gebiete waren, die vornehmlich zu der uns beschäftigenden Reichs-Enquêtecommission führten. Sie waren ein eclatantes Beispiel oder eine Reihe von Beispielen für das, was in dieser Richtung möglich, für das, was seit lange und in breiter Entfaltung, ob auch nicht immer in so krasser Weise, an Mißbräuchen vorhanden ist. Der erste Schritt, welchen die Reichsregierung unter dem Eindrucke dieser Ereignisse gethan hat, die Vorbereitung für die Regelung des Depotwesens durch einen neuen Act der Gesetzgebung, trifft nicht in den Mittelpunkt dieser Mißstände hinein; er streift nur ihre Oberfläche, er dient der größeren Deutlichkeit der privatrechtlichen Beziehungen, die in dem Verhältniß der Aufbewahrung von Werthpapieren aus fremdem Eigenthum in

den Händen einer Bank, eines Bankiers u. s. w. entstehen. Er ist bezeichnender Weise durch commissarische Berathung einiger Räthe aus Reichsämtern und Ministerien entstanden und soll demnächst dem Reichstage vorgelegt werden.

Die Hauptsache bleibt danach übrig. Diese besteht in dem Schutze, welchen man durch öffentliche Einrichtungen zu gewähren hat für die Unerfahrenheit und den Leichtsinn des mit den Börsengeschäftskreisen in Beziehung tretenden Publicums. Hier ist es also, wo der uns bekannte Vorschlag eines neuen Strafrechtsparagraphen hinzielt; hier ist es, wo die neue Entwicklung einer Börsendisciplinargewalt einzugreifen hat, um für die von dem Strafrichter nicht zu fassenden Vergehungen Abhülfe zu schaffen, oder vielmehr in häufigen Fällen mit wachsamem Auge denjenigen Ausartungen vorzubeugen, die erst der Strafrichter erfassen kann.

Aber weil diese Maßregeln neue, ihre Erfolge unsicher sind, wird man sich erst von dem Zusammenwirken mehrerer Kräfte etwas versprechen können. Ich möchte an dieser Stelle daher auf eine andere Bahn der Reform die Aufmerksamkeit lenken — diejenige, welche bei den Verhandlungen und den Beschlüssen der Commission nach meiner Ueberzeugung zu kurz gekommen ist.

Bei der Erörterung des Emissionswesens habe ich darauf hingedeutet, daß von dieser Seite her das Wesentliche der beklagten Mißstände überhaupt nicht geändert werden kann. Es ist wohl möglich, gewisse Extreme in der Unsicherheit der Capitalanlagen auszuschließen, indem man über die Zulassung von gefährlichen Werthpapieren zum Börsenhandel wacht. Die Gefährlichkeit der Anlage auszuschließen ist nicht möglich, oder man muß jede Art von Actien, man muß die große Mehrzahl der ausländischen Anleihen und Obligationen ausschließen. Derjenige Capitalist, der diese Werthpapiere als Anlagegelegenheit sucht, will ein gefährliches Papier haben, weil er die Vortheile seiner Gefährlichkeit haben will. Wenn er unverständig genug ist, das nicht zu begreifen, so kann um dessentwillen der Markt für ausländische Werthpapiere u. s. w. nicht geschlossen werden. Jedoch, daß es nun einmal thatsächlich viele Leute gibt, die so unverständig sind, erzeugt eine andere Aufgabe der Reform. Nicht mit mechanischen Verboten gegen diese große Kategorie der Werthpapiere, und freilich noch weniger mit mechanischen Verboten gegen den Erwerb derselben durch gewisse Kategorien der Capitalbesitzer, ist hier zu helfen. Nicht durch Zwang, sondern durch Gewöhnungen, durch den Einfluß gemeinnütziger Einrichtungen, durch die Zugänglichkeit solcher Organe für die Capitalanlage, welche für die breiten Schichten allein oder vorzugsweise die richtigen sind.

Man wird nicht leugnen können, daß die vorhandenen Neigungen des Publicums nur theilweise bestimmte, selbständige, sich selbst bestimmende sind; für einen großen Theil handelt es sich um eine bestimmbare, verleitbare Masse von unklaren Wünschen, denen gegenüber sehr viel darauf ankommt, in welche Hände sie gerathen. Diese bestimmbare Masse zum Vernünftigen zu lenken durch den sanften Druck, den die Thatsache nützlicher Veranstaltungen, die Sitte ihres Gebrauchs ausübt — darauf kommt es an. Es kommt gewiß

immer wieder vor, daß thörichte Speculationen gemacht werden nach dem eigensten Willen des einzelnen Privaten, ohne Verlockung des Bankiers, ja unter Widerspruch eines rechtschaffenen Bankiers. Hier kann nicht geholfen werden; hier steht das unverrückbare Maß persönlicher Freiheit im Wege, welches der Mensch im heutigen Staate fordert, und die Gesetzgebung muß sagen: sibi habeat. Aber so ist es nicht in der Mehrzahl der Fälle. Für diese soll man es mit positiven Veranstaltungen versuchen.

XX.

Wir haben früher gesehen: die unterste und breiteste Schicht der besitzenden Bevölkerung soll überhaupt vor börsenmäßigen Werthpapieren bewahrt werden. Sie bildet das Publicum der Sparkassen. Sie dazu zu zwingen, gibt es kein vernünftiges Mittel; sie von den Börsenpapieren und Börsenspeculationen durch Zwang abzuhalten, ebenso wenig. Aber eben weil hier nur mit gelinderen Maßregeln eingegriffen werden kann, soll man auf die eine oder die andere allein sich nicht verlassen. Strafparagraphen gegen Ausbeutung der Unerfahrenheit und des Leichtsinns, Börsendisciplinarstrafen gegen Verleitung, Reclame, Agenten u. dgl. sind gern zu empfehlen. Was sie leisten werden, wie weit sie reichen werden, ist zunächst ganz ungewiß. Eine Ergänzung durch vorbeugende Maßregeln, welche ihrerseits darauf ausgehen, daß jenen repressiven Mitteln möglichst wenig Gelegenheit zur Wirksamkeit gegeben werde, ist jedenfalls dringend zu wünschen.

Und da darf wohl die Behauptung aufgestellt werden, daß die erste Aufgabe die ist, eine möglichst große Zahl von kleinen Capitalbesitzern an die Sparkassen zu fesseln. Es muß einleuchten, daß die Größe dieser Zahl durch die Anstrengungen beeinflußt wird, die für die Ausbildung des Sparkassenwesens gemacht werden. Je bereiter, entgegenkommender, allgegenwärtiger die Sparkassen eingerichtet sind, um so größer wird ihre Anziehungskraft sein. Vor einer Reihe von Jahren (1885) hat bekanntlich unsere Reichsregierung die Reform des deutschen Sparkassenwesens in die Hand genommen. Der damalige Entwurf blieb liegen angesichts des Widerstandes mancher ökonomischer und politischer Schwierigkeiten. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß er in absehbarer Zeit wieder aufgenommen werden wird. Es mag richtig sein, daß die bestehenden Einrichtungen des deutschen Sparkassenwesens nicht ebenso reformbedürftig wie diejenigen sind, welche in den anderen Ländern zur Einführung der Postsparkassen geführt haben (Großbritannien 1861, Belgien 1870, Italien 1876, Niederlande 1880, Frankreich 1882, Oesterreich 1882, Ungarn 1885, Rumänien 1880, Schweden 1884, Japan 1875) — eine Reform von so großem internationalen Einklange pflegt für jedes einzelne Land der heutigen Völkerfamilie und ihrer Culturaufgaben einige typische Bedeutung zu haben.

Jedoch wenn ihre gänzliche Bedeutungslosigkeit für das Sparkassenwesen Deutschlands bewiesen wäre, die Reformbedürftigkeit desselben ist von Niemandem widerlegt, auch nicht einmal geleugnet worden. Zu den verschiedenen Punkten der Reform gehört derjenige, der uns hier vorzugsweise angeht. Die Einrichtungen der meisten deutschen Sparkassen gehen darauf aus, nur die kleinsten

Summen anzuziehen und festzuhalten; etwas größere Beträge wollen sie nicht haben und verweisen sie thatsächlich auf anderweitige Angelegenheit. So waren unter den 436 623 Einlagen, welche im Jahre 1888 bei den städtischen Sparkassen von Berlin gemacht wurden, nur 1172, welche über 300 Mark hinausgingen[1]). Es ist eine Minderzahl von Sparkassen, welche größere Capitaleinlagen aufzunehmen bereit und gewohnt ist. Ein Beispiel ist die Sparkasse des (vormaligen) Amtes Göttingen, bei welcher der durchschnittliche Betrag des Guthabens im Jahre 1892 sich auf 849 Mark belief. Diese Sparkasse, gleich mancher anderen, zieht thatsächlich gar keine Schranke. Die entgegengesetzte Einrichtung bei der Mehrzahl der Sparkassen entspringt der Absicht, die Wohlthat des relativ hohen Zinsfußes auf die eigentliche Sphäre der kleineren Spareinlagen zu beschränken. Man bleibt im Einklange mit dieser Absicht, wenn für größere Einlagen der Zinsfuß dem Darlehnsmarkte entsprechend normirt wird.

Dicht daneben liegt der Weg, der mehrfach schon durch die Praxis einzelner Sparkassen (gleich dem eben genannten) betreten ist, der aber auch bereits abführt von der strengen Grenze des eigentlichen Sparkassenwesens — es werden Werthpapiere von erster Sicherheit für Rechnung des Sparkassengläubigers angekauft, sobald die Höhe des Guthabens die vorgeschriebene Schranke überschreitet. Hier ist eben zu unterscheiden zwischen den verschiedenen Schichten, um die es sich handelt. Die große Mehrzahl Derer, die einige tausend Mark, und weniger, zinsbar anzulegen haben, also die weitaus breiteste Schicht Derer, die etwas besitzen, soll man am liebsten von dem Werthpapierbesitz, selbst dem allersolidesten, fern halten. Es ist gewiß nicht die Aufgabe von Sparkassen und ähnlichen gemeinnützigen Instituten, sie damit bekannt zu machen. Auch das beste Werthpapier ist Coursschwankungen, zeitweise sehr großen Coursschwankungen, unterworfen. Diese Erscheinung allein (an sich ja nur die Manifestation dessen, was in anderen Formen immer da sein muß) in ihren unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen, macht diese Art der Capitalanlage für die kleinsten und der Mehrzahl nach urtheilslosesten Capitalisten ungeeignet.

Die viel engere Schicht des mittleren Capitalbesitzes, von etlichen tausend zu hunderttausend Mark und weiter hinauf, lehnt sich an gesellschaftliche Verhältnisse an, die im Ganzen mit größerer Einsicht von diesen Dingen ausgestattet sind. Sie birgt die Mehrzahl der Gläubigerschaft des heimischen Staatscredits, der ländlichen und städtischen Pfandbriefinstitute, der üblichen börsenmäßigen und hypothekarischen Capitalanlagen, die mit leichter Uebersehbarkeit die Eigenschaft der besten Sicherheit verbinden. Sie hat in unserer Zeit eine ausgebreitete Gewöhnung für Werthpapiere, und was damit zusammenhängt, erworben. Diese Gewöhnung hat die nahe liegenden Gefahren im Gefolge gehabt. Man erzählt von dem holsteinischen Bauern, der so viele Jahre sein Geld im Strumpf oder beim Rentmeister verwahrt gehalten hatte, kaum aber

[1]) Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882—1888. Dritter Theil. Berlin 1890. S. 91.

daß er Börsenpapiere kennen lernte, auch gleich die allergefährlichsten bevorzugte. Das ist nicht die Regel gewesen; so plötzlich ist es nicht gekommen; aber unter dem Einfluß der Verlockungen und Anpreisungen ist das allmälig immer öfter geschehen. Einzelne Beispiele des Capitalgewinnes, zumal aber der Reiz höherer Zinsrente, haben immer häufiger Anlaß gegeben, die sicheren Werthpapiere mit unsicheren zu vertauschen, oder richtiger ausgedrückt, die kleinere Gefahr des Capitalverlustes gegen die größere Gefahr einzutauschen, um die höhere Versicherungsprämie zu genießen.

Es ist unmöglich, sie davon durch öffentliche Einrichtungen abzuhalten. Es ist ebenso verkehrt zu behaupten, daß aus diesem Grunde sich gar nichts für sie thun lasse. Es werden immer Mißbräuche auch von dieser Gattung übrig bleiben; wie groß sie sind, wie weit sie überwiegen, wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, ob man sich die Mühe gibt, die große bestimmbare Masse der thörichten Neigungen zu beeinflussen. Neben dem, was wir kennen, gehört hierzu die planmäßige Fürsorge für reine Zwischenhände, welche den Verkehr in Werthpapieren mit dem Publicum besorgen.

Die Vorschläge der Commission beschränken sich darauf, zu empfehlen, „daß an denjenigen Orten, an welchen durch das Bankgewerbe für die rechtschaffene Vermittelung der Capitalsbelegung nicht ausreichend gesorgt ist, durch öffentliche Kassen (Sparkassen, Postanstalten) eine ergänzende Thätigkeit entwickelt werde." Den weitergehenden Wünschen einer Minderheit schwebte das Ziel vor, die Wirksamkeit öffentlicher Institute, die bisher schon in theilweise erfreulichen Anfängen besteht, für den gedachten Zweck weiter auszubilden, um für die große Zahl urtheilsloser Capitalisten eine zuverlässige Gelegenheit zur Vermittelung ihrer Geschäfte zu gewähren.

Für Personen, die nicht im Stande sind, die Vertrauenswürdigkeit der verschiedenen Handelshäuser zu beurtheilen, die blind in die Falle laufen, die ihnen gelegt wird, ist es eine Wohlthat, wenn sie daran gewöhnt werden, das ihnen innewohnende und bewährte Vertrauen zu dem Reichs- und Staatswappen auch für diese Geschäfte zu brauchen. Wie sie ohne Bedenken der Reichspost jede Besorgung zumuthen dürfen und zuzumuthen gewohnt sind, wie diese große öffentliche Anstalt für sie das Schutzmittel gegen allerhand Täuschungen und Veruntreuungen ist, die sie im privaten Verkehr erleben würden — so soll etwas Analoges auch für dieses Gebiet geschaffen werden. Nur wohlverstanden, mit dem einen großen Unterschied, daß an ein Monopol öffentlicher Anstalten für unsren Zweck nicht entfernt gedacht wird.

Wenn das private Bankgewerbe darin eine Gefahr für seine eigne Existenzfähigkeit sieht[1]), so soll es Recht haben in dieser Besorgniß, sofern die existenz-

[1]) Ein Mann, welcher wahrlich nicht geneigt ist, die Sphäre öffentlicher Thätigkeit unnöthig zu erweitern, der vielmehr als ein hauptsächlicher Vertreter der individualistischen Wirthschaftspolitik gilt, Ludwig Bamberger, erklärte in einem der Börsenreform gewidmeten Aufsatze der Wochenschrift „Nation" (17. September 1892) im Sinne meiner obigen Ausführungen, die bereits in dem früheren Aufsatze (a. a. O. der Deutschen Rundschau, Jahrgang 1891) angedeutet waren: „öffentliche Anstalten, die Reichsbank, können hier abhelfen." Er sagt das da, wo er von dem Vertrauensmißbrauch der privaten Bankhäuser redet.

unwürdigen Unternehmungen dadurch bedroht werden. Denn es soll sich um einen Kampf streng rechtlicher Geschäftsgrundsätze gegen die vertrauensunwürdigen Praktiken handeln, die — wie im Grunde Niemand bezweifelt — heutzutage weit verbreitet sind. Die nicht geringe Zahl anständiger Geschäftsleute wird kaum etwas von der neuen Concurrenz zu fürchten haben. Soweit es dennoch der Fall ist, muß (wie so oft in andren Verhältnissen) das kleinere Interesse dem größeren Interesse weichen. Inzwischen ist die Gefahr viel größer, daß die eigenthümlichen Vorzüge des privaten Bankgewerbes im Guten und im Schlimmen den öffentlichen Instituten die Concurrenz erschweren. Wenigstens so lange mit diesen letzteren bureaukratische Steifheit und Ungeschicklichkeit als wesentliche Eigenschaft verknüpft ist. Ein principieller Gegensatz ist allerdings durchaus nicht anzuerkennen. Insbesondere auch in dem Verhalten nicht, welches die öffentlichen Beamten einerseits, die privaten Bankiers und ihre Angestellten andrerseits bei den Rathschlägen für ihre Kunden befolgen. Was ein vorsichtiger, gewissenhafter, taktvoller Bankier in dieser Hinsicht zu verantworten und was er Segensreiches durch Warnung und Belehrung zu leisten vermag, das kann ein öffentlicher Beamter auch. Aber der Eispunkt der bureaukratischen Schablone, der bloße Nullpunkt des Verhaltens zum Publicum ist freilich leichter zu bestimmen und leichter einzuhalten. Obenein ist das alte Schlagwort, womit man die Entfaltung staatlicher Thätigkeit zu widerlegen gewohnt ist, von der Verantwortlichkeit, die der Staat nicht auf sich nehmen dürfe, ebenso wohl principiell wie thatsächlich für den gegebenen Fall nichts beweisend. Principiell — weil ohne Uebernahme von Verantwortlichkeit es überhaupt keine staatliche Thätigkeit gäbe: nur daß man die Verantwortlichkeit für die gewohnte Sphäre staatlicher Thätigkeit, mag sie noch so schwer sein, oft mit sehr leichtem Herzen trägt. Ich deute etwa auf die herkömmliche Thätigkeit unseres Beamtenthums in Gericht und Verwaltung und auf die unerschütterliche Gleichgültigkeit, mit der alle Mahnungen an die Verbesserung seiner Qualification entscheidenden Orts hingenommen werden. Aber auch in dem besonderen Gebiet ist das Schlagwort thatsächlich widerlegt. Eine große Verantwortlichkeit hat vor Jahren die Reichsbank und die Reichsregierung auf sich genommen, als sie die Beleihungsfähigkeit der russischen Staatsanleihen aufhob; sie hat einen schweren Schaden den inländischen Gläubigern zugefügt — die Verantwortlichkeit dafür ist weder vorher noch nachher in Frage gestellt worden. Diese war etwas Selbstverständliches, zumal für die äußere Geschäftsroutine; denn sie erfolgte in den Formen des büreaukratischen Mechanismus. Aber das viel Kleinere, weil es diesen mechanischen Charakter nicht hat, erregt Besorgniß.

Bei der Frage, welche jener Institute es sein sollen, denen die hier angeregte Wirksamkeit zu übertragen ist, entstehen manche Zweifel. Den Sparkassen gegenüber möchte eine öffentliche Einwirkung schwierig sein, die sie zur Entwicklung des neuen Geschäftszweiges veranlaßte; daneben würden die sachlichen Bedenken aufsteigen, von denen oben die Rede gewesen ist. Eine örtliche Unterscheidung, ob ein Bedürfniß zur Ergänzung des Bankgewerbes vorhanden ist oder nicht, dürfte ihre eignen Schwierigkeiten haben. Das Letztere gilt auch für

eine Entwicklung der Reichspostanstalten im Dienste des neuen Geschäftszweiges. Andrerseits deuten die Erfahrungen der andren europäischen Staaten (und grade Großbritanniens) darauf hin, wie die Post immer mehr Spar- und Bankgeschäfte an sich zieht. Es kommt wesentlich darauf an, ob und wann das Beispiel des Auslandes im deutschen Reiche Nachfolge finden wird.

Das wichtigste Institut in Deutschland, welches sich bereits auf unsrem Wege befindet, ist die Reichsbank. Vom Standpunkte derjenigen Arbeitstheilung des Bankwesens, welche in England längst sich durchgesetzt hat, müßte man es beanstanden, daß ein Central-Zettelbankinstitut zugleich für diesen Zweig des Bankgeschäfts dienen soll. Thatsächlich dient sie ihm zufolge den Bestimmungen des Gesetzes über die Reichsbank. Und weil man bei einer Reform immer am besten an das Gegebene anknüpft, so würde eine weitere Ausbildung der vorhandenen Thätigkeit ins Auge zu fassen sein. Wie das zu machen ist, was hier zu geschehen hat, das würde sich sehr bald finden, sobald der gute Wille dafür vorhanden wäre.

XXI.

Die Aussagen der Geschäftsleute über die wünschenswerthe Gestaltung des Commissionsgeschäfts und die dazu dienenden Vorsichtsmaßregeln pflegen zu betonen, daß die Hauptsache die richtige Auswahl eines rechtschaffenen Bankhauses sei, daß man diese und andere Eigenschaften erfahrungsmäßig erproben müsse an dem Vergleiche ihrer Leistungen und danach seine Wahl treffen.

In seinen Grenzen ist das gewiß richtig; es ist ebenso richtig wie die allgemeine Behauptung, daß die Wachsamkeit des eignen Interesses im wirthschaftlichen Verkehr die beste Schutzmaßregel sei. Die Grenzen liegen hier wie sonst in der Voraussetzung, daß die erforderliche Wachsamkeit im gegebenen Falle vorhanden sei. Für die eigentlichen Geschäftstreibenden, für die berufsmäßigen Kaufleute trifft es zu. Nur wird auch für diese — neben jener hauptsächlichen Schutzmaßregel — ein hinzutretender Schutz der Gesetzgebung zu wünschen sein, weil die Fälle des Vertrauensmißbrauchs, welche gleichsam die Unkosten der zu erwerbenden Erfahrung bilden, möglichst eingeschränkt werden sollen, weil die Qualität der die Aufträge ausführenden Geschäftshäuser in mannigfachen Abstufungen der Zuverlässigkeit namentlich eine Mittelschicht von solchen Persönlichkeiten enthält, denen eine Stütze ihrer Gewissenhaftigkeit nützlich ist. Hierzu kommt, daß für eine große Zahl von Aufträgen nicht die Wachsamkeit und die Urtheilsfähigkeit vorhanden ist, sondern die Vertrauensseligkeit und Urtheilsschwäche von geschäftsunkundigen Menschen.

Hier tritt uns eine allgemeinere Schwierigkeit entgegen, die wir schon kennen gelernt haben, — die eigenartige Entwicklung des deutschen Bankgewerbes. Ihr Grundzug und ihr Grundfehler ist der Mangel an Theilung der Geschäftszweige. Der Name selber beweist das. In Deutschland versteht man unter „Bankier" und „Bankgeschäft" alles Mögliche (selbst wenn man nicht so weit geht, wie der Berliner Sprachgebrauch, der daraus einen Titel macht für alle Leute, die noch nicht Commerzienrath sind). In England ist schon der Name „Bank" auf einen ganz besondren Geschäftsbetrieb eingeschränkt — Zettelbank, Depositenbank. Ein Emissionsinstitut ist keine Bank, die Ver-

mittlung für Ein- und Verkauf von Werthpapieren hat ebenso wenig diesen Namen. In der That ist der Geschäftsbetrieb dieser drei Kategorien ebenso von einander getrennt wie deren Namen. Ein Londoner Emissionsinstitut kommt nicht in die Lage (wie ein Berliner Emissionsinstitut es zu thun gewohnt ist), daß es zum Ankauf seiner neu emittirten Werthpapiere seine gesammte Kundschaft durch Rundschreiben anreizt; das Londoner Institut hat solche Kundschaft gar nicht. In Deutschland ist die Verbindung des Commissionshandels mit dem Eigenhandel so herkömmlich und, wie es zur Zeit noch scheint, so unauflöslich, daß sowohl das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch das Recht des „Selbsteintritts" statuirt, wie auch die neueste Reform daran festzuhalten sich genöthigt sieht.

Damit ist die Wurzel verdorben. In fremdem Auftrage handeln und im selben Augenblick für das eigne Interesse handeln, so daß der Auftraggeber der Gegenpart ist — das ist eine Verkoppelung von zweierlei, was nicht zusammengehört. Das ist aber bei uns der thatsächliche Untergrund, auf dem die Gesetzgebung ihr Heil versuchen muß.

Die Vorschläge der Reichs-Enquête-Commission unternehmen den Versuch; sie wollen die Ausführung von Börsenaufträgen festeren Schranken unterwerfen, indem sie die Pflichten des Commissionärs verschärfen. Dem Committenten soll der Anspruch auf die Berechnung eines günstigeren Preises als des in Rechnung gestellten zustehen, wenn er nachweist, daß der Auftrag zu einem solchen günstigeren Preise hätte ausgeführt werden können, oder daß der Commissionär selber zu einem solchen günstigeren Preise mit einem Dritten abgeschlossen hat. Namentlich aber soll der Commissionär verpflichtet werden, ein besondres Buch zu führen, in welches die einzelnen Aufträge und die behufs Ausführung derselben abgeschlossenen Geschäfte mit Angabe des Preises und des dritten Contrahenten einzutragen sind. Aus diesem Buche soll zu ersehen sein, welche Geschäfte für Rechnung der Auftraggeber abgeschlossen sind, welche Geschäfte durch Compensation mit anderen Aufträgen erledigt sind, zu welchem Preise bei den einzelnen Geschäften der Selbsteintritt stattgefunden hat. Die Vorlegung dieses Buches darf der Auftraggeber als Beweismittel im Falle eines Rechtsstreites verlangen.

Die Commission ging davon aus, daß die Scheidung der Geschäftszweige, die in England sich thatsächlich entwickelt hat, sich bei uns nicht durch Gesetz erzwingen lasse. Eben deshalb sei es des Versuches werth, auf eine Einschränkung jener mißbräuchlichen Vermischung von eignen Speculationen und der Ausführung fremder Aufträge hinzuwirken dadurch, daß die Gesetzgebung den Commissionär nöthige, sich täglich Selbstzeugnisse auszustellen über das Verhältniß dieser beiden Hälften seines Geschäftsbetriebes — Selbstzeugnisse, die er bereit sein müsse, als Beweismittel vorzulegen.

Es ist außerdem eine Ergänzung des Strafgesetzbuchs beantragt, welche den Begriff der „Untreue" auch auf dieses Verhältniß ausdehnt[1]).

[1]) „Personen, welche gewerbemäßig von dritten Personen Aufträge zum Abschluß von Rechtsgeschäften übernehmen, sind wegen Untreue (Strafgesetzbuch § 266) zu bestrafen, wenn sie ab-

XXII.

Hiermit glaube ich den wesentlichen Inhalt des Berichts und der Vorschläge der Reichscommission für die Börsenreform wiedergegeben zu haben. Ich habe mich, wie es in dem Charakter dieser Zeitschrift begründet ist, aller genaueren Einzelheiten enthalten. Wo die Versuchung dazu nahe lag, mahnte mich die Erinnerung ab, daß dergleichen für einen passenderen Ort vorbehalten bleiben müsse [1]). Nur wenige Worte noch zum Schluß.

Unsere Erörterung ging davon aus, daß wir in der Niedersetzung der Reichs-Enquête-Commission für die Vorbereitung einer Börsenreform die Erfüllung eines lange geäußerten Wunsches begrüßten, von der Ansicht geleitet, welche die Gewöhnung an ein Verfahren dieser Art im Dienste der großen Tagesfragen als ein Stück der regelmäßigen Lebensäußerungen in dem heutigen Staate betrachtet. Solche Commissionen befreien die Debatten über politische und sociale Streitfragen von der Masse störender Elemente, die ihnen in den sonstigen Formen des öffentlichen Lebens (zumal im heutigen Deutschland) anhaftet. Aus der demagogischen Behandlungsweise der Volksversammlungen, der Wahlagitationen, der Parlamente und ihrer Fractionen, nehmen sie die Probleme heraus und führen sie in einen engen Kreis von Männern, deren Beschaffenheit und deren kleine Zahl ganz von selber den verunreinigenden Beisatz ausscheidet, der in jenen breiteren Discussionen die Klarheit des Stoffes trübt. Der Gesetzgebung und ihrer Vorbereitung geben sie eine Unterlage, die ihren festen Kitt darin hat, daß die verschiedensten Gegensätze der Interessen und Meinungen hier sich an einander gemessen haben, und daß alles Wesentliche gesagt ist, was zur Sache gehört.

Die erheblichen Lücken, die solch' ein Verfahren immer haben muß, so lange es nicht zur ständigen Einrichtung und Gewohnheit geworden ist, können überwunden werden und müssen überwunden werden durch eine Reihe erneuter Versuche. Daß unsere Reichsregierung entschlossen ist, auf diesem Wege fortzufahren, zeigt sich eben in den letzten Tagen, da sie eine neue Untersuchung über eine wirthschaftliche Streitfrage ankündigt, der vielleicht nicht beschieden sein wird, wesentlich Neues ans Licht zu fördern, aber doch wohl dieses, aufklärend,

---

sichtlich und um sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, zum Nachtheil ihres Auftraggebers handeln."

[1]) Dazu gehört auch die Würdigung des Materials der stenographischen Protokolle, der Gesetzgebung, der statistischen Anlagen, welche letzteren erst in dem Augenblicke abgeschlossen sind, da diese Zeilen gedruckt werden. Alles achtbare Beweise von gutem Willen. Indessen wie weit diese Anfänge von dem Ziele noch entfernt sind, kann man etwa daraus entnehmen, daß man die gegenwärtigen Publicationen der königlichen Labour Commission, die seit mehreren Jahren in England thätig ist, damit vergleicht; unter Anderem den kürzlich (als ein relativ kleines Stück derselben) erschienenen Band über die Arbeit in Deutschland, von dem ständigen Secretär der königlichen Commission, vergleicht mit den entsprechenden Mittheilungen unserer Börsen-Commission über die englischen Börsen. Das thun die praktischen Engländer. Bei uns gilt zur Zeit so Etwas noch als ein Interesse der bloßen Theorie. Nur in einem Punkte haben wir das Höchste erreicht — in dem Preise, den man für den buchhändlerischen Vertrieb der Materialien festgesetzt hat. In England würde er etwa den fünften Theil betragen.

beruhigend, mäßigend zu wirken in dem aufgewühlten Parteiwesen der wirthschaftlichen Gegensätze.

Bei einem Streitobjecte wie dem der Börsenreform, von so umfassenden Fragen, so verschiedenartigen Gesichtspunkten, einem Objecte, das so verwirrt ist durch Haß und Gunst der Parteien, dem eine so ungewöhnliche Masse von souveränem Dilettantismus sich gewachsen fühlt — da darf man nicht glauben, daß mit jener Vorarbeit Alles gethan sei; aber noch viel weniger darf man erwarten, daß ihr der Beifall gewiß sei. Der Bericht war noch gar nicht veröffentlicht, da erklärte bereits im Reichstage ein conservativer Redner, der Berg habe eine Maus geboren. Und es dauerte keinen Tag, nachdem das Ergebniß an der Berliner Börse bekannt geworden war, daß sich ein Sturm der Entrüstung gegen einen Vorschlag der Commission erhob (das Waarenterminregister), der wahrlich nicht geeignet ist, ein rechtschaffenes Interesse der Börse zu kränken, von dem man eher fürchten muß, daß er unwirksam bleiben wird; gegen einen Vorschlag, der von der großen Mehrzahl der Commission (17 gegen 4 Stimmen) befürwortet worden ist, darunter den beiden Vertretern der Berliner Börse, die in der Wahrung der Börseninteressen von Anfang bis zu Ende ihre Schuldigkeit vollauf gethan haben. Das aber sind nur kleine Stichproben von dem, was weiterhin zu erwarten ist, was im Grunde gar nicht anders zu erwarten war.

Wer etwas auf dem Wege der socialen, der wirthschaftlichen, der finanziellen Reformen vor sich bringen will, muß zu solchen Anklagen lächeln und schweigen. Ihnen genug zu thun, ist unmöglich. Gewiß wird sich über vieles Einzelne streiten lassen; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Erörterung des veröffentlichten Materials in Zeitungen, Zeitschriften, Versammlungen sachkundiger Männer u. s. w. erhebliche Verbesserungen herbeiführt. Ueber die meisten Einzelheiten war man im Schoße der Commission selber verschiedener Ansicht, und ich habe davon mehrere Beispiele geliefert. Eine Mehrheit der Commission als solche hat gar nicht existirt, weil bei jeder Hauptfrage eine andere Mehrheit sich bildete — davon nicht zu reden, daß die numerische Anwesenheit der Mitglieder bei den Berathungen eine schwankende war. Indessen diese Dissense sind etwas ganz Anderes als die Kluft der Gegensätze, die sich aufthut zwischen dem hartgesottenen Börsenmann und dem agrarischen Heißsporn.

Geht die Reichsregierung ruhig ihren Weg voran, gestützt auf die ihr jetzt von der Commission vorgelegten Arbeiten, so wird sich allmälig die Kluft verengen. Die Börse namentlich wird, wie so oft, der Aufwallung des einen Tages die größere Kühle des anderen Tages folgen lassen. Sie wird — das ist meine Ueberzeugung — auch an diesem Opfer nicht zu Grunde gehen. Im Gegentheil.

Eine Erwägung gibt es, welche heute leicht in alle Gesetzesmaßregeln der socialen Reform hineinspricht — es ist die Frage der internationalen Concurrenz. Man kennt sie auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung; man weiß, daß sie bereits zu epochemachenden Versuchen internationaler Verständigung geführt hat. Es ist wirklich ein ernsthaftes Bedenken, ob man nicht durch Einschränkung oder Belastung der Börsenthätigkeit die Mit-

werbung der ausländischen Börsen unter günstigere Bedingungen stellt, daß man den Wettkampf auf dem Weltmarkte zu Ungunsten des einheimischen Erwerbslebens beeinflußt. Es ist richtig, daß auf diesem Gebiete wie auf jenem anderen, die Idee eines internationalen Verwaltungsrechts aufsteigt, so weit ab die Wirklichkeit derselben von der Gegenwart liegen mag. Jedoch wir beruhigen uns dabei, daß in den Vorschlägen unserer Commission kaum solche Gefahren schlummern. Das hierfür besonders in Betracht kommende Capitel des Emissionswesens ist mit so vorsichtiger Hand angefaßt worden, daß ich meinerseits gern ein wenig mehr Strenge gewünscht hätte. Ich glaube auch, daß die Erlebnisse der neuesten Zeit an den ausländischen Werthpapieren so bedauernswerth für die deutschen Emissionsinstitute, zumal aber für die deutschen Gläubiger gewesen sind, daß in dem einen oder anderen Stadium der Gesetzgebung sich Neigung zeigen wird, etwas mehr Strenge zu fordern. Und ich bezweifle, daß von einem solchen kleinen Mehr an Strenge der üblichermaßen prophezeite Untergang erfolgen würde.

Nicht gerade ebenso ernsthaft sind die anderen Erwägungen, die durch den rednerischen Apparat der Geschäftsleute uns ans Herz gelegt werden, die in den Verhandlungen mit den Sachverständigen der Börse immer wiederkehren und vielfach die Mittheilung belehrender Erfahrungen ersetzen müssen. Es sind die Sätze, die den Sonntagsstaat des praktischen Mannes bilden; er zieht ihn an für solche Gelegenheiten; er widerlegt damit den Mann der bloßen Theorie; er weiß zu wenig von der Theorie, um zu ahnen, daß sein Sonntagsstaat aus den abgelegten Kleidern der Wissenschaft gemacht ist. Ich greife ein Beispiel heraus — einen Grundsatz, der sehr alt und doch falsch ist. Der Schutz der Gesetzgebung lullt den Bürger in thörichte Sicherheit, so behauptet er. Wenn er wahr wäre, müßte man an den Ecken Berlins, um die Unfälle des Straßenverkehrs zu beseitigen, die Schutzmänner fortnehmen. Der Satz ist nicht wahr, weil die psychologische Prämisse falsch ist. Alle Staaten, das Fabelland der wirthschaftlichen Ungebundenheit vorne an, sehen sich heute von Jahr zu Jahr mehr getrieben, auf allen Gebieten ihrer Volkswirthschaft mit schützenden Maßregeln einzugreifen. Nicht weil sie den hohen Werth der individuellen Freiheit und Verantwortlichkeit verkennen, nicht weil sie diesem oder jenem Gebiete ihres Erwerbslebens die Vormundschaft der Kindheit oder das Odium besonderer Polizeimaßregeln auferlegen möchten, sondern weil in den Schwierigkeiten und Verwicklungen der heutigen erwerbenden Gesellschaft nur mit mühseligen Correcturen der Staatsordnung jene Harmonie der Interessen herzustellen ist, von welcher eine verschollene Doctrin träumte, daß sie aus dem natürlichen Laufe der Dinge von selber entspringe.

Erinnerungen und Ausblicke.

Vorwort zur fünften Auflage der Vorlesungen über Goethe.

Von

Herman Grimm.

I.

Bei den Vorlesungen über Goethe als Buch kam es mir auf das Urtheil zweier Freunde und Mitarbeiter an: Julian Schmidt's und Gustav von Loeper's. Dem Ersteren habe ich die vorige Auflage besonders zugeeignet und der Widmung einige Worte über ihn hinzugefügt, die zu sehr nur dem Momente dienten, als daß ich sie jetzt wiederholte. Julian Schmidt ist, was ich selbst bis zum Beginne der siebziger Jahre war, sein Leben lang geblieben: ein Privatmann, der sich mit Schriftstellerei befaßt. Er hat durch seine Bücher, Zeitungsartikel und persönliches Auftreten erheblichen Einfluß gehabt. Aeußerlichen Auszeichnungen, die ihm zugekommen wären, verdankte er nichts: Alles sich selbst. Er war rücksichtslos, wußte sich dem Publicum verständlich zu machen und fand, wenn er sich hören ließ, den rechten Augenblick und die rechten Worte. Seinen Sätzen wohnte eine eigene Wuchtigkeit inne. Er hatte einen gewissen Kürassierhieb an sich, mit dem er gerade durchschlug. Er ließ sich wenig auf Hin- und Herreden ein, sondern sprach seine Meinung aus. Seine Art, die politischen Dinge zu betreiben, hatte etwas Literarisches, die Literatur zu behandeln etwas Politisches. Leute von seinem Kaliber bringen die jetzigen Zeiten nicht mehr hervor. Uebrigens wußte Jeder sofort, daß man es in ihm nicht mit einem Gelehrten von Fach, sondern mit einem Schriftsteller von Fach zu thun habe. Schmidt hatte historisch-ethische Ziele, auf die er lossteuerte. Er kümmerte sich bei den Heroen unserer Literatur zunächst um den Gesammtinhalt ihrer Hauptwerke, dann um ihre schriftstellerische Lebensführung, endlich um den Nutzen ihrer Schriften und ihres Gesammtdaseins für das Beste des Vaterlandes. Weder ihr ehemaliges eigenes Publicum noch das heutige nur in der Stille sie lesende lagen ihm am Herzen bei dem, was er veröffentlichte, sondern nur das an die freie Luft tretende Urtheil der Zeitgenossen berücksichtigte er. Diese bildeten das herrschende Element, an das er sich wandte, und das seine Ansicht gern und aufmerksam vernahm.

Ich lernte Schmidt erst spät kennen. Bald wurde mir seine Freundschaft unschätzbar. Er gab mir stets ein scharfes und ungefärbtes Urtheil und wußte, daß ich es respectirte. Er schrieb ohne Sorgfalt auf seinen Stil zu verwenden, wußte Die aber herauszuerkennen, die es hier an keiner Mühe fehlen ließen. Seine Literaturgeschichte entstand aus unendlichen Artikeln, die er getrennt publicirt hatte; da er sich aber stets gleich blieb, schlossen sie sich leicht zu einem Ganzen zusammen.

Schmidt stand seiner Natur nach zu Goethe in dem Verhältnisse der Heerfolge. Für ihn war, was in Goethe nicht Schriftstellerei war, Beiwerk. Er beurtheilte sich selbst so, ging von Einem zum Andern, ihm war nichts gleichgültig. Er hegte ein Selbstgefühl, das ihm seine Art, die Dinge zu behandeln, als die natürliche erscheinen ließ, und indem er sich der Strömung hingab, auf der es ihn forttrug, sah er sich stets dahin geführt, wo er sich heimisch fühlte. Er bedurfte Niemandes. Er gewahrte wohl, daß Andere seiner bedurften und daß Keiner sich zur Aufgabe machte, die hohe Meinung, die er von sich sich gebildet hatte, herabzustimmen. Denn all' dem war die Bescheidenheit eines Mannes zugemischt, der ungestört seine Straße ziehen will und nichts weiter. Loeper und Scherer hatten gewiß an Julian Schmidt viel auszusetzen, aber keinem von uns Anderen wäre der Gedanke gekommen, daß er anders sein könne als er nun einmal war.

Gustav von Loeper glich ihm nur darin, daß auch er mit gleicher Entschiedenheit seine Straße verfolgte; an Unnachgiebigkeit gab er Julian Schmidt nichts nach. Auch ihn lernte ich erst in den späteren Semestern des Lebens kennen. Zeitweise haben Julian Schmidt und Wilhelm Scherer ihm näher gestanden als ich. Er war Corpsbursche gewesen und zu hohen Aemtern gelangt. Dies erforderte immer eine gewisse ideale Rücksichtnahme. Auch legte er einen Accent darauf, der Jedem wohl ansteht, der ihn aus voller Berechtigung anwendet, daß er ein „preußischer Edelmann" sei. Mit diesem Titel sind weittragende Gedanken an Leiden und Leistungen verbunden. Loeper war aber auch vornehmer Beamter. Es lag in seinem Gefühl, Goethe näher zu stehen, eine Mischung all dieser Elemente, und zwar eine harmonische. Loeper war eine, wie man sagt, durch und durch musikalische Natur. Er spielte Bach ausdauernd, wenn er einmal begonnen hatte. Er war gütig und wohlwollend Denen gegenüber, die sich in idealen Dingen an ihn wandten; kalt und hart, wenn etwas seinen Anschauungen widersprach.

Er besaß eine kostbare Goethebibliothek. Schmidt bewunderte Loeper's stets präsente Kenntniß unzähliger Dinge, welche mit Goethe zusammenhingen, ohne doch eigentlich das zu betreffen, was Schmidt anging. In dem geistigen Haushalte des großen todten Goethe war Loeper der Hofmarschall. Und doch fehlte ihm Alles zum Hofmanne. Er war weder liebenswürdig noch gesprächig, noch gewandt, aber es umstrahlte sein Wesen Hingebung an den Mann, dem er sich geweiht hatte, Ehrlichkeit im Ausdrucke seiner Meinung, Unermüdlichkeit in der Verfolgung seiner Aufgabe und Abwesenheit jeder neidischen Regung.

Loeper ging aus bei Goethe von dessen persönlichen Beziehungen und Lebensführung und von den Ausgaben der Werke. Seine Verehrung hatte eine

Beimischung von beamtlicher Ueberwachung: es sollte ihm nichts entgehen, das mit Goethe irgend im Zusammenhange wäre. In dieser Art schrieb er. Notizen waren seine Freude, die so neu und exact zu liefern nur ihm gegeben sei. In dieser Richtung machte er Reisen und Geldaufwand. Vieles Goethe Angehende war ihm anvertraut worden. Seine höchste Leistung sollte das Leben Goethe's werden, das er für die Weimaraner Ausgabe zu schreiben auf sich genommen. Es würde, wäre es zu Stande gekommen, ein gewaltiges Stück Arbeit geworden sein.

Gustav von Loeper wie Julian Schmidt war zu Gute gekommen, daß sie mit bedeutenden Männern in Verbindung gestanden hatten. Anerkennung fremden Verdienstes entsprang bei ihnen nicht einsamem Studium, sondern lebendigem Verkehr. Loeper's Begegnungen aber waren nicht die mit Schriftstellern, sondern mit Beamten, und das drückte ihn etwas im Verkehre mit uns. Von Hause aus war er Jurist. Wo Männer aus hohen Stellungen heraus sich mit gelehrten Dingen beschäftigen, steigen sie zu gleicher Zeit empor und herab, und es gehört ein bedeutendes Innengewicht reiner Persönlichkeit dazu, diesen Gegensatz auszugleichen.

Zu diesen beiden kam ich selbst aus ganz andrer Richtung. Meine Gedanken gingen auf allgemeine Kunsthistorie, die ich mit Literaturgeschichte verband: Geschichte der nationalen bildenden Phantasie. Mir war bei Goethe weder, wie Julian Schmidt, um die moralischen Wirkungen, noch, wie Loeper um die Erlebnisse, Manuscripte und Drucke zu thun.

Was Goethe erlebte, um es in Phantasiebilder umzuwandeln, dies zu erkennen, erschien mir als die Aufgabe. Ich verließ mich auf eigenes Gefühl und eigene Erfahrungen, indem ich, was Andere sagten, ohne Umstände für unzureichend hielt. Ich lebte in einer Umgebung, von denen fast Alle, die mir am nächsten standen, persönlich mit Goethe verkehrt hatten, und rechnete mich selbst dazu, als sei mir dies Vorrecht durch eine Art von Erbschaft zu Theil geworden. Doch drängte ich meine Ueberzeugung Niemandem auf, und kam mit Julian Schmidt und von Loeper vortrefflich aus. An Belesenheit und an Kenntniß von Besonderheiten stand ich ihnen nicht nach. Wir ergänzten einander, ohne uns die Kreise zu stören. Dies war der Zustand, aus dem heraus meine Vorlesungen und das Buch sich bildeten. Loeper theilte ich es in den Correcturbogen mit und er mir in oft langen Briefen seine Bemerkungen.

Viel später erst trat Wilhelm Scherer, aus Straßburg berufen, dauernd in Berlin ein. Um Jahrzehnte jünger als wir drei Norddeutschen. Aus Wien kommend. Durch seine Stellung als amtlich berufener Professor der deutschen Literatur auch für das, was speciell Goethe anging, uns gleichsam vorgesetzt. Ein jugendlicher, aggressiver, rücksichtsloser Geist, der, was uns Dreien am meisten fehlte, mit den Lehren der Lachmann-Hauptischen Schule vertraut, die sogenannte „wissenschaftliche Methode" dieser Schule nicht nur besaß und mit Leichtigkeit anwandte, sondern auch sie zu vertreten willens war. Wir drei Aelteren gingen aus von Goethe's Persönlichkeit, Scherer von den Manuscripten und Drucken seiner Werke. Scherer verlangte vor allen Dingen einen „sauberen Text". „Jeder

Text," lautete seine Lehre, „ist verderbt." Es gilt, ihn so zu ediren, daß auf ihm gefußt werden kann. Diese Edition zu bewirken, gab es Mittel, die er genau kannte. Uns drei Anderen waren sie gleichgültig. Loeper jedoch, der seine eigene (Hempel'sche) vorzügliche Ausgabe Goethe's bereits hinter sich hatte, erkannte Scherer's Uebermacht endlich an. So kam es, daß diese beiden sich untereinander zuletzt besser verstanden.

Ihrer Verbindung eröffnete sich nun ein prachtvolles Arbeitsfeld. Es ereigneten sich Dinge in Weimar, die eine Goethe-Ausgabe nach den Grundsätzen Lachmann's möglich zu machen schienen. Von Wilhelm Scherer und Gustav von Loeper wurde die Ausgabe der Werke in Weimar fest besprochen. Beide redigirten die Principien der Edition und vertheilten die einzelnen Werke an eine beträchtliche Zahl von Mitarbeitern, welche, bis auf wenige, sich bereit erklärten. Ohne Scherer's imperatives Organisationstalent wäre die Unternehmung unmöglich gewesen. Er besaß ein Talent, zu beherrschen und jüngeren Talenten die Richtung anzugeben, das bald imponirende Gestalt annahm. Seine Wiener Erziehung verlieh ihm außerordentliche Hülfsmittel für diese Rolle. Die Leichtigkeit, mit der er ernst wissenschaftlichen Dingen, ohne ihnen in den Augen der Fachgenossen zu schaden, die Gestalt eines Feuilletons der Wiener Presse zu geben wußte, war erstaunlich. Ebenso seine Productivität als Recensent. Im Lesen der Bücher bemächtigte er sich der leitenden Gedanken, um sie wie im Spiel gleichsam erst an die rechte Stelle zu bringen. Seine Schüler bemühten sich, diese Leichtigkeit der Federführung sich anzueignen. Sie bewunderten ihn und scharten sich um ihn; seine Feinde fürchteten ihn, seine Gegner unterhandelten und suchten ihn dann als Bundesgenossen. Bald beherrschte er erfahrene ältere Kräfte, denen er den Schein ließ, als ob sie die leitenden seien. Dabei Jugend, Frische, Unermüdlichkeit und die in seinem Wesen liegende Drohung, nach immer neuen Seiten hin siegreiche Feldzüge zu unternehmen. Und all' das eines Tages zusammenbrechend.

Niemals würde mir, hätte er gelebt, die Aufgabe zugefallen sein, für den ersten Band der Goethe-Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen die Vorrede zu schreiben. Wilhelm Scherer und ich haben einander treue Freundschaft bewahrt, sind aber, was Goethe anlangt, zuletzt nicht mehr so eng neben einander hergeschritten wie Anfangs. Ich lehnte überhaupt ab, mit der Weimaraner Ausgabe zu thun zu haben, da Collegialität bei geistiger Production meiner Natur widerspricht. Erst als Scherer nicht mehr da war, bat ich, mich speciell an seiner Stelle in das Redactionscollegium eintreten zu lassen, mit der ausgesprochenen Absicht, unbedingt für die Aufrechterhaltung seiner Gedanken einzutreten. Julian Schmidt hat niemals für dergleichen Interesse gehabt. Seine Arbeit blieb die Fertigstellung der neuesten Auflage seiner Geschichte der Deutschen Literatur. Es ist seltsam, dieses auch in der letzten Gestalt scheinbar veraltete Werk mit Scherer's Deutscher Literaturgeschichte zu vergleichen. Neben beiden bestehen auch Gervinus und Vilmar noch fort. Sie sind längst dahin gegangen. Es wird sich noch zeigen, welches von den vier Büchern den Sieg davon trägt.

In allen liegt noch zu viel fachmännisch Bevormundendes für das Publicum, als brächten die Leser nicht genug von Hause mit. Sie gehen zu wenig von den Hauptgestalten der Werke aus. Schließlich handelt es sich doch um diese: sie allein durchschreiten unversehrt die Jahrhunderte. Ich habe Raphael's Sixtinische Madonna in einer Phototypie seit einigen Wochen bei mir, die, obwohl ohne Farben, fast wie das Gemälde wirkt. Diese Gestalt hat nie gelebt. Aber sie blickt mich an, als wollte sie sagen, du und so viel Tausende werden dahingehen und zu meinen Augen unzählige Augen später Geborener noch emporblicken, die ich beherrsche wie dich. Ihr alle werdet altern, und ich werde ewig jung sein. Nicht um Raphael, sondern um mich wird es sich handeln. Aller Kunst- und Literaturgeschichte höchstes Ziel bleibt doch nur, der Welt von den Schöpfungen der Meister zu reden und sie ihr zu deuten. Nur ihretwegen sind uns, in zweiter Linie erst, auch die Erlebnisse der Maler und Dichter selbst werthvoll.

II.

1838 hielt Carlyle Vorlesungen über Deutsche Literatur in London. Erst jetzt sind sie nach Aufzeichnungen Anderer gedruckt worden. In Nr. 12 dieser Vorlesungen lesen wir:

„Wenn ein Mann wie Goethe in einer Epoche auftritt, welche Epoche es auch sei: *seine* Erscheinung ist das Größte, was in ihrem Verlauf sich ereignen kann. Er ist die Mitte. Von ihm geht aller geistige Einfluß aus. Bei ihm muß es heißen wie bei Shakespeare: Keiner war da wie er, bevor er kam. Er war nicht wie Shakespeare, aber dieselbe Klarheit, derselbe Geist der Duldung, dieselbe Tiefe menschlichen Wesens walteten in Beiden."

Immer entschiedener drängt sich der Gedanke mir auf, es müsse bei den Menschen des 19. Jahrhunderts ihr Verhältniß zu Goethe gesucht werden, um den richtigen Augenpunkt für ihre Betrachtung zu gewinnen. —

Am Christabend 1876 wurde ein Brief bei mir abgegeben:

„Die Durchsicht Ihres Buches „Goethe", von welchem Sie Mir unter dem 20. vor. Monats ein Exemplar vorgelegt haben, hat Mir sehr angenehme Eindrücke gewährt. Es ist Ihnen gelungen, dem lichtvollen Bilde des großen Dichters noch manchen lebenswarmen Zug feinfühlig einzufügen und für das Verständniß der Beziehungen zwischen den äußeren Vorgängen seines Lebens und seinen Werken neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Indem Ich Mich überzeugt halte, daß die unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste den Verehrern des Dichters gespendete sinnige Gabe als eine werthvolle Bereicherung der Goethe-Literatur anerkannt werden wird, danke Ich Ihnen freundlichst für den Genuß, welchen Ich persönlich aus dem Buche geschöpft habe.

Berlin, den 24. December 1876. Wilhelm."

Als ich das Blatt jetzt wieder vor Augen hatte, erschienen mir dessen letzte Worte in neuem Lichte. Sie erhoben es zu einem Documente, das Goethe angeht. Zu Etwas, das zu meinem Buche gehörte.

Vor zwanzig Jahren, als ich diese Vorlesungen hielt, lag uns das zwanzigste Jahrhundert ferner als heute. Der geistige Inhalt des neunzehnten beginnt sich jetzt erst zusammenzuschließen. Auch Kaiser Wilhelm I. gehörte dem Zeitalter Goethe's an. 1876 lebten noch Viele, die unter Goethe's directem oder von seiner Person abzuleitendem Einflusse standen. Heute leben ihrer nur Wenige. Um 1900 werden sie ausgestorben sein. Es wird dann von einer Goethe'schen und Nach-Goethe'schen Culturperiode die Rede sein, wie man heute zwischen dem Publicum vor und nach der französischen Revolution unterscheidet. Es werden Bücher erscheinen unter Titeln etwa wie „Geschichte des Goethe'schen Einflusses". Heute ist es immer noch zu früh für dergleichen, aber andeuten läßt sich das Eintreten des Umschwunges längst, und die Zeilen Kaiser Wilhelms vom 24. December 1876 fordern auf, darüber zu sprechen.

Die Anfänge der Goethe'schen Machtbethätigung in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts zeigen, ein wie unwiderstehliches Element der Geist dieses Mannes damals war. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise wollten in ihren früheren Zeiten von Goethe nichts wissen. Nicht unbekannt ist, daß Lafontaine ihnen mehr zusagte. Weltbekannt aber auch ist, in welchem Gedicht Goethe's die Königin nach dem großen Unheil von 1806 den Ausdruck ihrer tiefsten Empfindung fand. „Wer nie sein Brot mit Thränen aß — — Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte." Goethe's Versen allein war der Ausklang in das Unendliche eigen, ohne den ein Kunstwerk die Seele eines Volkes nicht ergreift. Diese Eigenschaft, dem Unaussprechlichen beinahe Worte zu verleihen, kann kein künstlich hervorgerufener, wenn auch noch so weithallender Enthusiasmus, vermögen keine auf die Person des Künstlers von Fürsten oder Parteien gehäuften Ehren in seine Werke hineinzuschaffen. Keiner auch vermag dieser inneren Macht Widerstand zu leisten: den Worten eines großen Mannes gegenüber löst Widerstand sich früher oder später in dankbare Nachgiebigkeit auf.

Und so sehen wir in den letzten Decennien Friedrich Wilhelm's III. den König von Männern umgeben, für die in Fragen höchster geistiger Cultur Goethe die letzte Instanz war. Sein Urtheil wurde eingeholt. Rauch, Schinkel, Graf Brühl, Arnim, die Humboldts, Savigny und Schleiermacher hielten ihre Blicke auf Weimar gewandt. Was Niebuhr und Bunsen für die Wissenschaft in Rom thaten, geschah wie auf Goethe's Befehl. Der Rückblick auf die Vergangenheit erhob die Geister. Als vor nun fast siebzig Jahren das Alte Museum in Berlin gebaut wurde, sollte ein Tempel wissenschaftlicher Forschung in ihm entstehen, der den schönsten Kunstwerken der Welt zum Aufenthalte diente. Neben Originalen sollten Nachbildungen des Edelsten da wohnen. Aeltere werden sich noch erinnern, wie im großen Säulensaale nur die Büsten und Statuen römischer Kaiser standen, am oberen Ende Cäsar allein, ihm gegenüber am anderen die Marmorstatue Napoleon's; die beiden Usurpatoren der höchsten Gewalt hielten einander im Auge. Der Eintretende empfing die große Lehre der Geschichte. Das war im Sinne Goethe's.

An der Spitze derer, die unter Friedrich Wilhelm III. in Berlin Goethe vertraten, stand der Kronprinz. Ueber die Art, wie im höfischen Leben jener

Jahre die höher gestellten Kreise im Großen sich zu Goethe verhielten, ist es schwer, heute anschaulich zu sprechen. Da liegt noch viel Ungedrucktes verborgen. Die letzte Nummer der Chronik des Wiener Goethe-Vereins von 1893 bringt einen Aufsatz von Eugen Guglia über Goethe und die Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich, eine jung gestorbene Fürstin, die Enkelin Maria Theresia's, mit der Goethe in Teplitz und Karlsbad zusammentraf. Was Guglia hier in liebenswürdiger Art vorbringt, läßt uns in Tage hineinblicken, die das „Jahrhundert Goethe's" anmuthig illustriren. Denke man sich das hier geschilderte einzelne Ereigniß als maßgebend in weitem Umfange. Als, eine Generation später, Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, stand immer noch eine Abendröthe dieser Tage am Himmel. Nur natürlich erschien es, daß die Berufung von Dichtern, Künstlern und Gelehrten die erste Sorge des neuen Königs war, und daß selbst die politischen Hoffnungen damals mit der Erfüllung ästhetischer Wünsche eng vereinigt waren.

Von Weimar aus waren die Grundlinien der geistigen Fortentwickelung Deutschlands so fest gezogen worden, daß Goethe's Anschauungen der natürliche Maßstab blieben. Und als im Drange der nationalen politischen Bedürfnisse Shakespeare neben ihm neu emporstieg, war dieser wie eine nur angehängte Provinz des Goethe'schen Reiches. Denn Schlegel hatte Shakespeare in Goethe's Deutsch, in Goethe's Auftrage gleichsam übertragen, und Goethe und Shakespeare vereinigten sich wie zu einer gemeinsam wirkenden Macht. Vor dem Jahre 1848 gehörte zu den politischen Wünschen der Berliner, daß in höherem Maße noch als bisher Werke Shakespeare's auf der königlichen Bühne aufgeführt würden. Wie wenig die 1848 eintretende, uns in der Tiefe erschütternde Bewegung, dann die Reaction, dann die Krankheit des Königs und die immer stärker für Preußen einbrechende Nöthigung, politisch activ zu werden, die Bedingungen des geistigen Daseins damals bei uns änderten, tritt erst hervor, wenn wir jene Zeiten mit den heutigen vergleichen. Gewiß war der Prinzregent, dann König, dann Kaiser Wilhelm, in jeder Richtung ein anderer Mann als sein Bruder, aufgewachsen aber gleich ihm unter der geistigen Herrschaft Goethe's. Die hergebrachte Behandlung der geistigen Interessen blieb die natürliche. Die Richtung auf das Alterthum, auf das Zeitalter Raphael's, auf die Förderung der Wissenschaft im Sinne der Goethe'schen Universalität, waren uns völlig eingeprägt. Wie sehr auch der Kaiser Soldat war, so empfand er doch — eine Empfindung, die die höheren Beamten theilten — daß die vorzugsartige Fürsorge für die ästhetischen Bedürfnisse des Volkes eingeborene Berechtigung habe. Und die Gewissenhaftigkeit, mit der er das hegte, was ihm seiner Natur nach am nächsten lag, das Militärische, verhinderte ihn nicht, den wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken. Die bildenden Künste hatten ihm niemals näher gestanden. Für Cornelius zumal hatte der Kaiser kaum Sympathie, kaum auch für seine Werke, lebhaftes Gefühl aber für die fürstliche Stellung des großen Meisters in der Kunst. Und so war beim Bau des der Deutschen Kunst gewidmeten Nationalmuseums der Gedanke maßgebend, daß es in erster Linie den Cartons von Cornelius eine würdige Unterkunft böte. Als die Ruhmeshalle des Zeughauses eingerichtet

wurde, verlangte der Kaiser, daß die die Mitte haltende Siegesgöttin eine der Rauch'schen Victorien würde. Ihn leitete das Gefühl, daß, wo es sich um den bildhauerischen Ausdruck des preußischen Ruhmes handelte, Rauch's Mitarbeit, auch nach des Meisters Tode, sichtbar werden müsse. Als habe Rauch's Schatten einen Anspruch darauf. Und so faßte der Kaiser Goethe auf. Goethe war seiner Epoche nicht nur der große Dichter, der große Denker, sondern es verband sich der Glanz historischer fürstlicher Höhe mit seiner Person. Ich erinnere an den Schluß des obigen Schreibens, wo der Kaiser des persönlichen Genusses gedenkt, den er aus dem Buche gezogen. Worin bestand dieser? Kaum in Etwas, das dessen literarischem Werthe zu Gute käme. Ich wüßte nicht, daß der Kaiser im Gespräche Goethe jemals erwähnt hätte, er hatte sich aber, wie mir erzählt wurde, aus dem Buche vorlesen lassen. Ich erblicke darin die Bethätigung eines Gefühles bei ihm, das nicht bloß mit „Interesse an Goethe" bezeichnet werden dürfte. Goethe war eine hingegangene Macht, die Anspruch auf die Theilnahme des Deutschen Kaisers besaß. So etwa wie die Inhaber des höchsten italienischen Ordens Cousins du Roi sind. Ueberall begegneten dem Kaiser Männer, die unter Goethe's Einflusse standen. Der vornehmste darunter Moltke. Nicht nur der Stil seiner Schriften und seine Art, die Dinge historisch zu betrachten, beweisen es, sondern sein gesammtes Auftreten. Immer wird es Deutschland zum höchsten Ruhme gereichen, daß der Soldat, der neben dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck das Größte geleistet hat, als ein Gelehrter der Goethe'schen Schule einherging. Gelehrsamkeit höchster Art war das Zeichen der Goethe'schen Epoche. Den Kaiser belebte die Ueberzeugung, daß ohne die Theilnahme wissenschaftlicher Mächte rein politische Arbeit doch nur erfolglose Mühe sei. Der Hinblick auf die innere Größe der Unternehmung war maßgebend bei den Bewilligungen für Olympia.

Sogar seinem Wesen nach war dem Kaiser in den letzten Jahren Etwas eigen, das Goethe's olympischer Ruhe und, im Urtheil über Menschen und Dinge, Goethe's Weisheit verwandt war. Goethe's Votum hatte den letzten Decennien, die er lebte, das ausgleichende Gewicht geliefert. Als er starb, erschien man sich verwaist in Deutschland. Die gesammte Menschheit hegte ein ähnliches Gefühl, als Kaiser Wilhelm starb. Darin lag der Verlust 1888, daß Lippen sich geschlossen hatten, von denen die beschwichtigenden Worte gekommen waren, denen Keiner widersprach. Träger vollkommener menschlicher Harmonie. Das war es, was bei des Kaisers Tode die Welt mit einem Gefühle des Schreckens erfüllte, als sei ganz Unerwartetes geschehen. Jeder wußte doch, was bevorstand. Jeder aber, so weit unser Planet von verständigen Menschen bewohnt ist, Leuten, die oft nichts als den großen Namen kannten, empfand, als die Todesnachricht in den elektrischen Funken die Erde überflog, ein unersetzlicher Verlust sei eingetreten. Nicht seiner Siege, seiner politischen Erfolge erinnerte man sich zuerst, sondern dessen, was Friedliches im Kaiser lag. Seiner Milde. Seiner gleichabwägenden Gerechtigkeit. Es ist wunderbar, wie im Urtheil der Völker selbst bei kriegerischen Fürsten und Gewalthabern zuletzt das immer das meiste Licht empfängt, was sie für die friedliche Ent-

wicklung thaten. Wie bei Friedrich dem Großen und Napoleon die bewundernde Betrachtung ihrer organisatorischen Thätigkeit die ihrer kriegerischen Thaten bereits überwiegt. Wo Kaiser Wilhelm im Leben erschien, und wo von ihm erzählt wird: die Güte seines Herzens war das Hervorspringende bei ihm. Seine Freude, Freude zu bereiten, der Ueberschuß an Sonnenschein in seinem Wesen. Wenn der Kaiser bei den Donnerstagsabenden der Kaiserin durch die kleine Thüre am Fenster eintrat, so blieb er eine Weile stehen und richtete die Blicke dahin und dorthin. Seine Züge umflatterte ein unbestimmtes Lächeln, als suche er nach Dem, dem er die ersten freundlichen Worte zuwenden wollte. Seine Sprache hatte etwas Herzgewinnendes. Er liebte zu scherzen, immer aber kehrte das Gespräch zu bedeutenden Dingen zurück. Goethe — der Goethe Eckermann's — wenn er in diese Gesellschaft eingetreten wäre, hätte sich wie in seiner eigensten Atmosphäre zu Hause gefühlt. Er hätte empfunden, daß man ihm Ehrfurcht zolle.

Repräsentirte Kaiser Wilhelm den Antheil Preußens in Goethe's Jahrhundert, so war die Kaiserin von Haus aus berufen, Goethe in Berlin zu vertreten. Als ich die Kaiserin, damals Königin Augusta, 1860 zuerst sah, entsprach ihre Erscheinung dem Bilde, das Winterhalter von ihr gemalt hat. Sie trat bei dieser ersten Audienz aus der Thüre ihres Arbeitscabinets und blieb da stehen. An dieser Stelle habe ich sie in den folgenden Jahren öfter gesehen. Zum allerletzten Male auch empfing sie mich dort. Nach dem Tode der beiden Kaiser. Sie saß, tief gebeugt, in schwarze Schleier gehüllt, unbeweglich und ergriff gleich das Wort. Sie sprach damals mit ganz leiser Stimme. Ueber Kaiser Wilhelm, über Kaiser Friedrich, über ihr Verhältniß zu beiden; es war, als wolle sie es historisch darstellen.

Die Heirath der Kaiserin Augusta fiel ins Jahr 1829: bis dahin war sie, achtzehn Jahre alt, unter Goethe's Augen aufgewachsen. Sie hatte von ihrer Kindheit an die glänzenden Tage Weimars erlebt, das Goethe zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhob, und hielt das dort waltende Wesen, das sich in Berlin für sie nur erweiterte, für das einzig mögliche. Unter eine Photographie der Reiterstatue Carl August's schrieb sie „von der Enkelin Carl August's". Das Antwortschreiben der Kaiserin auf das Buch begann damit, zunächst habe sie „sein Erscheinen mit Spannung erwartet als Weimaranerin". Von den Einzelheiten des Lebens Goethe's aber war auch bei ihr nie die Rede. Das heute offen daliegende biographische Detail war ihr fremd. Man stand zu Goethe wie Kinder zu ihren Eltern stehen, die zu verehren ihnen eingeboren ist, ohne daß Vorlesungen und Studium Anleitung dazu geben. Man wollte Goethe auch nicht zu nahe treten. Mancher Briefwechsel wurde von den Besitzern zurückgehalten, weil es als Impietät erschien, die geheimen Gedanken und Gefühle eines solchen Mannes ans Licht zu ziehen. Aber die Kaiserin suchte aus ihrer Natur heraus in Goethe's Sinne zu wirken. Jede andere Art, geistige Dinge zu behandeln, erschien ihr irrationell. Die eigenthümliche Größe der Goethe'schen Auffassung des Wissenschaftlichen lag ihr im Blute: das Gefühl für das specifische Gewicht bedeutender Männer und ihrer Werke. Sie trat hier ein, sogar ohne persön-

liche Vorliebe. Es genügte, ihre Aufmerksamkeit für Etwas zu erregen, ihr darzulegen, daß ein Mann oder eine Sache hohen geistigen Rang besitze. Auch die Kaiserin Augusta hatte keine Vorliebe für Cornelius. Sie aber war es gewesen — noch in den Zeiten der Regentschaft — welche eintrat, als es sich darum handelte, Cornelius' seit langen Jahren in Kisten und sonst versteckt liegende Cartons endlich einmal ans Licht zu bringen und auszustellen. Alexander von Humboldt, der für alles Große ein Herz hatte, vermittelte dies. Man muß bei Alexander von Humboldt's Wirken nie vergessen, daß er, ehe er nach Berlin kam, in Frankreich die französische Revolution, Napoleon, die Restauration gesehen hatte und unter Friedrich Wilhelm IV. schon zu hohen Jahren gelangt war. Alexander von Humboldt hatte einen Theil der Entwicklung Goethe's miterlebt und Einfluß darauf gehabt. Sein Bildniß stand auf einer Staffelei mitten im Zimmer der Kaiserin neben ihrem Schreibtische.

Wenn die Kaiserin einer Person und einer Sache ihre Theilnahme geschenkt hatte, war sie unermüdlich, sie zu bezeugen. Man durfte, wie beim Kaiser, fest darauf rechnen. Der Kaiser und die Kaiserin hatten eine gewisse, wissenschaftliche Art, den Dingen näher zu treten. Wenn ich ins Palais gerufen wurde, konnte ich sicher sein, daß die Kaiserin gleich nach meinen Arbeiten fragte. Dann kamen die Interessen der Universität an die Reihe. Dann die gesammte deutsche wissenschaftliche Bewegung. Sie sah es als einen Theil ihrer Pflichterfüllung an, diese Fragen zu stellen. Sie war unablässig bemüht, sich zu unterrichten.

Auch darin stand die Kaiserin unter dem Einfluß Goethe's, daß sie wie Kaiser Wilhelm I. den Werth der äußeren Formen des Daseins empfand. Es gehörte auch das zum Wesen der Goethe'schen Epoche. In Goethe's Art, der immer innerhalb ganz fester Verhältnisse stand, lag es, dem Wechselnden, dem Vergänglichen des Momentes, dem Verfliegenden des Gefühls dadurch Dauer zu geben, daß er es in Beschreibungen festhielt. Seine Schriften sind voll von Zusammenklängen der Gedanken mit zufälligen räumlichen Verhältnissen. Es ist, als erlebe er nichts, wobei die landschaftliche Umgebung nicht betheiligt sei. Er sucht dem Erlebniß bildliche Gestalt zu geben. Goethe hatte in Italien die Wirkung des Räumlichen in neuer Art kennen gelernt. Wer Goethe's Haus in Weimar betritt, empfindet die Kunst, mit der er bei ganz beschränkten Mitteln dem Flur und dem Treppenaufgang den Anschein architektonischer Großartigkeit zu geben suchte. Alle, die einen ersten oder einzigen Besuch bei Goethe schilderten, haben bemerkt, wie die äußere Umgebung, in der sie Goethe fanden, einen Theil des Bildes ausmachte, das sie davon trugen. Als David d'Angers kam, ihn für die jetzt in Weimar stehende Colossalbüste zu modelliren, lag auf einem Tische ein Abguß vom Schädel Raphael's inmitten eines Lorbeerkranzes. David erzählt das. Was wollte Goethe damit? Er wollte dem vergänglichen Augenblick historischen Inhalt und dauernden geistigen Werth verleihen.

In den achtziger Jahren hatte die Kaiserin in Coblenz eine schwere Krankheit durchgemacht. Das Schloß, in dem sie residierte, liegt außerhalb der Stadt, durch Gärten vom Rhein geschieden. Es zeigt, als eine der letzen rheinischen

Bauten geistlicher Fürstenherrlichkeit, welche vor der französischen Revolution entstanden, den zarten Stil einer Nachahmung der Antike, der die Jahre Ludwig's XVI. als ganz aus dem Rokoko herausgetreten erscheinen läßt: die Verbindung des Liebenswürdigen mit dem Grandiosen, wie wir etwa die Zeiten Hadrian's uns vorstellen. Ich trat in einen hochgewölbten Saal ein, den die ihn erfüllende Dämmerung und das reine Weiß der großen, aber feingegliederten Wände über seine Maße ins Ungewisse erweiterten. In der, mir gegenüber, wie in der Ferne liegenden Ecke ließ eine Lampe die Chaiselongue, auf der die Kaiserin lag, nur zum Theil und mit geringem Lichte erleuchtet erscheinen. Es war mir, als ich durch den von sommerlicher Abendfrische erfüllten widerhallenden Raum dahinschritt, als sähe ich vor mir, was Goethe schon einmal geschildert habe; und zugleich empfand ich lebhaft, wie es auch im Sinne Goethe's sei, im weitesten, durch seine Einfachheit prachtvollsten Raume des Schlosses sich so einen Platz zu wählen.

Aus dem gleichen Gefühle heraus legte sie, scheint mir, die Gartenanlagen am Rheinufer an, auf dessen Höhe das Schloß steht. Die Kaiserin hegte Vorliebe für Coblenz und sah die Stadt als ihrer besonderen Fürsorge anvertraut an. Sie hatte das Gedeihen der jungen Anpflanzung, der das hohe Wasser im Frühling gefährlich war, sorgsam im Auge und hörte gern, daß man günstig darüber berichtete. In solchen Gedanken hatten Carl August und Goethe einst den Weimaraner Park angelegt. In der gleichen Stimmung macht Goethe in den Wahlverwandtschaften die Anlage eines Parkes zum Hintergrunde der Ereignisse. Die Goethe'sche Epoche hatte ein intimeres, verwandtschaftlicheres Verhältniß zu der die Wohnstätten der Menschen umschließenden Natur. Heute ist dem nicht mehr so. Unser gesammtes Verhältniß zu den äußeren Daseinsbedingungen gestaltet sich um. Wir verlassen leichter und wachsen leichter an.

III.

Goethe's Zeitalter ist mit dem Jahrhundert, dem es den Namen gibt, im Untergehen begriffen. Wir begeistern uns für das Vergangene nicht mehr, bloß weil es vergangen ist. Mag heute mit noch so viel Mitteln gegraben und gesucht werden, mögen die Fundberichte der Alterthumsforscher noch so emphatisch von der Wichtigkeit neuester Entdeckungen reden: der Goethe'sche Blick ruht nicht mehr darauf, unter dem der ausgewühlte Marmor früher in Geist verwandelt wurde. Und auch das Publicum fehlt, das früher an den geheimnißvollen Werth der in diesen Fundstücken schlummernden Gedanken glaubte.

Die früher, fast könnte man sagen, verbotene Betheiligung an politischen Dingen, ist für Jeden heute zur Pflicht geworden. Die Goethe'sche Epoche durfte die in ihr längst wach gewordene Ahnung großer Wandlungen nicht offen aussprechen und hatte sich an dieses ihr auferlegte Schweigen gewöhnt, als gehöre es zu den natürlichen Lebensbedingungen. In halb flüsterndem Tone nur wurden die Meinungen ausgetauscht über das, was die Zukunft bringen müsse. Eine Art künstlicher Dämmerung fuhr fort zu herrschen. Heute faßt man die Verhältnisse mit festen Händen an und formt sie neu,

wie der neueste Tag sie verlangt, um sie wieder und wieder einzureißen und neu zu gestalten. Das ist die Aufgabe. Das Goethe'sche Zeitalter ist vorüber: Goethe selbst aber? Hier stehen wir einer neuen historischen Erfahrung gegenüber.

Was heute geschieht, sind die Folgen der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes. Westen und Osten, Norden und Süden suchen miteinander bekannt zu werden. Dampf und Elektricität haben geistige und räumliche Entfernung beinahe aufgehoben. Massenhafter Gedankenaustausch bringt unerhörte Bewegung hervor. In einem Zustande des Uebergangs suchen wir die Vortheile und Nachtheile dieser Veränderungen festzustellen.

Die Strahlen des noch im Leben stehenden Goethe hatten das deutsche Land erleuchtet, als der Krieg gegen Napoleon I. vollbracht war und das befreite Volk sich im eigenen Hause einzurichten begann, im guten Glauben, als müsse der sieghafte Geist auch dafür ausreichen. So lange die lebten, welche damals noch mitgethan hatten, regierte ein unantastbares Vertrauen auf die Kraft höherer geistiger Arbeit. Lange Jahre der Erniedrigung, welche den Befreiungskriegen folgten, vermochten es nicht zu erschüttern. Der erste Gedanke nach dem Wiedergewinn des Elsasses war die Neugründung der Straßburger Universität. Der Wissenschaft sollten die Vortheile des Kaiserreiches zu Gute kommen. Noch war dieser Geist lebendig, als ich vor zwanzig Jahren diese Vorlesungen hielt. Schon aber bildeten die die Uebermacht damals, die von der Wissenschaft im hergebrachten Sinne nichts Förderndes mehr erwarteten. Wissenschaft, wie wir Alten den Begriff fassen, beruhte auf unbegrenzter Anerkennung des in griechischer und lateinischer Sprache Ueberlieferten. Das neunzehnte Jahrhundert hegte die „ewige Sehnsucht" nach einem „Alterthume", das die Geheimnisse, die der Gegenwart auf dem Herzen lasteten, endlich doch enthüllen werde. Viele glauben heute noch an die Hoheit des Alterthums, Wenige aber noch an seine Allmacht. Wir sind auf unsere eigenen Füße gestellt und unsere Ziele liegen nach vorwärts. Goethe war im Stillen derselben Meinung, aber er verheimlichte sie! Im Abschlusse des Faust liegt sie ausgesprochen. *Dieses* Element seines Geistes aber war der Epoche fast noch unbekannt, die Goethe's Namen trägt. Spätere werden ihn hier besser begreifen.

Der wohlbedacht geschriebene Satz, der innerhalb geschlossener Wände recitirt oder gelesen wird, ist für uns das Zeichen der Goethe'schen Epoche: der glatte, sanfte Stil; heute herrscht das im Momente producirte, gesprochene politische Wort, in freier Luft oder in weiten Räumen in die Menge geschleudert. Die öffentliche Rede, die telegraphische Depesche, der Reporterbericht: Alles, was Proclamation genannt werden kann, halten die Pässe besetzt, durch die Gefühle und Gedanken, die Sprache werden wollen, hindurchmüssen. Und nicht Goethe'sche Gedanken — was bisher darunter verstanden wurde — sind es, für deren Ausdruck diese Sprache des neuesten Tages dienen soll. Es handelt sich nicht mehr um die einsame Betrachtung des Geschehenen, die das 19. Jahrhundert erfüllte. Wir wissen heute, daß unsere feinsten philologischen Künste uns Cäsar und seine Genossen nicht näher bringen. Es waren Politiker, die auf verhältnißmäßig eng begrenzten Gebieten einander entgegengearbeitet haben. Leute,

deren Gedanken wir kaum kennen. Die Zeiten des wirklichen eigenen Erlebens haben begonnen. Ein Kampf ist in Deutschland entbrannt, wie keine frühere Zeit ihn kannte, dessen Ursache nicht die Feindseligkeit der Stämme, sondern die Versuche eines allgemeinen Ansturmes der Niederen gegen die Höheren sind. Hier mühen die besten Kräfte sich ab. Dieser Kampf wird dauern. Längst waren andere Völker in ihn eingetreten, jetzt stehen auch wir darin. Das einzig Bleibende sind die unverwüstlichen Eigenschaften des deutschen Charakters. Ungeahnte Dimensionen wird das Flüssigwerden aller Verhältnisse annehmen. Die unübersehbare Masse der bloß Erwerbenden gibt bereits den Ton für das Urtheil in geistigen Dingen an. Schon vollzieht sich der Uebergang der um ihrer selbst willen schaffenden Kunst in das verdienende Kunstgewerbe, der Gelehrsamkeit in das Schriftstellerthum. Zeiten wiederkehrender Stille sind beinahe undenkbar. Die Kämpfe beginnen ja erst. Nur ein beruhigendes Zeichen in ihnen: das wachsende Gefühl der brüderlichen Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme nach außen, des Einstehens Aller für Alle, wo es sich um deutsche Ehre handelt.

Was soll Goethe innerhalb dieses Ringens um Dinge, die so weit entfernt von dem zu liegen scheinen, was er war und betrieb? Es brauchte, um diese Frage zurückzuweisen, doch nur des Hinweises auf die Verbreitung seiner Werke, die stärker ist, als je in seinem Leben. Wenn ich sage, die Nach-Goethe'sche Epoche des zwanzigsten Jahrhunderts habe schon begonnen, so meine ich damit nicht eine Zeit des Abgethanseins für Goethe; nur wird man ihn anders auffassen. Vom Faust wird ausgegangen werden. Einzig dem inneren Feuer seiner Dichtung nachgehend, wird man Werther und Götz dem Faust anreihen. Dann wird die lange Reihe seiner Briefe ihn als den erscheinen lassen, dessen Gedanken das Wachsen der Ereignisse am besten widerspiegeln. Dann seine kürzeren Gedichte, die den melodischen Wohlklang unserer Sprache aller Zukunft verkünden. Es wird eine Zeit kommen, wo Goethe's Werke: seine Anschauung des Weltganzen, seine Weisheit, die Schönheit seiner Sprache und der Gedanken einen Schatz bilden werden, dessen Werthes die germanische Rasse in höherem Grade als je zuvor sich bewußt ist als eines unschätzbaren Etwas, an dessen Besitz mit ihr Glück gebunden ist. Es werden in Berlin alljährlich sogenannte Abreißkalender verkauft, welche das Datum der Tage, Ereignißtafel und einen Spruch liefern. Auf einem dieser Zettel fand ich: „Bei den größten Verlusten müssen wir sogleich umherschauen, was uns zu erhalten übrig bleibt. — Hier nur allein kann uns der große Gedanke der Pflicht aufrecht erhalten; der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendige Bahn vorgeschrieben hat, der braucht sich nicht viel zu besinnen. — So lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlassen. — Und so über Gräber vorwärts! Goethe." — Dies an dieser Stelle zu finden, bedeutet Etwas! Goethe's geistige Arbeit wird immer mehr als eine einheitliche sich zeigen. Als ein Unbeabsichtigtes, aus sich selbst Harmonisches, als ein Unentbehrliches. Unsere zukünftige Wissenschaft wird, so weit die heutige von ihm abzuweichen scheint, von Neuem sich an seine Gedanken anschließen. Als ein Kreis von Freunden Goethe's Geburtstag 1893 auf dem Brenner in Tirol

feierte, trat ein Romanist auf, um darzulegen, wie Goethe's kurze Begegnung mit Diez für diesen so wichtig wurde, daß von hier aus die Gründung der romanischen Philologie in Deutschland zu rechnen sei. Nach wie viel Seiten noch wird Goethe als der Gründer der Gedankenarbeit von Jahrhunderten erkannt werden!

Das zwanzigste wird vielleicht die Entdeckung machen, daß von Goethe das vorausgewußt worden sei, was es einst für sich erreicht haben wird, und sogar das, was es noch erstrebt. Man wird die Stellen seiner Werke bezeichnen, wo das ausgesprochen sei. Immer breiter werden die Zeiträume sich ausdehnen, welche die einander folgenden Generationen von Goethe trennen: was aber thut ein Jahrhundert mehr oder weniger für das Verhältniß der sich weiterentwickelnden Menschheit zu Homer oder Shakespeare? Ihre Kraft, in die Seelen einzudringen, nimmt immer mehr zu. Mit ihnen wird auch Goethe einmal als Gestirn für sich die Menschheit begleiten.

Berlin, Weihnachten 1893.

Deutsche Ausgrabungen im Orient.

In der „Deutschen Rundschau" war im Jahre 1887 [1]) gelegentlich eines Aufsatzes über „Ausgrabungen in Babylonien" zum ersten Male öffentlich der Hoffnung Ausdruck gegeben worden, daß „die Regierung, sei es des Reiches, sei es eines Bundesstaates, und vor Allem Preußens, sich entschließen möge, eine Expedition zu gründlicher Erforschung Babyloniens auszurüsten." Und der Verfasser jenes Aufsatzes, der Historiker Professor Eduard Meyer, hatte den Wunsch hinzugefügt, daß seine Zeilen beitragen möchten, „das Interesse der maßgebenden Kreise aufs Neue zu erwecken für die Probleme, die hier — im Orient — ihrer Lösung harren." Diese Worte sind nicht ungehört verhallt und schneller, als es damals gedacht werden konnte, hat sich Deutschland in die Reihe jener Nationen gestellt, die darin wetteiferten, nicht nur am Arbeitstische die älteste Geschichte des Menschengeschlechtes zu erschließen, sondern auch thatkräftig an der Durchforschung der vieltausendjährigen Trümmerstätten des Morgenlandes, besonders Assyriens, Babyloniens und Syriens, theilzunehmen. Im Verlaufe der letzten sieben Jahre sind vier archäologische Expeditionen von Deutschland aus in den Orient gesandt worden, und die Erfolge, die sie mit Spaten und Spitzhacke erzielt haben, lassen sich mit Recht denen der älteren französischen und englischen Unternehmungen an die Seite stellen.

Das Verdienst, die erste dieser Expeditionen ausgerüstet zu haben, gebührt einem hochherzigen Berliner Privatmanne, dem Commerzienrath L. Simon. Auf seine Kosten gingen im Winter 1886—87 drei Herren, Dr. Moritz, Architekt Koldewey und Kaufmann L. Meyer, in das südliche Babylonien, um in dem Sumpf- und Wüstengebiete, das sich zwischen dem Unterlauf des Euphrat und Tigris, an dem großen Canal Schatt el Hai hinzieht, ihre Grabungen zu versuchen. Hier hatte bereits einige Jahre vorher der französische Viceconsul in Baßra, Ernest de Sarzec, in den Schutthügeln von Tello einen antiken Palast freigelegt und in ihm eine große Zahl uralter babylonischer Statuen, Reliefs und Inschriften entdeckt. Einen ähnlichen Hügel wie den von Tello, der sich inmitten eines großen Schuttfeldes erhebt und in dem sich schon früher Reste ältester babylonischer Zeit gefunden hatten, nahmen die deutschen Reisenden zuerst in Angriff, in der Hoffnung, auch aus ihm ähnliche Sculpturen ans Tageslicht fördern zu können. Aber schon nach wenigen Tagen ergab es sich, daß der Surgul — dies war der einheimische Name jenes Hügels — weder einen Palast noch einen Tempel barg, sondern daß er vielmehr eine Begräbnißstätte war, auf der die alten Babylonier ihre Todten den Flammen übergeben hatten. Ein anderer, nur zehn Kilometer entfernter Hügel, El Hibba, ergab ein gleiches Resultat: auch hier ließen die aufgefundenen Aschen- und Asphaltreste keinen Zweifel, daß man einen großen Leichenverbrennungsplatz vor sich habe. Beide Hügel sind nun von den Herren der Expedition aufs Genaueste untersucht, und es ist hier zum ersten Male festgestellt worden, in welcher Weise die Babylonier ihre Todten bestattet und welches Verfahren sie hierbei beobachtet haben.

[1]) Bd. L, S. 33 ff.

Danach ging der Verbrennungsact etwa in folgender Weise vor sich: zunächst wurde auf dem allgemeinen „Feuerfriedhof" der Platz geebnet und dann die Leiche, in geflochtene Schilfmatten gehüllt, auf den Boden niedergelegt und mit roh geformten Thonziegeln oder einer dünnen Thonschicht, wie mit einem Sarge, rundum bedeckt. Hierauf wurden Schilf und Asphalt, das gewöhnliche Brennmaterial des südlichen Babyloniens, gehäuft und angezündet. Die erzeugte Gluth war so groß, daß trotz der äußeren Thonumhüllung die Leiche fast ganz in Asche verwandelt wurde. War die Verbrennung geglückt, so wurden die Ueberreste des Leichnams in eine Urne gesammelt, an der Verbrennungsstelle niedergesetzt, und das Ganze mit einer frischen Thonschicht überdeckt, auf der dann bald eine neue Leiche ihre Stätte fand. Ergab es sich aber, daß die Hitze nicht ausgereicht hatte, den Leichnam zu zerstören, so ließ man ihn ruhig an seinem Platze liegen und begnügte sich nur, die Stelle mit Thon zu überdecken. So wurde auf diesen Begräbnißplätzen im Laufe der Jahrhunderte Leiche auf Leiche gehäuft, bis endlich das Ganze zu einem großen Hügel emporwuchs.

Die Verbrennung auf dem gemeinsamen Hügel scheint namentlich für die niedere Bevölkerung bestimmt gewesen zu sein. Die Vornehmen dagegen ließen sich in besonderen Häusern bestatten, die in langen, etwa einen Meter breiten Straßen den Hügel umgeben. Jedes Haus bestand aus mehreren Zimmern, in denen die Leichen, ähnlich wie auf dem großen Brandhügel, den Flammen übergeben und dann bestattet wurden. Damit übrigens der Todte auch noch im Jenseits sein Dasein fristen und sich nähren könne, wurden ihm nach der Verbrennung Töpfe mit Speisen und Thonkrüge mit Wasser hingestellt. Ja in den Todtenhäusern wurden für jeden Verstorbenen, wenn es nur irgendwie die Vermögensverhältnisse der Hinterbliebenen gestatteten, ein besonderer Brunnen aus Thonröhren angelegt, der ihn mit Wasser versorgen sollte.

Dies sind die wesentlichen Ergebnisse der ersten deutschen Ausgrabung in Mesopotamien. War sie durch die Freigebigkeit eines einzelnen Mannes ermöglicht worden, so verdankt die Alterthumswissenschaft die drei folgenden Unternehmungen dem thatkräftigen Zusammenwirken einer größeren Reihe von hervorragenden Gelehrten und opferfreudigen Laien.

Im Frühjahr 1888 trat in Berlin unter dem Vorsitze des Professors von Kaufmann das „Orient-Comité" zusammen, das es sich als Ziel setzte, aus den Mitteln eines von patriotisch denkenden und für die Wissenschaft begeisterten Männern gestifteten Betriebsfonds „Alterthümer orientalischer Herkunft in fachmännischer Weise auszugraben, resp. zu erwerben und dieselben deutschen Museen zum Selbstkostenpreise zur Verfügung zu stellen." Man war sich dabei bewußt, daß, wenn sich auch im Alterthumshandel zuweilen die Gelegenheit bietet, derartige Monumente zu erwerben, es dennoch erfahrungsgemäß ein vergebliches Bemühen ist, auf diesem Wege die orientalischen Sammlungen unserer vaterländischen Museen zu der ihnen gebührenden Höhe emporheben zu wollen. Denn größere Sculpturen und Schriftdenkmäler, in denen die Geschichtsforschung, die Kunstgeschichte, die Religionswissenschaft, die Bibelforschung, die Ethnologie und die Sprachwissenschaft ihr Rüstzeug sieht, sind fast nie im Handel zu haben. Wer sie erwerben will, muß selbst an die Schutthügel im Morgenlande Hand anlegen.

Die Mittel für das Orient-Comité flossen so reichlich, daß bereits in der ersten Sitzung der von Dr. v. Luschan ausgearbeitete Plan einer auf Kosten des Comités zu entsendenden Expedition vorgelegt werden, und diese Expedition selbst im April 1888 unter Leitung des Directors Humann, des Entdeckers des Altars von Pergamon, in dem Trümmerhügel von Sendschirli in Nordsyrien ihre Ausgrabungen beginnen konnte. Die Arbeiten wurden trotz der ungünstigen klimatischen Verhältnisse und der lebensgefährlichen Erkrankung der meisten Expeditionsmitglieder bis zum Juli fortgeführt. Eine zweite und dritte Expedition folgten, beide unter Führung des Dr. v. Luschan, der schon während der ersten Campagne zeitweilig

die Leitung übernommen hatte und der jetzt durch die Mitwirkung des Architekten Robert Koldewey aufs Beste unterstützt wurde. Ueber den Verlauf und die Ergebnisse dieser unter einander eng zusammenhängenden, wenn auch zeitlich getrennten Expeditionen — die zweite dauerte vom Januar bis Juni 1890, die dritte vom October 1890 bis März 1891 — liegt jetzt ein erster, von Dr. Felix v. Luschan verfaßter Bericht vor[1]), auf Grund dessen die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen im Folgenden skizzirt werden sollen.

Sendschirli, d. h. Kettenort, ist ein kleines, von Kurden bewohntes Dorf im nördlichen Syrien, nahe der Ostküste des nördlichen Amanus (Giaur-Dagh), in der großen Ebene zwischen diesem und dem Kurd-Dagh, etwa 530 Meter über der See gelegen. Hier erhebt sich ein eiförmiger Hügel, der nicht etwa eine natürliche Schwellung des Bodens ist, sondern vielmehr, wie zahlreiche andere Hügel dieser Gegend, einen künstlichen Ursprung hat. Er bedeckt, wie die Ausgrabungen ergeben haben, die Trümmer einer altsyrischen Burg mit ihren Fürstenpalästen. Schon im Jahre 1883 hatten der Berliner Archäologe Dr. Puchstein und Dr. v. Luschan, die als Mitglieder einer von Humann geleiteten, zur Erforschung der altkommagenischen Königsgräber ausgesandten Expedition nach Sendschirli gekommen waren, hier eine Reihe von merkwürdigen, alterthümlichen Reliefs vorgefunden. An dieser Stelle wurden denn auch am 9. April des Jahres 1888 die Grabungen begonnen und in kurzer Zeit das ganze, mit vierzig Reliefdarstellungen verzierte große Burgthor aufgedeckt. Es besteht aus einem, von zwei Stieren flankirten Eingange, der in einen kleinen Hof führt; von diesem gewährt ein zweiter Thorweg, dessen Wandungen von Löwen gebildet werden, den Zugang zu einem anderen Hofe. Alle Reliefs sind aus Dolerit, einem vulkanischen Gesteine, gearbeitet und zeigen uns in ziemlich rohen Darstellungen Bilder von Göttern, Menschen und heiligen Thieren. In dem ersten Hofe fand man einen gewaltigen Monolith, der fast $3^1/_2$ Meter hoch und 1,35 Meter breit ist und schon durch diese Dimensionen alle ähnlichen, bisher bekannten Denkmäler weit hinter sich läßt. Seinen Hauptwerth aber gewinnt er erst durch die Darstellungen und die Inschriften, die auf ihm angebracht sind und die ihn zu einem historischen Monumente ersten Ranges machen. Auf der Vorderseite ist nämlich der Assyrerkönig Asarhaddon dargestellt, im Königsornate, die Krone auf dem Haupte. Er hält an Stricken zwei gefangene Könige, von denen der vordere durch die an der Stirn befindliche Uräusschlange und seine deutlich negerhaften Züge als ein der äthiopischen Dynastie angehöriger ägyptischer Pharao, der andere mit seinem Rock und der stumpf kegelförmigen Mütze als ein phönicischer König, wahrscheinlich als der Fürst von Tyrus, charakterisirt ist. Auf den beiden Schmalseiten des Denkmals steht ein königlicher Beamter, der verehrungsvoll vor seinem Herrn und Gebieter die Hände faltet. Die Inschrift, die alle vier Seiten des gewaltigen Denkmals bedeckt und die in der erwähnten Veröffentlichung von Professor Eberhard Schrader eine ausführliche Behandlung erfahren hat, erzählt, daß das Monument von Asarhaddon errichtet worden sei, um seine Ruhmesthaten, besonders seine siegreiche Unterwerfung Aegyptens — sie war um das Jahr 670 v. Chr. vollbracht worden — „zum (bewundernden) Anschauen der Feindesschar für die Zukunft der Tage" zu verherrlichen. Genau wird dann die pompöse Titulatur des Königs aufgeführt, in poetischen, freilich recht schwülstigen Worten sein Ruhm verkündet: wie er „der König der Könige ohne Erbarmen die Widerspenstigen niederschmettert, angethan ist mit Majestät und das Schlachtgetümmel nicht fürchtet," wie er „der große, gewaltige den Strick von Königen hält, er der grimmige Hund, der die Rache für seinen Vater, seinen Erzeuger ins Werk gesetzt hat." Dann geht die Inschrift insbesondere auf den Feldzug gegen Aegypten und die Erstürmung der Reichshauptstadt Memphis ein, die der König „verwüstet, zerstört und mit Feuer verbrannt habe".

[1]) Mittheilungen aus den orientalischen Sammlungen der königlichen Museen zu Berlin. Ausgrabungen von Sendschirli. Ausgeführt und herausgegeben im Auftrage des Orient-Comités zu Berlin. Berlin, W. Spemann. 1893.

Das geschilderte Thor nun, in dem diese Stelle aufgefunden worden ist, liegt in einer großen Ringmauer, die mit halbrund vorspringenden Thürmen verstärkt ist. Sie genügte allein aber noch nicht zur Vertheidigung der Burg. In ihrem südlichen, den feindlichen Angriffen unbedingt am meisten ausgesetzten Theile ist sie durch eine zweite innere Burgmauer verstärkt, die viereckige oder halbrunde Thürme und ein ähnlich wie das äußere angelegtes, mit großen Löwen verziertes Doppelthor hat. Erst wer dieses durchschritten, gelangte in die eigentliche innere Burg. Hier sind nun bis jetzt vier Gebäudemassen gefunden und untersucht worden. Im Westen ein großer Königspalast, der im achten vorchristlichen Jahrhundert, zur Zeit des assyrischen Königs Tiglathpileser's III. (745—727 v. Chr.) erbaut worden ist, ein zweiter Palast im Nordosten und unter diesem ein älterer Bau mit besonders dicken Mauern und zwei sehr großen Thürmen, und endlich eine große Anlage mit dreizehn fächerartig geordneten Räumen, in der man eine Kaserne vermuthet hat. Um die Burg lag in der Ebene die große Unterstadt, die mit zwei fast kreisrunden Mauern von fast zwei Kilometer Umfang umgeben war. Jede dieser Mauern hatte hundert Thürme und drei Thore, von denen die südlichen, den beiden Burgthoren entsprechenden, besonders mächtig gegliedert und mit alterthümlichen Reliefs geschmückt waren.

Erwähnen wir noch, daß auf der Burg außerdem eine Reihe kleinerer Bauwerke und wahrscheinlich auch eine dritte Mauer liegt, daß bei den Ausgrabungen ferner eine große Anzahl von Kleinfunden, wie Bronzen, Geräthe aus Stein, Knochen, Horn und Elfenbein, Thongefäße der mannigfachsten Formen, Puppen, Götter- und Thierfiguren, Gewichte und Siegelsteine, im Ganzen rund dreitausend Stück, gefunden worden ist, so haben wir Alles angeführt, was die drei ersten Ausgrabungscampagnen in Sendschirli selbst geliefert haben.

Damit ist aber die Reihe der Funde, die von den Expeditionen gemacht worden sind, noch nicht erschöpft. Schon 1888 wurde von Dr. v. Luschan auf einem nur tausend Schritte von Sendschirli entfernten, verlassenen Friedhofe ein großer, walzenförmig aussehender Stein, das Bruchstück einer Colossalstatue, mit einer altsemitischen Inschrift, aufgefunden. Die Inschrift, die jetzt von Eduard Sachau zum ersten Male veröffentlicht und in musterhafter Weise erklärt worden ist, lehrt, daß diese Statue von Bar-Rekub seinem Vater Panammu, dem Könige von Schamal, einem Zeitgenossen und Vasallen des schon genannten Königs Tiglathpileser III. von Assyrien, errichtet worden ist.

Zur Zeit der Auffindung dieser Statue wurde Dr. v. Luschan noch auf andere Alterthümer aufmerksam gemacht, die in dem sieben Kilometer von Sendschirli entfernten Gerdschin liegen sollten. In allen Schilderungen war von einem „großen Kameel" die Rede, das am Fuße des Hügels frei sichtbar sei. Aber erst im Jahre 1890 wurde dieses „Kameel" aufgefunden und erwies sich als das Bruchstück einer menschlichen Colossalstatue von drei- bis vierfacher Lebensgröße! Auch andere Bruchstücke derselben Statue wurden auf demselben Hügel gefunden, so daß die Figur fast vollständig zusammengesetzt werden konnte. Sie hat eine Höhe von fast drei Meter und stellt einen bärtigen Mann dar, der durch seine mit Hörnern geschmückte Kopfbedeckung als Gott kenntlich gemacht ist. Auch sie ist mit einer leider ziemlich verwitterten altsemitischen Inschrift bedeckt, aus der sich soviel mit Sicherheit herauslesen läßt, daß sie den Gott Hadad darstellt und von einem Vorgänger des ebenerwähnten Panammu, der gleichfalls Panammu hieß, geweiht worden ist.

Es erhebt sich nunmehr die Frage: welches Alter haben die Baulichkeiten und die darin gefundenen Sculpturen von Sendschirli, welchem Volke, welchem Reiche gehören sie an? Leider läßt sich nur einer der aufgedeckten Paläste mit Genauigkeit datiren: der Westpalast, der nach einer daselbst gefundenen altsemitischen Inschrift von Bar-Rekub, dem Könige von Schamal ums Jahr 730 v. Chr. erbaut worden ist, demselben, der die aus der Nähe von Sendschirli stammende Colossalstatue seines Vaters Panammu errichtet hat. Bar-Rekub nennt sich einen „Knecht Tiglathpileser's"; er war also wie sein Vater ein Vasall des assyrischen Großkönigs.

Dem entspricht auch, daß die Sculpturen des Westpalastes im Stile vollständig den Sculpturen der gleichzeitigen assyrischen Paläste von Ninive gleichen.

Von den übrigen Bauten läßt sich nur so viel sagen, daß die Reliefs des südlichen Stadtthores alterthümlicher sind als die des oben geschilderten Burgthores, diese letzteren wiederum die Reliefs des Westpalastes an Alter weit überragen, da sie durch die assyrische Kunst noch nicht in dem hohen Maße wie jene beeinflußt sind. Wie groß aber die zeitliche Kluft gewesen sein mag, durch die diese verschiedenen Stilgattungen voneinander getrennt werden, ist gegenwärtig auch nicht annähernd zu bestimmen. Nur das läßt sich vielleicht annehmen, daß die Reliefs des Stadtthores nicht älter als das Jahr 1000 v. Chr. sind.

Die Fürsten, die diese Baulichkeiten errichtet haben und von denen auch die Statuen von Gerdschin, sowie die Colossalfigur des Panammu herstammen, werden sowohl in den Inschriften, die von ihnen gesetzt sind, als auch in den gleichzeitigen keilschriftlichen Berichten der Assyrerkönige „Könige von Schamal" genannt. Dieses Schamal war eines der zahlreichen kleinen Fürstenthümer, die sich nach der Auflösung des großen Hethiterreiches, das in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends das ganze nördliche und mittlere Syrien eingenommen, in jenen Gegenden gebildet hatten. Die Bevölkerung war wohl eine semitische, den Hebräern Palästina's aufs Engste verwandte. Selbständig beherrschten die Kleinkönige von ihren Burgen aus das Land, bis ihnen, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, in dem stetig nach Westen vordringenden Assyrerreiche eine vernichtende Gefahr erwuchs. Zunächst suchte man dem Ansturm der feindlichen Heere durch gemeinsames Vorgehen Widerstand zu leisten und sich die alte Selbständigkeit zu wahren. Aber endlich mußten doch die Kleinstaaten unterliegen; die Fürsten von Schamal wurden ebenso wie ihre Nachbarn assyrische Vasallen, die dem Assyrerkönig Tribut zu zahlen und im Kriegsfalle Heeresfolge zu leisten gezwungen wurden. So erscheinen uns Panammu und sein Sohn Bar-Rekub als „Diener" des Tiglathpileser. Daß man aber das assyrische Joch mit besonderer Freude getragen hat, läßt sich trotz aller Versicherungen der treuen Knechte kaum annehmen. Vielmehr wird man wohl die erste Gelegenheit ergriffen haben, um sich der unbequemen, strengen Herren zu entledigen und die alte Selbständigkeit wiederzugewinnen. Diese Versuche scheinen aber nicht vom Glücke begünstigt gewesen zu sein. Ein assyrisches Heer rückte ein, und wie so viele andere der syrischen Fürsten wird wohl auch der von Schamal als Gefangener gen Ninive gewandert, und in der Burg von Sendschirli ein assyrischer Statthalter eingesetzt worden sein. Aus dem Tributarstaate war eine assyrische Provinz geworden, und in dieser Lage finden wir Sendschirli, als hier um das Jahr 670 Asarhaddon bei seiner Rückkehr von dem ägyptischen Feldzuge mit seinen Truppen Rast machte und jenes Siegesdenkmal errichtete, das in dem Thorbau der Burg gefunden wurde und jetzt eine der Zierden des Berliner Museums bildet. Ueber die weiteren Schicksale des Reiches sind wir nicht genau unterrichtet.

Die Ausgrabungen des Orient-Comités in dem Hügel von Sendschirli und die Funde in der Nähe dieses Dorfes haben uns zum ersten Male ein genaues Bild von der Cultur und Kunst, von dem Werden und Vergehen eines kleinen nordsyrischen Staates geliefert. Manches wissenschaftliche Räthsel wurde gelöst, „doch manches Räthsel knüpft sich auch." Noch ist erst die Hälfte der gesammten Erdmasse des Hügels von Sendschirli entfernt worden, noch sind zwei große Flächen unberührt geblieben, in denen wahrscheinlich zwei große Paläste schlummern; noch ist keiner der vielen umliegenden Schutthügel untersucht. An den Dank für das durch deutsche Arbeit und Ausdauer Geleistete knüpfen wir den Wunsch, daß die Expedition des Jahres 1891 nicht die letzte gewesen sein möge, die sich die Erforschung Sendschirli's, des Reiches von Schamal und der Cultur seiner Bewohner zur Aufgabe gemacht hat. Wenn die Erfolge einer neuen Campagne denen der früheren auch nur annähernd gleichkommen, so mag die Alterthumswissenschaft zufrieden sein!

Georg Steindorff.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Unterzeichnung des deutsch-russischen Handelsvertrages darf als ein besonders friedliches Symptom mit großer Genugthuung begrüßt werden. Wenn von unbefangenen Augenzeugen der „fêtes russes", die aus Anlaß des Flottenbesuches von Toulon in dieser Stadt und in Paris veranstaltet wurden, versichert werden konnte, daß der öffentlichen Meinung Frankreichs damals die Phantasie bereits einen von Rußland unternommenen Offensivkrieg vorgaukelte, so erscheint diese Legende nunmehr zerstört. Wurde doch in Paris sogar das bevorstehende Frühjahr von geheimnißvollen Auguren als der Termin einer russischen Action bezeichnet! Erweist sich nun diese aber keineswegs als eine kriegerische, sondern vielmehr als eine solche, durch die Handel und Verkehr zwischen Deutschland und Rußland in die friedlichsten Bahnen gelenkt werden, so mag dadurch immerhin in Frankreich eine große Enttäuschung hervorgerufen werden; in Deutschland muß sowohl der entgegenkommenden Gesinnung des Zaren als auch dem erfolgreichen Vorgehen der eigenen Regierung Anerkennung gezollt werden.

Der vom „Deutschen Reichsanzeiger" veröffentlichte Vertragstarif für die Einfuhr nach Rußland bekundet in der That, daß für die deutsche Industrie werthvolle Zugeständnisse erwirkt worden sind. Auch haben die deutschen Delegirten es nicht an Bemühungen fehlen lassen, so weit dies möglich war, für die Landwirthschaft ihres Landes Concessionen zu erlangen, die sich insbesondere auf Hopfen, Kartoffelmehl, Stärke aller Art, Gemüse und frische Früchte beziehen. Die agrarische Bewegung stützt sich jedoch nach wie vor darauf, daß der Getreidezoll für die russische Einfuhr auf drei Mark fünfzig Pfennige herabgesetzt werden soll. Die durchaus zutreffende Argumentation, daß durch die Ablehnung dieser Zollermäßigung, welche letztere die unerläßliche Voraussetzung des ganzen Vertrages bildet, Rußland zwar wesentlich geschädigt, die deutsche Landwirthschaft aber keineswegs gefördert werden würde, wollen die Agrarier nicht gelten lassen. Ihren Absichten würde es vielmehr entsprechen, falls die deutsche Industrie, ohne jeden Nutzen für die deutsche Landwirthschaft, auf die Ausfuhr nach Rußland verzichten müßte, die unter dem bisher geltenden Schutzzollsysteme bereits einen wechselnden Werth von 140 bis 170 Millionen Mark hatte, auf der Grundlage des neuen Vertrages aber, wie gehofft werden darf, noch eine erfreuliche Steigerung erfahren wird. Auch übersehen die Agrarier, daß das vom deutschen Markte ausgeschlossene russische Getreide dem Weltmarkte zuströmen müßte, so daß dort die Preise gedrückt werden, wodurch die Concurrenz des ausländischen Weizens und Roggens mit dem deutschen für diejenigen Staaten erleichtert würde, mit denen das Reich bereits Handelsverträge abgeschlossen hat.

Läßt sich gegen die Stichhaltigkeit dieser Beweisgründe nichts Sachgemäßes einwenden, so drängt sich von selbst die Schlußfolgerung auf, daß die öffentliche Meinung Rußlands in der Ablehnung eines solchen Vertrages eine Feindseligkeit

erblicken müßte, deren Nachwirkung auf die gesammten politischen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern verhängnißvoll werden könnte. Braucht doch nur auf die panslawistische Agitation hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß deren Leiter in der Lage wären, ihren deutschfeindlichen Feldzug mit der größten Aussicht auf Erfolg durchzuführen, sobald erst von Seiten Deutschlands ein Act vorliegt, der von der großen Masse der russischen Bevölkerung um so mehr als offene Feindseligkeit gedeutet werden müßte, als der Zar selbst seine friedfertige Gesinnung deutlich an den Tag gelegt hätte. Kaiser Wilhelm II. betonte daher bei dem am 5. Februar vom deutschen Reichskanzler veranstalteten parlamentarischen Diner mit vollem Rechte, daß der Patriotismus und das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit es für den Reichstag geboten erscheinen lassen müssen, den Handelsvertrag mit Rußland zu genehmigen. Nicht minder zutreffend war der Hinweis, daß die Fragen, die mit diesem Vertrage zusammenhängen, gebieterisch eine glückliche Lösung verlangen, so daß der Reichstag sich ein unvergängliches Denkmal errichten und die dauernde Dankbarkeit des deutschen Volkes erwerben werde, wenn er, von reiner Vaterlandsliebe beseelt, alle Bedenken gegen den Vertrag fallen lasse. Die Auffassung des Kaisers entspricht durchaus den friedlichen Gesinnungen der deutschen Reichsregierung, die, wie sie durch das treue Festhalten an dem Dreibunde bethätigt worden, auch im ganzen Verlaufe der Verhandlungen mit Rußland über den Handelsvertrag zum Ausdrucke gelangt sind. In diesem friedlichen Sinne hat auch die Versöhnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck gewirkt.

Der Geburtstag des Kaisers ist in diesem Jahre als ein besonderes Freudenfest gefeiert worden, nachdem am Tage zuvor Fürst Bismarck zum Besuche im königlichen Schlosse eingetroffen war. Konnte auch der frühere Reichskanzler nur wenige Stunden als Gast des Kaisers in Berlin verweilen, so trug doch die ganze Zusammenkunft einen so intimen, so herzlichen Charakter, daß der 26. Januar 1894 in den Annalen der Geschichte Deutschlands in goldenen Lettern verzeichnet zu werden verdient. So oft sich nur die Gelegenheit bot, ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß über gewissen Irrungen und Wirrungen der Tagespolitik, die im Leben einer großen Nation nie ausbleiben, die bedeutsamen Errungenschaften nicht vergessen werden dürfen, deren Deutschland sich seit dem denkwürdigen Tage erfreut, an dem im Schlosse von Versailles das deutsche Kaiserthum proclamirt worden ist. Hinter den welthistorischen Vorgängen, durch die Deutschland die längst ersehnte Einheit gewann, müssen die Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze der Parteien zurückstehen.

Nicht bloß in Deutschland selbst, sondern auch überall im Auslande, wo deutsche Herzen schlagen, machte die Versöhnung zwischen Kaiser Wilhelm II. und dem Fürsten Bismarck, zu der der Souverän in hochherziger Weise die Initiative ergriffen hatte, den günstigsten Eindruck. Falls es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß der Kaiser das Richtige getroffen hat, als er seinen Entschluß faßte, so braucht nur die Sprache derjenigen Organe im Auslande hervorgehoben zu werden, die aus ihren chauvinistischen Anwandlungen nie ein Hehl gemacht haben. So zeigt sich deutlich, daß am 26. Januar 1894 im Berliner Schlosse nicht nur ein Act der Versöhnung, sondern auch ein Friedenswerk vollzogen worden ist, dessen Segnungen allen Nationen zu statten kommen werden. Wie im Inneren Deutschlands die verschiedenen Parteien einander in dem Bewußtsein näher gerückt sind, daß die große nationale Idee auch heute noch ungeschwächt fortwirkt, ist den berufsmäßigen Friedensstörern im Auslande sehr verständlich zu Gemüthe geführt worden, daß sie sich in arger Täuschung befinden, falls sie wähnen sollten, daß sie auf eine Zersplitterung der physischen und moralischen Kräfte in Deutschland rechnen dürfen. Die einstimmigen Kundgebungen vom 26. Januar lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß der furor teutonicus, von dem Fürst Bismarck vor einiger Zeit bei einer anderen Gelegenheit gesprochen hat, in der That im psychologischen Augenblicke seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Um so erfreulicher erscheint, daß auch im Uebrigen die gesammte politische Constellation durchaus friedlich ist. Wie die nunmehr zu Ende geführten Verhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag auf freundnachbarliche Gesinnungen der beiden Reiche schließen lassen, ist auch durch den Trinkspruch, den der russische Botschafter Graf Schuwalow dem deutschen Reichskanzler Grafen von Caprivi bei dem zur Feier des kaiserlichen Geburtstages veranstalteten Diner widmete, erhärtet worden, daß Diejenigen im Irrthume sich befanden, die dem russischen Flottenbesuche in Toulon kriegerische Tendenzen des Zaren als Beweggrund unterschoben. Alle Freunde des Friedens können es nur mit Genugthuung begrüßen, daß gerade von russischer Seite gewisse Illusionen zerstört worden sind, die in Frankreich, wie vor längerer Zeit an den französischen Flottenbesuch in Kronstadt, neuerdings an dessen Erwiederung in dem provençalischen Kriegshafen geknüpft wurden.

Es kann daher nicht überraschen, daß auch jenseits der Vogesen sich eine nüchternere Auffassung hinsichtlich des französisch-russischen Zukunftsbündnisses geltend macht. Braucht doch nur daran erinnert zu werden, wie seiner Zeit Admiral Gervais, der das französische Geschwader nach Kronstadt führte, von der gesammten Pariser Presse gefeiert wurde. Gleich einem Triumphator wurde er damals empfangen, während in diesen Tagen der Marineminister beschlossen hat, in Folge eines persönlichen Zwischenfalles, der sich zwischen dem Admiral Gervais und einem Deputirten in der außerparlamentarischen Marine-Untersuchungscommission abspielte, den „Helden" von Kronstadt ohne Weiteres durch den Sous-Chef des Generalstabes der Marine zu ersetzen. Wenige Tage zuvor hatte ein Pariser Blatt betont, daß die Mißstände in dem französischen Marinewesen, über die seit einiger Zeit Beschwerden erhoben worden, noch in bedenklicher Weise zugenommen hätten, seitdem Admiral Gervais mit der Leitung des Generalstabs der Marine betraut worden wäre. Ganz offen wurde darauf hingewiesen, daß der „Kampf mit den Bureaux", wie die Opposition gegen den im Marineministerium herrschenden Schlendrian bezeichnet wird, sich weit schwieriger für die Anhänger der nothwendigen Reformen gestaltet habe, seitdem eben dieser Admiral mit seinem durch den Flottenbesuch in Kronstadt geschaffenen Ruhme alle Mißstände decke.

Eine solche Sprache wäre noch vor wenigen Monaten, als der Jubel der in Toulon und Paris gefeierten Russenfeste nachhallte, ganz unmöglich gewesen. Inzwischen ist aber der gegen die Regierung wegen der gesammten Marineverwaltung geführte Feldzug so heftig geworden, daß in der Deputirtenkammer von dem Cabinet Casimir-Perier die Vertrauensfrage gestellt werden mußte. Der frühere radicale Parteiführer Clémenceau hatte zuerst in seinem Organe „La Justice", auf vertrauliche Documente gestützt, den Angriff eröffnet, indem er den Nachweis zu führen versuchte, daß insbesondere im Arsenal von Toulon Unregelmäßigkeiten der schlimmsten Art stattgefunden hätten. Allerdings hätte es im Hinblick auf die Rolle, die Clémenceau, der Vertraute des Cornelius Herz, in dem Panamascandale spielte, nahe gelegen, seine Beschwerden und Anschuldigungen zurückzuweisen, indem einfach an das Epigramm des römischen Rügedichters erinnert worden wäre: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Allein die Beweisdocumente konnten um so weniger entkräftet werden, als von allen Seiten ähnliche Stimmen sich vernehmen ließen. Die Regierung konnte daher nicht umhin, der Einsetzung einer außerparlamentarischen Untersuchungscommission zuzustimmen, welche die Richtigkeit der erhobenen Beschwerden prüfen soll. In diesem Ausschusse befinden sich nun neben Sachverständigen der Marineverwaltung auch Mitglieder des Parlamentes. Der Vorgang, von dem Admiral Gervais betroffen worden ist, beweist jedenfalls, mit welcher Heftigkeit die bestehenden Gegensätze zum Ausdrucke gelangen.

Das Ministerium Casimir-Perier darf übrigens damit zufrieden sein, daß die Deputirtenkammer, nachdem es allerdings die Vertrauensfrage gestellt hatte, die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses neben dem außerparla-

mentarischen ablehnte. Wie bei dem Panamascandal hätte eine parlamentarische Commission auch in der Angelegenheit der Marineverwaltung sich richterliche Befugnisse anzueignen versucht, so daß die betheiligten Mitglieder der Regierung gewissermaßen als Angeklagte hätten erscheinen müssen. Das Sündenregister, das insbesondere dem Marineminister vorgehalten würde, wäre nicht eben gering. In der Deputirtenkammer hat der Abgeordnete Lockroy, als er seine Interpellation begründete, welche die Einsetzung eines parlamentarischen Ausschusses rechtfertigen sollte, alle die Punkte zusammengefaßt, die der Marineverwaltung zur Last gelegt werden. Nicht nur die Panzer, Kreuzer und Torpedoboote Frankreichs sollen sich in mangelhaftem Zustande befinden, sondern auch die Küstenvertheidigung soll weit hinter den Anforderungen zurückbleiben, die im Interesse der Sicherheit des Landes gestellt werden müssen. Lockroy sprach es mit dürren Worten aus, daß die Insel Corsica durch die Italiener in Folge der mangelhaften Vertheidigung ebenso leicht überrumpelt werden könne, wie ein Theil der normannischen Küste durch die Engländer. Sehr charakteristisch ist, daß zu derselben Zeit, in der die französische Presse von den italienischen Streitkräften zu Wasser und zu Lande mit Geringschätzung spricht, Lockroy in der Deputirtenkammer erklärte, daß die Überlegenheit der italienischen Panzer gegenüber den französischen durch verschiedene Proben erwiesen worden sei. Mag nun immerhin angenommen werden dürfen, daß der radicale Führer, um seine Angriffe zu verstärken, die Farben etwas greller aufgetragen hat, so geht doch aus seiner ganzen Darlegung hervor, daß Italien keineswegs von Seiten der Franzosen unterschätzt wird. Vielmehr erklären sich gerade die trotz ihrer Vergeblichkeit stets erneuerten Bemühungen der französischen Blätter, Italien vom Dreibunde loszusprengen aus dem Bewußtsein, wie werthvoll die Bundesgenossenschaft dieses Landes sein muß.

Waren also die pessimistischen Ausführungen, die Lockroy in der Deputirtenkammer der französischen Marineverwaltung widmete, zum Theil durch parteitaktische Erwägungen veranlaßt, so stellte sowohl der Marineminister als auch der Kriegsminister die Lage sicher allzu rosig dar. Da jedoch noch heute in Frankreich Argumente, bei denen der patriotische Ton angeschlagen wird, niemals ihre Wirkung verfehlen, ging die Regierung als Siegerin aus der parlamentarischen Schlacht hervor, indem eine große Mehrheit ihr ein Vertrauensvotum gewährte. Zur Erhöhung der günstigen Stimmung haben ohne Zweifel zunächst auch die jüngsten Erfolge der Colonialpolitik beigetragen, da es nicht bloß gelungen ist, Timbuktu, die Jahrhunderte hindurch bis zum erfolgreichen Vordringen Heinrich Barth's räthselhaft gebliebene altberühmte Handelsstadt am Südrande der Sahara, zu besetzen, sondern auch die Expedition gegen den König Behanzin von Dahomeh soeben ihren endgültigen Abschluß gefunden hat.

Was die Besetzung Timbuktu's betrifft, so hat ein ebenso wohlunterrichtetes wie besonnenes Blatt, der der französischen Regierung nahestehende „Temps", mitgetheilt, daß gewissermaßen ein eigenmächtiger Act vorliege, indem sowohl der mit dem Commando der kleinen Flottille betraute Marineofficier als auch Oberstlieutenant Bonnier die ihm ertheilten Instructionen überschritten habe. Allem Anscheine nach herrschte zwischen den beiden Officieren eine gewisse Rivalität, indem jeder von ihnen einen in die Augen fallenden Erfolg davontragen wollte. Als daher der Commandant der Flottille von der am Norduser des Niger gelegenen Hafenstadt Kabara nach Timbuktu vorgedrungen war, beeilte sich Oberstlieutenant Bonnier, das Gleiche zu thun, indem er zugleich das eigenmächtige Vorgehen des Marineofficiers an seine vorgesetzte Behörde meldete und beantragte, daß dieser zur Disposition des Marineministeriums gestellt würde. Im französischen Kriegsministerium herrschte aber dieselbe Auffassung über das Verhalten des Oberstlieutenants Bonnier, so daß auch dieser von seinem Commando abberufen werden sollte, als die Meldung eintraf, daß er anläßlich einer Recognoscirung von den Tuaregs

getödtet worden sei. Dies wird aber an der Besetzung Timbuktu's durch französische Streitkräfte nichts ändern; vielmehr soll diese aufrecht erhalten bleiben.

Mag immerhin die Unrast, mit der Frankreich ein colonialpolitisches Unternehmen an das andere reiht, Zeugniß von einer gewissen Nervosität ablegen, die sich bald im Sudan oder in Dahomeh, bald im Orient, in Siam oder Tongking, äußert, so darf es doch im Interesse der Cultur und Civilisation nur mit Genugthuung begrüßt werden, daß es dem General Dodds als dem Oberstcommandirenden der französischen Expeditionstruppen in Dahomeh gelungen ist, den König Behanzin endgültig unschädlich zu machen. Es braucht nur an die traurigen Menschenopfer erinnert zu werden, die einen wesentlichen Bestandtheil des religiösen Ceremoniells des westafrikanischen Negerstaates bildeten, um zu zeigen, welchen Gewinn für die Civilisation der Sieg Frankreichs darstellt. Nur wird unwillkürlich die Erinnerung an die Vorgänge wach, die am 30. März 1885 zum Sturze Jules Ferry's führten, weil er sich in der Colonialpolitik zu weit vorgewagt haben sollte. Allerdings lagen an diesem Tage ungünstige Nachrichten aus Tongking vor, die sich jedoch sehr bald als übertrieben erwiesen. Damals überwog aber im französischen Parlamente die Auffassung, daß das Heer nicht von seiner hauptsächlichen Aufgabe in Europa abgezogen werden dürfe. Wird nun durch die expansiven Bestrebungen Frankreichs in Afrika und Asien erhärtet, daß man in der That nicht mehr ausschließlich nach der Bresche in den Vogesen hinblickt?

Ist doch auch in den Beziehungen Frankreichs zu Italien ein Nachlassen der Spannung eingetreten, während nach dem in Angoulême von dem Schwurgerichte gefällten freisprechenden Urtheile zu befürchten stand, daß selbst die officiellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern eine Trübung erfahren könnten. Thatsächlich hat sich nun das Cabinet Casimir-Perier beeilt, an die italienische Regierung die Entschädigungssummen gelangen zu lassen, die für die Hinterbliebenen der unglücklichen Opfer von Aigues-Mortes bestimmt sind. Die französische Regierung hat vorgezogen, diesen Betrag den geheimen Fonds zu entnehmen, wobei sie sich wohl auch durch die Erwägung leiten ließ, daß anderenfalls in der Deputirtenkammer Debatten hervorgerufen werden könnten, die keineswegs in versöhnlichem Sinne wirken würden. Jedenfalls hat sie in dieser Angelegenheit durchaus correct gehandelt, gerade wie ihr für das entschlossene Verhalten gegenüber den Anarchisten Anerkennung gezollt werden muß. Nachdem das Pariser Schwurgericht den Anarchisten Vaillant, der die Bombe in der Deputirtenkammer geschleudert, zum Tode verurtheilt hatte, wurde in der Pariser Presse mehrfach die Ansicht vertheidigt, daß der Präsident der Republik um so mehr von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch machen könnte, als aus Anlaß des Bombenattentates wohl zahlreiche Verwundungen stattgefunden hatten, aber keine tödtliche Verletzung zu beklagen war. Der Cassationshof, auf dem allem Anscheine nach ebenfalls eingewirkt werden sollte, verwarf die gegen das Urtheil des Schwurgerichtes eingereichte Beschwerde, und der Präsident der Republik ließ sich durch die juristischen Ausführungen einer Anzahl Blätter ebenso wenig bestimmen wie durch die Sentimentalitäten, die gegenüber anarchistischen Verbrechern sicherlich übel angebracht sind. Die Anarchisten hätten eine Begnadigung zur Deportation lediglich als Schwäche der Regierung auffassen müssen, so daß die anarchistische Bewegung, weit entfernt, durch einen unzeitgemäßen Akt der Milde eingedämmt zu werden, vielmehr an Ausdehnung gewonnen hätte. Inzwischen hat am 12. Februar in Paris ein neues anarchistisches Verbrechen stattgefunden, wodurch erwiesen wird, daß die geschworenen Feinde jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung keineswegs gewillt sind, den Kampf aufzugeben. Nicht minder wird durch das im Terminus-Hôtel verübte Bombenattentat erhärtet, wie verfehlt es gewesen wäre, gegenüber Verbrechern Milde walten zu lassen, die den bestehenden Einrichtungen den Krieg à outrance erklärt haben. Vielmehr müssen alle Ordnungsparteien sich in dem festen Bewußtsein zusammen-

scharen, daß der anarchistischen Bewegung nur durch ebenso entschlossenes wie zielbewußtes Vorgehen entgegengetreten werden kann. Nicht so sehr strenger Ausnahmegesetze wird es in Frankreich bedürfen wie des klar bestimmten Willens, auf der Grundlage des bereits geltenden Rechts die bürgerliche Gesellschaft zu schützen. Die Verurtheilung und die Hinrichtung Vaillant's haben gezeigt, daß die bestehenden Gesetze durchaus genügen.

Auch in Italien ist durch das energische Verhalten des Cabinets Crispi behufs Unterdrückung der Ruhestörungen in Sicilien sowie in Massa-Carrara der aufständischen Bewegung rasch ein Ende bereitet worden. Mochte es immerhin bedauerlich sein, daß der Belagerungszustand als der einzige Ausweg erschien, so hat doch der Erfolg der von der italienischen Regierung getroffenen Maßregeln gezeigt, daß Crispi die Situation richtig erkannt hat. Nicht minder ist erwiesen worden, daß es in der That gewissenlose Volksverführer gewesen sind, die, ihre Agitation auf den herrschenden Nothstand stützend, wie auf der Insel Sicilien die unter den agrarischen Mißständen leidenden Landleute, so in Massa-Carrara die Arbeiter erfolgreich aufgehetzt haben. So ist der jugendliche Advocat Luigi Molinari durch das Kriegsgericht von Massa-Carrara zu dreiundzwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt worden, weil er, von den „Genossen" aufgefordert, kurz vor den Ruhestörungen eine aufreizende Rede gehalten hat. Nicht in Abrede gestellt werden darf, daß die verhängte Strafe allzu hart erscheint, zumal dem Angeklagten nicht nachgewiesen werden konnte, daß er an der Bildung der bewaffneten Banden wirklichen Antheil genommen habe. Aus dem Vorgange selbst erhellt jedoch, daß es sich bei der aufständischen Bewegung in Massa-Carrara nicht so sehr um eine spontane Erhebung, wie um eine durch die revolutionäre Propaganda vorbereitete Revolte gehandelt hat. Auch auf der Insel Sicilien liegen die Verhältnisse derartig, daß die ländliche Bevölkerung allem Anscheine nach einem von den Demagogen ausgegebenen Losungsworte Folge leistete.

Nur muß betont werden, daß die unleugbar vorhandenen Mißstände einer solchen Agitation Vorschub leisten. Crispi sieht sich daher nicht bloß vor die Aufgabe gestellt, für die Schäden des italienischen Finanzwesens Abhülfe zu schaffen, um das Gleichgewicht im Staatshaushalte wieder herzustellen, sondern er muß auch eine sociale Gesetzgebung durchzuführen bemüht sein, durch die den anarchistischen Elementen der Boden entzogen wird, auf dem sie ihre staats- und gesellschaftsfeindliche Agitation fortsetzen können. Wenn irgend ein italienischer Staatsmann diesen Aufgaben gewachsen ist, so ist es der gegenwärtige Conseilpräsident, dessen zielbewußtes Vorgehen seinem Patriotismus die Wage hält. Crispi wird auch den Kampf gegen die Begehrlichkeiten parlamentarischer Fractionen nicht scheuen, obgleich von Anfang an versichert wurde, daß Parteiführer, wie Giolitti, kein Bedenken tragen würden, ihre persönlichen Bestrebungen dem Interesse und dem Wohle des Vaterlandes unterzuordnen.

Literarische Rundschau.

Neuere militärische Literatur.

Während der deutsche Generalstab sich mit der Schilderung der Thaten Friedrich des Großen beschäftigt, beginnt man in Oesterreich dem Gedächtniß des größten Feldherrn, den das Geschlecht der Habsburger hervorgebracht, ein würdiges Denkmal zu setzen.

Erzherzog Karl von Oesterreich, der Sieger von Aspern, gehört zu den Klassikern der Militärliteratur. Viele seiner Schriften zählen gleich denen eines Clausewitz zu den Werken, die nie veralten können, weil sie, über den wechselnden Anschauungen des Tages stehend, fundamentale Grundwahrheiten festgelegt haben, die zu aller Zeit Geltung behalten müssen. Wie der Erzherzog einer der Ersten war, der das Wesen der durch Carnot und Napoleon veränderten Kriegführung richtig erfaßte und dem großen Gegner mit dessen eigenen Waffen zu begegnen suchte, so ist er in das Wesen des Krieges überhaupt so tief eingedrungen, wie Wenige.

Zum ersten Male erscheinen jetzt die Schriften des Erzherzogs in einer großen, seiner würdigen Sammlung, aus der nur wenige, meist aus der Jugendzeit des Fürsten stammende Abhandlungen ausgeschieden werden sollen. Das breit angelegte Sammelwerk[1]), das im Auftrage der Söhne des Erzherzogs von dem Archivar Malcher herausgegeben wird, soll in sechs Bänden ein vollständiges Bild der literarischen Thätigkeit des großen Feldherrn und tiefen Denkers geben. Aus dem Inhalt der bisher erschienenen zwei Bände ist außer „Beiträgen zum praktischen Unterricht im Felde", einer Schrift, welche für den Dienst im österreichischen Heere lange Jahrzehnte hindurch Geltung behielt, die umfangreiche Abhandlung über die „Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz" hervorzuheben, welche bekanntlich die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland enthält. Die weiteren Bände werden kriegsgeschichtliche Aufsätze, Denkschriften, Aphorismen, religiöse Betrachtungen und das Bruchstück einer Selbstbiographie enthalten — Schriften, von denen ein bedeutender Theil hier zum ersten Male veröffentlicht wird. Man darf auf das Fortschreiten des Werkes, das zu den Zierden jeder Bücherei gehört, gespannt sein. Ob dasselbe freilich für den Historiker neue Aufschlüsse bringen wird, erscheint fraglich. Wir hegen in dieser Beziehung keine allzu großen Erwartungen, da im Vorwort des ersten Bandes ausdrücklich betont wird, daß die Veröffentlichung der umfassenden Correspondenz des Erzherzogs „aus mancherlei Gründen" einer späteren Zeit vorbehalten bleiben müsse.

---

[1]) „Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Oesterreich". Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Von dem umfassenden Werke über die Kriege Friedrich's des Großen[1]) liegen als Doppelband der zweite und dritte Band vor, in dem die Geschichte des ersten schlesischen Krieges zu Ende geführt wird. Er behandelt die Ereignisse von der Schlacht bei Mollwitz, mit deren Darstellung der erste Band schloß, das preußisch-französische Bündniß, das Abkommen von Klein-Schnellendorf, den Vorstoß des Königs nach Mähren, den böhmischen Feldzug des Jahres 1742 und die Schlacht von Chotusitz, und endigt mit dem Friedensschluß von Breslau.

Das Schwergewicht des ganzen Werkes, das, wie vorauszusehen war, eine Fülle neuer Aufschlüsse bringt, liegt weniger auf militärischem, als auf politischem Gebiet. Der erste schlesische Krieg war für den Feldherrn Friedrich nur eine Vorstufe, eine Schule; noch mangelte es ihm an Kriegserfahrung, an taktischer Uebung. Wohl stehen seine Entwürfe bereits auf der Höhe seines späteren Ruhms — wir sehen ihn mit kühner Entschlossenheit, frei von den üblichen Bedenken seiner Zeitgenossen, das feindliche Heer, die feindliche Hauptstadt zum Ziel seiner Operationen nehmen; wohl zeigt er sich schon als der treffliche Organisator, der dem ihm überkommenen ausgezeichneten Fußvolk eine ebenbürtige Reiterei an die Seite zu stellen sich bemüht — aber die Ausführung des Geplanten bleibt vielfach noch weit hinter dem Entwurf zurück. Anders in politischer Beziehung: hier tritt uns der König völlig als der zielbewußte, klarblickende und energische Staatsmann entgegen, der die wechselnden Situationen stetig beherrscht und aus ihnen Gewinn für sich und seinen kleinen Staat zu ziehen weiß. Als ein junger, unbekannter Fürst war Friedrich in den Kampf gezogen, an dessen Schluß wußte Europa, daß es mit Preußen und seinem Herrscher rechnen mußte.

Die Darstellung der militärischen und politischen Ereignisse ist von musterhafter Klarheit und Durchsichtigkeit. Wenn man überhaupt ein Bedenken aussprechen darf, so könnte es nur das sein, daß die kriegsgeschichtliche Abtheilung in dem, an sich überaus anerkennenswerthen Streben nach Gründlichkeit, bisweilen etwas zu sehr in das Detail geht. So manche Episode, welche weder in allgemein geschichtlicher noch in militärischer Beziehung von sonderlicher Bedeutung ist, wird mit einer Ausführlichkeit behandelt, die ohne zwingenden Grund die Lesbarkeit erschwert. Die Gefahr zu großer Breite liegt bei einem Werke, das aus dem Zusammenwirken mehrerer Mitarbeiter hervorgeht, stets in besonders hohem Maße vor und kann nur durch eine sehr energische und umsichtige Gesammtredaction vermieden werden. Mein Bedenken bezieht sich selbstverständlich nicht auf die Hauptactionen, ich glaube aber, um nur einige Belege für meine Ansicht anzuführen, daß sich z. B. die Abschnitte: Belagerung von Brieg, Vormarsch auf Friedewalde, Willmanstrand, Vorgehen der Oesterreicher gegen Oberösterreich und Bayern, der kleine Krieg im Rücken und in den Flanken des preußischen Heeres wesentlich hätten kürzen lassen.

Hoffentlich läßt die Fortsetzung des Werkes nicht allzu lange auf sich warten. Die Bearbeitung des ersten schlesischen Krieges hat gegen vier Jahre in Anspruch genommen; wenn das Tempo ein gleiches bleibt, werden wir den Abschluß der Geschichte der Kriege Friedrich's des Großen kaum vor zwanzig Jahren erhoffen dürfen!

Die Denkwürdigkeiten Moltke's haben auch die Herausgabe eines anderen bemerkenswerthen, auf seinen Aufenthalt in der Türkei bezüglichen Werkes mindestens mittelbar veranlaßt[2]). Außer Moltke, dem Baron Bey der Türken, waren noch

---

[1]) „Die Kriege Friedrich's des Großen. Der erste schlesische Krieg 1740—1742." Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1893.

[2]) Reinhold Wagner, Oberstlieutenant a. D.: „Moltke und Mühlbach zusammen unter dem Halbmond". 1837—1839. Geschichte der Sendung preußischer Officiere nach der Türkei 1837 und des syrischen Krieges 1839. Mit neun Skizzen im Text und drei Kartenbeilagen. Berlin, A. Bath. 1893.

drei andere preußische Officiere, die Hauptleute von Vincke und Fischer vom Generalstabe, Letzterer, nebenbei bemerkt, später Militär-Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, des einstigen Kaisers Friedrich, und der Hauptmann Mühlbach vom Ingenieurcorps nach der Türkei commandirt, von denen zumal der Letztgenannte während des Krieges in Syrien vielfach an Moltke's Seite thätig war. Der Herr Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich die hinterlassenen Papiere Mühlbach's zu erschließen gewußt und dieselben zur Grundlage seines Buches benutzt, das nach mancher Richtung hin eine Ergänzung zu Moltke's „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" und zu den vereinzelten Mittheilungen bietet, die in den gesammelten Schriften des Feldmarschalls auf jene Episode Bezug haben.

Mit der Schilderung des politischen Hintergrundes und der Geschichte der Commandirung der preußischen Officiere aushebend, gibt das Werk zuerst eine Darstellung der gemeinsamen kartographischen und fortificatorischen Arbeiten der Preußen in Bulgarien und an den Dardanellen; es verfolgt dann in eingehender Weise die verschiedenen Kreuz- und Querzüge Moltke's und Mühlbach's in der asiatischen Türkei während ihrer Anwesenheit im Hauptquartier des — übrigens vortrefflich charakterisirten — Hafiz Pascha, des Höchstcommandirenden der sogenannten Taurusarmee, welche im Sommer des Jahres 1838 mit der Unterwerfung aufsässiger Kurdenstämme beschäftigt wurde, um im Sommer des nächsten Jahres gegen die ägyptische Armee Verwendung zu finden. Die Schilderungen aus dem türkischen Heerlager sind interessant und frisch, wenn auch bisweilen etwas sehr mit Einzelheiten überlastet; die Darstellung der kriegerischen Ereignisse selbst zeichnet sich durch Klarheit aus und zeigt überall ein sorgfältiges Quellenstudium, durch das auch so mancher kleine Zug aus der speciellen Thätigkeit Moltke's in ein neues Licht gerückt, auch wohl die eine odere andere ungenaue Datirung berichtigt wird. Eine hier und dort bemerkbare Gegensätzlichkeit zu Moltke scheint mir weniger bewußter Absichtlichkeit, als dem Bestreben zuzuschreiben, die übrigen commandirten Officiere nicht hinter jenem, in dem wir stets den zukünftigen gewaltigen Strategen zu sehen gewohnt sind, zurücktreten zu lassen. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Herr Verfasser naturgemäß bei Mühlbach, der uns aus dem Werke als das Muster eines einsichtigen, gewissenhaften und tapferen Officiers entgegentritt. Während der Hauptmann Fischer krankheitshalber schon frühzeitig nach Preußen zurückgekehrt war, und Vincke an den kriegerischen Actionen in Kleinasien nur geringeren Antheil hatte, kosteten Mühlbach und Moltke die Folgen der unglücklichen, durch die Nichtbeachtung ihrer Rathschläge verlorenen Schlacht von Nisib bis zur Neige durch. Man war türkischerseits zwar gerecht genug, ihnen keine Schuld an der Niederlage zuzumessen, man ehrte sie sogar in außerordentlicher Weise; aber sie hatten beide durch die ungeheuren Strapazen auf dem Rückzuge schweren Schaden an ihrer Gesundheit erlitten. Moltke überwand dieselben, Mühlbach jedoch kränkelte seit seiner Rückkehr aus der Türkei unausgesetzt und starb bereits 1848 im dreiundfünfzigsten Lebensjahr.

Das bedeutendste kriegsgeschichtliche Werk, welches im verflossenen Jahre erschien, ist ohne Zweifel das von Fritz Hönig über den Volkskrieg an der Loire[1]).

Wir stehen erst in den Anfängen einer wirklichen Geschichtschreibung über die großen Feldzüge Kaiser Wilhelm's I. So wunderlich diese Behauptung klingen mag, nachdem eine Fülle von Einzelschriften über die deutschen Einigungskriege erschienen ist, nachdem die Mehrzahl der Regimenter in mehr oder minder eingehenden Darstellungen ihren Antheil an jenen Kämpfen niedergelegt hat, nachdem endlich der große Generalstab in seinen trotz aller Anfechtungen immerhin als monumental zu bezeichnenden Werken uns die Geschichte der Feldzüge gegeben hat —

---

[1]) „Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870". Nach amtlichen Quellen und handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitkämpfern dargestellt von Fritz Hönig. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1893.

so wunderlich jene Behauptung klingen mag, so unbestreitbar ist ihre Richtigkeit. Selbst in den kriegsgeschichtlichen Werken über 1866 und 1870/71, in welchen ein lebhaftes, unverkennbares Streben nach Objectivität hervortrat, mußte mit Rücksichten auf Personen und Strömungen gerechnet werden, welche der Enthüllung der vollen Wahrheit ungünstig waren; auch wo keineswegs die Absicht vorlag, die Geschichte zu fälschen, mußte diese und jene Thatsache verschwiegen, diesem und jenem Vorgang ein Mäntelchen umgehangen werden. Daß dem so war, soll für Niemanden ein Vorwurf sein. Man stand einfach vor der Wahl, auf Jahrzehnte hinaus ganz auf das Resultat der sorgfältigen kriegsgeschichtlichen Studien, auf die Drucklegung zu verzichten, oder den Mittelweg einzuschlagen, den der Tact unbedingt vorschrieb, solange die leitenden Personen der weltgeschichtlichen Epoche noch unter den Lebenden weilten.

Fritz Hönig ist einer der Ersten gewesen, welche mit diesem Bann gebrochen haben. Schon seine frühesten kriegsgeschichtlichen Veröffentlichungen — ich erinnere nur an die „Zwei Brigaden" — zeigen einen impulsiven Wahrheitsdrang. Eine scharfkritische Natur, überall dem Wesen der Dinge auf den Grund gehend, bis in die Details zuverlässig, hat er sich in seinen früheren Werken freilich vielfach im Ton vergriffen.

Das vorliegende Werk erscheint mir, dem schäumenden Most jener ersten Arbeiten gegenüber, wie abgeklärter Wein. Mit allen Vorzügen der sonstigen Bücher des Herrn Verfassers, mit dem durchdringenden Blick für das Thatsächliche, der klaren Darstellung, eint sich in ihm eine ruhige, tactvolle Beurtheilung, gleich fern von jedem Versuch des Beschönigens, wie von leidenschaftlichen Angriffen.

Der Feldzug an der Loire, der Kampf zwischen den improvisirten, numerisch starken, an innerem Gehalt schwachen Heereskörpern der französischen Republik und den an Zahl weit unterlegenen, an Leistungsfähigkeit jene thurmhoch überragenden deutschen Truppen ist eine der interessantesten Perioden des großen Kampfes von 1870/71, um so interessanter, als sich zum Ringen der eigentlichen Armeen die Erhebung der französischen Bevölkerung hinzugesellte, die dem Feldzug den Charakter des Volkskrieges gab. Hönig hat unzweifelhaft recht, wenn er voraussagt, daß die Volksheere von heute, beseelt von einem kräftigen Nationalgefühl, auch in Zukunft wieder zu Volkskriegen führen werden; das schönst formulirte Völkerrecht wird daran nichts ändern, denn es bleibt schließlich den erregten Volksleidenschaften gegenüber doch machtlos. Die moderne Kriegsgeschichte kennt für einen derartigen Kampf wenig Beispiele: das Studium des Ringens der zielbewußten deutschen Heeresleitung und Truppenführung gegen die Scharen der Republik ist darum von besonderer Wichtigkeit.

Der erste Band hebt mit der Schilderung der französischen Rüstungen und Operationen bis zum 12. November, den Gegenmaßregeln der deutschen Heeresleitung, der Entsendung des Generals von der Tann gegen Orleans und der Aufstellung der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg an, und geht dann zur Darstellung des Marsches der durch den Fall von Metz verfügbar gewordenen zweiten Armee, des Heerestheils des Prinzen Friedrich Karl, nach der Loire über. Vortrefflich werden hier Geist und Stimmung von Feldherr und Truppe gewürdigt: man glaubte nicht, neuen großen Thaten entgegenzugehen, man rechnete im Allgemeinen darauf, einen leicht zu bewältigenden Widerstand zu treffen; ganz offen wird auch klargelegt, daß die zweite Armee, besonders deren Infanterie, sich damals keineswegs in einem tadelfreien Zustand befand, da die numerisch schwachen Verbände unter der Nachwirkung der langen ermüdenden Belagerung von Metz stark gelitten hatten, und die herangezogenen Ersatzmannschaften noch ungeübt waren. — Der Schilderung der Vorgänge auf französischer Seite bis zum 23. November folgt die Darstellung der gleichzeitigen Operationen der Armee-Abtheilung und der zweiten Armee, denen sich in eingehender, tageweiser Erörterung die Klarlegung der beiderseitigen Maßregeln und der Ereignisse am 24., 25., 26.

und 27. November anreiht. Mit dem Vorabend der Schlacht von Beaune-la-Rolande schließt der Band.

Es ist im Rahmen einer kurzen Anzeige unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Ich kann aber nicht umhin, wenigstens zweier Episoden Erwähnung zu thun, welche in dem Werke eine wesentlich neue Beleuchtung finden. Die eine betrifft die Operationen der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Alle mir bekannten kriegsgeschichtlichen Studien, welche den Loirefeldzug behandeln — mit alleiniger Ausnahme etwa der kleinen Schrift des österreichischen Generalstabsofficiers Razenhofer „Moltke und Gambetta" — haben um die Maßregeln der Führung dieses für die ganze Gesammtheit der deutschen Operationen in jenen Tagen hochwichtigen Heereskörpers eine kleine, hübsche Gloriole gewoben: aus Mangel an gründlichem Studium die Einen, mit bewußter Absicht die Anderen. Die liebenswürdige Persönlichkeit des fürstlichen Heerführers, sein ernstes Streben, nicht zuletzt auch eine gewisse frische Initiative, die sich der Führung der Armeeabtheilung nicht absprechen läßt, und die unter den äußerst schwierigen Verhältnissen, unter denen sie operirte, doppelt anerkennenswerth erscheint, Alles das trug dazu bei, die Thätigkeit der Betheiligten in den officiellen und officiösen Darstellungen in ein falsches Licht zu rücken. Ich selbst habe mich schon vor Jahren eingehender mit einer kritischen Untersuchung der Operationen der Armeeabtheilung beschäftigt und kam damals zu ganz ähnlichen Resultaten wie Hönig, obwohl mir ein viel beschränkteres Material vorlag als ihm. Die Wahrheit ist, daß die Leitung der Armeeabtheilung den ihr von Versailles gegebenen Directiven gerade in den wichtigsten Zeitabschnitten nicht gerecht wurde, daß sie, die ihr unterstellten Truppen aufs Aeußerste erschöpfend, ihre Kräfte in Luftstößen ausgab. Erst nachdem am 27. November Generallieutenant von Stosch die Geschäfte als Chef des Generalstabes bei dem Großherzog übernommen hatte, änderten sich die Verhältnisse.

Noch ungleich interessanter und von allgemein historischem Interesse sind des Herrn Verfassers Mittheilungen über die Entsendung des Grafen Waldersee, des jetzigen commandirenden Generals des neunten Armeecorps, zu Prinz Friedrich Karl.

Die Vorgänge bei der II. Armee nach ihrem Eintreffen der französischen Loirearmee gegenüber hatten den Hoffnungen und Erwartungen des großen Hauptquartiers in Versailles nicht völlig entsprochen. Man hielt eine schnellere Niederwerfung des Gegners politisch für geboten, und wenigstens einzelne der maßgebenden Persönlichkeiten hielten sie auch militärisch für leicht möglich. Die Berichterstattung aus dem Hauptquartier des Prinzen erschien zudem nicht ausreichend genug, um sich ein klares Bild der Sachlage zu gestalten. Da faßte am 24. November der König, ohne Hinzuziehung Moltke's, selbständig den Entschluß, eine Vertrauensperson zum Prinzen zu senden, der ihm täglich berichten sollte, und erkor sich zu dieser, bei den Charaktereigenthümlichkeiten des Prinz-Feldmarschalls höchst difficilen Aufgabe, den damaligen Oberstlieutenant Grafen Waldersee, der neben eingehenden mündlichen Instructionen den ausdrücklichen Befehl erhielt, sich sofort, ohne vorherige Rücksprache mit Moltke, zur II. Armee zu begeben.

Die Weisungen, welche Waldersee durch den König persönlich bekam, seine Entsendung an sich in dieser Form beanspruchen eine ernste Würdigung. Nur allzu sehr ist die Persönlichkeit Kaiser Wilhelm's durch die Wucht der Männer seiner Umgebung, fast möchte man sagen, in das Hintertreffen gerückt worden. Die schlichte Bescheidenheit seiner Natur, die selbstlose, von jeder persönlichen Ehrsucht freie Größe seines Denkens und Fühlens lassen ihn selten hervortreten. Es ist zu einem Schlagwort geworden: „Er hatte die Fähigkeit, für jede Aufgabe die geeignetste Persönlichkeit herauszufinden"; daß er aber diesen Männern seiner Wahl dann auch aus eigener Initiative heraus ihre Aufgaben zumaß, wird allzu wenig anerkannt. Inmitten der Bewunderung für unsere großen Männer kargen wir mit der Bewunderung des größten unter ihnen und finden uns mit der liebevollen Verehrung für den heldenhaften Greis ab.

Aus der Instruction für den Grafen Waldersee geht klar hervor, daß der König die Kriegslage in ihrer Gesammtheit zur Zeit des Eingreifens der II. Armee in die Ereignisse an der Loire richtiger erkannte als seine ganze Umgebung, und anderweitige Aeußerungen des Monarchen, die Herr Hönig beibringt, beweisen, daß er schon früher, ja schon von Sedan ab, in der Beurtheilung der Widerstandsfähigkeit des französischen Volkes treffender war als seine militärischen Berather. Er hatte wiederholt auf die Bildungen der Heere der großen Revolution hingewiesen, denen einst auch von allen Fachautoritäten jeder militärische Werth abgesprochen worden ist; er hatte vor einem ähnlichen Optimismus gewarnt, hatte selbst die Persönlichkeit Gambetta's gewürdigt und war durchaus nicht mit der weit vorgeschobenen Stellung von der Tann's bei Orleans einverstanden gewesen, die denn auch zum unglücklichen Kampf bei Coulmiers führte, dem einzigen größeren Treffen, in welchem deutsche Truppen nicht den Sieg erringen konnten. Jetzt, wo seitens des großen Hauptquartiers wieder auf eine schnelle und durchgreifende Offensive der II. Armee gedrängt wurde, theilte er zwar die Ansicht Moltke's, daß dieselbe wünschenswerth sei, aber verkannte die Schwierigkeiten des sofortigen angriffsweisen Vorgehens gegen die starke feindliche Armee nicht und hielt es vor Allem für erforderlich, sich selbst durch eine Vertrauensperson von der Sachlage unterrichten zu lassen.

Sehr wahr, sagt Herr Hönig, „wenn einst die Geschichte des Großen Hauptquartiers 1870/71 geschrieben werden wird, dann wird das Bild König Wilhelm's allen Menschen von Empfindung und Urtheilskraft noch viel theurer werden, als es schon ist".

Der zweite Band behandelt in eingehendster Weise die Schlacht von Beaune-la-Rolande. Die Art der Darstellung, die der Verfasser wählte, erfordert eine große Breite der Behandlung, aber ich muß besonders betonen, daß dieselbe nie ermüdend wirkt; auch der Nichtmilitär wird die fortschreitende, sich fast dramatisch zuspitzende Handlung mit Interesse verfolgen, dem Soldaten gibt sie eine Fülle des Belehrenden, und Jedem, der sich eingehender mit dem Studium des Kampfes beschäftigt hat, zahlreiche neue Aufschlüsse. Die Berechtigung der herben Kritik, welche hier und dort geübt wird — z. B. an dem Verhalten des Generals von Hartmann —, wird man auch dann nicht bestreiten können, wenn man sie vielleicht in eine etwas mildere Form gekleidet gewünscht hätte. Meisterhaft ist der letzte Abschnitt, der einen operativen Rückblick gibt — ich möchte aus seinem Inhalt besonders auf die Charakteristik der höheren Führer auf deutscher Seite hinweisen.

Eine sehr bedeutsame Erscheinung ist „Der Krieg von 1806 und 1807", bearbeitet von O. von Lettow-Vorbeck[1]); das Werk, welches jetzt bis zum dritten Bande (Der Feldzug in Polen) fortgeschritten ist, zeichnet sich durch Gründlichkeit und Klarheit aus, und zwar nicht nur in der Behandlung der rein militärischen Fragen, sondern auch in der Darstellung der politischen Ereignisse. Aus dem letzterschienenen Bande möchte ich als wichtiges Resultat der neuen Forschung besonders die Feststellung der Thatsache hervorheben, daß Napoleon bis zum Jahre 1813 überraschend geringe Anforderungen an die Wehrkraft Frankreichs stellte, daß er sich keineswegs in dem Grade auf die Volkskraft des eigenen Landes stützte — und stützen konnte, wie man bisher annahm. Weit weniger die großen Heeresmassen waren es, welche ihm seine Siege ermöglichten, als ihre vortreffliche Verwendung, die geniale und rücksichtslose Art seiner Kriegführung und, nicht zu vergessen, die Fehler seiner Gegner, welche sich mit seltenen Ausnahmen nicht von dem überlieferten Schema zu befreien wußten.

Von Herrn Major z. D. Kunz liegt ein neues Heft seiner vortrefflichen „Einzeldarstellungen von Schlachten aus dem Kriege Deutschlands gegen die französische Republik vom September 1870 bis Februar 1871" vor[2]). Ich schätze diese Darstellungen, in denen der Herr Ver-

[1]) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1893.
[2]) Derselbe Verlag.

fasser früher schon den Pariser Ausfall am 2. December, die Kämpfe bei Le Bourget und das Gefecht bei Nuits am 18. December behandelte, sehr hoch. Sie bilden zumal für den jüngeren Officier eine vorzügliche, immer anregende Anleitung und Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte. Auch das jüngst erschienene Heft: „Die Schlacht von Loigny-Poupry am 2. December" zeigt alle Vorzüge der früheren Arbeiten des Verfassers: Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ein richtiges Urtheil über tactische Fragen und eine allgemein verständliche, anziehende Art der Darstellung, die auch dem mit kriegsgeschichtlichen Studien minder Vertrauten die Wege zu ebnen weiß. H. von Zobeltitz.

Denkwürdigkeiten über die Revolution und das Kaiserreich.

Comte Chaptal, Mes Souvenirs sur Napoléon Ier. Paris, Plon. 1893. — Chancelier Pasquier, Mémoires, publiés par le duc d'Audiffret-Pasquier. Paris, Plon. 1893. Vol. I., II., Consulat, Empire, Restauration.

Während der letzten zehn Jahre hat die französische Memoirenliteratur der Revolution, des Kaiserreichs und der Restaurationszeit in fast unerschöpflicher Reihenfolge werthvolle Ueberraschungen und einige Enttäuschungen gebracht. Der Herzog von Fezensac, der General Graf Rochechouart, der Marschall Macdonald, der lustige Reitergeneral Marbot haben die Epopöe des Kaiserreichs beim Schein der Bivouacfeuer von Austerlitz, Eylau, Eßling, Torres-Vedras, der Beresina, Leipzig und Waterloo niedergeschrieben, wobei die Palme des literarischen Erfolges den beim Lampenschein corrigirten und dramatisirten Memoiren von Marbot geblieben ist. Die Royalisten d'Antraigues, Hyde de Neuville, Villèle, de Serro, Barante, Broglie hatten Verschwörungen und Complotte, Staatsactionen, parlamentarische und ministerielle Kämpfe, Siege und Niederlagen zu erzählen. Das Jahr 1893 hat wieder zwei Memoirenwerke gebracht, deren Inhalt, durch Taine gepriesen und theilweise verwerthet, das Lob des großen Historikers rechtfertigt. Die Aufzeichnungen des royalistischen Parlamentariers Pasquier, des letzten Kanzlers von Frankreich, sind auf sechs Bände berechnet, von welchen bis jetzt nur die beiden ersten, den Zeitabschnitt zwischen 1789 und 1814 behandelnden, erschienen. Pasquier's staatsmännische Bedeutung fällt in die Restaurationsperiode und unter die Julimonarchie, deren Minister er gewesen ist. Für die Kaiserzeit citirt ihn Taine unter der Bezeichnung „M. X" und entlehnt ihm viele interessante Züge. So weit jedoch die vorliegenden Bände ein Gesammturtheil gestatten, gereicht es dem Werke Pasquier's nicht zum Vortheil, daß es viel zu weit in die Zeitgeschichte eingreift, und der Herausgeber sich nicht der Mühe unterzogen hat, zahlreich vorhandene und zum Theil unvermeidliche Unrichtigkeiten des Textes in Noten zu verbessern. Chateaubriand, in den „Mémoires d'Outre-Tombe", hat ein ähnliches Wagniß durch die Magie des Talentes verklärt. Pasquier dagegen gesteht selbst, daß ihm die literarische Gewandtheit fehlt, welcher die französische Memoirenliteratur ihre Meisterwerke verdankt.

An dieser Klippe zu großer Weitläufigkeit ist Chaptal nicht gescheitert. Seine künftig ganz unentbehrliche Studie über Napoleon drängt das Bild desselben in ein paar hundert Seiten zusammen, und kürzer noch ist, was der Biograph über seine eigenen, merkwürdigen Schicksale berichtet. Als der Sohn reicher Landwirthe 1756 zu Mende, in der jetzigen Lozère, geboren und der ärztlichen Laufbahn bestimmt, scheiterte Chaptal's Beruf am Entsetzen, das ihn erfaßte, als die vermeintliche Leiche, an welcher er in Montpellier sein Skalpel erprobte, unter dem ersten Schnitt sich zu regen begann. Das Studium der Anatomie wurde von nun an mit dem der Chemie vertauscht; der junge Mann ging nach Paris, verkehrte viel in literarischen Kreisen, verbrach einige Komödien, scheiterte an einer Tragödie und

erhielt 1780 die erste Professur der Chemie zu Montpellier, die der freisinnigste unter den französischen Bischöfen, Dillon, Erzbischof von Narbonne, soeben ins Dasein gerufen hatte. Bis dahin war die Chemie wenig mehr als eine Art von Schwarzkunst gewesen. Der Genius von Lavoisier erhob sie in den nächsten Jahren zu einer Wissenschaft ersten Ranges. Am Vorabend der Revolution, deren blinde Wuth ihn opfern sollte, 1789, erschien des großen Gelehrten „Traité élémentaire de Chimie", und noch im selben Jahre folgten Chaptal's „Elemente der Chemie", deren buchhändlerischer Erfolg nur mit dem des „Socialcontracts" und des „Geistes der Gesetze" sich vergleichen ließ. Seit 1782 fabricirte der junge Gelehrte chemische Producte, die Frankreich bis dahin vom Auslande bezogen hatte, und deren Erzeugung nunmehr der französischen Industrie und Agricultur neue Quellen des Reichthums erschloß. Chaptal, der inzwischen sich verheirathet und königlicher Gunstbezeigungen sich erfreut hatte, war auf dem Wege, ein ungeheures Vermögen zu erwerben, als die Revolution, die ihn mit vollem Recht als „suspect" behandelte, weil er Alles that, um den Convent zu stürzen, seine Befreiung aus ihren Gefängnissen an die Bedingung knüpfte, ihr das Pulver zu fabriciren, mit welchem Europa zur Freiheit gezwungen werden sollte. Chaptal's Erfolge übertrafen alle Erwartungen, aber die Verwaltung war so elend, die oberste Leitung so absurd, daß nach acht Monaten das Pulvermagazin von Grenelle, wie er es längst vorhergesagt, explodirte und eine Unmasse von Vorräthen und über tausend Menschenleben vernichtete. Ohne den bereits eingetretenen Sturz von Robespierre hätte auch Chaptal die Katastrophe mit seinem Kopf bezahlt. Sechs Monate später nach Montpellier zurückgekehrt, trat er sein neues Amt als Reorganisator der altberühmten Facultät mit einer muthigen Huldigung für Lavoisier's Manen an. Er selbst war ruinirt; Assignaten und Maximum hatten sein Vermögen verschlungen. Er schlug den Ruf Washington's nach Amerika, einen anderen der Königin Caroline nach Neapel aus. Seine Stunde kam nach dem 18. Brumaire, als Bonaparte die letzten Kräfte der Nation um sich sammelte. Im November 1800 zum Minister des Innern ernannt, lieferte er dem neuen Gebieter Frankreichs die erste administrative Statistik des Landes, das dieser erobert hatte, aber noch ganz ungenügend kannte. Chaptal bot der Weinproduction die nach ihm „Chaptalisation" genannte Methode, der Textilindustrie die neuesten Hülfsmittel der englischen Erfinder; er baute Canäle und Straßen, organisirte den französischen Exporthandel, reformirte Gefängnisse und Spitäler und begann den Umbau von Paris, als, nach vierjähriger Thätigkeit, eine Laune Napoleon's für die schöne Schauspielerin Bourgoin die Eifersucht seines Ministers erregte. Die Eile, mit welcher der Kaiser das Demissionsgesuch des ihm längst Unbequemen annahm, hat Chaptal nie verziehen. Das Kaiserreich relegirte ihn als Graf von Chanteloup in den Senat, die Restauration in die Pairskammer, und so fand er Zeit, in einem Werke über „Die französische Industrie" die Geschichte der ökonomischen Revolution zu schreiben, aus welcher das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ist. Einer seiner Begründer war Chaptal. Er ließ Andere über politische Theorien streiten, sammelte unter dem angehäuften Schutt der Systeme das Material zum Bau der Zukunft und begründete den Wohlstand kommender Generationen. Sie schulden dem praktischen Gelehrten und philanthropischen Staatsmann ein Denkmal. In der Literatur hat er sich ein solches durch seine Studie über Napoleon gesetzt.

Sie ist geistreich, lebendig, reich an neuen Zügen, nur unparteiisch ist sie nicht, und gerade das hatte des Kaisers entlassener Minister zu sein versprochen. Die Urtheile, die er über Napoleon fällt, stehen mit den Thatsachen, die er berichtet, nicht in Einklang. Behauptungen wie diese, daß der Kaiser keine Anhänglichkeit an seine Familie hatte, das Volk fürchtete, jedes edleren Gefühls unfähig, ein überzeugter Anhänger der Revolution und ein Mensch war, der niemals das Gefühl der Freundschaft einflößte, sind schon deswegen unhaltbar, weil Napoleon's Schwäche für die Seinen ein Grund seines Sturzes wurde, und weil Chaptal selbst

erzählt, wie er das Werkzeug der kaiserlichen Wohlthaten für die Lehrer seiner Jugend und für die Freunde seiner harten Erstlingsjahre war. Ebenso wenig hat der Sieger vom Vendémiaire das Volk gefürchtet oder an die Revolution geglaubt. Er hat vielmehr vom 10. August den Eindruck behalten, daß die Schwäche des beschimpften Königthums das Land der Anarchie ausgeliefert habe, und schon damals geschworen „de ne pas se laisser traiter comme un roi." Politische Revolutionen sind ihm niemals gefährlich erschienen. Allein die Insurrection hungernder Massen, sagte er zu Chaptal, müsse eine Regierung rechtzeitig zu verhindern wissen: besser sei es, sich gegen 200 000 Mann als gegen einen solchen zur Verzweiflung getriebenen Pöbel zu schlagen. Während einer commerciellen Krisis in Lyon gab er 62 Millionen, um die Arbeiter zu beschäftigen, und Chaptal, der ihm jedes Verständniß für die ökonomischen Probleme abspricht, spendet ihm an einer anderen Stelle das eigenthümliche Lob, die französische Industrie durch die Continentalsperre zur Ebenbürtigkeit mit ihrer englischen Rivalin gezwungen zu haben. „Keine gerechte Anforderung auf industriellem Gebiete," fügt er hinzu, „habe den Kaiser jemals ablehnend gefunden." Dagegen nennt er ihn ihren äußeren Einflüssen nur selten zugänglich und knüpft daran die enigmatischen Worte über die Katastrophe des Herzogs von Enghien: „Diejenigen, die man beschuldigt, waren nur die gezwungenen Agenten des Verbrechens; die wahren Schuldigen fanden Mittel und Wege, zu entkommen. Ich habe Alles gesehen." Aber Chaptal sagt nicht, was er gesehen hat, und beschwert die Geschichte mit einem neuen Räthsel.

Pasquier hat die Lösung desselben auf Grund der Abneigung versucht, die Talleyrand ihm einflößt. Seine Darstellung belastet diesen mit der vollen Verantwortung für die Blutthat von Vincennes und stützt sich auf Argumente, die überzeugend genug klingen, vorausgesetzt, daß weder der Leser noch wie es scheint, der Herausgeber, Herzog Audiffret-Pasquier, jemals die Neugierde empfand, den ersten Band der höchst interessanten „Souvenirs" des Baron Barante zu lesen. Dieser berichtet nämlich, wie Pasquier selbst ihm geklagt habe, durch eine Fälschung von Talleyrand's Secretär, Perrey, getäuscht worden zu sein, die vor und nach ihm auch Michaud, Sainte-Beuve, Chateaubriand, d'Haussonville und Andere täuschte. Talleyrand's Antheil am Verbrechen vom 21. März 1804 besteht darin, daß er, als Minister des ersten Consuls, den durch Festnahme des letzten Condé vollzogenen Bruch des Völkerrechts vor Europa rechtfertigte, und daß er, seinem eigenen Geständniß nach, nichts versuchte, um Bonaparte zur Milde zu stimmen, „weil er gewußt habe, daß alle Worte in dieser Beziehung vergeblich sein würden." Das Alles ist schon schlimm genug. Es rechtfertigt aber in keiner Weise die Behauptung, als ob Talleyrand das Leben des Herzogs von Enghien gefordert habe, um von dem begründeten Verdacht des Einverständnisses mit den Royalisten sich zu reinigen. Von einem solchen war er nie weiter entfernt, als in diesen Jahren zwischen dem Abschluß des Concordates und der Begründung des Kaiserreiches.

Dieses Beispiel unter vielen, die sich noch anführen ließen, mahnt zur Vorsicht in Bezug auf die Lectüre von Memoiren. Es gibt keine lehrreichere und anziehendere, vorausgesetzt, daß man im Stande ist, den Erzähler zu controliren. Den scharfen Blick des Südfranzosen Chaptal hat eines Tages die Eifersucht getrübt. Nichts Aehnliches ist Frankreichs letztem Kanzler passirt. Er ist trotzdem unerbittlich für die Sünden und Schwächen der Mitspielenden im großen Drama der Zeit. Dennoch hat Napoleon ihn 1810 dazu vermocht, die Polizeipräfectur zu übernehmen, während Savary, Herzog von Rovigo, an Fouché's Stelle Polizeiminister wurde. Savary, Napoleon's „gensdarme à tout faire", hatte den Herzog von Enghien erschießen lassen: „er kannte kein anderes Gesetz als den Willen des Kaisers," sagt Pasquier. Aber noch stand der Stern des Kaisers hoch und, lieber als auf die Chancen der Zukunft zu verzichten, wurde Pasquier der Untergebene von Savary. Die Geschichte hat das mit dem Leben gemein, daß beide, im rechten Geiste aufgefaßt, eine große Schule der Nachsicht sind.

Lady Blennerhassett.

Die Memoiren Theodor von Bernhardi's.

Theodor von Bernhardi. Jugenderinnerungen, Briefe und Tagebuchblätter. Band I und II. Leipzig, S. Hirzel. 1893.

Ein Militärschriftsteller ersten Ranges, dessen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Toll" ein unentbehrliches Quellenwerk für die Kriegsgeschichte der Jahre 1812—1814 sind, ein Historiker von seltener Schärfe, Vielseitigkeit und gründlichem Wissen, dessen „Geschichte Rußlands" einen hohen Rang unter den Werken einnimmt, in welchen die Geschicke Europa's im 18. und 19. Jahrhundert zur Darstellung gelangt sind, als solchen kannte man Theodor von Bernhardi. Man wußte ihn nicht nur schriftstellerisch, sondern auch praktisch an den großen politischen Transactionen seiner Zeit betheiligt, und wartete seit Jahren auf Mittheilungen und Aufschlüsse über seine Reisen und Missionen im Auslande, in Rußland, das er wie eine zweite Heimath kannte, in Italien und vornehmlich in Spanien, wohin ihn eine geheime Sendung 1869 geführt hatte. Gegenstand der letzteren war nichts Geringeres als die Candidatur Hohenzollern. Ueber diese letztere ist der Schleier noch nicht gelüftet. Harmlose, aber höchst anziehende Reiseerinnerungen aus Spanien schweigen noch über das große diplomatische Geheimniß, das sich vorläufig jeder Mittheilung entzog. Inzwischen ist der als Mensch nicht minder denn als Schriftsteller, Nationalökonom und Historiker merkwürdige Sohn von Sophie Tieck 1887 als Greis von 84 Jahren heimgegangen, und die Pietät des Sohnes, Friedrich von Bernhardi, hat es mit Hülfe eines Freundes übernommen, aus dem reichen literarischen Nachlaß seines Vaters ein Memoirenwerk herzustellen, das in Bezug auf Inhalt dem Besten sich anreiht, was wir überhaupt in Deutschland auf diesem Gebiete besitzen. Freilich, Memoiren im eigentlichen Sinne hat Bernhardi nicht hinterlassen, aber eine Menge von Aufzeichnungen, Notizen, Briefen und Tagebuchblättern, aus welchen es ein Bild seines Lebens herzustellen gelang. Einzelne Abschnitte desselben hat er ausführlich bearbeitet, andere nur skizzirt. Der zweite Band mit der Aufschrift „Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV.", der den Zeitabschnitt zwischen 1834 und 1857 behandelt, ist ein Buch für sich, das sich, nach Art des Verfassers, nicht auf das in Berlin und Petersburg Beobachtete und Erlebte beschränkt, sondern Vieles mit einfließen läßt, was der Titel nicht verräth. Methodische Anordnung, man weiß es, war Bernhardi's Stärke nicht. Auch die Geschichte Rußlands ist mit gänzlicher Verachtung chronologischer Reihenfolge geschrieben worden. Um so besser versteht es Bernhardi, zu beobachten; er war acht Jahre alt als er, noch ein kaum beachtetes Kind, in dieser Kunst schon erfahren war. Damals, im Jahre 1808, brachte ihn seine Mutter zu Frau von Staël in Wien, und die Schilderung, die er von ihr und ihrer Umgebung entwirft, würde einem erfahrenen Beobachter alle Ehre machen. Dieser kritische, scharfe Verstandesmensch, der nichts weniger vertragen konnte als Gefühlsschwärmerei, der die Phrase haßte, und dessen ganze Manneslaufbahn ein harter Kampf war, mit den Verhältnissen, mit den Ideen, mit den Menschen, mit den Dingen, er ist, wie Arthur Schopenhauer, unter dem Bann der Romantik herangereift, aber gleich diesem im Gegensatz zu ihrem phantastischen Spiel, mit der Richtung auf das Positive, Historische, in voller Reaction gegen die begabte Mutter, bei welcher er, statt des sittlichen Ernstes, nach welcher seine Natur verlangte, nur „eine fein entnervende, schwelgende Stimmung, die man kaum eine geistige zu nennen wagt", vorfand. Erst später ist er den Lehrern seiner Jugend, seinem Onkel Tieck gerecht geworden, und hat es dankbar anerkannt, daß sie es waren, die zuerst die patriotische Begeisterung entfachten, welche zu männlichem Ernst gereift, dem Leben und Wirken Theodor von Bernhardi's den höchsten Werth und Inhalt verlieh.

Wie die „Deutsche Rundschau" bereits vor dem Erscheinen dieser beiden Bände Mittheilungen aus denselben hat bringen können, so wird sie demnächst einige weitere Abschnitte folgen lassen aus dem bis jetzt noch ungedruckten Material von Bernhardi's Tagebüchern.

Lothar Bucher.

Kleine Schriften politischen Inhalts. Von Lothar Bucher. Stuttgart, Carl Krabbe. 1893.

In England unterscheidet man seit einem Jahrhundert verschiedene Spielarten der Radicalen, und jedes Zeitalter, jede Wandlung des englischen Verfassungslebens hat neue Spielarten hervorgebracht. Auch wir in Deutschland haben, bei übrigens großer Abweichung von dem englischen Radicalismus, allerhand Arten davon. Eine derselben, und nicht die geringste, ist in Lothar Bucher typisch verkörpert. Wenn man sich diesen Typus vergegenwärtigt, wundert man sich, wie er überhaupt in die Politik hineingekommen ist, und erklärt es sich aus den eigenthümlichen Zusammenhängen des jungen deutschen Staatslebens, das mit seinen freiheitlichen Einrichtungen den Anfang macht. In der That ist diese Art von Radicalen im englischen Staatsleben wohl überhaupt nicht zu finden. Studirlampen-Naturen, und doch eigentlich keine Gelehrten, mit weltentrückten Idealen vom freien Staate, die niemals und nirgendwo Wirklichkeit gehabt haben oder haben werden; daher nach kurzem Anlauf bitter enttäuscht und nun in einer endlosen Ironie alles wirkliche Staatsleben betrachtend, am meisten dasjenige, in dem von den erreichbaren Idealen das Beste verwirklicht ist; so daß von alle dem nichts Positives übrig bleibt als eine fein zugespitzte Feder, die hingebungsvoll dem Dienste eines ganz andersartigen Mannes sich weiht, der ebenso fern steht jenen Idealen wie jener negativen Ironie, spitze Federn und Hingebung aber brauchen kann.

Das Buch über den „Parlamentarismus wie er ist" (1855; zweite vermehrte und verbesserte Auflage 1881) ist neben den mancherlei kleineren Arbeiten Bucher's die eine größere. Sie ist entstanden aus jener Stimmung, die wir eben angedeutet, und aus der Umgebung des fremden Landes, die so oft das Mißbehagen des Emigranten wachgerufen, in dem Falle Bucher's aber wohl ganz besonders das Gefühl des Contrastes gesteigert hat. Aus der Höhe einer demokratischen Romantik wird die englische Staatsentwicklung der letzten Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein wie ein einziger Verfall beurtheilt. Trotz des Verfalles hat dieses Staatswesen einige Vorzüge behalten, auch für Ausländer, und gerade für Ausländer in Zeitläuften, die eben, als das Buch erschien, mit der Hand zu greifen waren. Aber freilich allerhand Neigungen und Interessen entsprach diese bittere Beurtheilung Englands. Sie macht auch heute noch Glück bei uns.

Der Bruder des Verstorbenen, Bruno Bucher in Wien, hat unmittelbar nach dem Tode Lothar Bucher's (October 1892) eine Auswahl der kleineren Schriften gesammelt, die theilweise dem „Preußischen Staatsanzeiger" und amtlichen Actenstücken entnommen sind. Im Vordergrunde stehen auch hier Erörterungen, die sich mit England im Geiste des älteren Buches beschäftigen. Charakteristisch ist der Aufsatz über „Die englische Rede- und Preßfreiheit" (aus dem „Staats-Anzeiger", Jahrgang 1868), welcher in ziemlicher Ausdehnung (S. 113—166) zeigen will, „daß, abgesehen von den Ländern und Zeiten, in denen die Inquisition geherrscht hat, es schwer halten wird, irgendwo anders ein so hartes Preßstrafrecht und eine so willkürliche Handhabung desselben nachzuweisen wie in England." Dagegen ist ein anderes Stück dieser Sammlung „Meine Vertheidigungsrede, die ich nicht halten durfte", nicht im „Preußischen

Staats-Anzeiger" veröffentlicht: sie hat die Anmerkung aus London den 2. März 1850, und diese sagt unter Anderem: „Ich habe mich bemüht, so zu schreiben, wie ich gesprochen haben würde, und zu vergessen, daß ich hier außerhalb der Gewalt meiner Feinde das Gastrecht eines Landes genieße, in dem man ungläubig lächelt, wenn ich erzähle, daß man mir, dem Angeklagten, das Wort versagt hat."

Die Mehrzahl der Aufsätze ist aus dem letzten Jahrzehnt, jedenfalls die umfangreicheren, wie der als selbständige Broschüre in deutscher und französischer Sprache 1881 erschienene Aufsatz über den „Cobden-Club", dann der in der „Deutschen Revue" 1886 veröffentlichte Aufsatz über „Die Vorfahren und der Erbe der Chartisten". Der erstere hat officiösen Charakter und ruft Erinnerungen wach, welche wir lieber begraben sein lassen möchten; sollen sie dennoch wieder aufgefrischt werden, so kann es nicht den Erfolg haben, uns bedauern zu lassen, daß die Zeiten jenes officiösen Thuns und der Art seiner persönlichen Angriffe heute gründlich vorüber sind. — Der Aufsatz über die Chartisten bringt für den Kenner nichts Neues, und das Neue, was er zu bringen hätte, stellt er sich gar nicht zur Aufgabe. Wie denn überhaupt diese Schriftstellerei bei aller formellen Feinheit und theils wirklicher, theils scheinbarer Belesenheit niemals eigentlich den Gegenstand beherrscht, sondern ihn gleichsam nur aus einer einzigen Ecke anfaßt. Manchmal passirt ein Malheur, das ein merkwürdiges Licht wirft auf den Glanz der Polyhistorie, so unter Anderem (S. 218), wo behauptet wird, Adam Smith habe als Gegengift zu seinem „Reichthum der Völker" das Werk „Ueber den Einfluß der sittlichen Empfindungen auf die Handlungen der Menschen" geschrieben — eine Entstellung des Titels, welche zeigt, daß der Verfasser das Werk nicht einmal in der Hand gehabt hat.

Die Entstehung der Volkswirthschaft.

Die Entstehung der Volkswirthschaft. Sechs Vorträge von Karl Bücher, ordentl. Professor an der Universität Leipzig. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.

Ein kleines, aber recht hervorragendes Buch — entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, zumal jenen, die der Verfasser bei Antritt des Lehramtes an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe (October 1890) und an der Universität Leipzig (November 1892) gehalten hat. Durchaus für ein größeres Publicum berechnet und doch streng wissenschaftlich, ja mehrfach Neues und Bedeutsames zu Tage fördernd. Dabei in einer Sprache gehalten, welche in vornehmer Einfachheit und strenger Geschlossenheit die Ansprüche jener engeren und weiteren Kreise erfüllt.

Die hervorragende Bedeutung des Inhalts beruht auf der selbständigen Richtung einer neuen historischen Methode der Nationalökonomie, welche, im Gegensatze zu den bisher im Vordergrunde stehenden ähnlichen Bestrebungen, correcte Logik mit geschichtlicher Forschung verbindet, das historische Material in feste und deutliche Kategorien einordnet, die Rechte der volkswirthschaftlichen Theorie gegenüber der historischen Betrachtung wahrt, statt (wie es in neuerer Zeit mit Talent und Erfolg geschehen ist) Wirthschaftsgeschichte an die Stelle der Wirthschaftswissenschaft setzen, eine durchaus subjective Neigung der Begabung und Arbeitsweise zur allein berechtigten erheben zu wollen.

Auf unsere deutschen Universitätszustände fällt ein keineswegs vortheilhaftes Licht, wenn wir erfahren, daß ein Gelehrter von dem Range Bücher's viele Jahre hindurch von dem längst verdienten Platze an einer deutschen Universität ferngehalten worden ist und hinter einer ganzen Zahl weit unbedeutenderer Fachgenossen hat zurückstehen müssen.

Es sind im Ganzen sechs Vorträge, und zwar: 1. Die Entstehung der Volkswirthschaft; 2. Die gewerblichen Betriebssysteme in ihrer geschichtlichen Entwicklung; 3. Arbeitstheilung und sociale Classenbildung; 4. Die Anfänge des Zeitungswesens; 5. Die sociale Gliederung der Frankfurter Bevölkerung im Mittelalter; 6. Die inneren Wanderungen und das Städtewesen in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung.

Hier nur eine kurze Probe aus dem zweiten Vortrage, welche nicht bloß theoretische Bedeutung für den Redenden hat. Er wendet sich gegen die Vererbungstheorie (S. 166), welche dem Niedriggeborenen zuruft: Laß alle Hoffnung schwinden, Deine körperliche und geistige Verfassung, die Causalkette von vielen Generationen hält Dich am Boden fest! „Ich brauche nicht auszuführen," fährt hier Bücher fort, „wie sehr die Consequenzen dieser neuen Lehre unserem sittlichen Bewußtsein, unserem Ideal der socialen Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen. In dem Stadium der unbewiesenen These, in welchem sie sich zur Zeit befindet, wird sie schon durch die Beobachtung hinfällig, daß innerhalb einer einzigen Generation der ganze Weg vom Nullpunkt bis zum Höhepunkt der modernen Cultur, vom Fuße bis zur Spitze der socialen Leiter zurückgelegt wird und umgekehrt. Man muß sich eigentlich wundern, daß eine solche Lehre in einem Volke entstehen konnte, das unter seinen Geistesheroen einen Luther zählt, den Sohn eines Bergmannes, einen Kant, den Sohn eines Sattlers, einen Fichte, den Sohn eines armen Dorfleinwebers, einen Gauß, den Sohn eines Gärtners — um von vielen Anderen zu schweigen . . . Es gibt eine alte Anekdote von einem Cardinal, dessen Vater die Schweine gehütet hatte, und von einem adelsstolzen französischen Gesandten. In einer schwierigen Unterhandlung, in welcher der Cardinal mit Geschick die Interessen der Kirche vertrat, ließ sich der Gesandte hinreißen, Jenem seinen Ursprung vorzuwerfen. Der Cardinal antwortete: „Es ist richtig, daß mein Vater die Schweine gehütet hat; aber wenn Ihr Vater die Schweine gehütet hätte, so würden Sie sie auch hüten." Diese kleine Erzählung hat vielleicht besser ausgesprochen, als eine lange Auseinandersetzung es vermöchte, was die Beobachtung vieler Generationen bestätigt hat, daß Tugenden, welche die Väter emporbringen, sich nicht in der Regel auf Enkel und Urenkel fortsetzen, und daß, wenn der Beruf sich auch forterbt, doch die Fähigkeit zu seiner Ausübung schwindet. Jede Aristokratie, mag sie Besitz- oder Berufsaristokratie sein, entartet im Laufe der Zeit, wie die Pflanze entartet, die in zu üppigem Boden wächst . . . Wenn die Geschichte Etwas eindringlich lehrt, so ist es das: ein Volk, das aus der frischen Quelle ursprünglicher Körper- und Geisteskraft, die in den unteren Classen strömt, sich nicht mehr zu erneuern vermag, von dem gilt, was Niebuhr einst sagte — das Mark ist ihm ausgenommen, es ist unrettbar dem Verfall geweiht." —

Dies sei eine Andeutung des Gedankenganges und der Behandlungsart. Es sei ein Vorgeschmack von dem Uebrigen, das viele Leser finden möge.

Also für das neue Büchlein besten Erfolg! Jedoch für die Verlagsbuchhandlung eine kleine Bemerkung. Ein Buch ungeheftet der Oeffentlichkeit zu übergeben, ist eine heutigen Tages auch im deutschen Buchhandel veraltete Unsitte, ein Rest jener Sparsamkeit, durch welche die deutsche Industrie einstmals auf den verschiedensten Gebieten ihrem Namen in der Welt so sehr geschadet hat.

o. **Gedichte** von D. Saul. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Aus dem Schwabenland kommt diese Sammlung, und manch' ein Klang darin zollt dieser Lieblingsstätte deutscher Lyrik Lob und Preis; aber der Dichter ist ein Hesse, der seiner „Eigenart" treu geblieben und auf der ersten Seite sich männlich zu ihr bekennt. Wie jener Knabe, den der Kellermeister vom Johannisberg zum Fürstbischof von Fulda sendet, daß er den Bescheid zur Lese hole, der aber unterwegs im Goldnen Stern zu Schlüchtern hängen bleibt und betrübt erst im November heimkehrt. Doch die Verspätung hat dem Weine wohlgethan: er gibt jene hochgebenedeite „Johannisberger Auslese", die der Dichter in markigen Strophen feiert. Aehnlich haben seine Gedichte den Duft der Reife, wie Trauben, die man nicht zu frühe vom Spalier nimmt: auch sie sind „Auslese". Die Süße des Lebens, des Lichtes und der Sonne sind darin, aber auch der Wurzelgeschmack des Bodens, auf dem sie gewachsen. Für jede Stimmung der Natur und der Menschenseele hat dieser Dichter ein feines Empfinden und einen melodischen Ausdruck; jedoch alle Wonnen des Frühlings, der Jugend und der Liebe täuschen ihn nicht über den Ernst, der dicht hinter diesen lachenden Erscheinungen steht, und er ergreift uns am Tiefsten da, wo er auf sie diesen Schatten fallen läßt, wie z. B. in dem rührend schönen Gedicht auf den Tod seiner Mutter oder dem von den beiden Tannen, deren eine zum Weihnachtsbaum, deren andere zum Sarge bestimmt ist:

So die Tannen beid' im tiefen Hage
Tauschen ihr Frohlocken, ihre Klage;
Bis zu einem Liede sich verweben
Sterbesang und froher Sang zum Leben.

Moderner Pessimismus hat dem Dichter darum seiner Ideale nicht zu berauben vermocht: er hält fest an den Wahrheiten, die Trost auch dann noch verleihen, wenn man gleich nur unter Schmerzen an sie glauben kann. Männlich — wir gebrauchen das Wort noch einmal — ist sein Gesang; männlich auch darin, daß er die Dinge beim rechten Namen nennt. Ganz ausgezeichnet in dieser Hinsicht sind die „Stachelreime", in denen er, bald mit witziger Anspielung, bald mit der gehörigen Deutlichkeit die ästhetischen Verirrungen der Zeit geißelt:

Er säuselt nicht, der heut'ge Musenjünger,
Statt in die Leyer greift er in den Dünger.

Unter allen neueren Dichtergaben hat uns diese von Saul den erfreulichsten Eindruck gemacht.

o. **Das Kernerhaus und seine Gäste.** Von Theobald Kerner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1894.

Der Hauch einer anderen, harmloseren, wenn wir nicht sagen wollen, besseren, poetischeren Zeit weht um dieses alterthümliche Haus am Fuße der Weibertreu mit seinen tausenderlei Reliquien, um diesen Berggarten, mit seinem Thurm, in dem Lenau gedichtet, und dem Epheu daran, den Uhland gepflanzt. Viele Gäste, deren Namen dem Herzen des deutschen Volkes theuer sind, Fürsten und Dichter, Männer und Frauen, die berühmtesten des Jahrhunderts, haben hier geweilt und von allen haben sich Erinnerungen erhalten, die mit der an das Leben des unvergeßlichen Justinus Kerner auf das Innigste verknüpft sind und dem Aufenthalt in Weinsberg noch heut einen eigenthümlichen Reiz, den leisen, süßen Blumengeruch einer schönen Vergangenheit geben. Stiller geworden ist es an dieser einst so wirthlichen Stätte; doch ist sie noch immer ein Poetenheim, in dem, mit all seinen Schätzen rings umher, des trefflichen Vaters trefflicher Sohn Theobald waltet. Einer der letzten, der sich mit Glück im Tone der Schwäbischen Schule versucht hat, ist er der pietätvolle Hüter des Kernerhauses geworden, dessen Geschichte von 1822, dem Jahre seiner Erbauung, bis 1862, dem Todesjahre des Erbauers, in vorliegendem Buch er gar anmuthig erzählt. Man wird es nicht lesen können, ohne selbst ein wenig in die Stimmung zu kommen, die der Verfasser „zum Eingang" andeutet: „ich habe sein (des Vaters) Haus treu bewacht, erhalten, festlich geschmückt, als erwarte ich ihn von einer langen Reise zurück. Da er aber so lange ausbleibt, habe ich im Heimweh nach ihm mich zurückversetzt in die Zeit vor dreißig, fünfzig, siebenzig Jahren, da er noch dem Hause Leben und Poesie gab, und habe diese meine alten Erinnerungen niedergeschrieben." Wir sind ihm dankbar dafür, ebenso wie für die Bildnisse Justinus Kerner's und derjenigen seiner Gäste, die zugleich seine Heimaths- und Sangesgenossen waren.

v. **Studien zur Literaturgeschichte.** Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1893.

Der gefeierte Münchener Lehrer hat vor drei Jahren leider, und der Fernerstehende muß hinzufügen: unbegreiflicherweise, dem Katheder entsagt. Dieser Band bringt ihm nachträglich ein literarhistorisch-familienhaftes Valet, nicht auf Eine Methode gestimmt, sondern in allerlei Weisen, wie die Extensivität der auch in die neulateinische Renaissance und romanische Länder, nach England und Skandinavien führenden Studien für die Vielseitigkeit des Meisters selbst Zeugniß ablegt. Einiges scheint rasch beigesteuert zu sein, das Meiste ist solide Arbeit, worin die Mehrzahl auch die Mitte zwischen Trockenheit und Prunk findet. Unzünftige Literaturfreunde mögen die altspanische Homerübersetzung liegen lassen und mit J. Elias die Dolmetschversuche Regis' an Shakespeare betrachten, alle werden die sicheren Ergebnisse Witkowski's für Kunstauffätze des jungen Goethe der folgenden Predigt über Schiller's „Künstler" vorziehen. Aber wo bleiben Bernays' eigene Abhandlungen?

v. **Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit.** Von Heinrich Düntzer. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Die arme Friederike war voriges Jahr das Opfer sogenannter sensationeller Enthüllungen geworden, deren ungeheure Betriebsamkeit und Detectivegeist nur wenige Menschen beirren konnte. Der nimmermüde Nestor am Rhein macht nun den Ritter und Retter, mit guten positiven Kenntnissen von Alters her ausgerüstet, minder glücklich in der Combination und

in der Darstellung. So zeugt in dieser Literatur ein Buch das andere.

ε. σ. **Theatergeschichtliche Forschungen.** Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1891 bis 1893. I—VII.

Der Bonner Professor und Schröder-Biograph ist heute neben J. Bolte und W. Creizenach unstreitig der beste Kenner der deutschen Bühnengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts und zur Leitung eines theaterhistorischen Unternehmens sehr berufen. Auch werden Viele sich gern von dem ewigen Bereden des Modernsten einmal in die Hallen der Vergangenheit zurückziehen. Gisbert v. Vincke (VI) vertritt in edelpopulärer Weise das Reich Shakespeare's und vergegenwärtigt u. A. die letzten Größen der Londoner Bretter. Der völligen Drucke oder langen Berichte von Bearbeitungen des Götz v. Berlichingen wird es nachgerade zu viel (II); wer, namentlich als Leser der „Schriften der Goethe-Gesellschaft", das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung (I) in die Hand nimmt, muß mit etlichen Ungenauigkeiten rechnen. Sehr interessant ist Werner's Ausgabe des Laufner Volksschauspiels vom Don Juan (III) wegen der vielen edlen und gemeinen Fäden, die darin seit dem 17. Jahrhundert verschlungen sind, und wegen der, nur etwas breit gerathenen, Einleitung über die ganzen Salzburgischen Spiele. Hanswurst's Witze mit dem alten Einsiedler — dem „kalten Leimsiederere" — hat noch Brentano im Märchen copirt. Das „Krätisuf" in den schablonenmäßig eröffnenden Alexandrinern soll natürlich Gradivus heißen und Mars bezeichnen. Die Darstellung der Jesuitencomödien (IV) scheint uns an Einseitigkeit der Betrachtung zu kranken, während Harms (V) das alte Casseler Theater und den Fortunat wieder lebendig macht. Bolte's, auch für den Schelmuffsky-Reuter wichtige, Ausgabe der Singspiele der englischen Comödianten und ihrer Nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien (VII) ist mit all' der unermüdlichen Beflissenheit und tadellosen Genauigkeit gemacht, die wir schon lange an diesem Berliner Forscher bewundern.

πϱ. **Essais de littérature contemporaine** par Georges Pellissier. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1893.

Georges Pellissier ist eine trockene, leidenschaftslose, fast ein wenig philisterhafte Natur. Mit kühler Objectivität tritt er an die Erscheinungen der Literatur heran, durch die farblose Brille des Verstandes betrachtet er sie, sein Herz schweigt, und zweifelsohne wird er ihnen darum gerechter, als es ein mehr subjectiv veranlagter Geist vermöchte. Aber dieser Mangel an eigenem Fühlen gibt andererseits seiner Kritik etwas Starres und Todtes; nirgendwo bricht der sonnige Strahl der Sympathie durch und verleiht diesem oder jenem Urtheil die Wärme inneren Lebens. Dies trat schon zu Tage in des Verfassers kritischem Erstlingswerk „Le mouvement littéraire au 19ième siècle", das von der Akademie mit einem Preise ausgezeichnet wurde; noch klarer und schärfer wird es empfunden in seinem neuen Buche, welches ausschließlich die französische Literatur der Gegenwart behandelt. Es ist bezeichnend, daß seine Arbeit über Zola mit das Beste im Buche ist; Zola ist eine in sich fertige, abgeschlossene Persönlichkeit, die der Hauptsache nach schon der Geschichte angehört. Dagegen bietet verhältnißmäßig wenig der Schlußaufsatz „L'évolution actuelle de la littérature". Soweit der Verfasser mit dem Verstande kommen kann, dringt er vor, und er findet manches richtige Urtheil und manche treffende Bemerkung über die neue idealistische Bewegung in Frankreich. Aber er steigt nicht hinab zur dämmernden Tiefe, wo die verborgene Quelle sprudelt; dahin fehlt ihm der allein sichere Führer, das Gefühl.

γ. **Gaspard von Coligny.** Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit. Von Erich Marcks. I. 1. Mit dem Portrait Coligny's (und Facsimile) in Lichtdruck. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Ein jüngerer, durch einige sorgfältige Specialuntersuchungen gut eingeführter Gelehrter, der zu Anfang 1893 als Nachfolger v. d. Holst's nach Freiburg i. Br. berufene Dr. Erich Marcks, unternimmt mit vorliegendem Werke den Versuch, anstatt der „leichtgezimmerten und anmuthigen Darstellungen", die wir bis jetzt (abgesehen von Delaborde's trefflichem Gaspard de Coligny) haben, eine wirkliche Geschichte des großen Hugenottenführers zu setzen. Eine solche Geschichte muß bei der Bedeutung, die Coligny gehabt hat, ohne Weiteres eine Geschichte Frankreichs in den Jahren 1559—72 schlechtweg sein, wenn auch der biographische Gesichtspunkt der beherrschende bleibt. So hat Marcks seine Aufgabe auch von vornherein aufgefaßt. Ein abschließendes Urtheil läßt sich über das Buch, von dem, wie es scheint, höchstens der vierte Theil bis jetzt vorliegt, noch nicht fällen; aber schon jetzt sieht man wohl, daß Marcks mit gründlichen Vorstudien an seinen Stoff herangetreten ist und ihn nach der sachlichen, wie nach der persönlichen Seite emsig und erfolgreich durchforscht hat. Namentlich ist der Theil des Buches, der über die politische und sociale Lage Frankreichs beim Tode Heinrich's II. handelt, eine überaus lehrreiche und gediegene Arbeit. Der Stil des Verfassers ist klar, oft schön; Coligny's Persönlichkeit tritt gegen den Schluß des Bandes mehr und mehr, wie das der Sache entspricht, in den Vordergrund; daß sein Uebertritt zum Calvinismus politischen Gründen gar nicht entsprungen sein kann, wird mit Recht nachdrücklich betont. Seit Franz' II. Tod „packte er die Dinge mit gestaltender Hand als Staatsmann und als Führer; er begann seinen Kampf um die Zukunft Frankreichs". Gerne folgen wir ihm auf diesen Bahnen an der Hand seines Biographen auch fernerhin nach.

μ. **Führer durch Pompeji.** Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts verfaßt von August Mau. Mit 22 Abbildungen und einem Plane der Stadt. Neapel, F. Furchheim. 1893.

Der Name August Mau ist mit der Pompejiforschung der letzten Decennien aufs Innigste

verwachsen. Wir besitzen in diesem Gelehrten nicht nur den weitaus gründlichsten Kenner der alten Stadt, sondern wir verdanken ihm für die wissenschaftliche Erkenntniß derselben geradezu schöpferische Leistungen, wie die „Geschichte der decorativen Wandmalerei". Selbstverständlich bietet daher das vorliegende Büchlein dem gebildeten Reisenden die denkbar gediegenste Führung. Dabei liegt der überreiche Stoff in knappster, aber sehr praktischer Fassung vor. Durch Unterschiede des Druckes ist sowohl auf die beschränktere wie auf die ausgiebigere Zeit des Besuchers Rücksicht genommen. Die Abbildungen erheben (mit Ausnahme des schönen Zeuskopfes vor dem Titel) keinen besonderen Anspruch und erscheinen ziemlich willkürlich gewählt; doch werden einige reconstruirte Aufrisse von Gebäuden nützlich sein. Die Sprache ist durchweg streng sachlich und erstrebt keinen äußeren Schmuck. Man will sich nirgend zwischen den Beschauer und seinen Gegenstand drängen, sondern nur vermitteln; gelegentliche Kunsturtheile beschränken sich meist auf ein Beiwort; die nähere Erläuterung der einem Wandgemälde zu Grunde liegenden Sage auf S. 79 steht ganz vereinzelt da. — Der Umstand, daß die kleine Schrift „auf Veranlassung des K. Deutschen Archäologischen Instituts" erschienen ist, verleiht ihr noch eine gewisse symptomatische Bedeutung, als erster Frucht der Fachgelehrsamkeit, welche das genannte Organ dem größeren Publicum in dieser Form zugedacht hat. Es wäre in hohem Grade erfreulich, wenn dem einen Schritte noch andere in der gleichen Richtung folgen sollten. Bezeugen doch bereits die für eine stets wachsende Zahl von Lehrern eingerichteten archäologischen Curse in Deutschland wie nach den classischen Ländern, daß unser Reichsinstitut gewillt ist, auf einem der anziehendsten und wichtigsten Gebiete der humanistischen Bildung in immer weiterem Umfange die directe Führung zu übernehmen.

ly. **Das rumänische Königsschloß Pelesch.** Herausgegeben von Jacob von Falke. Wien, Karl Gerold.

Von der märchenhaften Waldresidenz des Königs von Rumänien, früher Sinaïa genannt, war schon mancherlei Kunde gekommen. Dichter und Künstler hatten in dem Hause der königlichen Dichterin Carmen Sylva gastliche Aufnahme gefunden und Vieles zu erzählen gewußt. Jetzt liegt die Veröffentlichung vor uns in einem Prachtbande, mit 25 Radirungen und 38 Holzschnitten geschmückt, unter der Leitung und mit Text von Jacob von Falke in den Kunstwerkstätten von Wien entstanden. Wir sehen, wie in dem unwirthlichen Waldthale des Baches Pelesch das alte Kloster Sinaïa zur Sommerfrische des fürstlichen Paares hergerichtet wird, wie dann am Fuße des Klosters auf einem mühsam gewonnenen Gelände das neue Königsschloß sich erhebt, das 1883 eingeweiht wurde. Der kundige Führer geleitet uns durch alle von der Kunst reich geschmückten Räume, in denen das beste Können der Gegenwart und die Schätze der Vorzeit, der Baustil der deutschen Heimath des Fürsten und des nahen Orientes sich begegnen. Die Holzschnitte geben in präciser Form die einzelnen Bauten und ihre vorzüglichsten Ornamente, die Radirungen bringen die malerische Wirkung der einzelnen Gemächer und des Schlosses in seinem Zusammenhange mit der Umgebung zur fesselnden Erscheinung. Was uns dieses Buch noch über die persönliche und malerische Wirkung hinaus kostbar macht, ist der Umstand, daß es ein wahres Document jener Kunstperiode ist, die wir als neue deutsche Renaissance bezeichnen und jetzt einigermaßen abgeschlossen haben. Die Architekten von Wien, die Tischler von Mainz und Hamburg, die Schlosser von Berlin, die Glasmaler von München, alle haben ihr Bestes gegeben, in einheitlicher Form, getragen von der wahrhaft fürstlichen Gesinnung des hohen Bauherrn. Außen und innen ist dieses Schloß, das den Namen Pelesch erhielt, gleichartig und harmonisch gestaltet, wohl der einzige Bau unserer Zeit, der vollständig in diesem Formenkreise steht. Als leichte Erweiterung nach dem Orient hin ist ein Saal und ein Rauchzimmer in morgenländischen Formen angefügt. Von den künstlerischen Zielen des Baues und der Art seiner Entstehung geben im Text die vielfach citirten Aufzeichnungen Carmen Sylva's ein poetisch verklärtes Bild. *o.* **Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Erster Theil: Englisch-Deutsch. Große Ausgabe. Bearbeitet von Prof. Dr. Ed. Muret. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1891, ff.

Von diesem, auf etwa dreiunddreißig Lieferungen berechneten ersten Theil des großen Werkes liegen bis jetzt zehn vor, und nach eingehender Prüfung und Benutzung, so weit es reicht, dürfen wir von ihm das Beste sagen, was von einem Wörterbuch überhaupt gesagt werden kann, nämlich: daß es uns nirgends im Stiche gelassen hat. Daß dies mehr ist, als auf den ersten Blick scheinen mag, wird jeder Sachverständige bezeugen: denn um ein Wörterbuch auf der Höhe der Zeit zu halten, bedarf es einer Arbeit, die dieser unausgesetzt folgt. Man braucht nur ein Lexikon, das vor zwanzig, dreißig Jahren erschienen ist, mit diesem zu vergleichen, um den Unterschied zu bemerken; tausend neue Wortbildungen oder neue Bedeutungen alter Worte finden sich hier, die dort fehlen. Der sprachbildende Geist schreitet überall fort mit der fortschreitenden allgemeinen sowohl als nationalen Entwicklung, und in der letzteren Hinsicht ist der englische Sprachschatz noch viel reicher als jeder andere, weil er auch alle Besonderheiten des anglo-amerikanischen umfaßt. Diesen vornehmsten Aufgaben wird Muret's Wörterbuch gerecht, und fügen wir noch hinzu, daß es die Schwierigkeit der Aussprache nach dem Toussaint-Langenscheidt'schen System sehr glücklich löst, durch Uebersichtlichkeit innerhalb der einzelnen Artikel sich auszeichnet und, wo sie nothwendig sind, orientierende Sacherklärungen gibt, so wird man nicht anstehen, dem Unternehmen einen guten Fortgang zu wünschen und seinem Abschluß mit Vertrauen entgegenzusehen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Die Fleisch-Theuerungspolitik der deutschen Städte beim Ausgange des Mittelalters. Von Dr. Georg Adler. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1893.

Avenarius. — Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland.

Baumgarten. — Historische und politische Aufsätze und Reden. Von Hermann Baumgarten. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks. Straßburg, Karl J. Trübner. 1894.

Brode. — Adressbuch des gesammten deutschen Adels. I. Lfg. 1. Heft: Ostpreussen und Westpreussen. Herausgegeben von August Brode. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers. 1894.

Bulle. — Die italienische Einheitsidee in ihrer literarischen Entwicklung von Parini bis Manzoni. Von Oskar Bulle. Berlin, Paul Hüttig. 1893.

Busse. — Stille Geschichten. Von Carl Busse. München, Dr. E. Albert & Co.

Desjardins. — De la liberté politique dans les états modernes. Par Arthur Desjardins. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1894.

Dessoir. — Geschichte der neueren deutschen Psychologie von Max Dessoir. I. Band: Von Leibniz bis Kant. Berlin, Carl Duncker. 1894.

Ehlers. — An indischen Fürstenhöfen. Von Otto E. Ehlers. Mit Illustrationen. Zweiter Band. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1894.

Errera. — Les juifs russes, extermination ou émancipation? Par Léo Errera. Avec une lettre-préface de Th. Mommsen. Bruxelles, C. Muquardt. 1893.

Falke. — Der Kuß. Ein Capriccio von Gustav Falke. München, Dr. E. Albert & Co.

Falke. — Harmlose Humoresken von Gustav Falke. München, Dr. E. Albert & Co. 1894.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. VI. (Doppel-) Band: Shakespeare. Von Alois Brandl Dresden, L. Ehlermann. 1894.

Geiger. — Duft, Farbe, Ton. Gedichte von Albert Geiger. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung (Liebermann & Co.)

Graberg. — Die Erziehung in Schule und Wertstätte Von Friedr. Graberg. Zürich, Orell Füßli. 1894.

Greif. — Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel von Martin Greif. Leipzig, E. F. Amelang's Verlag. 1894.

Hamon. — Psychologie du militaire professionnel. Par A Hamon. Cinquième mille. Paris, Bureaux de la Revue socialiste. 1894.

Hartmann. — Am römischen Grenzwall. Altgermanische Erzählungen von Hermann Hartmann. Minden i W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1894.

Hartmann. — Die Reform des medicinischen Unterrichtes. Gesammelte Abhandlungen von Dr. Lothar Hartmann. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung. 1894.

Heermann. — Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Heermann. Dresden, Oscar Damm. 1893.

Heinemann. — Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses von Dr. Lothar von Heinemann. Erster Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894.

Held. — Don Juan's Rathskellerkneipen. Eine feuchtfröhliche Weinmär. Berlin, Fresko-Verlag. 1894.

Held. — Tanhusaere recidivus und andere Gestalten. Von Franz Held. Berlin, Fresko-Verlag. 1894.

Hoeper. — Gute schlechte Menschen. Novelle von Viktor Hoeper. München, Dr. E. Albert & Co.

Küchler. — Die Faustsage und der Goethe'sche Faust. Von Carl Küchler. Leipzig, Gustav Fock. 1893.

Landmann. — Die Mehrheit geistiger Persönlichkeiten in einem Individuum. Eine psychologische Studie von Dr. S. Landmann. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1894.

Suttner. — Es Löwos. Eine Monographie von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Suttner. — Phantasien über den „Gotha". Von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Tolstoi. — Das Nichtsthun. Von Graf Leo N. Tolstoi. Mit Genehmigung des Verfassers etc. übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Otto Janke.

Tolstoi. — Das Reich Gottes in uns. — Eine russische Rekrutenaushebung. — Das Nichtsthun. Von Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. München, Dr. E. Albert & Co.

Treulich. — Wunderliche Fragen. Ein Räthselbuch von Dr. Treulich. Prag, Fr. Haerpfer. 1893.

Un épisode de l'expansion de l'Angleterre: Lettres au Times sur l'Afrique du Sud, traduites avec l'autorisation spéciale du Comité de rédaction du Times par le colonel Baille. Paris, Armand Colin.

Vetter. — Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Jena, Gustav Fischer. 1894.

Wagner. — Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Von Johannes Freiherr von Wagner (Joh. Renatus). Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1893.

Walcker. — Die Judenfrage, vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. Von Dr. Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1894.

Waldmann. — Lenz in Briefen von Dr. Franz Waldmann. Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1894.

Walloth. — Es fiel ein Reif ....! Von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weismann. — Die Allmacht der Naturzüchtung. Eine Erwiderung an Herbert Spencer. Von August Weismann. Jena, Gustav Fischer. 1893.

Westermann. — Heldenlieder. Von Albert Westermann. Zürich, Hofer & Burger. 1893.

Wichert. — Die Lebenskraft. Vortrag von Rudolf von Wichert. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1893.

Wickenburg. — Tiroler Helden. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1893.

Wilczek. — Historische Genrebilder vom Mittelmeere. Marinegeschichtliche Skizzen von Eduard Graf Wilczek. Wien, Carl Konegen. 1894.

Winderlich. — Krauser Krimskrams. Märchen und Geschichten für „große Kinder". Von Carl Winderlich. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Winter. — Lieb und Leid. Gedichte von Gotthard Winter. Meißen, C. E. Klinckicht & Sohn. 1894.

Wohlwill. — Hamburg während der Pestjahre 1712 bis 1714. Von Prof. Dr. Adolf Wohlwill. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1893.

Wolf. — Gesammelte musikalische Aufsätze von William Wolf. Stuttgart, Karl Grüninger. 1894.

Wolff. — Novellen von Franz Wolff. Leipzig, Oswald Mutze. 1894.

Wothe. — Auf Ruinen. Roman von Anny Wothe. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1894.

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau. 1893.

Ziegler. — Friedrich Theodor Vischer. Vortrag, gehalten im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg von Theobald Ziegler. Stuttgart, J. G. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1893.

Ziegler. — Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie, ihr Verhältniß dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Zugleich ein Beitrag zur wissenschaftlichen Kritik der Theorien der der zeitigen Socialdemokratie. Von Heinrich Ernst Ziegler. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1894.

Zix. — Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. Mit Einleitung und biographischen Notizen versehen von O. Zix. Mit 135 Handschriften-Facsimiles. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1893.

Zur Psychologie des Grossen Krieges. Von E. von B.-R. I. Arcole. Studie aus den Lehrjahren eines grossen Generals. II. Ein Krieg ohne Chancen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1893.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.78

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY